14 DAYS
BOOK

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

W. Kroll.

Hundertfünfundzwanzigster Band.

Dreiunddreissigster Jahrgang 1905.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE KLASSIKER.

LEIPZIG 1906.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des hundertfünfundzwanzigsten Bandes.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet
von

Conrad Bursian

herausgegeben
von

W. Kroll.

Dreiunddreissigster Jahrgang.

1905.

Mit den Beiblättern:

Bibliotheca philologica classica
Jahrgang XXXII (1905).

Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde.
Jahrgang XXVIII (1905).

Der ganzen Reihe

Band 125 bis 128.

Erstes Heft.

Band CXXV Seite 1—112.

Leipzig.

O. R. Reisland.

Karlstrasse 20.

Der Subskriptionspreis des „Jahresberichtes" (jährlich erscheinen 12 Hefte) [be]trägt netto 32 Mk., derselbe erlischt vier Wochen nach Erscheinen des ersten [He]fte[s] und kostet der Jahrgang dann netto 36 Mk.

E[i]ne V[e]rpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, [ni]c[ht] verl[a]ngter R[e]zensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung [de]r [R]ezen[si]o[ns]exemplar[e] findet nicht statt.

Ausgegeben Ende April 1905.

INHALT:

Erste Abteilung.

Andauernde Kränklichkeit des

Herrn Professor Dr. L. Gurlitt

hat die unterzeichnete Verlagshandlung veranlasst, die Redaktion des **Jahresberichtes** vom 124. Bande an Herrn Professor Dr. W. Kroll allein zu übertragen.

Auch an dieser Stelle sei Herrn Professor Dr. **L. Gurlitt** für seine treue Mitarbeit bestens gedankt.

Leipzig, im April 1905.

O. R. Reisland.

Bericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen und römischen Metrik von 1898 bis Anfang 1903.*)

Von

H. Gleditsch
in Berlin.

Die neuen Funde auf Stein und Papyrus, welche das letzte Jahrzehnt gebracht hat, sind auch den metrischen Studien zugute gekommen, teils direkt durch Bereicherung unserer Quellen für die Kenntnis der antiken Metrik, teils indirekt durch Anregung zu erneuter Untersuchung des bereits vorhandenen Materials. Das schon im vorletzten Berichte (LXIX. Bd. S. 220 ff.) erwähnte mit vollständiger Notierung erhaltene Seikiloslied aus Tralles hatte eine Menge von Aufschlüssen wichtiger Art über metrische und musikalische Fragen gebracht und zur Bestätigung früher nicht genügend beachteter oder unrichtig gewürdigter Messungen geführt und wesentlich dazu beigetragen, richtigere Anschauungen über ein umfangreiches Gebiet melischer Metrik herbeizuführen. Es folgten sodann die delphischen Hymnen und das Grenfellsche Lied, die wichtige Aufschlüsse über die Metrik der hellenistischen Zeit gaben und früheren Vermutungen zur Bestätigung dienten. Ein im J. 1898 veröffentliches Stück aus einer rhythmischen Schrift des Aristoxenos brachte über das Verhältnis des sprachlichen Rhythmizomenon zur strengen rhythmischen Formel wertvolle Belehrungen, deren Tragweite noch nicht völlig zu übersehen ist.

Von hervorragendster Bedeutung aber wurde der wiedergefundene Bakchylides. Die metrischen Probleme, die er stellte, fanden größtenteils eine ausgezeichnete Lösung schon in der ersten Ausgabe von F. Blaß (1898), in der O. Schroeder wegen der Behandlung der Metra mit Recht „ein wissenschaftliches Ereignis“ sah. Blaß brachte hier die bereits vor vielen Jahren von H. Weil empfohlene und begründete Messung der

*) Abgeschlossen am 8. Februar 1904.

choriambisch-iambischen und glykoneischen Metra unter dem Namen κατὰ βακχεῖον εἶδος zur Geltung und führte für die als Daktyloepitrite geltenden Strophenformen, das κατ' ἐνόπλιον εἶδος, die sechszeitige Messung, die er selbst und Friedrich Hanssen früher vergeblich empfohlen hatten, jetzt unter eingehender Begründung durch. Ihm folgte O. Schroeder in seiner Pindarausgabe, in der er die neue Theorie insbesondere der enoplischen Strophen praktisch zur Anwendung brachte und die gegen sie sich erhebenden Bedenken zurückzuweisen suchte. — Schon im J. 1899 hatte P. Masqueray in seinem kleinen *Traité de métrique grecque* die Weilschen Lehren, welche sich gegen die Anwendung des kyklischen Daktylus im Glykoneus und gegen die irrige Ausdehnung des Begriffs der Logaöden richteten, in systematischer Form zur Darstellung gebracht und damit vielfach Beifall gefunden. So konnte denn auf der Philologenversammlung in Bremen O. Schroeder über die neueste Wendung, die in der griechischen Metrik hervorgetreten sei, berichten, und wenig später hat H. Jurenka in einem Aufsatze über die neuen Theorien der griechischen Metrik diese einem größeren Kreise von Fachgenossen in übersichtlicher Form vorgeführt.

Für die Geschichte der metrischen Theorie brachte interessante Belehrung der Metriker von Oxyrhynchos; die Kenntnis der lesbischen Metrik erfuhr eine Bereicherung durch die neugefundenen Fragmente der Sappho und des Alkaios und der große Fund von Abusir, die Perser des Timotheos, gab einen klareren Einblick in das Wesen, den Aufbau und die metrische Form des kitharodischen Nomos.

Diese erfreuliche Bereicherung unserer Hilfsmittel hat der metrischen Forschung reiche Anregung gegeben, aber auch lebhaften Streit der Meinungen hervorgerufen und manche irrige Anschauungen zu Falle gebracht. Kein Freund des Fortschritts wird dies bedauern; beklagenswert aber sind der unschöne Ton der Polemik, der von mancher Seite angeschlagen wurde, und die verwerflichen Kampfesmittel, die man ohne Scheu wieder angewandt hat, nachdem sie längst in Verruf gekommen waren.

I. Zur Geschichte der metrischen Theorie.

(Griechische Metriker. Lateinische Metriker. Neuere Metriker.)

Aristoxenus. Ῥυθμικὰ στοιχεῖα. The Oxyrhynchus papyri edited with translations and notes by B. Grenfell and A. Hunt. p. I. London 1898. Nr. IX p. 14—21.

Unter den von Grenfell und Hunt im J. 1898 veröffentlichten Papyri befindet sich auch einer, der Fragmente einer Schrift des

Aristoxenos enthält, die nach der Meinung der Herausgeber den Ῥυθμικὰ στοιχεῖα desselben angehören. Erhalten sind fünf Kolumnen einer Papyrushandschrift, von der ersten leider nur wenige Buchstaben, die drei folgenden ziemlich vollständig; die Schrift weist auf die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts. Ein Faksimile ist beigegeben. Sprache, Stil und sachliche Behandlung weisen mit großer Wahrscheinlichkeit auf Aristoxenos als Verfasser. Der lückenhafte Text ist von den Herausgebern mit Unterstützung von F. Blaß mit großer Sorgfalt hergestellt und kurze Erklärungen beigefügt, zu denen gleichfalls Blaß beigesteuert hat.

Es handelt sich in diesen Bruchstücken vornehmlich um die Verwendbarkeit der metrischen Gruppe — ∪ — für verschiedene rhythmische Funktionen, je nachdem die erste oder zweite Länge gedehnt (⌙ ∪ —, — ∪ ⌙) oder aufgelöst (— ∪ ∪∪) wird. Sie gehen damit eine willkommene Bestätigung der durch die Roßbach-Westphalsche Metrik zur Geltung gebrachten Lehre von gedehnten Längen (χρόνοι παρεκτεταμένοι), welche von den Gegnern rhythmischer Auffassung der melischen Metrik immer noch in Zweifel gezogen wird. Die überlangen Silben werden als περιέχουσαι bezeichnet; für die Vereinigung zweier sonst getrennter Silbenwerte zu einem einheitlichen Chronos, wie ∪ — zu ⌙ oder — ∪ zu ⌙, wird der Ausdruck ξυνζυγία gebraucht, wie schon Grenfell und Hunt richtig erkannt haben; die durch diese Vereinigung entstandene rhythmische Größe heißt μονόχρονον, während τετράχρονος λέξις einen Komplex von 4 Sprechsilben bedeutet, Ausdrücke, in denen χρόνος natürlich nicht dem χρ. πρῶτος entspricht. Von der metrischen Figur — ∪ —, die bei der Dehnung der 2. Länge zum τρίσημος dem Ditrochäus — ∪ — ∪, den Aristoxenos κρητικός nennt, gleichwertig ist, wird gelehrt, was für uns neu ist, daß sie bei Dehnung der 1. Länge ⌙ ∪ — dem δάκτυλος κατ' ἴαμβον ∪ — ∪ — entsprechen könne, und mehrere Beispiele dafür angeführt (ἔνθα δὴ ποικίλων ἀνθέων ἄμβροτοι λείμακες). Ferner kann die Gruppe — ∪ — auch für den βακχεῖος (— ∪∪ —) eintreten, den wir heute gewöhnlich Choriamb nennen, wenn die erste Länge zur Dreizeitigkeit gedehnt wird (⌙ ∪ —), z. B.

φέρτατον δαίμον' ἁγνᾶς τέκος
⌙ ∪ — ⌙ ∪ — ⌙ ∪ —

und in dieser Gestalt mit dem Choriamb wechseln, wie gleichfalls ein Beispiel zeigt. Auch diese Mitteilung enthält eine Bereicherung unserer rhythmischen Kenntnis.

Auch in iambischen Kompositionen aus dreizeitigen Füßen findet die Gruppe ihren Platz wie in den Versen:

βᾶτε βᾶτε κεῖθεν, αἱ δ' εἰς τὸ πρόσθεν δρόμεναι κτλ.
. ⌙ ∪ — ∪ — ∪ —, ⌙ ∪ — ∪ ∪∪ ∪ — usw.

wo durch die Wiederkehr der ξυνζυγία (⏗) nach je drei gewöhnlichen Iamben περιοδῶδές τι, wie A. sagt, entsteht.

Befremdlich ist es, wenn die Fignr — ᴗ ⏗ auch dem Anapäst zwar nicht gleichgestellt, aber als nahestehend (ἐγγὺς ἀναπαιστικοῦ σχήματος) bezeichnet wird mit Unterscheidung der drei rhythmischen Werte ἐλάχιστος (ᴗ), μέσος (—) und μέγιστος ⏗. Doch macht die Lückenhaftigkeit des Textes dem Verständnis der Stelle besondere Schwierigkeit. Verständlicher ist, was über den Päon gesagt wird, dessen zwei Formen — — — — — und ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ znr Besprechung kommen mit der Bemerkung, daß die anfgelöste Form dem ἦθος des παιών widerstrebe und daher nur ἐν καταμείξει zugelassen werde, von kontinuierlichem Gebrauche aber ausgeschlossen sei.

U. v. Wilamowitz, Göttinger Gelehrte Anzeigen 1898, S. 698—702.

W. geht nur ungern an die Besprechung der aristoxenischen Fragmente, weil sie mehr Worte koste, als der Ertrag wert sei. Er gesteht den Herausgebern zu, sie hätten klar bewiesen, daß diese Fragmente wirklich von Aristoxenos herrühren, hält es aber für zweifelhaft, ob sie aus den Ῥυθμικὰ στοιχεῖα stammen. Als das Wesentliche in dem neuen Funde erklärt er das Zeugnis des A., daß der Musiker keineswegs durch die Takte des Gedichts unbedingt gebunden sei, sondern seiner Laune folgen könne; wie weit, das zu wissen, stehe nicht in unserer Hand, da uns die Musik fehle. Die praktische metrische Exegese der klassischen Poesie habe damit wenig gewonnen. Was die Einzelerklärung des Textes betrifft, so macht er den Herausgebern den Vorwurf, sie hätten wider ihre sonstige Besonnenheit den Sinn, den sie verlangten, auch mit Gewalt hineingebracht; er selbst bemüht sich durch allerlei Bemerkungen („wenn wir ihm trauen dürfen“, „aber Vorsicht ist am Platze“ u. a.) die Autorität des A. abzuschwächen und den Wert seiner Lehren herabzusetzen, macht aber gleich Gebrauch von der Angabe, daß es iambische Metra „mit Unterdrückung der ersten Kürze“ gebe und denkt dabei an das horazische *non ebur neque aureum*.

Th. Reinach, Revue des études grecques XI (1898), p. 289—418.

Das Oxyrhynchosfragment rührt nach R.s Meinung ohne Zweifel von Aristoxenos her, stammt aber nicht aus den Ῥυθμικὰ στοιχεῖα, sondern wegen mancher Abweichungen in der Terminologie aus einem anderen Werke des A., vielleicht aus den Σύμμικτα συμποτικά, in denen es sich um Erörterung schwieriger Fragen handelte. Außer dem vollständigen Texte bietet R. eine ausführliche und gründliche Erklärung desselben. Er zweifelt an dem Typus ⏗ ᴗ —, wobei die 1. Kürze von der folgenden Länge absorbiert wird, für den Gesang und zieht die Messung ∧ — ᴗ ⏗

ἔνθα δὴ κτλ. vor, da er die andere zwar nicht für unmöglich, aber für weniger natürlich hält. Die Seikilosinschrift, welche nur den 2. Iambus der Dipodie in der Gestalt des τρίσημος zeige (υ — . —), beweise nichts für die erste. — Wenn in der III. Kol. die Gruppe — υ — als zulässig an Stelle des βακχεῖος (Choriamb) erwähnt wird, so sieht er verschiedene Möglichkeiten ihrer rhythmischen Bewertung — υ — oder — υ — oder — υ — oder ∧ — υ —. Er ergänzt das Beispiel durch Hinzufügung von ὦ am Anfang: ὦ φίλον ὥραισιν ἀγάπημα θνατοῖς . . . — Er konstatiert, daß Aristoxenos auch einen dreizeitigen iambischen Rhythmus annehme (3/8-Takt neben dem 6/8-Takt υ — υ —), der für langsamere ἀγωγή bestimmt sei und die Spondeen ausschließe. Unter μονόχρονον versteht er *mesure entière représentée par une syllabe unique* und sieht in dieser Anwendung von χρόνος (synon. mit Silbe) einen später von A. aufgegebenen Mißbrauch. ξυνζυγίαι sind ihm *les pieds mêmes, où se présente le phénomène de contraction.*

Für das Beispiel βᾶτε βᾶτε κτλ. nimmt er bei monopodischer Skansion zwei Möglichkeiten der Messung an:

1. — | υ — | υ — | υ — | 2. ∧ — | υ — | υ — | υ — |

Das Gesamtergebnis der Untersuchung über die Verwendbarkeit der Silbengruppe — υ — (1. Problem) faßt er so zusammen:

A. bei natürlichem Werte: Päon, 5/8, — υ — (— υ υυ, υυ υ —)
B. bei 3zeitiger Länge: 1. — υ — (— υ — ∧) = — υ — υ
2. — υ — (∧ — υ —) = υ — υ —
3. — υ — (— υ —) = — υ υ —
4. — υ | — | = — υ | — υ |
5. — | υ — | (∧ — | υ —) = υ — | υ — |

Auf Kol. IV wird das Problem gestellt: Können im Päon (dem großen 5/4 — — ⏗ — und dem kleinen 5/8 — υ —) alle Längen aufgelöst werden (gr. — — — — —; kl. υ υ υ υ υ)? Die Entscheidung lautet: nur in Mischung mit andern Formen. — Auf Kol. IV, V wird ein drittes Problem behandelt: Kann man in einer anapästischen Rhythmopöie die Figur — υ —, in einer daktylischen die Figur — υ — anwenden? Die Möglichkeit einer vierzeitigen Messung wäre vorhanden, wenn dem μέγιστος χρόνος (—) der Wert von 2, dem μέσος (—) der von 4/3, dem ἐλάχιστος (υ) der von 2/3 *morae* beigelegt wird. Doch glaubt R., daß die Antwort negativ lautete, besonders für die Daktylen.

F. Blaß, Neuestes aus Oxyrhynchos. Neue Jahrbb. f. d. klass. Altertum 1899, S. 30—49.

Der Verf. gibt den Text des Oxyrhynchosfragments von Aristoxenos mit Übersetzung und eingehender Besprechung und zieht zum Schlusse die Folgerungen aus den neuen Lehren. Er weist wie die

Herausgeber das Fragment den Ῥυθμικὰ στοιχεῖα zu unter Hindeutung auf die Übereinstimmungen in der Terminologie mit Aristoxenos' Ausdrucksweise. Er bestreitet in seiner eigenen Erklärung der überlieferten Worte vieles, was Wilamowitz (s. oben S. 4) darüber vorgebracht hatte, und schlägt seinerseits den Wert des kurzen Bruchstücks hoch an. Seine Erklärung von τὸ μονόχρονον ('einsilbig, aber dreizeitig') stützt er durch ein Zitat aus Martianus Capella IX § 982, überzeugend deutet er die Ausdrücke περιέχουσα συλλαβή, αἱ ξυνζυγίαι („Verbindung von zwei sonst getrennten Zeitgrößen zu einer") und περιοδῶδές τι und unterscheidet gewiß mit Recht den monopodischen iambischen $^3/_8$-Takt von dem dipodischen $^6/_8$-Takt (ῡ — ∪ —), findet die πεπυκνωμένη ῥυθμοποιία ('dichte Zusammendrängung auf kleinen Raum') in der durch schnellere ἀγωγή bewirkten Gleichstellung des einzelnen 6zeitigen Ditrochäus mit dem Daktylus, während er die Deutung der δακτυλικὴ ῥυθμοποιία als ποδική ('takthaltende') zurückweist.

Bl. sieht in dem Fragment eine glänzende Bestätigung der Hauptentdeckung Roßbachs und Westphals und ihrer Analyse der trochäischen und iambischen Strophen und betont die von Aristoxenos unzweifelhaft gemachte Unterscheidung von dreizeitigen Iamben und sechszeitigen Diiamben, erstere will er nur da annehmen, wo der Spondeus keine Stelle habe. Als neu erkennt er die Lehre an, daß in iambischen Reihen der erste Fuß einsilbig sein könne, so daß ein einzelnes scheinbar trochäisches Kolon unter Iamben selbst auch als iambisch zu gelten habe; die Messung der katalektischen Form des Diiamb mit Dehnung der schließenden Länge (∪ — ⌣—) sei schon durch die Notierung des Seikilosliedes erwiesen.

K. von Jan, Neue Sätze aus der Rhythmik des Aristoxenos. Berliner philolog. Wochenschr. 1899, S. 475—479. 508—511.

Wegen der großen Ähnlichkeit im Ausdruck, welche die neuen Fragmente mit den anderen Schriften des A. zeigen, zweifelt v. Jan nicht an seiner Urheberschaft und will sie den Ῥυθμικὰ στοιχεῖα zuschreiben, wie die Herausgeber. Er versteht unter den περιέχουσαι συλλαβαί solche, die in der Melodie zwei Töne umfaßten, bei Trochäen in der Folge , bei Iamben wie im Schlusse des Seikilosliedes in der Folge . Die Worte in Kol. III deutet auch er auf den Ersatz des Choriamb (— ∪ ∪ —) durch die Form —∪ —; τὸ μονόχρονον faßt er ähnlich wie Blaß auf („einsilbig"), ξυνζυγία aber versteht er — schwerlich mit Recht — im Sinne von διποδία (wie z. B. bei Aristid. c. 20 ff.), er erklärt deshalb die betr. Stelle: „durch drei (solche) Füße werden hier die Dipodien unterbrochen". Die Zulassung von — ∪ ⌣— statt des Anapästs (6 χρόνοι st. vier) parallelisiert er mit der Triolen-

messung. Aus den lückenhaften und schwerverständlichen letzten Teilen des Fragments glaubt er herauslesen zu können, daß Aristoxenos zugestehe, man dürfe unter Umständen wohl einmal von der bisher genommenen Maßeinheit abweichen, dürfe Versfüße anwenden, die nach einem anderen χρόνος πρῶτος gemessen würden, länger fortgesetzt aber dürfe der Gebrauch solcher abweichender Füße nicht werden. — Den Wert des neuen Fundes schlägt v. Jan hoch an und sieht hier einen neuen Beweis dafür, daß es wirklich gedehnte Längen gab, daß die musikalische Metrik der Griechen keine andere war als die sprachliche, Vers und Melodie bei ihnen zugleich von dem Dichter in dem von ihm gewollten Rhythmus geschaffen wurde.

H. Weil, La valeur des syllabes longues et brèves dans les vers lyriques. Études (1902) p. 191 ff. bsd. p. 200—203.

Im Anschluß an einen älteren Aufsatz im Journal des Savants (1884) kommt Weil auf die neuen Aristoxenosfragmente zu sprechen, die auch er den Ῥυθμικὰ στοιχεῖα und zwar dem Kapitel über die Rhythmopöie zuweist. Er bedauert den Verlust dieses Teiles der Rhythmik, der uns gezeigt haben würde, wie die griechischen Lyriker die Textesworte den Forderungen des Rhythmus anzupassen verstanden. Er findet in den neuen Bruchstücken deutliche Bestätigungen der Theorie von den drei- und vierzeitigen Längen,*) die einen ganzen Fuß ersetzen. In dem Verse (Kol. II) ἔνθα δὴ ποικίλων κτλ. sieht er die erste Länge jedes Taktes als dreizeitig und einem Iambus gleichwertig an und bezeichnet den betreffenden Takt, der fünfmal in diesem und dreimal in dem dritten Verse (εὐιώτας χορούς κτλ.) vorkommt mit ⌴ ◡ —, eine Silbenverbindung, welcher auf Kol. V die Worte entsprechen: ὥστε τὴν μὲν πρώτην ξυλλαβὴν ἐν τῷ μεγίστῳ χρόνῳ κεῖσθαι, τὴν δὲ δευτέραν ἐν τῷ ἐλαχίστῳ, τὴν δὲ τρίτην ἐν τῷ μέσῳ. Den Ausdruck περιέχουσαι erklärt er unter Verweisung auf Thucyd. III, 107, 5 *„qui s'étendent au delà, qui dépassent la longue* und denkt bei dem παίων ἐκ πέντε περιεχόντων (χρόνων) an einen 15zeitigen Takt. Der Vers φίλον ὥραισιν κτλ. ergänzt er (mit Reinach) am Anfang durch Zusatz von ὦ und mißt ihn dann

<—> ◡◡ — | ⌴ ◡ ◡◡ | ⌴ ◡ — | — ◡◡ — | ◡ — ⌴.

Er faßt also die Kretiker (Päone) als den Choriamben gleichwertig auf infolge der Anwendung von dreizeitiger Länge am 1. Platz und ebenso in dem folgenden Beispiele φέρτατον δαῖμον ἁγνᾶς τέκος ⌴ ◡ — ⌴ ◡ — ⌴ ◡ —. Unter τὸ μονόχρονον versteht er in Übereinstimmung mit den Herausgebern eine einsilbige Zeitgröße, die einem

*) Vgl. Études de littérature p. 223. La théorie de Roßbach et Westphal va recevoir une éclatante confirmation par les fragments rythmiques . . . •

vollen Fuße entspricht, unter τετράχρονος κρητικὴ λέξις den Ditrochäus in vollständiger (viersilbiger) Form im Gegensatz zu — ∪ —. — Die Zeilen 13—16 der Kol. V deutet er auf Anwendung eines verschiedenen Tempo zum Zwecke der Ausgleichung heterogener Füße in einer Komposition.

K. Brandt, Das Aristoxenosfragment von Oxyrhynchos. Metrische Zeit- und Streitfragen (1902) S. 12—15.

Diese Bemerkungen zur Erklärung des Fragments, das auch dem Verf. von nicht zu unterschätzender Bedeutung erscheint, dürften kaum etwas Wesentliches oder Neues zum Verständnis beibringen. Br. will den Namen δάκτυλος κατὰ ἴαμβον, den wir schon aus Aristid. Q. p. 39 Mb für ∪ — ∪ — kennen und der sich offenbar auf die Gleichheit der beiden Taktteile bezieht, aus dessen Form — ∪ — ableiten, die aus einer Länge und zwei Kürzen bestehe, also eine Art Daktylos bilde, und will betonen ∪́ — ∪ — oder ∪́ — ∪ —; er glaubt diesen Fuß auch in den Versen βᾶτε βᾶτε κεῖθεν κτλ. angewendet, obgleich doch hier vom dreizeitigen ἴαμβος die Rede ist, wie die Worte τρεῖς πόδας διαλείπουσιν αἱ ξυνζυγίαι zeigen. Er faßt den Ausdruck τὸ μονόχρονον unrichtig im Sinne „was nur aus einem χρόνος πρῶτος besteht“, und knüpft daran eine Bemerkung über die unschöne Häufung der Kürzen im δάκτυλος κατ' ἴαμβον (∪́ ∪ ∪ ∪ —), die schwerlich dem Zusammenhang der Stelle entsprechen dürfte.

Ἀριστοξένου ἁρμονικὰ στοιχεῖα. The Harmonics of Aristoxenus edited with translation, notes, introduction and index of words by Henry S. Macran. Oxford 1903.

Obgleich die aristoxenische Harmonik nicht zur metrischen Literatur im strengen Sinne des Worts gehört, möge doch hier auf diese neue englische Ausgabe derselben hingewiesen werden, die doch auch für den Metriker manches bietet, sowohl in der Einleitung über Aristoxenos und seine Werke S. 86 ff., als in den Noten, wo über rhythmische Fragen gehandelt wird, wie S. 260 über die verschiedenen γένη, S. 268 über ἀγωγή, πλοκή, τονή, über das ῥητόν und ἄλογον in der Rhythmik p. 238 ff. — Ausführlicher Bericht des Ref. in der Wochenschr. f. klass. Philologie 1903, Nr. 25.

Metrisches Fragment aus Oxyrhynchos.

Treatise on metres. The Oxyrhynchus Papyri edited by B. P. Grenfell and A. S. Hunt. Part. II. Nr. CCXX. p. 41—52. London 1899.

Dieses Fragment eines metrischen Buchs gehört der Schrift nach

dem Ende des 1. oder dem Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. an; der Verf. dürfte im ersten Jahrh. vor Chr. gelebt haben. Es enthält auf 14 zum Teil sehr lückenhaften Kolumnen Stücke eines Traktats über die Derivation der Metra, speziell Beispiele der *adiectio* und *detractio*. Es gibt im Gegensatz zu der Methode der lateinischen Metriker, welche von einer bestimmten Anzahl von Grundmetra ausgehend die von diesen abgeleiteten anführen, vielmehr diejenigen Metra an, von denen andere, namhaft gemachte abgeleitet werden können. — Das Fragment bestätigt die Richtigkeit der Annahme Westphals (Metrik I² p. 173), daß die Derivationstheorie auf eine griechische Quelle zurückzuführen sei, widerlegt aber zugleich seine Ansicht über die Antispastenmessung, die er Heliodor zuschreiben wollte, da schon hier das Asklepiadeion und das Phalaikeion antispastisch gemessen wird, wie bei Hephästion c. XI. Die behandelten Metra sind das sonst nicht bekannte Nikarcheion (Kol. III) ⏒ ⏓ — — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ ⏒, das Anakreonteion (Kol. VII), das mit dem Phalaikeion (Kol. VII), dem Praxilleion (Kol. IX) und dem iambischen Dimetron (Koi. X) in Verbindung gebracht wird; ferner das Partheneion ⏑⏑ — ⏒ ⏓ ⏑ —, das von dem Kyrenaikon (Kol. XI) ⏑ ⏑ — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — durch Abtrennung des dreisilbigen Anfangs abgeleitet wird, und das Asklepiadeion, (Kol. XIV) dessen Schema (κανών) so angegeben wird:

. . .] — ⏑ | ⏑ — — ⏑ | ⏑ [— ⏑ —]

Bei der Wiederherstellung des Textes und seiner Erklärung hat Blaß wieder den Herausgebern zur Seite gestanden.

Fr. Leo, Ein metrisches Fragment aus Oxyrhynchos. Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften z. Göttingen 1899, S. 495—508.

Leo betont die Wichtigkeit des Fundes für die Geschichte der metrischen Theorie: hier trete uns zum erstenmal die Derivationslehre in griechischer Behandlung entgegen; während Varro und die ihm folgenden lateinischen Metriker vier Kategorien der Versbildung kannten, *adiectio*, *detractio*, *coniunctio*, *permutatio*, operiere der griechische nur mit zweien, προσθήκη und ἀφαίρεσις, wie Dionysios Hal. de comp. 26 bei der Analyse demosthenischer Sätze. Der Verf., nicht Gelehrter, sondern dilettierender Poet, habe ein damals gangbares alexandrinisches Lehrbuch benutzt, das eine Mischung beider Systeme enthielt: in der Terminologie stimmen mit Hephästion die Ausdrücke σχῆμα, τρόπος, κανών, πούς, κῶλον, μέτρον, δίμετρον, τρίμετρον, στίχος, auch die Namen der Füße ἴαμβος, σπονδεῖος, ἀνάπαιστος, τροχαῖος (nicht χορεῖος), aber der Verf. kenne nur zwei- und dreisilbige Füße wie das varronische System, doch teile er das Asklepiadeion und Phalaikeion nach Hephaistions

Anschauung antispastisch; er kenne die Katalexis nicht, wie Varro und Cäsius, doch zitiere er ἰαμβικὰ δίμετρα καταληκτικά wie Hephaistion. Er befolge die dem Dionysios von Halic. (de comp. 17) geläufige Lehre, die Varro einem griechischen Lehrbuch entnahm, in der Verserklärung, aber die metrische Theorie sei im wesentlichen mit der des Hephaistion identisch. Die Schrift gebe eine augenscheinliche Bestätigung für das Hinaufreichen der hephästionischen Metrik über Heliodor; dem Einfluß dieses alten, durch Aristophanes von Byzanz begründeten Systems habe sich auch der Vertreter des jüngeren nicht entziehen können, sondern stehe in unleugbarer Abhängigkeit von ihm.

O. Hense, Eine Bestätigung aus Oxyrhynchos. Rhein. Museum LVI (1901), 106 ff.

H. hatte in seiner Schrift De Juba artigrapho (Acta soc. phil. Lips. IV., 1875) es als einen Irrtum Westphals bezeichnet, wenn er Metrik I², 221 und II² 112 den Heliodor als den frühesten Vertreter der antispastischen Messung hinstellte. Der Metriker von Oxyrhynchos bietet die antispastische Messung bei Besprechung des Φαλαίκειον (Kol. VIII) und in dem Kanon des Ἀσκληπιάδειον (Kol. XIV). Die Antispastentheorie war aber gewiß längst gang und gäbe, ehe sie in ein metrisches Lehrbuch Eingang fand, das keinen Anspruch auf Originalität macht. — Daß Westphal über Heliodor im Irrtum gewesen sei, zeige auch der Umstand, daß Philoxenos, der älter war als Heliodor, das *proceleusmaticum* als *decima species* den neun πρωτότυπα anreihte, zu denen doch das *antispasticum* gehörte. Philoxenos gehöre etwa in die Zeit des Tiberius.

H. Weil, Sur la filiation des mètres. Journal des Savants 1900, p. 98 ff. = Études de littérature et de rythmique Grecques. Paris 1902. p. 176—181.

Schon Heraklides Ponticus hatte den Satz aufgestellt, daß alle griechischen Metra aus zwei Grundmaßen, dem daktylischen Hexameter und dem iambischen Trimeter, hervorgegangen seien, er versuchte sogar, diese beiden sechsfüßigen Verse auf gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Für die weitere Entwickelung dieser Lehre standen uns bisher nur lateinische Schriftsteller zu Gebote, insbesondere Cäsius Bassus, Terentianus und Marius Victorinus. Cäsius geht in dem erhaltenen Teile seines Werkes genauer ein auf die vom Phaläceus abgeleiteten Verse; Terentianus, der sich offenbar an ihn anschließt, zählt zunächst die Metra auf, die sich aus dem Hexameter, dann die, welche sich aus dem iambischen Trimeter ableiten lassen, endlich die, welche er mit dem Phaläceus in Verbindung bringt. In ähnlicher Weise verfährt Marius Victorinus. Während diese Metriker eine bestimmte An-

zahl von Versen anführen und die von diesen abzuleitenden notieren, schlägt der Metriker von Oxyrhynchos den umgekehrten Weg ein: er gibt in dem uns erhaltenen Bruchstücke seiner Schrift alle die Verse an, von denen der Anacreonteus und der Asklepiadeus abgeleitet werden können, und hat in den anderen Teilen seines Buches diese Methode gewiß auch auf andere Verse angewendet. Wenn er aber in dem vorliegenden Fragment nur von *detractio* und *adiectio* spricht, nicht auch von *concinnatio* und *permutatio*, so sei dies kein ausreichender Grund, anzunehmen, daß er diese Mittel der Ableitung ausschloß. — Die Zerlegung des Anacreonteus in dem καινῶν

⏑⏑ | — ⏑ — ⏑ | — ⏓

berechtige nicht zu dem Schlusse, daß hier eine Spur von Abtrennung des Anftakts zu finden sei, sondern erkläre sich aus der Ableitung des anakreontischen Verses aus dem Sotadeus

— — ⏑⏑ | — — ⏑⏑ | — ⏑ — ⏑ | — ⏓

durch Wegnahme der sechs ersten Silben. Der erste, welcher von einem unvollständigen Anfangstakte spreche, sei Augustinus. — Der Traktat von Oxyrhynchos zeige durch die Anwendung der antispastischen Messung, daß diese viel älter sei als die Metrik des Heliodor, und daß sie ebenso bei den Vertretern der Derivation sich finde wie bei denen, die diese verwerfen. —

Für das von dem Metriker Kol. IX angeführte Beispiel des Praxilleion πλήρης μὲν | ἐφαίνεθ' ἁ | σελάνα glaubt Weil, Études p. 201 A. 3, eine Messung mit dreizeitiger erster Silbe angedeutet zu sehen als ⌞ — ⏑ | ⏑ — ⏑ — | ⏑ ⌞ —.

Plutarque, De la musique. Περὶ μουσικῆς. Édition critique et explicative par Henri Weil et Th. Reinach. Paris 1900.

Die beiden Herausgeber haben sich in der Weise in die Arbeit geteilt, daß Reinach die Einleitung, den Kommentar und die Übersetzung verfaßt hat, die Textgestaltung aber das Werk beider ist. Reinach sieht, wie es Westphal getan hatte, die Schrift für eine Jugendarbeit des Plutarch an und verbreitet sich in der Einleitung ausführlicher über die gegen die Echtheit vorgebrachten Gründe, über die Quellen, aus denen der Autor geschöpft hat, und über das Verwandtschaftsverhältnis der Handschriften, deren wichtigste er selbst verglichen hat. — Der Text hat zahlreiche Verbesserungen erfahren, namentlich waren die Herausgeber darauf bedacht, die mehrfach gestörte Ordnung der Textesworte wiederherzustellen. Der Kommentar berührt zahlreiche Fragen aus der Geschichte und Theorie der griechischen Musik und Rhythmik und ist auch für den Metriker ein willkommenes und

wertvolles Hilfsmittel. — Vgl. die Anzeige des Ref. in Berliner philol. Wochenschr. 1901, Nr. 23.

M. Consbruch, Zur Überlieferung von Hephästions Ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων. Beilage zum Jahresbericht des Stadtgymnasiums zu Halle. 1901.

Consbruch hat infolge einer Aufforderung von seiten der Firma B. G. Teubner die Fortführung der durch W. Hörschelmanns und W. Studemunds Tod unterbrochenen Arbeit an der Ausgabe eines *Corpus metricorum graecorum* übernommen. Er hat zunächst die Absicht, was er für das wichtigste hält, den Hephästion mit den Scholien A und B und dem Kommentar des Choeroboskos herauszugeben, vielleicht unter Beigabe des Trichas und der 'Appendix Dionysiana' und 'rhetorica'. Er gibt in der obengenannten Schrift eine Übersicht über die Handschriften des Hephästion selbst und die der Scholien und bespricht ihren Wert und ihr Verwandtschaftsverhältnis, da er in vielen Stücken hierüber anders urteilt als Hörschelmann. Er selbst will sich bei seiner Ausgabe des Hephästion und der Scholien A auf den Ambrosianus A, C und die Vertreter der Y-Klasse DJM beschränken. Was die Scholien B betrifft, so glaubt er, daß im III. Buch das, was Y mehr enthält als X, ein bloßer Ergänzungsversuch ist, und daß Z die Scholien nicht vollständiger las als A. Buch IV sieht er für eine Zusammenstellung von Randscholien aus einer Hephästionhandschrift an, nicht für eine Arbeit des Orus, wie Hörschelmann meinte. [Die Ausgabe ist im Druck. W. K.]

Ausführlichere Besprechung von dem Ref. in der Berliner philologischen Wochenschr. 1901, S. 1345—48.

F. Ernst, Der Lyriker und der Metriker Cäsius Bassus. Progr. des Kgl. Wilhelmsgymnasium in München. 1901.

Der Verf. weist darauf hin, daß die jetzt allgemein angenommene Identität des Lyrikers und des Metrikers Cäsius durch keine einzige Beweisstelle zu belegen sei, wenn auch einer Identifizierung beider wenigstens keine zeitlichen Hindernisse entgegenstehen: alle Stellen weisen entweder auf den Lyriker oder auf den Metriker, niemals auf die doppelte Tätigkeit eines Cäsius Bassus; es sei daher gewagt, zu behaupten, daß kein Grund vorhanden sei, die naheliegende Identifizierung abzuweisen. Dem Metriker Cäsius und seinem Buche *De metris* ist der IV. Abschnitt gewidmet. Hier wird zuerst über die Ausdrucksweise, dann über den Inhalt und die Anordnung der Bruchstücke gehandelt. Im ersten Teile herrscht eine einheitliche, oft gedrängte, aber des Cäsius nicht unwürdige Diktion; im zweiten Teile weist der Anfang eine Reihe von Unklarheiten auf, anderes ist mager und dürftig, weniges gut, das Ganze recht ungleichmäßig ausgeführt. Inhaltlich bietet der 1. Teil im all-

gemeinen unverfälschte cäsianische Lehren, doch erscheint er vielfach durchsetzt von Glossen und ist als ein bald ausführlicher, bald gedrängter Auszug aus dem Buche *De metris* zu betrachten. Im 2. Teil trägt cäsianischen Charakter nur der Abschnitt De hendecasyllabo alcaico. Zur Herstellung dieses Teiles (De reliquis Horatii metris) wurden zwei Werke von verschiedenen sich bekämpfenden Verfassern durch einen unfähigen Exzerptor kontaminiert. Der eine von diesen muß speziell über Horazmetra geschrieben haben, möglicherweise war es Remmius Palämon.

Auf Metriker neuerer Zeit beziehen sich folgende Schriften:

E. Schulze, Lucian Müller. Nekrolog. Biograph. Jahrbuch f. Altertumskunde 22. Jhg. Leipzig 1900. S. 63—86.

W. Kroll, August Roßbach. Nekrolog. Biograph. Jahrbuch 23. Jhg. Leipzig 1901. S. 75—86.

R. Foerster, August Roßbach. Nekrolog. Chronik der Universität zu Breslau für 1898/99. S. 1—24.

O. Roßbach, August Roßbach. Eine Erinnerung an sein Leben und Wirken. Königsberg i Pr. 1900.

C. Löschhorn, De Joa. Henr. Schmidtii in artem metricam meritis. Mnemosyne N. S. 29. Bd. (1901) S. 82—91.

II. Schriften allgemeineren Inhalts zur Rhythmik, Metrik und Prosodik.

Franz Saran, Rhythmik. Die Jenaer Liederhandschrift, hgg. von Holz, Saran, Bernoulli. Leipzig 1901. 2. Bd. S. 91—151.

Der Verf., der Herausgeber des zweiten Bandes des Westphalschen Aristoxenos, macht bei seiner Besprechung der Rhythmusart der Lieder der Jenaischen Handschrift eine Abschweifung in die allgemeine Rhythmik, welche geeignet ist, auch das Interesse des klassischen Philologen und Metrikers in Anspruch zu nehmen. Er unterscheidet drei reine Rhythmusarten, den orchestischen, den sprachlichen und den melischen Rhythmus, die, rein gehalten, wesentliche Verschiedenheiten darbieten, aber sich auch mischen können, so daß mannigfache Mischarten entstehen. Jedes der drei Rhythmizomena, Körperbewegung Sprache Melos, ist aller oder wenigstens der meisten Rhythmusarten fähig: rein orchestischer Rhythmus kann daher z. B. auch in instrumentaler Musik, in reiner Sprache, reinem Gesang vorhanden sein. Gemeinsam ist allen Arten des Rhythmus eine bestimmte Abstufung der Elemente nach ihrer Schwere und nach ihrer Dauer, ferner eine bestimmte Zusammenfassung der einzelnen Elemente und der so ent-

standenen Verbindungen und endlich eine bestimmte Beziehung dieser Verbindungen zueinander in Wiederholung und Entsprechung. Zu den Mischarten gehört auch der poetische Rhythmus, bei dem sich ohne Vorhandensein einer Gesangsmelodie Eigenschaften des rein orchestischen und des rein sprachlichen miteinander verbinden. Während Westphal nach Aristoxenos nur vier rhythmische „Systeme“, Versfuß, Kolon, Periode, System oder Strophe aufzählte, von denen jedesmal das größere die kleineren als Teile in sich schließt, setzt Saran sieben rhythmische „Grundformen“ an, indem er zwischen Kolon und Periode eine, zwischen Periode und Strophe zwei weitere einschiebt, welche allerdings in dem System des Liedes auch fehlen können; er benennt sie: 1. Fuß oder Glied, 2. Reihe (= Kolon), 3. Bund (oder Abschnitt), 4. Kette (= Periode), 5. Gebinde, 6. Gesätz, 7. Strophe. — Eingehend werden die „Einschnitte“, die Veränderungen der Grundformen, die rhythmische Pause, der Tempowechsel, die Entsprechung der Strophen behandelt.

Den Ausfall der Textsilbe bzw. des Tones einer Senkung und die dafür eintretende Verlängerung der benachbarten Hebung um die rhythmische Zeit des ausgefallenen Teiles benennt er Zusammenziehung (schon Westphal hatte den früher von ihm gebrauchten Ausdruck „Synkope der Senkung“ später verworfen), beschränkt aber die Ersatzdehnung auf die unmittelbar vorhergehende Hebung, während wir aus dem Seikilosliede und dem Oxyrhynchosfragment wissen, daß die Dehnung der folgenden Hebungslänge möglich gewesen und tatsächlich vorgekommen ist.

P. Masqueray, Traité de métrique grecque. Paris 1899.

Das Hauptverdienst des Büchleins besteht in der Durchführung der H. Weilschen Auffassung der glykoneischen und verwandten Versbildungen, die man bisher in den metrischen Lehrbüchern als Logaöden mit kyklischem Daktylus behandelte. Schon bei Besprechung des iambischen Trimeters stellt M. (§ 154) in Übereinstimmung mit der Weilschen Theorie den Choriamb als rhythmisch äquivalent mit dem Diiamb dar, beide als Takte von 6 rhythmischen Chronoi, und erklärt den Eintritt des Trochäus für den ersten Iambus als ἀνάκλασις. Er lehrt: die Anfangssilbe des Taktes wurde so ausgesprochen, daß der Iktus die zweite Hälfte traf, (⏗ ⏑ ⏑ ⏗), und er nimmt im Choriamb ebenso wie im Diiamb den Hauptiktus auf der Schlußsilbe an. Das Glykoneion setzt sich dementsprechend aus zwei sechszeitigen Takten zusammen, die durch weiter ausgedehnte Anwendung der Anaklasis auch die Formen ⏓ — — ⏑ und — ⏓ — ⏑ annehmen und in mannigfacher Weise mit der diiambischen und choriambischen Taktform kombiniert werden können.

„*Les glyconiens ont la valeur d'une tetrapodie iambique et valent douze temps premiers; ils ne contiennent aucun dactyle*“:

— — — ∪ | ∪ — ∪ —́   — ∪ — ∪ | ∪ — ∪ —
∪ — — —́ | — ∪ ∪ —́   — ∪∪ — | ∪ — ∪ —́

Im Pherekrateus ist der zweite Takt katalektisch mit dreizeitiger Länge gebildet — ῡ — ∪ | ∪ ⌴ · —́ .

Die entsprechende Auffassung erfahren der Priapeus (§ 269) und die drei Hendekasyllaben, der sapphische (§ 271)

— ∪ — — | — ∪∪ —́ | ∪ ⌴ · ∪́

der alcäische (§ 278)

∪ — ∪ ′ | ∪ — ∪∪ | . ⌴ ∪∪́

und der phaläcische (§ 284)

— — — ∪ | ∪ — ∪ —́ | ∪ ⌴ . —

ferner auch die beiden Asklepiadeen (§ 289 ff.)

— ῡ — ∪ | ∪ — — ∪ | ∪ — ∪ —́
und — ῡ — ∪ | ∪ — — ∪ | ∪ — — ∪ | ∪ — ∪ —́

Die **Daktylo-Epitrite** werden von M. noch nach der alten Weise gemessen (§ 313—319); das Kapitel über die eigentlichen Logaöden ist anf einen sehr engen Ranm beschränkt und der Begriff derselben nach Heph. p. 163 bestimmt: τὸ ἐκ δακτύλου καὶ τροχαίου συγκείμενον, '*une combinaison du genre double et du genre égal*', also *de vrais* μέτρα μικτά. Die Messung stimmt mit der von Westphal in seinen letzten Schriften gegebenen überein: '*les dactyles restent des dactyles, et les trochées des trochées*', die Ausgleichung erfolgt durch verschiedene ἀγωγή.

Der Schluß des Büchleins bringt unter der Überschrift *La forme extérieure des poèmes* einen Abschnitt über den Aufban der Gesänge und einzelne Beispiele der knnstvollen Formen, welche diese, speziell die Kommoi, znweilen angenommen haben.

Th. **Reinach** tadelt in seiner Besprechnng des Bnchs Revne des études grecqnes 1899, 421 ff. die Analyse des glykoneischen und mit diesen verwandten Metra als rein mechanisch und dnrchaus verwerflich, insbesondere ist ihm ‚*l'horrible antispaste*' ein Greuel, die antike Tradition, auf die sich M. berufe, wertlos. Anerkennender urteilen der Ref. in der D. LZtg. 1899 Nr. 39 und Berl. phil. Wochenschr. 1900 Nr. 6 und O. Schröder, Ztschr. f. Gymn. W. 1900, p. 26 ff.

H. **Gleditsch**, Metrik der Griechen und Römer mit einem Anhang über die Musik der Griechen. 3. umgearbeitete Auflage. München 1901. (Handbuch der klass. Altertumswissenschaft v. I. v. Müller. 2. Bd. 3. Abteilung. S. 63—336.)

Dieser Abriß der griechischen und römischen Metrik, ursprünglich auf den Umfang von 5 Bogen berechnet, mußte sich von vornherein größte Kürze und Knappheit der Behandlung zur Aufgabe machen; daher fiel der prosodische Teil völlig weg. In der 2. Auflage wurde ein ausführlicherer Abschnitt über den metrischen Bau und Vortrag der griechischen Dichtungen neu hinzugefügt, sonst aber nur wenig geändert. Die neue Auflage vom J. 1901 machte es sich zur Hauptaufgabe, die Ergebnisse zu verwerten, die durch die genauere Betrachtung und Ausnützung der neueren Funde für die griechische Metrik gewonnen waren; insbesondere wurden die neugefundenen rhythmischen Fragmente des Aristoxenos, die aus der Seikilosinschrift sich ergebenden Lehren, die an die Auffindung des Bakchylidespapyrus, des Grenfellschen Liedes u. a. sich anknüpfenden Untersuchungen und tieferen Einblicke in die melische Metrik bestimmend für die Umgestaltung der Teile des Buches, die mit den sog. Logaöden und Daktyloepitriten sich beschäftigen. Die Weilsche Auffassung der glykoneischen und choriambischen Maße und die von Blaß im Bakchylides und von O. Schröder im Pindar durchgeführte 6zeitige Messung der Daktyloepitrite ist übernommen. — Der Abschnitt über die alten Metriker hat eine ausführlichere Behandlung erfahren.

H. Weil, Études de littérature et de rythmique grecques. Textes littéraires sur papyrus et sur pierres. — Rythmique. Paris 1902.

Der zweite Teil dieser Sammlung von früher erschienenen Aufsätzen Weils (S. 127—240), 'Rythmique' überschrieben, enthält lauter Veröffentlichungen, die es mit rhythmischen und metrischen Fragen zu tun haben. Es sind zum Teil Aufsätze aus älterer Zeit, auch solche, die ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben waren, aber auch heute noch ohne wesentliche Veränderungen den Ausdruck der Ansichten des Verf. bilden und lehrreich und lesenswert sind, besonders in denjenigen Teilen, in denen seine vor Jahren ausgesprochenen Anschauungen und Meinungen jetzt in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden haben, so namentlich seine Auffassung der choriambisch-iambischen Verse und der Glykoneen und Pherekrateen, seine Meinung über die Antispastenlehre, über den kyklischen Daktylus, über den Wert der Lehren des Aristides Quintilianus u. a. Hier und da sind Kürzungen vorgenommen und Anmerkungen mit Zusätzen oder Berichtigungen beigegeben. Unser Bericht geht an den betreffenden Stellen genauer auf die einzelnen Aufsätze ein. — Aus dem ersten Teile heben wir hervor die Besprechung der Päane des Philodamos und des Aristonoos, der mit Noten versehenen delphischen Hymnen und der in Sotadeen gehaltenen inschriftlichen Dichtung des Äthiopiers Maximos.

Th. D. Goodell, Chapters on Greek Metric. New York 1901.

In sechs Kapiteln werden verschiedene rhythmische nnd metrische Fragen, besonders solche, die in neuester Zeit das weitere Interesse in Anspruch genommen haben, ansführlicher erörtert. Der Verf. bespricht das Verhältnis der Rhythmiker und Metriker zneinander, dann den Sprachrhythmns überhanpt mit besonderer Rücksicht anf das Englische nnd den Rhythmns der griechischen Poesie, die Frage der Irrationalität nnd die Iktnsfrage, das Verhältnis vom gesnngenen znm gesprochenen Verse, endlich die nene Daktyloepitriten- und Logaödentheorie. Er macht nicht den Anspruch, wesentlich Nenes zu bieten, erscheint vielmehr wiederholt als der Verteidiger der herkömmlichen Anffassnng, will aber dnrch erneute Prüfnng des Beweismaterials zur Klärung der streitigen Fragen beitragen. Unser Bericht geht bei den einzelnen in Betracht kommenden Gegenständen auf Goodells Ansichten näher ein. Vgl. auch die Anzeige des Ref. in der Berliner philol. Wochenschr. 1902 Nr. 25.

K. Brandt, Metrische Zeit- und Streitfragen. Beilage znm Jahresberichte der K. Landesschnle Pforta. Nanmburg a. S. 1902.

Der Verf. behandelt in fünf Abschnitten 1. die neuen Qnellen der metrischen Forschnng, 2. die Betonnng einer nicht dnrch Anflösnng entstandenen Kürze, 3. das Aristoxenosfragment von Oxyrhynchos, 4. die Logaöden, 5. die Daktyloepitriten. Er betont mit Recht, daß das Stndinm der alten Metriker für nns nnerläßlich ist, daß man sich aber anch ihre großen Schwächen nicht verhehlen darf. Er ist in der Hauptsache ein Anhänger der anf rhythmischer Grnndlage ruhenden Metrik, doch tritt er den verschiedenen Nenernngen, die in den letzten Jahren hervorgetreten sind, sehr entschieden, aber mit wenig Glück entgegen, insbesondere nimmt er die älteren Messnngen der glykoneischen Metra (als Logaöden mit kyklischem Daktylns) nnd der Daktyloepitrite gegen die neneren in Schntz. Die Abschnitte I nnd III fanden bereits oben S. 8 Erwähnnng, die anderen werden später bei Gelegenheit der in Frage kommenden Gegenstände besprochen werden.

W. Christ, Grnndfragen der melischen Metrik der Griechen. Abhandlnngen der K. bayerischen Akademie. 1. Kl. 22. Bd. 2. Abt. S. 213—324. München 1902.

Christ beklagt die auf dem Gebiete der Metrik eingerissene 'Verwirrnng' und erklärt, daß er selbst nnentwegt an den wertvollen Errungenschaften festhalte, die dnrch Böckhs, Roßbachs nnd Westphals Forschnngen erreicht worden seien, nnd sich nicht entschließen könne, zu einer Metrik znrückznkehren, die alle rhythmische Messung

verwirft und nur mit Kurz und Lang operiert. Er will, ohne in direkte Polemik gegen die neuen Theorien einzutreten, die Hauptfragen der griechischen Melik besprechen und die früher aufgestellten wichtigsten Sätze auf ihre Durchführbarkeit prüfen. Zunächst wird von ihm die Frage erörtert, ob und inwieweit auch in den lyrischen Partien die dipodische Messung und die darauf basierte vierfüßige Anlage der Iamben, Trochäen und Logaöden durchführbar sei; dann geht der Verf. auf die „schwer zu entscheidende Frage“ ein, ob und wo eine beginnende Länge oder Syllaba anceps als Auftakt zu nehmen oder als Teil des ersten Takts der Reihe anzusehen sei; zuletzt bespricht er den Fortgang des Rhythmus über den Versschluß hinaus oder die Vereinigung mehrerer Verse zu einem größeren Ganzen, die Stelle und Größe der Pausen innerhalb der Strophe, die Sinnschlüsse und metrischen Schlüsse. Als Anhang sind die Analysen einer größeren Anzahl von Strophen verschiedener Versgattungen beigegeben. — Besonderen Nachdruck legt Christ auf die richtige Betonung der rhythmischen Reihe, und er geht dabei von dem Grundsatze aus, daß in den ältesten Zeiten die griechischen Dichter den Iktus ausnahmslos an die lange Silbe banden und auch später nur dann auf eine Kürze setzten, wenn diese mit der folgenden zusammen eine Länge vertrat. — Über seine Stellung zu der Lehre des Aristides von den 12zeitigen Perioden und der daran sich knüpfenden Auffassung der Glykoneen, sowie zu der Blaßschen Theorie der Daktyloepitrite s. den V. Abschnitt dieses Berichts; über die Abhandlung im ganzen die Anzeige des Ref. in der Berliner philologischen Wochenschr. 1903 Nr. 25.

F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre. Straßburg 1901.

Die Untersuchungen beziehen sich auf die sog. metrische Dehnung und auf den Lautwert des Digamma und bewegen sich vorwiegend auf dem Gebiete des älteren griechischen Epos, doch werden im zweiten Teile auch Alkman, Alkaios, Sappho, Pindar, Simonides und Bakchylides in Betrachtung gezogen. Solmsen glaubt, daß W. Schulzes Ansichten über die metrische Dehnung der Berichtigung und Ergänzung bedürfen, und geht noch weiter in seinen Ausführungen als Danielsson (Zur metr. Dehnung, Upsala 1897), der zeigte, daß nicht nur solche Wortformen metrische Dehnung erfuhren, welche sonst für den Vers unbrauchbar gewesen wären, sich selbst aber auf dreisilbige Wörter beschränkte. Er rechnet zu den dreisilbigen mit Dehnung auch die folgenden: Ἄιδος, κουλεόν, οὐλαμός, Μούλιος, ἔμμαθες, θήιον, δείελος, Ὑάδες, ὑετός und nimmt bei viersilbigen der Form ∪ ∪ ∪ $\bar{\cup}$ die Zulässigkeit der Dehnung der zweiten Silbe an in μεμᾱότες, μεθίεμεν und

μεθιέμεν, συνιέμεν, ὑπείροχος, ἐρείομεν, ἐλούεον, γελοίιον, μυρίκινον, τιθήμεναι, καλήμεναι, ποθήμεναι, ῥεούμενοι, ἀγείρατος, anch in Fällen, wo die letzte Kürze durch Elision wegfällt, wie διίφιλ(ε) ἀφίετ(ε), μεμαότ(ε). — Da diese Art der metrischen Dehnnng (υ ῡ υ υ) besonders hänfig im vierten Fnße des Hexameters vor der bukolischen Diärese vorkommt, will Solmsen dieser Versstelle eine ähnliche Freiheit im Gebranche der kurzen Silbe statt der langen zuschreiben, wie dem ersten Fnße des Hexameters und dem letzten in den sog. ἀκέφαλοι und μείουροι.

Über den Lautwert und die Kürzungen des Van handelt der Verf. eingehender im Anschlusse vornehmlich an Hartel (Homer. Studien III, 46 ff., 70 ff.) nnd Brugmann, Gr. Gramm.[3] S. 37 ff. Er legt besonderen Nachdruck auf die von jenem betonte Unterscheidnng von Hebungs- und Senkungssilben bei der Bewertung des F. Nach Solmsens Meinung hat das Vau gerade wie im Altindischen, Lateinischen und den ältesten Phasen der germanischen Sprachen auch im Griechischen zunächst halbvokalische Geltung gehabt (wie das englische *w*), aber dieser Lautwert ist hier nicht durchweg festgehalten, sondern die halbvokalische Aussprache durch die spirantische abgelöst worden; für die Zeit des älteren epischen Gesanges ebenso wie für Alkaios, Sappho, Alkman ist anlautendes F vor Vokal noch halbvokalisch gesprochen zu denken. Aus dem Nichterscheinen von Positionslänge bei vorangehendem Konsonanten (ὥρῃ ἐν εἰαρινῇ) sei es nicht berechtigt, auf Verstnmmen des F zu schließen, denn es habe nie die Kraft besessen, vorhergehende kurze konsonantisch schließende Endsilbe zu längen, sofern sie in der Senknng stand. Trat aber die Silbe in die Hebnng, so blieb der schließende Konsonant infolge der kräftigen Exspiration bei der vorhergehenden Silbe (εἶπᾱς | ἔπος). — Mit der Erörterung der Wirkung von Fρ, Fλ und δF, σF im Anlaut auf vorangehende kurzvokalisch auslautende Schlußsilbe verbindet Solmsen eine ausführlichere Besprechung der Position, die Muta mit Liquida im Wortanlaut bildet, und gibt eine lautphysiologische Erklärung des Wesens der Positionslänge in Übereinstimmung mit Sievers' Phonetik[4] § 651 ff., bei welcher die „längende Wirkung" der Hebnng in das rechte Licht gestellt wird. — Besonders erwähnt zu werden verdient die Kritik von Useners Ansicht über die Nichtwirksamkeit des F in der Cäsurstelle nach dem dritten Trochäus. — Vgl. die Anzeige des Ref. in der Berliner philolog. Wochenschr. 1902 Nr. 6.

J. Grau, Versuch des Nachweises, daß positionslange Silben nicht durch Satzung, sondern infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit lang sind. Berlin 1902. Progr. d. Köllnischen Gymnasiums.

Der irrigen Meinung, daß in positionslangen Silben der Vokal

eine Längung erfahre, glaubt Grau keine weitere Beachtung schenken zu müssen, obgleich — wenigstens dem Wortlaute nach — selbst L. Müller noch in der zweiten Bearbeitung seines Buches *De re metrica* p. 380, 385, 388 ihr zu huldigen scheint*). Von den griechischen und römischen Grammatikern sei kein einziger der Ansicht, daß der vor den Konsonanten stehende kurze Vokal seine Natur ändere; Gellius N. A. IV, 17 hebe ausdrücklich hervor, daß eine Silbe lang sein könne, obwohl ihr Vokal kurz sei. Die alexandrinischen Grammatiker faßten den Ausdruck θέσει μακρά im Gegensatz zu φύσει μακρά in dem Sinne: lang durch Satzung, nach Übereinkommen der Dichter, wie es nach Böckhs Vorgang heute ziemlich allgemein geschieht (Westphal, Allgem. Metrik II, 1 [1865] p. 258. Christ, Metrik 1874 S. 9.). Die Richtigkeit dieser Anschauung bestreitet Grau, der den Nachweis führt, daß auch die positionslangen Silben ihrer natürlichen Beschaffenheit nach Längen seien, nicht willkürlich auf Grund einer Festsetzung aus der Menge der kurzen Silben ausgehoben wären. Die Dichter haben sich, wenn sie Silben mit kurzem Vokal vor zwei oder mehr Konsonanten als Längen maßen, von ihrem Sprachgefühl leiten lassen, das sich als wohlberechtigt erweist. Daß die positionslangen Silben denen mit Vokallänge näher standen als denen mit kurzem Vokal, zeigt die Bildung der griechischen Komparative (ὠμότερος, κεδνότερος, aber σοφώτερος), zeigt ferner die Ersatzdehnung für ausgefallene zwei Konsonanten (σώμασι, ἡγεμόσι, aber λέουσι), zeigt im Lateinischen die Betonung positionslanger Paenultimae. Bemerkungen wie bei dem Grammatiker Pompeius (Gr. Lat. V, 112) und bei Choeroboskos in seiner 'Ἐξήγησις über den Zeitwert der Konsonanten sind nicht als töricht von der Hand zu weisen, sondern zeugen von dem feinen Gehör und richtigen Maßgefühl vieler Gelehrten des Altertums. In der Sprache des gewöhnlichen Lebens war der schließende Konsonant eines Wortes nur wenig hörbar, wesentlich anders aber artikuliert der Rezitator feierlicher, schwungvoller Verse. Im griechischen Verse erlangt der auslautende Konsonant, wenn das folgende Wort gleichfalls mit einem Konsonanten beginnt, seinen vollen ursprünglichen Wert zurück und macht durch die Zeit, die seine Aussprache in Anspruch nimmt, die Silbe, auch wenn sie einen kurzen Vokal behält, notwendigerweise zu einer langen.

A. Uppgren, De verborum peculiaribus et propriis numeris ad antiquas linguas et sermones et poesin facta disquisitio et disputatio. 3 Tle. Lund 1899. 1900.

*) Auch H. Dettmer in s. Göttinger Dissertation 'De arte metrica Archilochi'. Hildesheim 1900 redet immer noch von der ***productio brevis vocalis*** z. B. p. 8, 12, 14.

Die umfangreiche Schrift macht sich zur Aufgabe, die Verwendung der nach Silbenzahl und Silbenquantität verschiedenen Wortgestalten in Poesie und Prosa, bei Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern zu beobachten, und legt die Ergebnisse dieser Beobachtungen in zahlreichen statistischen Tabellen dem Leser vor. Es sind nicht nur die längeren und ungefügeren Wortgrößen, denen der Verf. seine Aufmerksamkeit zuwendet, Dispondeen, Molossen, Choriamben, Ioniker, Päone u. dgl., sondern auch auf die Verwendbarkeit daktylischer, spondeischer, trochäischer, iambischer Wörter und den in dieser Hinsicht bei den verschiedenen Dichtern der Griechen und Römer herrschenden Gebrauch wird eingegangen und die Häufigkeit gewisser Wortgestalten in gewissen Stellungen nachgewiesen.

Das Hauptbeobachtungsfeld bietet dem Verf. der Hexameter, über dessen Einschnitte ausführlich gehandelt wird im cap. IV *De versus heroici divisionibus*, allerdings von Gesichtspunkten aus, die schwerlich großen Beifall finden werden. — Die wortreiche, inkorrekte und schwer lesbare Sprache der Schrift wirkt oft geradezu abstoßend auf den Leser; die Ergebnisse der Arbeit stehen nicht im richtigen Verhältnis zu dem aufgewendeten Fleiße. Vgl. die Anzeigen des Ref. in der Berliner philol. Wochenschr. 1900 Nr. 39. 1901 Nr. 49.

Fr. Blaß, Die Punkte zur Bezeichnung des metrischen Iktus. Hermes 35. Bd. (1900) S. 342—344.

In der Vorrede zu seiner Bakchylidesausgabe p. L (1. A. p. XLIV) nimmt Blaß im Anschluß an Fr. Hanssen (Sobre un trozo de música griega. Anales de la Univ. de Santiago de Chile 1893) für die lyrische Dichtung in der iambischen Dipodie und ebenso im Choriamb den zweiten Teil des Taktes als ἄρσις, den ersten als θέσις (im Sinne der Alten) an und beruft sich mit ihm auf das Zeugnis des Anonymus Bellerm., des Aristides Quintilianus und der Seikilosinschrift. Für den iambischen Trimeter des Dialogs gibt er die entgegengesetzte Gliederung (ἄρσις, θέσις) zu, wie sie Westphal mit zahlreichen Zeugnissen der alten Metriker belegt hatte. Aber die Richtigkeit der Textänderung im Anonymus ἡ μὲν οὖν ἄρσις σημαίνεται, ὅταν ἁπλῶς τὸ σημεῖον ἄστικτον ᾖ, οἷον ⊢, ἡ δὲ θέσις, ὅταν ἐστιγμένον, οἷον ⊢̇ bestreitet er. Er erklärt: ἄρσιν puncta recipere testatur anonymus, ἄρσις habet puncta in inscriptione Sicili; nach Aristides p. 39 bestehe der Diiamb ἐξ ἰάμβου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως, der Choriamb ἐκ τροχαίου θέσεως καὶ ἰάμβου ἄρσεως, die θέσις habe den ersten Platz. Den schwächeren Taktteil habe man bezeichnet, wie von den Akzenten mehrfach der Gravis stehe, nicht der Akut, so bei Bakchyl. πὰνθὰλης, βλὴχρας, ὀβριμὸδὲρκει. — Für diese seine (und Hanssens) Ansicht tritt er von neuem ein gegen O. Crusius und Th.

Reinach in obigem Anfsatz im Hermes. Die in Herodas' Choliamben I, 40 gefundene Notierung ΧΙΛΑΡ.Η ΚΑΤΑCΤΗΘ.Ι widerspreche seiner Meinung nicht, da hier die Punkte zur Bezeichnung der θέσις, des κάτω χρόνος, unterhalb der Linie stehen, während der Anonymus die Punkte ἄνω, d. h. über dem ἄνω χρόνος, im Sinne habe. Wo Noten hinzukamen, habe man die Punkte κάτω weggelassen und nur die ἄνω χρόνοι bezeichnet.

Th. Reinach dagegen, Bull. de corresp. hellénique XVIII 363 ff. und Masqueray, Traité de métrique grecque p. 153 nehmen nicht bloß für den Trimeter, sondern auch für die lyrischen Verse die Betonung ῡ — υ ⏑́ in Anspruch und berufen sich auf die Notierung der Inschrift von Tralles, *'dans laquelle des temps marqués sont indiqués par des points'*.

H. Jurenka, Die neuen Theorien der Metrik S. 4 f. Anm. 1, erklärte: „es muß nachdrücklich betont werden, daß im melischen (gesungenen) Iambus nicht der zweite, sondern der erste Teil der Dipodie den stärkeren Iktus trägt“. Die mit Punkten versehenen Silben in der Seikilosinschrift bilden für ihn die ἄρσις, und der Text des Anonymus Bellerm. ist nicht zu ändern. Aber schon in seinem Aufsatz über die Metrik des Horaz p. 25 gesteht er, daß er durch seine Wahrnehmungen an Horaz ins Schwanken gekommen sei.

Auch Th. Weil hat in seinem Urteile geschwankt. In der Revue des études grecques XIII (1900) S. 182 hatte er sich Westphal angeschlossen: jetzt tritt er Études de litt. et de rythm. gr. (1902) S. 209, adn. 4 wieder zurück und für Blaß' Meinung ein und sieht in der Inschrift von Tralles in dem Choriamb μηδὲν ὅλως den 1. Teil für die θέσις, den 2. für die ἄρσις an im Einklang mit dem Zeugnis des Anonymus Bellerm.

K. Brandt, Metrische Zeit- und Streitfragen S. 6, hält an Bellermanns und Westphals Meinung fest und glaubt mit diesen, daß die Wörter ἄρσις und θέσις beim Anonymus § 85 vertauscht seien, wie ja auch § 83 zuerst die ἄρσις, dann erst die θέσις genannt sei; die unbetonten Silben zu bezeichnen, die betonte unbezeichnet zu lassen sei unnatürlich, während man bei der Akzentuation allerdings ebensogut die tief- wie die hochbetonte Silbe bezeichnen konnte. Die in den Notenbeispielen an gewissen Stellen sich findende Anwendung zweier Punkte erkläre sich durch die Annahme, daß zwei Punkte den guten Taktteil in der Dipodie, ein Punkt den im Halbtakte, also stärkere und schwächere Betonung, andeuteten; besonders beweisend sei die Notierung im § 104, die keinen Zweifel über die Stelle der Thesis lasse.

Ref. bleibt bei seiner Metrik[3] § 95, 1 ausgesprochenen Ansicht; er glaubt wie Studemund bei Luthmer p. 79, daß gerade die anaklastische

Form der Dipodie — ◡ ◡ — zeige, daß die erste Hälfte die schwächere Betonung hatte, da bei dieser Form der Hauptiktus des Ganzen trotz der Veränderung des ersten Teils gewahrt bleibe.

V. Lundström, Zur Geschichte des Reims in klassischer Zeit. Eranos, Acta philologica Suecana vol. II (1898) S. 81—116.

Der Verf. bespricht die verschiedenen Ansichten über die Frage, wie weit man den Begriff des Reimes gelten lassen könne, und tritt selbst für die Anerkennung auch der Flexionsreime ein. Er bespricht zunächst die Anwendung der Homoiotelenta bei den griechischen Tragikern, bei denen er auch im Dialog strenge Absichtlichkeit in Gebrauch und Stellung des Reims nachweisen und alle Stufen der Reimentwickelung verfolgen zu können glaubt. Der zweite Teil der Abhandlung hat es mit Vergil und Columella zu tun und will zeigen, daß schon in alter Zeit die Reime bei Vergil als beabsichtigt erkannt worden seien.

C. Häberlin in der Anzeige der Schrift, Berliner philol. Wochenschr. 1899 Nr. 26, kann sich mit Lundströms Ergebnissen nicht befreunden und erklärt im Gegensatz zu ihm und in Übereinstimmung mit Wölfflin, daß nichts berechtige, den Flexionsreim als ein bewußt und vielfach angewandtes Kunstmittel der griechischen Poesie anzuerkennen, da er oft unvermeidbar und nur geduldetes Produkt der Verlegenheit sei.

III. Schriften zur Metrik der griechischen Epiker, Bukoliker, Elegiker und Epigrammatiker.

(Daktylischer Hexameter. Elegisches Distichon.)

K. Hoerenz, De vetustiore versus heroici forma in Homeri carminibus inventa. Berlin 1901. Programm der XII. Städt. Realschule.

H. hält es im Anschluß an Bergk, Westphal und Usener für wahrscheinlich, daß der Hexameter aus zwei Kurzversen entstanden sei, und will nachweisen, daß sich in den homerischen Gedichten noch zahlreiche Verse finden, in denen die beiden Versglieder in lockerer Verbindung miteinander stehen; er gibt S. 24 ein Verzeichnis der homerischen Verse, welche diese '*vetustior forma versus heroici*' aufweisen sollen. Das Kennzeichen für die freiere Fügung findet er nach Useners Vorgang in der Vernachlässigung der Position in der trochäischen Cäsur des 3. Fußes, wenn bei konsonantischem Ausgang des 1. Versgliedes ein mit F anlautendes Wort den Anfang des 2. bildet, oder bei vokalischem Auslaut des 1. Gliedes das 2. mit Muta c. liquida beginnt.

Solche Verse zeigen nach seiner Meinung, daß der Dichter für die Schlußsilbe des 1. Gliedes eine Kürze nicht für nötig erachtete, sondern ihr die Freiheit des Versschlusses zukam. Dabei ist nicht in Erwägung gezogen, daß diese Erscheinung der vernachlässigten Position auch an anderen Versstellen in der Senkung das Regelmäßige ist, so daß nur ganz ausnahmsweise in der Senkung stehende Schlußsilbe durch folgendes F oder Muta c. liquida zur Geltung einer Länge erhoben wird. Aus dem Nichteintreten von Positionslänge in der trochäischen Cäsur ist also ein Schluß auf freiere Verbindung der beiden Versglieder nicht zu machen. Die Meinung, daß die Vernachlässigung der Position von dieser Stelle auf andere übertragen worden sei, hat um so weniger Wahrscheinlichkeit, weil sie anderwärts häufiger ist.

Bei der Bestimmung der Cäsuren des Hexameters, über deren Vorkommen in Ilias und Odyssee eine Tabelle auf p. 12 Auskunft gibt, scheint auch H., wie andere, von der Ansicht auszugehen, daß der Einschnitt im 3. Fuße jedenfalls die Cäsur des Verses sei; sonst würde er schwerlich im ersten und zweiten Buche der Odyssee kein Beispiel der Hephthemimeres gefunden haben. Bei der Bestimmung der Hauptcäsur ist aber die Rücksicht auf den Satzbau nicht aus dem Auge zu setzen, da die Cäsur des Rezitationsverses dem Vortrage dient. In β 16 ὃς δὴ γήραϊ κυφὸς ἔην καὶ μυρία ᾔδη ist also nicht hinter κυφὸς, sondern hinter ἔην der Haupteinschnitt; ebenso in β 40

ὦ γέρον, οὐχ ἑκὰς οὗτος ἀνήρ — τάχα δ' εἴσεαι αὐτός

nicht hinter οὗτος, sondern hinter ἀνήρ und dementsprechend in v. 106 f. hinter δόλῳ und ἔτος, in β 114 hinter κέλεται, β 125 hinter θεοί. Richtiger urteilt J. Grau (s. oben S. 19) p. 14: Welche Cäsur bei der Deklamation zu bezeichnen ist, darüber entscheidet in erster Reihe die durch den Sinn gegebene Zusammengehörigkeit der Worte, jedenfalls nimmermehr eine rein äußerliche Festsetzung.

J. La Roche, Zahlenverhältnisse im homerischen Verse. Wiener Studien 20. Bd. (1898) S. 1—69.

Die Untersuchungen betreffen das Verhältnis der Daktylen und Spondeen zueinander und die Cäsuren; die Ergebnisse sind verschieden von denen bei Arth. Ludwich, Homer. Textkritik. — Der Spondeus gehört mehr der ersten, der Daktylus mehr der zweiten Vershälfte an. Der letztere hat fast ganz vom 5. Fuß Besitz ergriffen, weniger allerdings bei Homer als bei späteren Dichtern. Auch im 3. Fuße wird er dem Spondeus vorgezogen. Dieser liebt den 2. und fast ebenso den 1. Fuß, auch im 4. steht er gern, besonders wenn der 3. und 5. Daktylen sind. Ist der 5. Fuß ein Spondeus, so wird im 4. mit Vorliebe der Daktylus gesetzt; übrigens verschmäht der 4. Fuß den Spondeus nicht.

Beigefügt sind nach den einzelnen Büchern der Ilias und Odyssee geordnete Tabellen mit der Zahl der Daktylen und der Spondeen in jedem Versfuße und mit Angaben über das Vorkommen von je 5, 4, 3, 2 und einem Daktylus im Hexameter (S. 9. 10. 34. 56. 64). Dabei ist zu bemerken, daß der Verf. die Auflösung der Diphthonge αι, οι, ευ, ει im 5. und 3. Fuße konsequent durchführt.

Über die Cäsuren wird bemerkt, daß 27 500 Verse im 3. Fuße einen Einschnitt (La R. sagt „die Cäsur"), 330 keinen haben; für die letzteren wird demgemäß die Hauptcäsur im 4. Fuße angenommen; daß trotz des Einschnittes im 3. Fuße die Cäsur auch einmal an anderer Stelle liegen könne, wird außer Betracht gelassen. Nur ungern entschließt sich der Verf. zu dem Zugeständnis, daß A 116 μάντι κακῶν κτλ. die Hephthemimeres Haupt- und die Trithemimeres Nebencäsur sei, ebenso A 179 οἴκαδ' ἰὼν ξὺν νηυσί τε σῇς κτλ. und γ 323 ἀλλ' ἴθι νῦν ξὺν νηί τε σῇ κτλ., aber nicht A 183 und ι 173, obgleich sie ganz ähnlich gebaut sind. Für X 199 ὡς δ' ἐν ὀνείρῳ οὐ δύναται φεύγοντα διώκειν konzediert er die Hepthemimeres, für X 387 die Trithemimeres und die βουκολική d. h. zwei Nebencäsuren. O 18 ἦ οὐ μέμνῃ, ὅτε κτλ. und δ 544 κλαῖ', ἐπεὶ οὐκ ἄνυσίν τινα κτλ. werden für fehlerhaft erklärt.

J. La Roche, Untersuchungen über den Vers bei Hesiod und in den Homerischen Hymnen. Wiener Studien 20. Bd. (1898) S. 70—90.

Sprache und Verstechnik sind nicht wesentlich andere als bei Homer, mit unbedeutenden Ausnahmen finden sich ganz dieselben Verhältnisse bei Hesiod und in den Hymnen wie bei ihm. Hauptcäsur ist die Penthemimeres bei Hesiod unter 2331 Versen 974 mal, in den Hymnen unter 2328 Versen 882 mal, die Hephthemimeres dort 49 mal, hier 14 mal.

Fr. Jaeckel, De poetarum Siculorum hexametro. Dissert. inaug. Leipzig 1902.

Der Verf. versteht unter 'poetae Siculi' alle griechischen Dichter, die in Sizilien und Unteritalien gelebt oder sich wenigstens vorübergehend dort aufgehalten haben, auch die Dramatiker und Lyriker, und beobachtet ihre Technik im Bau des Hexameters, zunächst in bezug auf die Häufigkeit und Stellung der Daktylen und Spondeen und den Gebrauch der verschiedenen Cäsuren und Verseinschnitte. Er legt die Ergebnisse seiner Zählungen in zahlreichen, mit großem Fleiß angefertigten Tabellen nieder. Einheitliche Technik herrscht allerdings nicht bei den '*poetae Siculi*', sondern einige, wie Empedokles, schließen sich mehr an Homer an, andere, wie Theokrit in seinen epischen Dichtungen, an die alexandrinische Technik, eine dritte Gruppe, zu der Archestratus und Theokrit in seinen bukolischen und kleinen Gedichten gehört, haben besondere Eigentümlichkeiten. — J. verfolgt den Zweck,

zu zeigen, daß der Versbau des Archestratus für Ennius vorbildlich geworden sei. — Bei der Besprechung der Cäsuren des Hexameters huldigt der Verf. der Ansicht *omnes versus in universum caesura pedis III. esse distinctos, nisi quod causis gravibus quibusdam coacti poetae graeci rarissime semiseptenaria usi sunt*, und ein Wortende im 3. Fuße gilt ihm ohne weiteres als die Cäsur ohne alle Rücksicht auf den Sinn der Worte und den Satzbau; die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht glaubt er leicht widerlegen zu können, indem er ihnen die Sätze unterschiebt: *caesuram ibi tantummodo esse statuendam, ubi membrum aliquod sententiae sit finitum* und *omnes eas hexametri incisiones esse caesuras, in quibus sensus pausa statui possit*. Wer behauptet das? vgl. G. Hermann, El. D. M. p. 33, Christ[2] S. 170 und meine Metrik[3] S. 116. Dem Ref. macht J. p. 61 A. 4 auf Grund eines verstümmelten Zitats einen unberechtigten Vorwurf, den er sich begnügt, hier kurz zurückzuweisen. — Vgl. die Anzeige des Ref. in der D. Lit.-Ztg. 1903 Nr. 20.

J. La Roche, Der Hexameter bei Apollonios, Aratos und Kallimachos. Wiener Studien 21. Bd. (1899) S. 161—197.

Statistische Bemerkungen über die Zahl der Daktylen und Spondeen und über die Cäsuren.

J. La Roche, Zur Prosodie und Metrik der späteren Epiker. Wiener Studien 22. Bd. (1900) S. 35—55.

Trotz mancher Verschiedenheiten in der Verstechnik zeigt sich Homer doch immer noch als Lehrmeister auch bei seinen späteren Nachfolgern, besonders in bezug auf die allgemeinen metrischen Gesetze. Bedeutendere Differenzen zeigen sich in der Prosodie, so z. B. in der seltenen Zulassung des Hiatus vor Wörtern, die ehemals konsonantischen Anlaut hatten, am häufigsten vor den Pronomen οἱ, zuweilen vor ἔργον, ἄναξ u. a., und bei der Verbindung von Muta und Liquida. — Die Hauptcäsur liegt im 3. Fuße, und zwar wird die trochäische bevorzugt; die Hephthemimeres kommt gar nicht vor bei Koluthos und Musaios, nur 30 bzw. 47mal bei Quintus Smyrnaeus und Manetho, z. T. durch Eigennamen oder homerisches Vorbild veranlaßt. — Spondeen haben auch die späteren Epiker nicht so sehr gemieden, wie man gewöhnlich annimmt: Hexameter mit drei Spondeen finden sich am häufigsten bei Manetho und Oppian, gar nicht bei Musaios; solche mit vier Spondeen fehlen bei Koluthos, Musaios und Nikander und finden sich nur in je einem Beispiele bei Quintus Sm. und Tryphiodor. — Es folgen Beobachtungen über das Vorkommen daktylischer und spondeischer Wortformen an gewissen Versstellen und über die Zulassung des Hiatus in der trochäischen Cäsur und bukolischen Diärese.

J. La Roche, Zur Verstechnik des Nonnos. Wiener Studien 22. Bd. (1900) S. 194—221.

In den Dionysiaka entbehrt kein Vers des Einschnitts im 3. Fuße, keiner hat im 5. Fuße den Spondeus, keiner zugleich im 1. und 2. oder im 3. und 4. Fuße Spondeen, keiner mehr als zwei Spondeen. Der Spondeus wird im 1. Fuße nach Möglichkeit gemieden, er ist im 2. am häufigsten, wie bei Homer, demnächst im 4. Fuße; dagegen sind die Verse mit 5 Daktylen häufig, viel häufiger als bei Homer. Nonnos ist Daktylomane: daher weicht er der Synizese aus, meidet geflissentlich Kontraktion, verkürzt nach Bedürfnis lange Vokale, verwendet gern das syllabische Augment, um sich Daktylen zu schaffen, ebenso zweisilbige Wortformen statt einsilbiger (ἐνί st. ἐν, πάϊς st. παῖς). — Die Hauptcäsur liegt stets im 3. Fuße (44, 16 ist abzuteilen κτείνω | ποτὲ und 35, 170 μελίης | ποτὲ); die trochäische Cäsur überwiegt so bedeutend, daß nicht einmal der 5. Teil der Verse πενθημιμερής hat.

G. Schultz, Beiträge zur Theorie der antiken Metrik. Hermes XXXV. Bd. (1900) 308—325.

Den Namen 'Pentameter' leitete G. Hermann von der *prava distinctio* desselben ab, durch die der Vers in zwei Daktylen (oder Spondeen), einen Spondeus und zwei Anapäste zerlegt wird, und glaubte, daß auch die Erfinder dieser Zerlegung selbst nicht den wirklichen Rhythmus des Verses damit angeben, sondern nur eine Messung aufstellen wollten, bei der lauter vollständige Füße vorkämen. Die Messung, welche Hephästion vertritt: *ex duobus ordinibus dactylicis* von je fünf *semipedes*, werde durch die Cäsur so deutlich bestätigt, *ut insanum esse necesse sit, qui aliter sentiat.* Trotzdem nimmt sich G. Schultz der so energisch abgewiesenen Auffassung an: die Überlieferung des Altertums spricht für sie, schon der Name fordert fünf Metra ohne Dehnung oder Pause; Zeugnisse der Dichter und Grammatiker bestätigen, daß es fünf Füße seien; schon in einer der Blüte der griechischen Dichtkunst nahe benachbarten Zeit war der Name Pentameter geläufig (Heraklides Ponticus, Hermesianax, Hieronymus Rhodius), Ovid spricht wiederholt von einem fünffüßigen Verse, Quintilian IX, 4, 97 bezeugt, daß keine Pause in der Mitte des Verses gemacht wurde; wenn Pentameter gesungen wurden, so mußte man wissen, ob 5 oder 6 Füße vorhanden, ob die 3. und 6. Länge zwei- oder vierzeitig sind. Augustins Angabe über die Pause zeigt nur seine Unkenntnis der alten metrischen Überlieferung.

Th. Goodell, Chapters on Greek Metric p. 30—41.

G. räumt das Alter des Namens Pentameter willig ein, erklärt ihn aber mit Hinweis auf den Begriff πούς, wie er selbst für Aristoxenos gilt, als wohlberechtigt, wenn man bedenke, daß jedes der beiden κῶλα

tatsächlich $2^1/_2$ Füße umfasse. Gegenüber den von Schultz ins Treffen geführten Gewährsmännern für seine Messung weist er auf die von Hephästion p. 52 W., von Aristides p. 51 f. Mb., von Marius Vict. p. 107 und 110 K. vertretene Messung hin, beleuchtet die Quintilianstelle IX, 4, 97 f. so klar, daß sie ihre Beweiskraft für Schultz' Ansicht verliert, und nimmt die einfache Darlegung bei Augustin de mus. IV, 14 mit Recht gegen Sch. in Schutz. Daß beim einfachen Rezitieren, zumal in späterer Zeit, der ursprüngliche Rhythmus leicht zurückgedrängt wurde von einer weniger rationellen Vortragsweise, bestreitet er nicht.

Übereinstimmend mit G. verwirft H. Weil, Études de rythmique grecque p. 172 die '*fausse division*' und weist mit Bezug auf die verkehrte Benennung des Verses ('*aussi contraire à la nature*') darauf hin, daß die Ausdrucksweise der Metriker, die sich nur an die äußere Form der Verse hielten, nicht erst in späterer Zeit aufkam, sondern schon in der klassischen im Gebrauch war.

J. Mesk, Satz und Vers im elegischen Distichon der Griechen. Jahresber. des k. k. zweiten deutschen Gymnasiums in Brünn. 1900.

Entweder fällt der Schluß eines Gedankens bzw. Gedankenabschnittes mit dem Ende des Distichons zusammen, oder der Gedanke überschreitet den Rahmen der zur Einheit einer Periode verbundenen Verse, um erst im folgenden oder in einem der folgenden Distichen zum Abschluß zu kommen. Der Verf. weist in sieben Abschnitten nach, 1. wo und wie oft Hexameter und Pentameter je einen Sinnesabschnitt enthalten; 2. wo eine Zwei- oder Dreiteilung des Distichons vorliegt; 3. wo es von Anfang bis zu Ende von einem einzigen Satze ausgefüllt wird; 4. wo zwei Distichen, 5. wo drei, 6. und 7. wo vier und fünf Distichen inhaltlich verbunden sind. Er hat 25 Dichter von den ältesten bis Theokrit und Phanokles in Betracht gezogen und stellt die zahlenmäßigen Ergebnisse in einer Tabelle übersichtlich zusammen. Während bei Archilochos, Kallinos, Jon, Kritias die Gruppenbildung und die Anwendung des Einzeldistichons gleich häufig auftreten, überwiegen bei Tyrtäus die Einzeldistichen bedeutend, auch Solon, Anakreon, Simonides, Theognis bevorzugen diese; die alexandrinische Dichtung gab der Gruppierung größeren Raum als die der früheren Jahrhunderte.

L. Radermacher, Metrische Inschrift. Philologus LX (1901) p. 476 f.

glaubt in einer griechischen Inschrift aus dem VI. Jahrh. (Kaibel Inscr. Sicul. et Ital. 664), welche lautet: Ταθάνᾳ Φιλλὼ Χαρμαλίδα δεκάταν einen Vers aus älterer Zeit gefunden zu haben, der beweise, daß der Pentameter nicht von vornherein die Bestimmung gehabt habe, mit einem Hexameter verbunden zu werden. Schließlich aber kommt er

selbst zu der Entscheidung, die Inschrift bestehe aus zwei Kurzversen. Ebenso wird man wohl vorziehen, die von ihm angeführten Stellen (Aeschyl. Suppl. 550. Eurip. Orest. 1436. Aristoph. Nub. 1157 ff.) zu beurteilen, wo auch, wenigstens z. T., die kurze Endsilbe des ersten Kolons gegen die Verbindung zur Verseinheit spricht. — Daß sich übrigens gelegentlich einmal auch ein griechischer elegischer Vers ohne Hexameter finden kann, wie die lateinischen CIL XIV, 2773

Hortnius hic Vari | est opus Alcinoi.

CIL IV, 1880. X, 1284, wird niemand bestreiten.

IV. Schriften zur Metrik der Iambographen.

H. Dettmer, De arte metrica Archilochi quaestiones. Göttinger Dissertation. Hildesheim 1900.

Eine fleißige und beachtenswerte Arbeit, welche die prosodischen und metrischen Eigentümlichkeiten des Archilochos in seinen daktylischen, iambischen und trochäischen Dichtungen behandelt und mit der bei den andern Elegikern und Iambographen herrschenden Praxis vergleicht. Der erste Teil (p. 1—63) beschäftigt sich mit prosodischen Fragen (Wirkung von Muta c. liquida, schwankende Vokale, Hiatus, ν paragog., Elision, Krasis, Aphäresis, Synizesis), der zweite fast ausschließlich mit der Technik des Hexameters und Pentameters bei Archilochos und den Elegikern; bezüglich des Trimeters, des trochäischen Tetrameters und der anderen Versbildungen wird auf Usener (Altgriech. Versbau) und P. Denticke (Archilocho quid in graecis litteris sit tribuendum) verwiesen. —

Was die Langmessung unter dem Einflusse von Muta c. liq. betrifft — Dettmer spricht immer noch von *productio vocalis* — so wird der große Unterschied in der Behandlung der Senkungs- und der Hebungssilben nachgewiesen, der bei Archilochos, Kallinus, Mimnermus, Solon und den anderen Elegikern (außer Tyrtäus, Xenophanes, Theognis, Simonides, Plato) zur Geltung kommt. Abgesehen von wenigen Ausnahmefällen tritt Langmessung bei folgender Muta c. liq. (außer bei γν) nur in der Hebung ein, im Wortinnern und in der Schlußsilbe. Die im homerischen Verse herrschende Praxis wird hier von D. vergleichsweise ausführlich besprochen. — Die metrischen Beobachtungen beziehen sich auf die Cäsuren, Sinnesabschnitte, Frequenz der Spondeen, Anwendung und Stellung molossischer Wörter oder Wortverbindungen und Bildung des Versschlusses; auch hier werden die anderen Elegiker zur Vergleichung herangezogen. — Die vielfachen Übereinstimmungen der Technik der alexandrinischen Dichter, wie sie W. Meyer dargestellt hat, mit der Praxis des Archilochos bestimmen D. zu dem Schlusse, daß nicht erst

Kallimachos die Regeln der Alexandriner festgestellt, sondern Archilochos selbst ihnen als Vorbild für ihre Versbildung gedient habe.

H. van Herwerden, De metro Babriano. Mnemosyne. N. F. 28. Bd. (1900) S. 164—167.

Babrius folgt in Sprache und Versbau den älteren Choliambendichtern und hält sich an strengere Regeln. Von den mehr als 1600 Versen haben weitaus die meisten das Schema ῡ — ∪ — ῡ — ∪ — ∪ — — —. Der 6. Fuß ist viel häufiger Spondeus als Trochäus; paroxytoner Schluß findet sich nur 6mal, perispomenierter 26mal. Teilung des Schlußfußes kommt nicht vor. — Der 5. Fuß ist fast stets ein Iambus und nie aufgelöst; der Spondeus erscheint ganz ausnahmsweise 22, 9. 45, 3. 141, 3 (?) 65, 1 (wohl ταὼς zu lesen).

Auflösungen sind ziemlich selten, meist nur eine im Verse (3 nur einmal); der Tribrachys ist häufiger nur im 2. Fuße, seltener im 3., nicht häufig im 4., selten im 1. Fuß; der Daktylus häufiger im 3. als im 1. Fuße. Der Anapäst kommt oft im 1. Fuße vor, aber nur 43, 15, 131, 5 in geteilter Form; in den anderen Füßen nur in Eigennamen. — Anwendung der Anaklasis ist zweifelhaft: 45, 8. 107, 10. — Weglassung des temporalen Augments findet sich nur 95, 47; 116, 6. — Position wird sehr selten vernachlässigt. Synizesis ist gleichfalls ein seltenes Vorkommnis. Die Cäsur, meist Semiquinaria, viel seltener Semiseptenaria, wird streng beobachtet.

J. Hilberg, Ein Akzentgesetz der byzantinischen Iambographen. Byzantin. Zeitschr. VII (1898) S. 337—365.

Außer dem Boissonade-Struveschen Akzentgesetze, das den Versschluß betrifft, macht sich noch ein zweites Akzentgesetz bei den byzantinischen Iambographen geltend, das sich auf die Hephthemimeres bezieht. Diese Cäsur spielte im Trimeter der Byzantiner eine sekundäre Rolle; wo sie vorkam, suchte man sie wenigstens abzuschwächen, dies geschah durch Ausschluß akzentuierter Endsilben vor der Cäsurstelle, sowohl der Oxytona als der Perispomena. Bei vorhandener Penthemimeres kommt diese Regel für die neben ihr bestehende Hephthemimeres nicht zur Geltung. Vereinzelte Ausnahmen finden sich bei ungefügen oder ungriechischen Eigennamen und da, wo bei folgendem enklitischen Wort ein Nebenakzent eintritt, z. B. εἴη γὰρ ἀσέβειά τις ἀδικία. Auch akzentuierte Monosyllaba sind von der Cäsurstelle nicht ausgeschlossen. — Bei Manuel Philes tritt eine besondere Abneigung gegen die Stellung des Proparoxytonon vor der Penthemimeres hervor.

Einwände gegen Hilbergs Aufstellungen machte

V. Lundström, Granskning af en ny s. k. accentlag i byzantinsk trimeter (Universitets Årsskrift. Upsala 1897—1900),

der die von Hilberg besprochene Erscheinung zu erklären sucht aus der gleichzeitigen Frequenzabnahme der reinen Hephthemimeres und der mehrsilbigen Oxytona im byzantinischen Trimeter gegenüber der vorbyzantinischen Zeit, da er in einem Gedicht des Christophoros von Mytilene, das 134 Verse umfaßt, nur 23 Verse mit reiner Hephthemimeres und 6 mehrsilbige Oxytona vorfindet. Gegen seine Einwendungen wendet sich Hilberg in der Byzantinischen Zeitschrift IX (1900) S. 542 f., indem er die Abnahme der mehrsilbigen Oxytona und der reinen Hephthemimeres bestreitet und Lundströms Beweismaterial als unzureichend bezeichnet.

J. Hilberg, Über die Akzentuation der Versausgänge in den iambischen Trimetern des Georgios Pisides. — Festschrift für Joh. Vahlen. Berlin 1900. S. 149—172.

Die Zahl der auf ein Oxytonon oder ein Perispomenon auslautenden Trimeter des P. ist zwar sehr gering und läßt sich durch einige sehr wahrscheinliche Textesänderungen noch weiter einschränken, aber an eine gänzliche Beseitigung solcher Unregelmäßigkeiten ist nicht zu denken. — Neben dem paroxytonen Versausgang gestattet sich P. auch den proparoxytonen; wo er aber die Wahl zwischen beiden Arten hatte, zog er den paroxytonen vor, wenn nicht die triftigsten metrischen oder sprachlichen Gründe ihn abhielten. — Das spätere gänzliche Verschwinden des proparoxytonen Versausganges ist also nur eine konsequente Weiterbildung der von P. befolgten Regeln.

L. Sternbach, Observationes in Georgii Pisidae carmina historica. Appendix metrica. Dissert. philol. Acad. Cracov. XXX 1900.

F. Maaß, Metrisches zu den Sentenzen der Kassia. Byzantin. Zeitschr. X (1901) S. 54—59.

Während A. Ludwich, Animadversiones ad Cassiae sententiarum excerpta, Königsbg. 1898, über den Versbau der Kassia sich dahin aussprach, daß die Dichterin nur ein Gesetz mit aller Strenge durchgeführt zu haben scheine, nämlich jedem Verse genau zwölf Silben zuzuteilen, zeigt Maaß, daß das Gesetz der Zwölfsilbigkeit 15 mal verletzt werde, stellt dagegen folgende Regeln als ausnahmslos geltend auf: 1. Die vorletzte Silbe jedes Verses trägt einen Akzent. 2. Jeder Vers hat eine Cäsur, entweder nach der 5. oder nach der 7. Silbe; in der letzten darf kein endbetontes Wort stehen. — Unter 262 Versen fügen sich nur 8 der antiken Prosodie, in sämtlichen Hebungen wird offenes ε und ο zugelassen, die Hälfte der 2., 4., 6. Senkungen weist schwere Längen auf. Wir haben also Akzentverse. Der Vers der Kassia ist der eigentliche byzantinische Zwölfsilber, wie bei Pseudo-Ioannes und in einigen Bearbeitungen der Babriosfabeln.

V. Schriften zur Metrik der griechischen Lyriker.

Allgemeineres.

Ed. Lohan, Poesis melicae generum nominibus quae vis subiecta sit a classicis scriptoribus. Pars I. Lauban 1898. Progr. des Kgl. Gymnasiums.

Der Verf. will die Bedeutung, welche die klassischen Schriftsteller der Griechen mit den Namen der verschiedenen Lieder und Gesänge verbanden, aus den Erwähnungen, die sich bei ihnen finden, und aus den Gesängen selbst feststellen, weil die Angaben der Gelehrten und Grammatiker späterer Zeit nicht selten von dem älteren Sprachgebrauch sich entfernten. Es behandelt unter diesem Gesichtspunkte fürs erste den 'Päan' und den 'Hymnus' und gibt eine fleißige und nützliche Zusammenstellung von Zitaten, die sich auf diese beiden Arten des antiken μέλος beziehen und geeignet sind, ihren Charakter und ihre Anwendung zu verschiedenen Zwecken klarzumachen. Von den jüngsten Funden in Delphi, Epidauros, Ägypten hat L. noch keine Notiz genommen. Auf den metrischen Bau ist er nicht besonders eingegangen.

A. Fairbanks, A study of the Greek Paean. With appendixes containing the hymns found at Delphi and the other extant fragments of paeans. New York 1900.

Eine eingehende und dankenswerte Untersuchung über Wesen, Form und Anwendung des Päan und Sammlung der erhaltenen Päane und Päanenfragmente. Spezielleres Eingehen auf die metrische Gestaltung findet statt im 5. Kapitel und bei der Besprechung der einzelnen Gesänge in den beiden Anhängen. Dem apollinischen Kult gehört der Päan in daktylischem Metrum an, dem kretischen Zeusdienst entstammt der orgiastische päonische Rhythmus; der Anapäst entspricht der Marschbewegung der Prozession, der Daktylus dem ruhigen Vortrag mit maßvoller Bewegung, der Päon lebhaftem Tanz. Das üblichste Metrum der literarischen Päane ist das daktyloepitritische. Das glykoneische Metrum sieht F. nicht für eine charakteristische Form des Päan an trotz der Päane des Aristonoos und Philodamos, deren Bau er in der 2. Appendix S. 112 ff. und 150 ff. eingehend betrachtet und im Anschluß an H. Weils Erklärung behandelt. Die beiden delphischen Gesänge in päonischem Rhythmus bezeichnet er als 'Hymnen', nicht als Päane.

H. Weil, Les antispastes. Études p. 152 ff. — La vraie mesure des faux logaèdes. Études p. 203 ff.

Gegen die übliche Auffassung der Glykoneen und der mit ihnen verwandten Versbildungen als logaödische Verse mit kyklischem Daktylus sprach sich H. Weil schon im J. 1862 in den N. Jahrbb. f. Phil.

p. 346 ff. und dann wieder im J. 1865 in derselben Ztschr. p. 650 ff. aus und stützte seine abweichende Messung auf die Stelle bei Aristides Quintil. p. 37 Mb. über die περίοδοι δωδεκάσημοι. Er behandelte denselben Gegenstand von neuem in der Revue critique VI (1872) p. 511 ff. bei Besprechung von Brambachs Metr. Studien zu Sophokles und bei mehreren anderen Gelegenheiten, insbesondere in dem Bulletin de corresp. hellénique XVIII, 357. XIX, 403 ff. XXI, 510. 563 ff. Seine Ansichten sind in den obenerwähnten Aufsätzen der im J. 1902 erschienenen Études zusammengefaßt.

Aristides nennt die aus zwei verschiedenen dreizeitigen Füßen zusammengesetzten Takte συζυγίαι, so den Antispast ∪ — — ∪ und den Choriamb — ∪ ∪ —, die aus vier Elementen gebildeten περίοδοι. Unter den von ihm aufgeführten 12zeitigen Perioden sind die bekanntesten

∪ — ∪ —   — ∪ ∪ — ⎫ choriambisch-diiamb. Kola
— ∪ ∪ —   ∪ — ∪ — ⎭

∪ — — ∪   ∪ — ∪ — ⎫ Glykoneen
— ∪ — ∪   ∪ — ∪ — ⎭

— ∪ — ∪   — ∪ ∪ — ⎫ polyschemat. Glykoneen
∪ — — ∪   — ∪ ∪ — ⎭

— ∪ — ∪   ∪ — — ∪ 1. Hälfte ⎫ des gr. Asklepiadeus.
∪ — — ∪   ∪ — ∪ — 2. Hälfte ⎭

Sie zeigen, daß Aristides den Glykoneus als eine Umwandlung der iambischen Tetrapodie auffaßte. Die Vertauschung des anlautenden Iambus mit dem Trochäus entspricht — wie schon Westphal, gr. Metrik[2] § 59, 5 richtig gesehen — dem, was die heutigen Musiker Synkópe nennen; die Griechen nannten sie ὑπέρθεσις, bei den Ionikern ἀνάκλασις. Während Aristides die Periode in vier Einzelfüße zerlegt, spricht Hephästion c. 10 von einem akatalektischen antispastischen Dimetron und behandelt c. 16 die polyschematischen Formen des Glykoneion gleichfalls als Dimetra. Der Choriamb und der Antispast erscheinen hier gleichwertig und im Wechsel mit dem Diiamb. Der übelbeleumdete Antispast ist nach W. keineswegs zu verwerfen als Taktform neben dem Choriamb, wie es von den modernen Metrikern geschieht; das System, das ihm einen Platz unter den metra principalia gibt, ist sicher älter als Heliodor, und die Lehre des Aristides ist offenbar aus guter Quelle geschöpft und verdient unsere volle Beachtung. Sie findet ihre vollkommene Bestätigung in der griechischen Dichtung.

Anakreons Gedicht an Artemon (c. 21 B) zeigt deutlich, wie der choriambisch-iambische Vers aus dem iambischen entstanden ist durch den Wechsel des Choriamb mit dem Diiamb; ganz ähnliche Mischung der beiden gleichwertigen Taktformen findet sich häufig bei Aristophanes

der die iambische Dipodie dem Choriamb antistrophisch entsprechen läßt, wie ja auch selbst im iambischen Trimeter des Dialogs zuweilen der Choriamb für den Diiamb eintritt. Auch in der Inschrift von Tralles wird der Choriamb μηδὲν ὅλως behandelt wie die Dipodie. — Die glykoneischen Metra sind zwar nicht identisch mit den choriambisch-iambischen, aber durchaus von derselben Natur wie diese, nur daß bei ihnen die Anaklasis häufig zur Anwendung kommt, insbesondere für den ersten Fuß. Das zeigt die Verbindung eines choriambisch-iambischen Kolons mit dem Glykoneus zu einem Verse, wie Antig. 332, der Abschluß einer glykoneischen Periode durch choriambisch-iambischen Schlußvers, und die antistrophische Responsion von Formen mit Choriamb in der Mitte und Choriamb am Ende wie Phil. 1124—1147. Die Prüfung der Texte bestätigt die antike Theorie, und unsere Metriker tun unrecht, sich über diese hinwegzusetzen.

Fr. Blaß, Über das γένος κατ' ἐνόπλιον und κατὰ βακχεῖον. Praefatio z. Bakchylides ed. II p. XXXIII sqq. (ed. I. p. XXIX).

Schon im J. 1886 hatte Blaß N. Jhbb. f. Phil. 133. Bd. S. 455 ff. auf das κατ' ἐνόπλιον εἶδος hingewiesen und mit Bezug auf die Erwähnungen bei Aristophanes, Plato, Aristides Quintilianus, Bakcheios und die Scholien zu Pindar, Aristophanes und Hephästion die Behauptung aufgestellt: was man heutzutage Daktyloepitriten nennt mit einem selbstgebildeten Namen, das hieß den Alten κατ' ἐνόπλιον; er hatte die beiden Formen des enoplischen Rhythmus — ∪∪ — ∪∪ — — und ∪̄ — ∪∪ — ∪∪ — unterschieden und die Messung dieser 12 zeitigen Reihen als Dimeter gefordert. Er geht bei seiner Bearbeitung des Bakchylides von neuem auf das enoplische Metrum ein: der Name Daktyloepitriten sei den Alten unbekannt, die Pindarscholien sprächen von δίμετρα und τρίμετρα προσοδιακά, von Choriamben und Ionikern; was Aristophanes Nub. v. 967 unter dem κατ' ἐνόπλιον ῥυθμός verstehe, zeige der Vers Παλλάδα περσέπολιν δει|νὰν θεὸν ἐγρεκύδοιμον

— ∪∪ — ∪∪ — — | — ∪∪ — ∪∪ — ∪̲́,

dazu stimme das Scholion zu Hephäst. p. 167. Plato Civit. p. 400 B unterscheide den ἐνόπλιος ξύνθετος, einen '*rhythmus ex diversis partibus compositus*', vom δάκτυλος und ἡρῷος, ebenso Marius Vict. p. 70, 21; Bakcheios führe als Beispiel für den ἐνόπλιος an ὦ τὸν πίτυος στέφανον (∪̄ — ∪∪ — ∪∪ —). Er selbst will nicht eingehen auf Unterscheidung von Enoplios und Prosodiakos und faßt die verschiedenen Formen in einem Schema zusammen: (∪̲́) — ∪∪ — ∪∪ — (∪̲́) (vgl. Plut. de mus. c. 28), das die hyperkatalektische Bildung darstellt;

— ∪ ∪ — ∪ ∪ — — und ⏑̲ — ∪ ∪ — ∪ ∪ —

sind akatalektische Formen, — ∪ ∪ — ∪ ∪ — ist eine katalektische Bildung, dagegen ⏑̲ — ∪ ∪ — ∪ ∪ ausgeschlossen.

Wie bei den Ionikern und Choriamben tritt auch hier die Vertauschung mit Ditrochäen und Diiamben ein, meist verbunden mit irrationaler Verlängerung der einen Kürze (— ∪ — ∪̄, ∪̄ — ∪ —), so daß sich entsprechen:

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ — — und — ∪ — —, — ∪ — —

— — ∪ ∪, — ∪ ∪ — und — — ∪ —, — — ∪ —

doch sind auch die Formen — ∪ — ∪ und ∪ — ∪ — zulässig, auch die Verbindung trochäischer bzw. iambischer und ionischer Formen wie

⏑̲ — ∪ — —, ∪ ∪ — — und katalektisch — ∪ — —, ∪ ∪ — ⋀

— — ∪ ∪, — — ∪ —

und die Umstellung ∪ ∪ — —, — ∪ ∪ —.

Katalexis kann nicht nur am Schlusse des Gliedes, sondern auch innerhalb desselben eintreten, z. B.

— ∪ ⌞, — ∪ — (—) und ∪ ∪ ⌞, ∪̄ ∪ — (—).

Neben den enoplischen Dimetern erscheinen auch Trimeter von 18zeitigem Umfange:

— ∪ — —, — ∪ ∪ —, ∪ ∪ — (—) Ditrochäus und Enoplios,

— ∪ ∪ —, ∪ ∪ — —, — ∪ — (—) Enoplios und Ditrochäus,

— ∪ — —, — ∪ — —, — ∪ — (—) Ditrochäus dreimal

und die entsprechenden Formen mit anlautender Vorsilbe ∪̄. Erwähnung findet auch die fünfzeitige Taktform ∪ — ∪ ∪ und die Auflösungen der rationalen Längen und die den Enopliern ähnlichen und verwandten Versbildungen.

An zweiter Stelle behandelt Blaß p. XLVI sq. die sog. Logaöden d. h. die Glykoneen und die mit ihnen in Zusammenhang stehenden Metra. Er schließt sich in seiner Auffassung an H. Weil, Susemihl, Luthmer und Studemund an und sieht unter Berufung auf die Aristidesstelle p. 37 Mb. und die Pindarscholien, welche vielfach dieselbe Messung geben, in diesen Metra eine Verbindung von 6zeitigen Takten, Choriamben und Antispasten oder, wie der ältere Name lautet, βακχεῖοι. Die Zerlegung in Halbtakte (Trochäen und Iamben) bei Aristides, mache keinen wesentlichen Unterschied. Bl. bringt den Namen τὸ κατὰ βακχεῖον γένος in Vorschlag. — Neben den 12zeitigen Formen werden auch die um einen Takt (adiecta dipodia iambica vel integra vel catalectica) vermehrten 18zeitigen Reihen besprochen (p. XLIX).

O. Schroeder, Die neueste Wendung in der griechischen Metrik. Vortrag auf der 45. Philologenversammlung (1899). Verhdlgg. S. 52 —55.

O. Schroeder, De metro dactyloepitritico. Appendix zu s. Pindarausgabe (Leipzig 1900) p. 497—509.

In dem Vortrage spricht Schr. seine Befriedigung aus über die von Masqueray in seinem Traité de métrique grecque (Paris 1899) durchgeführte Weilsche Theorie der sog. Logaöden: „es dämmert hier, bei aller Verschiedenheit der Erklärung, wie ein von niemand geleugnetes Licht“ und erklärt seinen Anschluß an die von F. Blaß auf Grund alter Zeugnisse gegebene Auffassung der sog. Daktyloepitrite als sechszeitiger (ionischer) Metra. „Der Maßstab, mit Vorsicht angelegt, ergibt in allen daktyloepitritischen Gedichten rein aufgehende Rechnung. Die sechszeitige Grundlage des Metrums, an die Blaß wieder erinnert hat, erscheint unerschütterlich.“ Auch in bezug auf die Beurteilung der Überlieferung stimmt er — abgesehen von der Platostelle — den Darlegungen von Blaß zu, von dem er namentlich dies hervorhebt: *scholiis metricis recte uti fere solus docuit.* Seine Bemerkungen über den *usus Pindari* werden unten bei der Pindarliteratur (S. 48 f.) erwähnt.

Vgl. auch Schroeders Rezensionen von Kenyons Bakchylides in der Berliner philolog. Wochenschr. 1898 S. 321 und von der 1. Ausgabe von Blaß ebenda S. 865—877.

H. Jurenka, Die neuen Theorien der griechischen Metrik. Zeitschr. f. d. österreich. Gymnasien. 1901. S. 1—26.

J. schließt sich in der Auffassung der 'Daktyloepitrite' an Blaß und Schroeder an und akzeptiert für sie den Namen τὸ κατ' ἐνόπλιον εἶδος. Er mißt sie nach πόδες ἑξάσημοι der Form ⏓ — ⏑ ⏑ und ⏑ ⏑ — ⏓, ist einverstanden mit Schroeders *ionici retardati* ⏓ — ⏑ — und — ⏑ — ⏓ und erklärt die choriambische Taktform — ⏑ ⏑ — durch Anaklasis, die Formen ⏑ ⏑ — und — ⏑ — durch Katalexis (⏑ ⏑ ⏗, — ⏑ ⏗). Er selbst bringt Beispiele aus den Tragikern zur Besprechung (O. R. 1086 f., Trach. 94) und geht auf das ἦθος der Ioniker ein.

Auch bezüglich der sogenannten 'Logaöden' ist er (p. 5 ff.) mit Weil und Blaß in allen wesentlichen Stücken im Einverständnis und will, wie Blaß den Namen τὸ κατὰ βακχεῖον εἶδος empfiehlt, künftighin von 'bakcheischem Versmaß' gesprochen wissen. Er betrachtet die bei Aristides Quint. p. 37 M. erhaltene Theorie als die eines *haud spernendus auctor* und sieht darin die Lehre der alten Rhythmiker. Er selbst geht genauer auf das Wesen der rhythmischen 'Synkópe' ein, deren Häufigkeit in einer Zeit hochentwickelter Rhythmopöie nicht befremden könne. Er bespricht außer dem Glykoneus und Pherekrateus, die er als umgestaltete iambische Dimeter bezeichnet, den sapphischen Hendekasyllabus, die beiden Asklepiadeen, die er alle auf iambische Grundform zurückführen will, selbst der Adonius ist ihm ein brachykatalektischer iambischer Dimeter mit Anaklasis: — ⏑ ⏑̇ –̇ | . ⏓ ⏗.

Als Beispiele werden Soph. Antig. 100—126, 781—800. Oed. Col. 668 —693. Sapph. fr. 1. Alcaeus fr. 33. 44 besprochen.

Th. Goodell, Compound and mixed meters. Chapters on Greek metric. c. VI. p. 184—224.

G. tritt den Theorien von Fr. Blaß, O. Schroeder und H. Weil mit großer Entschiedenheit entgegen. Er prüft die von Blaß für seine Auffassung der Daktyloepitrite angeführten Zeugnisse und findet sie unzureichend, um seine Ansicht zu begründen, jedenfalls sei seine Theorie nicht als *constans veterum doctrina* zu betrachten; selbst die Pindarscholien, die ihr im allgemeinen folgten, erklärten häufig die Verse nach anderen Systemen; Hephästion betrachte die Daktyloepitrite als zusammengesetzt aus daktylischen und trochäischen bzw. anapästischen und iambischen Bestandteilen. Die Auffassung des Enoplios, die sich bei Plato, Aristophanes, Bakcheios, Marius Victorinus finde, sei Lehre der Musiker; die Tradition der Metriker, insbesondere die des Hephästion betr. das Platonikon und das Pindarikon, sei mindestens gleichwertig. Übrigens sei die Theorie von Blaß mit den Lehren des Aristoxenos nicht vereinbar und widerspreche auch dem natürlichen Gefühl. Nach Goodells Ansicht sind die Daktyloepitrite eine Vereinigung von Kola verschiedener Art, wie sie bereits Archilochos eingeführt habe; in ihnen überwiege das spondeische Element, die Trochäen könnten den Daktylen und Spondeen gegenüber nicht den Regulator abgeben: entweder sei die Länge des Trochäus eine dreizeitige (⌴ ᴗ), oder die Kürze überschreite das Maß des χρόνος πρῶτος (— >). Eine sichere Entscheidung sei für jetzt noch nicht möglich.

In den Kola mixta, speziell den Glykoneen, will G. den Daktylus nicht aufgeben, er sieht hier alle Hebungen für gleich, die Senkungen aber für variabel an. Unter den von Aristides p. 37 aufgeführten Formen der 12zeitigen Periode vermißt er eine größere Anzahl glykoneischer Formen, die zu seiner Theorie nicht paßten, z. B. die mit Anfangsspondeus; er glaubt, daß Aristides einer späteren, rein metrischen Lehre gefolgt sei, ohne den rhythmischen Charakter der Formen in Erwägung zu ziehen; andere Metriker, wie Marius Vict. p. 119, teilten diese Auffassung nicht, auch Hephästion welche wesentlich ab von der Lehre des Aristides. Aber seine Antispastentheorie stehe im Widerspruch mit der aristoxenischen Definition von 'Fuß'. Goodell selbst faßt die Glykoneen und die mit ihnen verwandten Versbildungen zusammen mit den auch jetzt noch als Logaöden bezeichneten Mixta und will auch für jene den Namen Logaöden beibehalten wissen, da er mit geringer Modifikation der Bedeutung dem Begriffe des antiken Terminus entspreche. Er sieht in diesen Kola mixta, ob nun zwei, drei, vier Dak-

tylen oder nur einer in ihnen vorkäme, Bildungen, in denen keine vollkommene rhythmische Ausgleichung der einzelnen Füße stattfinde, sondern bei Gleichheit der Hebungen die Senkungen irrational seien, gerade so wie die Senkungen an den geraden Stellen in den trochäischen Versen und an den ungeraden in iambischen Versen. Der Daktylus zwischen Trochäen sei länger als der Trochäus neben ihm, so viel länger als der Spondeus oder irrationale Trochäus neben dem reinen Trochäus im trochäischen Tetrameter. Die Neigung sei vorhanden, die Füße des geraden Geschlechts an den Anfang zu stellen, die des diplasischen an den Schluß, daher stamme die Vorliebe für den Spondeus im 1. Fuße des zweiten Glykoneus. Auf die Frage der dipodischen Messung läßt sich G. nicht näher ein, daher nimmt er Anstoß an einer Form des sechszeitigen Fußes wie ∪ — — ∪, obgleich diese aus dreizeitiger Thesis und dreizeitiger Arsis besteht, ebenso wie der Choriambus; auf den Unterschied der Apothesis oder des Auslauts im Glykoneion und in den trochäisch ausgehenden Logaödika scheint er nicht geachtet zu haben, obgleich er wesentlich ist für richtige Beurteilung des Glykoneion. Der Versuch, durch Annahme einer irrationalen Senkung die Frage zu lösen, findet keine Stütze in der Überlieferung wie bei der iambischen und trochäischen Dipodie und steht an Wahrscheinlichkeit weit zurück hinter der Annahme verschiedener ἀγωγή bei den echten Logaöden.

F. Leo, Zur neuesten Bewegung in der griechischen Metrik. Neue Jahrbb. f. klass. Altertum. V. Jhg. (1902) S. 157—168.

Leo teilt die Ansicht derer, die durch die neueren Aufstellungen über die daktyloepitritischen und äolischen Formen das Verständnis ihrer wahren Natur gefördert glauben; aber er äußert sogleich mancherlei Bedenken, die den neuen Theorien entgegenstehen. Er zweifelt nicht daran, daß die Auffassung der Daktyloepitrite als Formen des ionischen Maßes in der griechischen Theorie wohlbezeugt ist und durch die Formen bei Pindar und Bakchylides, die nur ionische Messung zulassen, und durch die Responsion der verschiedenen Formen des ionischen Maßes wirkliches Gewicht erhält. Aber daneben besteht eine andere Überlieferung, die mit Daktylen, Anapästen, Trochäen und Iamben operiert, nicht mit Ionikern; sie liegt unter andern vor in der Analyse von drei Liedern des Aristophanes (Nub. 457 ff., Pax 775 ff., Equit. 1263 ff.), die von Heliodor stammt. Wenn man die ionische Messung auch auf die dramatischen Lieder anwenden wollte, so würde man nach Leos Meinung der Auffassung der attischen Dichter Gewalt antun, die Daktyloepitrite des Dramas habe man kein Recht mehr ionisch zu messen.

Was die glykoneischen und äolischen Maße betrifft, so hält Leo die antispastische Messung derselben bei Hephästion für nicht begründet

in der Natnr dieser Versarten nnd betrachtet sie deshalb mit Mißtrauen; die Theorie des Aristides von den vierfüßigen περίοδοι sieht er nicht als ansreichend an für die verschiedenen Formen des Glykonens, da sie bei jeder Länge in der Senkung versage; anch identifiziere Aristides selbst seine 12zeitige Periode gar nicht mit dem Glykonens. Der Weilschen Analyse der polyschematischen Formen des Glykonens als iamhisch-ionischer Dimeter stimmt Leo hei, er weist anch wie dieser anf die Neigung der glykoneischen uud leshischen Verse hin, sich mit Ionikern zn verbinden, glanbt aher den Beweis nicht mit Sicherheit erhracht, daß diese lesbischen Verse nrsprünglich ionisch-iambisch seien; als feststehend gilt ihm nnr die von Wilamowitz gegehene Dentnng des Phaläcens als eines ionischen Trimeters. Die Glykoneen des attischen Dramas aber gelten ihm nicht als Weiterhildungen der leshischen oder ionischen Formen, sondern er hält sie für ans dem Dithyramhns ins Drama übernommene Bildungen.

W. Christ, Grundfragen der melischen Metrik p. 232 ff., hält die Lehre des Aristides p. 37 von den πόδες δωδεκάσημοι für verkehrt, da in ihr die Natnr der nnter Trochäen gemischten Daktylen verkannt werde; er meint, die musikalischen Theoretiker hätten, vielleicht schon in Enripides' Zeit, den feinen Unsinn der zweisilhigen Analyse des Glykoneion ausgesonnen, wahrscheinlich um so die verschiedenen Formen desselben zu erklären, da sie sich alle in vier Füße von zusammen 12 χρόνοι zerlegen ließen, wie ja anch die daktyiische Tripodie nach dieser Theorie sich in vier zweisilbige Füße zerlegen — ∪ | ∪ — | ∪ ∪ | — — und als mit dem Glykoneion gleichwertig darstellen ließ. Christ selbst betrachtet das Glykoneion als katalektischen Dimeter nnd mißt ihn im allgemeinen ⏒̈ ∪̄ — ∪ ∪ | ⏒̇ ∪ — ∧, zieht aber für Pindar die Messnng ∪ | — — ∪ ∪ | — ∪ ⏑— vor; denn er sieht in der Entsprechung von — ∪ nnd ∪ — eine fortschreitende Freiheit, die nicht den Ansgangspunkt für die Betrachtung bilden dürfe. Die dipodische Gliederung stehe für die Leshier nnd die ältere Zeit in Frage, sie habe durch Anakreon die Oberhand erlangt und sei durch die attischen Dramatiker auch anf die Asklepiadeen nnd verwandte Verse übertragen worden.

Für die Daktyloepitrite hält Christ unentwegt an der alten Böckh-Westphalschen Anffassung fest, will sich aher nicht anf eine weitläufige Widerlegung der Blaßschen Theorie einlassen. Er gesteht zu, daß schon alte Metriker die mit Anftakt versehenen Tripodien so zerlegten, wie Blaß es verlange, aber sie könnten für uns nicht maßgebend sein. Das entscheidende Moment ist für Christ der Iktns: zwei Kürzen, die nicht aus Anflösung einer Länge entstanden sind, könnten nicht Träger des Iktus sein. Unmöglich könne Stesichoros Füße gehrancht hahen, in

denen der gute Taktteil regelmäßig durch zwei Kürzen ausgedrückt war. Er habe, als er daktyloepitritische Verse und Strophen schuf, nicht an Anakreon und die Ionier, sondern an Alkmans und Archilochos' Verskunst angeknüpft.

K. Brandt, Über die Logaöden. Progr. v. Pforte 1902 S. 15—28. Über die Daktyloepitriten. ebend. S. 28—32.

Br. ist Gegner der Theorien von Weil und Blaß. Was den Namen Logaöden betrifft, so sieht er ihn für alt an und entstanden in der Zeit der Sappho; die Glykoneen seien mit den andern Logaöden eng verwandt, der Daktylus in ihnen sei den Trochäen gleichwertig. Der Stelle bei Aristides könne keine besondere Autorität beigelegt werden, er habe keine alte Quelle benutzt, jedenfalls sei Aristoxenos seine Quelle nicht; seine Zusammenstellung sei eine grammatisch-metrische Spielerei ohne jeden rhythmischen Verstand, keineswegs sei diese Lehre in Übereinstimmung mit der Auffassung des ganzen Altertums.

Gegen Blaß' und Schroeders Behandlung der Daktyloepitriten wird auf diejenigen Pindarscholien hingewiesen, welche die Ausdrücke daktylisch, anapästisch, trochäisch, epitritisch, iambisch ebenso häufig brauchten wie die andern (προσοδιακά, ἐνόπλια). Der Name Daktyloepitriten sei durchaus nicht widersinnig und sei beizubehalten, da es an einem antiken Ausdruck mangele. Die herkömmliche Messung biete keine Schwierigkeit, wenn man die Daktylen kyklisch und die Epitrite als 6zeitig mit ἄλογος messe. Gegen die neue Auffassung sprächen mancherlei Umstände: daß im Ionikus weder eine Zusammenziehung der Kürzen (◡̄◡̄ — —, — — ◡̄◡̄), noch eine Auflösung der Längen stattfindet; daß zuweilen eine irrationale Länge aufgelöst sein solle; daß keiner der Takte — ◡◡ —, ◡◡ — —, — — ◡◡ wiederholt werden dürfe, wohl aber die trochäischen (epitritischen) Formen; daß stets bei der Anordnung Daktylen oder Anapäste zum Vorschein kämen; daß manche Verse mit größerer Zahl Daktylen sich der ionischen Messung nicht fügen wollen. — Br. glaubt, daß schon Platon und Aristophanes das Kolon — ◡◡ — ◡◡ — (—) daktylisch auffaßten, und die Auffassung des Prosodiakos als Choriamb und Ionikus eine spätere Erfindung der Grammatiker einer Zeit sei, wo die Chöre Pindars und der Tragiker nicht mehr erklangen.

C. A. Fennell, A new system of analysing Greek lyric stanzas. Class. Rev. XIV (1900) p. 292—295.

Die vornehmlich von J. H. Schmidt vertretene Lehre von dem vollkommen symmetrischen Aufbau aller lyrischen Strophen, die sog. Eurhythmie, befriedigt den Verf. nicht, er will höchstens zugeben, daß solche Symmetrie sich häufig finde; als besonders mißlungen betrachtet er die Schmidtsche Analyse von Pind. Ol. 7 στρ. Mit Unrecht

sieht er als Vertreter dieser Lehre immer noch Westphal an, der über rhythmische Periodologie schon im J. 1865 in dem 'System der antiken Rhythmik' Besseres gelehrt und später in dem Vorwort zur zweiten Auflage der griechischen Metrik II. p. XVII sq. die sog. 'Eurhythmie' aufgegeben hatte, s. H. Weil, Études p. 192 u. vgl. auch Westphals Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker (Berlin 1893) S. 413 ff., bes. S. 421. F. selbst hat eine neue Theorie vom Strophenbau ausgedacht und stellt gewisse Regeln auf, deren wichtigste folgende sind: 1. Eine Strophe besteht meist nur aus einer oder zwei Perioden. 2. Das Ende der Periode fällt gewöhnlich mit einem Sinnesabschnitt zusammen. 3. Die Zahl der Füße in den zwei Perioden bietet oft ein sehr einfaches Verhältnis, nämlich 1 : 1 oder 2 : 1, 2 : 3 oder 3 : 2. 4. Symmetrische Perioden lassen sich manchmal in Unterperioden zerlegen. Besonderen Nachdruck legt F. auf die Beobachtung des Eintritts der Anakrusis, und er gibt als Beispiele für seine Analysen Soph. Trach. 956 ff., O. C. 668 ff., Phil. 676 ff.

Eine Probe seiner Methode bietet auch der Aufsatz des Verf. in Class. Rev. XIII (1899) p. 182 f. unter dem Titel: The Scansion of Bacchylides XVII., in welchem die Strophe dieses Gedichts als päonisch aufgefaßt und in zwei Perioden, eine palinodische von 16 und eine antithetische von 40 Füßen zerlegt wird; vgl. unten S. 52. — Der Einfluß von J. H. Schmidt auf T. zeigt sich übrigens in der Anwendung der von ihm erfundenen Zeichen.

W. Headlam, Greek lyric metre. Journal of Hellenic Studies. vol. XXII (1902) p. 209—227.

E. Dent, Mr. Headlam's Theory of Greek lyric metre. Journal of Hellenic Studies vol. XXIII (1903) p. 71—74.

H. betrachtet die lyrischen Dichtungen der Griechen von dem Standpunkte des modernen Musikers aus und vermißt eine rhythmische Kompositionslehre zur Einführung in das Verständnis des Strophenbaues. Er will untersucht wissen, welche rhythmischen Phrasen gewöhnlich miteinander verbunden werden, welchen ethischen Charakter sie haben, und für welche Zwecke sie gebraucht zu werden pflegen. Die metrische Abteilung in den Handschriften und Ausgaben, besonders der Dramatiker, findet er sehr fehlerhaft und glaubt, nachdem er die gesamte lyrische Literatur durchgearbeitet habe, selbst Besseres geben zu können; besonderen Nachdruck legt er dabei auf die Beachtung der korrespondierenden Verseinschnitte. — Der Gedanke, daß nicht der Fuß, sondern die Phrase das Element der rhythmischen Komposition, der Träger der musikalischen Idee sei, ist keineswegs neu; ebensowenig neu und schon von den Alten oft genug ausgesprochen ist, daß die verschiedenen Rhythmen

ihr ausgeprägtes Ethos haben und daher nur für bestimmte Zwecke zur Anwendung kommen. Die Art, wie der Verf. von dieser Kenntnis Gebrauch macht, ist vorläufig noch nicht dazu angetan, besonderen Beifall zu gewinnen, und es wird abzuwarten sein, wie er seine Analysen in weiterem Umfange durchzuführen versteht. Für jetzt begnügt er sich mit einer kurzen Charakteristik einiger metrischer Grundformen und dem Nachweise ihrer Anwendung in bestimmten Einzelfällen und bespricht einzelne Übergänge von einem Rhythmus zu anderen nach ihren Eigentümlichkeiten. — Dents kurzer Aufsatz ist dazu bestimmt, der Headlamschen Methode, die griechischen Strophen zu analysieren, als Empfehlung zu dienen.

U. von Wilamowitz, De versu phalaeceo. Mélanges Henri Weil. Paris 1898. p. 449—461.

Obgleich der Verf. als einzig gangbaren Weg für die metrischen Studien die Empirie erklärt hat (Philol. Unters. IX, 125), beginnt er doch diesmal mit der Besprechung der *doctrina veterum* und läßt dann erst die Prüfung des *usus poetarum* folgen. Hephästions Messung, der den Phaläceus als einen antispastischen Trimeter auffaßt, wird verworfen und natürlich auch die Lehre der Metriker, die ihm folgen; die Derivationslehre, wie sie Cäsius mit seinen sieben verschiedenen *divisiones* des Phaläceus vertritt, kann nicht maßgebend sein bei der Behandlung griechischer Lyriker; aber Varro, obgleich doch auch Anhänger der Derivatio, bekommt recht, weil er den Vers als ionischen Trimeter ansieht: '*haec una ratio tolerabilis esse videtur*'; so lehrten auch die griechischen Grammatiker seiner Zeit. — Die Versbildung der Dichter selbst spricht nicht gerade sehr für die ionische Messung, namentlich machen Schwierigkeit die Anfänge ⏑ — — und — ⏑ —, welche für Sappho und Anakreon bezeugt werden (Caes. B. p. 261, 4) und bei Catull und seinen Genossen sich oft finden; auch Theokrit, Epigr. 10, und Kallimachos [38] weisen Beispiele des Beginns mit ⏑ — — auf. Wilamowitz weiß zu helfen: ⏑ — — ist die akephale Form des Ionikus, — ⏑ — die akephale Form des ihn ersetzenden Diiambus ⏑] — ⏑ — (Herc. f. II, 165. Philol. Unters. IX, 138). Zur Bestätigung der ionischen Messung wird Synesius hymn. 6 herangezogen, der in diesem Gedichte neben reinen und anaklastischen Ionikern mit Vorliebe die Form

— — — | ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ — —

anwendet; ferner ein Epigramm des Euhodos (2. Jh. p. Chr.), in dem neben ionischen Trimetern dreimal der Phaläceus mit molossischem Anfang erscheint (C. I. Gr. septentr. III, 803). Von Sapphos 'ionischen' Elfsilbern wird gelehrt, daß sie neben der phaläcischen Form noch eine zweite (mit reinem Ionikus im 2. und 3. Metrum) häufig angewendet

habe: — — — | ∪∪ — — | ∪∪ — —, so daß für sie sich als Gesamtschema ergebe:

$\overset{\cup}{-}\ \overline{\cup}\ — \mid \cup\cup — \overset{\cup}{-} \mid \overline{\cup}\ \cup — —.$

Daneben hatte sie auch einen 12silbigen Trimeter wie τί με Πανδιονίς κτλ. mit vollständigem Ionikus im Anlaut, den sie, weil die äolische Dichtung eine bestimmte Silbenzahl forderte, in demselben Gedichte mit den Elfsilbern nicht anwenden konnte.

Fr. Leo, N. Jahrbb. f. klass. Philol. 1902 S. 166 sieht den Beweis für erbracht an, daß Sappho den Phaläceus als ionischen Trimeter und zwar sowohl als Elfsilber wie als Zwölfsilber gebraucht habe, und führt als neues Beispiel für den letzteren den von dem Metriker von Oxyrhynchos erhaltenen Vers πτέρα δ' ἄγνα παρ' ἔρωτος 'Αφρόδιτα an.

Anderen erscheint die Sache weniger evident. H. Weil (Études p. 180) sagt: Varro und nach ihm Quintilian (Inst. orat. I, 8, 6) leitet den Phal. aus dem Sotadeus *detractione* ab, Cäsius aus demselben Phal. den Sotadeus *adiectione*, l'un peut se soutenir aussi bien que l'autre. Wie er selbst denkt, zeigt er durch den Hinweis auf Verbindungen des Phal. mit dem Glykoneus, wie z. B. Soph. O. C. 668 ff. εὐίππου ξένε, τᾶσδε χώ|ρας ἵκου τὰ κράτιστα γᾶς ἔπαυλα κτλ., worauf eine zweite Periode aus vier Glykoneen folgt; ähnlich v. 678 f. χειμώνων, ἵν' ὁ βακχιώ|τας ἀεὶ Διόνυσος ἐμβατεύει mit folgenden Pherekrateus. Es ist klar, daß hier Sophokles den Phaläceus nicht so gemessen haben kann, wie Wilamowitz will: ∧ — ∪ — | ∪∪ — ∪ | — ∪ — —. Ebensowenig empfiehlt sich diese Messung für den Vers Ζηνὶ γείνατο καλλίπαις Θυώνα im Päan an Dionysos, wo er gleichfalls neben Glykoneen steht. In beiden Fällen wird man die Messung vorziehen:

— ∪ — ∪ | ∪ — ∪ — | ∪ —. —

K. Brandt, Metrische Zeit- und Streitfragen p. 27, der ebenfalls Widerspruch erhebt, weist darauf hin, daß sämtliche *derivationes* bei Cäsius den Vers als auf der ersten betont erscheinen lassen, während nach W. die zweite betont sein müßte, und meint, wenn Synesius wie Varro den Vers für ionisch gehalten habe, folge daraus noch nicht, daß er es wirklich gewesen sei; ob er die Sappho nachgeahmt habe, sei doch sehr fraglich.

Auch W. Christ, Grundfragen S. 215, widerspricht namentlich im Hinblick auf die Catullschen Hendekasyllaben, die eine Betonung der zweiten Silbe ausschließen.

O. Schroeder, Die enoplischen Strophen Pindars. Hermes 38. Bd. (1903) S. 205 ff. meint, beim Phaläceus lasse sich nicht ein für allemal ausmachen, ob es ein äolischer oder ein ionischer Trimeter sei, sondern dies sei von Fall zu Fall aus dem Zusammenhang und bei

Wiederholung des Verses aus den Variationen zu bestimmen. In Übereinstimmung mit H. Weil (s. oben) erklärt es für unstatthaft Soph. O. C. 668 f. nach εὐίππου, ξένε, τᾶσδε χώ- den folgenden Trimeter -ρας ἵκου τὰ κράτιστα γᾶς ἔπαυλα als ionisch aufzufassen, um gleich darauf in Glykoneen zurückzufallen; ebenso fordert er, wie Weil, äolische Messung für das vorletzte Kolon derselben Strophe. Auch in der dreizeiligen Strophe des 2. Berliner Sapphofragments glaubt er, nach den beiden Glykoneen einen äolischen Trimeter annehmen zu sollen. — Das dreisilbige Anfangsmetron des ionischen Phaläceus gestattet nach Schroeders Ansicht verschiedene Erklärungen. Die baccheische Form ⏑ — — als abgeschwächten Molosser zu nehmen, wäre in altgriechischer Poesie unerhört, als kontrahierter Dilamb ⏑ ⏖ — würde sie in ionischen Maßen keine Stütze finden; es bleibt also nur die Annahme der Akephalie übrig wie bei Aristoph. Ran. Ἴακχ' ὦ. Die kretische Form — ⏑ — kann akephaler oder kontrahierter Diiambus sein (∧ — ⏑ — oder ⏖ ⏑ —).

C. Fries, Symbola metrica. Philologus N.F. XV (1902) S. 503—512.

Anknüpfend an Westphals grundlegende Forschung auf dem Gebiete der vergleichenden Metrik, an die seinerzeit auch Usener sich angeschlossen hatte, gibt der Verf. selbst einen kleinen Beitrag zur Vergleichung der griechischen Metrik mit der altindischen. Westphal hatte (zuletzt Allg. Theorie d. griech. Metrik[3] [1887] S. 47) das griechische 'Trimetron iambikon katalektikon' mit der gleichfalls elfsilbigen Trishṭubhreihe verglichen; Fries glaubt im Gegensatz zu ihm, in den elfsilbigen lesbischen Formen und den ähnlichen Bildungen bei Alkman fr. 81, Anakreon (fr. 27. 29), Pindar und in der attischen Tragödie Anklänge an die elfsilbigen Reihen der iranischen und indischen Poesie zu finden; insbesondere bestehe zwischen dem elfsilbigen Sapphikon und der sehr bevorzugten Trishṭubhreihe eine große Ähnlichkeit. Auch das Πινδαρικὸν ἑνδεκασύλλαβον (Hephaest. p. 78) Ὁ Μοισαγέτας με καλεῖ χορεῦσαι und Verse wie Eurip. Herc. f. 352 f. Hel. 1452 Med. 404, die das Schema befolgen

⏑ — ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — —,

zeigen Übereinstimmungen mit Formen des Trishtubh, die man nicht als bloßen Zufall betrachten könne. Die Wahrscheinlichkeit sei nicht gering, daß die volkstümlichen Rhythmen, die die Lesbier aufgriffen und kunstmäßig ausgestalteten, aus Asien übernommen seien. Er wünscht Heranziehung der Literaturschätze des inneren Asiens zur Vergleichung mit der griechischen Verskunst, da definitive Schlüsse erst gezogen werden können, wenn die Untersuchung auf eine breitere Basis gestellt sei.

H. W. Smyth, Mute and Liquid in greek melic poetry. Transactions of the American philolog. association vol. XXIX (1898) p. 86—96.

Als Nachtrag zu dem im vorigen Bericht (Bd. CII [1899] S. 25) besprochenen Aufsatz über die positionsbildende Kraft von Muta mit Liquida bei den griechischen Lyrikern gibt der Verf. die Beobachtungen über den gleichen Gegenstand, welche er an den neuentdeckten Gedichten des Bakchylides und den Oxyrhynchosfragmenten der Sappho und des Alkman gemacht hat. Er verfährt nach demselben Plane wie früher und stellt die Fälle von Kurzmessung denen von Langmessung gegenüber mit Unterscheidung von anlautender und inlautender Muta c. liquida (in Kompositis, nach dem Augment usw.), aber auch diesmal wieder, ohne den wichtigen Unterschied zwischen Vershebung und Verssenkung zu beachten, auf den mit Recht Solmsen so großen Nachdruck legt (s. oben S. 19). Eine Übersichtstabelle S. 95 gibt das Verhältnis der kurz- und der langgemessenen Silben bei den verschiedenen Verbindungen an. Als Ergebnis stellt sich heraus, daß im Vergleich mit Pindar Bakchylides strenger und konservativer erscheint in der Zulassung der Kurzmessung. — Für Sappho ergeben sich als Zuwachs fünf, für Alkman ein Fall von Langmessung.

F. Solmsen, Zur Lehre vom Digamma. Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre (Straßburg 1901) S. 137 ff. 167 ff.

Im Widerspruch gegen die verbreitete Meinung, daß bei den lesbischen Lyrikern Digamma kein wirklich lebenskräftiger Laut mehr gewesen sei (Clemm in Curtius' Studien IX, 119 ff.) und in Übereinstimmung mit Hoffmann, Dialekte II, 456 ff. erklärt Solmsen, daß die Nichtwirksamkeit des Vau an die Stellung nach kurzer konsonantisch schließender Senkungssilbe geknüpft sei. Wenn nach solcher Silbe F nicht in Wirkung trete (χἦνὒς ἴσος), so sei dagegen dieser Laut sichtbar wirksam in der Nichtelision eines kurzen Vokals, in der Nichtverkürzung eines langen Vokals oder Diphthongs und der Längung konsonantisch ausgehender Endsilben mit kurzem Vokal in der Vershebung (ἄτερ Fέθεν Alc. 11). In den Texten der äolischen Lyriker schrieben die alexandrinischen Grammatiker wortanlautendes F vor Vokal mit diesem Zeichen, vor ῥ aber mit dem Zeichen β, also Fοῖ, Fείπην, aber βράδινος, βρόδον, weil F vor Vokal noch Halbvokal geblieben, vor ῥ bereits zur Spirans geworden war. Bei dem Anlaut Fο und Fω ist der Laut nicht mehr wirksam: Alc. 34 ἐκ δ'ὀράνω, Sapph. 52 ἔρχετ' ὤρα. Im Wortinnern nach kurzem Vokal aber war der Laut noch lebendig, wie die Tatsache bezeugt, daß Vokale, die ursprünglich durch F getrennt waren, nie kontrahiert erscheinen, wenn der erste kurz war.

Fr. Blaß, Vermischtes zu den griechischen Lyrikern und aus Papyri. Rhein. Museum LV (1900) S. 91—103.

Der Verf. zeigt an mehreren Beispielen, daß wie die Tragiker ebenso auch die Lyriker nicht selten die antistrophische Responsion durch **Gleichklang** verstärken; dieser gibt zuweilen ein Mittel, die Responsion in zweifelhaften Fällen mit größerer Sicherheit zu erkennen. Beispiele werden aus Pindar fr. 107. 108. 124. 142, aus Simonides fr. 5 B. und Timokreon fr. 1 beigebracht. Auch Alkman zeigt Gleichklänge in recht reichlichem Maße.

Sappho. Alkaios.

W. Schubart, Neue Bruchstücke der Sappho und des Alkaios. Sitzungsber. der Berliner Akad. 1902, S. 195—209.

Drei Gedichte der Sappho. Die Verse sind in der (aus dem 6. oder vielleicht dem 7. Jahrh. n. Chr. stammenden) Handschrift abgeteilt, und der Schluß der Strophen, allerdings nicht regelmäßig, durch Paragraphos bezeichnet. Das 1. Gedicht besteht aus dreizeiligen Strophen, jede von zwei Glykoneen und einem dritten Verse, der 4 äolische Daktylen umfaßt. — Das 2. Gedicht ist ebenfalls aus dreizeiligen Strophen gebildet, die erste Zeile ist ein Glykoneus mit vorangehendem Kretikus, die zweite ein Glykoneus wechselnder Form, die dritte ein Phaläceus, der den Abschluß bildet, wie Eurip. Orest. 833. — Für das 3. Gedicht ist es wegen der Unsicherheit des Textes schwer, das Versmaß festzustellen, wahrscheinlich stimmt es mit dem des zweiten überein.

Die Bruchstücke des Alkaios stehen in einem Papyrus des 1. oder spätestens des 2. Jahrh. nach Chr. In der 1. Kolumne erscheint der kleinere Asklepiadeus stichisch gebraucht. Vs. 10 stimmt mit fr. 23 Bergk. In der 2. Kolumne zeigen die 7 ersten Verse noch dasselbe Versmaß; die folgenden gehören einem andern Gedicht an.

Fr. Blaß, Die Berliner Fragmente der Sappho. Hermes 37. Bd. (1902) S. 456—479.

Während wir bisher nur zwei- und vierzeilige Strophen von Sappho kannten, erscheinen hier dreizeilige. Blaß sieht in dem 1. Gedichte die beiden ersten Verse der Strophe nicht als Glykoneen an, sondern ebenso wie den dritten als äolische Daktylen, so daß zwei daktylische Trimeter vorangehen, ein ebensolcher Tetrameter folgt:

— ⏒ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒
⏓ ⏒ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒
— ⏒ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒

Der 1. Fuß ist Spondeus oder Trochäus, in v. 22 Pyrrhichius; zwischen den einzelnen Versen findet keine Synaphie statt, nirgends tritt Wortbrechung ein, mehrmals Hiat. — Anderartig ist die Komposition des zweiten Gedichts (Kol. II): in allen drei Versen bildet der Glykoneus

den Kern, in dem ersten geht ihm ein Fuß der Gestalt — ⏑ — voran, im dritten folgt ihm ein Schluß von der Form ⏑ — —. Die drei Verse sind eng miteinander durch Synaphie verbunden, nirgends findet sich Hiat oder Syllaba anceps, dagegen mehrmals Wortgemeinschaft zwischen dem 1. und 2. und zwischen dem 2. und 3. Verse. Der 7. Vers erscheint in der Form des dritten Glykoneus (— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —). Neu ist die Bildung des 1. Verses, dessen dreisilbigen Anlaut Blaß als — ⏑ — oder — ⏑ — messen will, im dritten Vers mißt er den Schluß ⏑ — —. Den zweisilbigen Auslaut in v. 8 (μήνα) mit Schubart wegzukorrigieren, hält er für unrecht, er will messen — —. — Die Annahme, das 3. Gedicht habe das gleiche Versmaß gehabt wie das 2., hält er für naheliegend.

Th. Reinach, Nouveaux fragments de Sappho. Revue des études grecques. 1902. p. 60—70

sieht die beiden ersten Kola in I für (zweite) Glykoneen an wie Schubart, in II den ersten Vers für einen ionischen Trimeter folgender Messung: — ⏑ ⏕ — — ⏑ ⏑ — ⏑ —.

H. Jurenka, Die Metrik des Horaz und deren griechische Vorbilder. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien. 1901. S. 1—25.

J. geht bei Besprechung der horazischen lyrischen Metra genauer auf ihre griechischen Vorbilder ein und untersucht die Verseinschnitte im alkäischen und sapphischen Hendekasyllabus und in den beiden Asklepiadeen und die Quantität der 5. Silbe im Alcaicus, der 4. im Sapphicus und der 2. in den Glykoneen, Pherekrateen und Asklepiadeen bei Alkaios und Sappho und legt das Ergebnis in Tabellen vor.

Er bemüht sich unter Benutzung der Lehre vom synkopierten Iambus (— ⏑ statt ⏑ —) und von dem Ersatze auch eines anlautenden Iambus durch dreizeitige Länge (· — statt ⏑ —) die „breiteren sogenannten logaödischen Verse der Äolier als Variationen des iambischen Trimeters“ darzustellen:

Alcaicus: ⏑ –́ ⏑ –́ , ⏑́ — ⏑, ⏑ –́ ⏑ –́
Sapphicus: · –́ ⏑ –́ , ⏓ –́ ⏑ ⏑ –́ , ⏑ — · ⏑́
Enneasyll. alc.: ⏑ — ⏑ — · –́ · — ⏑ — · ⏕
Asclepiad. min.: ⏓ ⏕ ⏓ ⏕ , ⏑ — ⏓ ⏕ , ⏑ — ⏑ —
Asclepiad. mai.: — ⏓ — ⏑, ⏑ — | — ⏑, ⏑ — | — ⏑, ⏑ — ⏑ ⏕

Wenn dies schon seine Schwierigkeiten hat und nicht ohne einige Gewaltsamkeit sich ausführen läßt, so wird der Versuch völlig zum Scheitern gebracht durch die Zerlegung der betreffenden Verse in zwei tripodische Kola; denn gerade darauf kommt es doch am meisten an, daß der dem Urbild zugrunde liegende Takt in seinen Verhältnissen

nicht wesentlich alteriert wird. Drei sechszeitige Takte, wie sie im Trimeter vorliegen, lassen sich nicht ohne weiteres in zwei neunzeitige umsetzen. Ein Versuch, die elf- und die zwölfsilbigen äolischen Verse mit dem Trimeter in Verbindung zu bringen, darf sich sicher nur in den Grenzen von drei sechszeitigen Takten halten. Über die Art der Ausführung läßt sich rechten, aber ein rhythmischer Schnitt in der Mitte nach dem 3. Halbfuße ist unglaublich.

Simonides.

U. v. Wilamowitz, Das Skolion des Simonides an Skopas. Göttinger gel. Nachrichten 1898 S. 204 ff.

Bei der Besprechung des Simonideischen Gedichts bei Plato Protag. p. 339 b geht W. auch auf seine metrische Gestalt ein S. 226; er erblickt in dem Versmaße des Liedes eine Steigerung der Skolienstrophe, jedenfalls engste Verwandtschaft mit ihr und erklärt die einzelnen Verse. Vs. 1 ionischer Trimeter mit Choriambus im 1. Takt; vs. 2 zwei Glykoneen, denen ein steigender Ioniker vorangeht, ein iambisches Metrum folgt; vs. 3 zwei Glykoneen mit voraufgehendem anapästisch anlautendem iambischen Metrum; v. 4 Dochmius und — ∪ — ∪∪ — („*Maecenas atavis*"); vs. 5 iambisches Metrum und — ∪ — ∪ ∪ —; vs. 6 zwei iambische Metra in baccheischer Form; vs. 7 Pherekrateus und Ithyphallicus.

Pindaros.

Pindari carmina rec. O. Schroeder. Lipsiae 1900. Darin p. 497—509: Appendix de metro dactyloepitritico.

O. Schroeder, Die enoplischen Strophen Pindars. Hermes 38. Bd. (1903) S. 202—243.

— — Pindarica. V. Äolische Strophen. Philologus LXII (N. F. XVI) 1903. S. 161—181.

Schon in seinem oben S. 35 f. erwähnten Vortrage vom 27. September 1899 begrüßte Schr. die von H. Weil bereits in den sechziger Jahren geforderte Rückkehr zu der choriambisch-antispastischen Auffassung der Glykoneen, Pherekrateen, Hendekasyllaben und Asklepiadeen und die von F. Blaß im Bakchylides durchgeführte 6zeitige Messung der Daktyloepitrite als bedeutsamen Fortschritt; er hob die Wichtigkeit der antistrophischen Responsionen ∪̄ — ∪ — und — ∪ — ∪̄ mit — ∪∪ — und ∪∪ — — mit — ∪ — — hervor, sprach mit vollster Gewißheit von den kontrahierten Ionikern ∪∪ ⊔ in den vereinzelten daktylischen Reihen wie Pyth. III, 4 und erklärte die 6zeitige Messung des Metrums für ausreichend beglaubigt und von den Anomalien der Responsionen gebieterisch gefordert. In der Ausgabe des Pindar selbst gibt Schr.

zunächst in den Schemata ein Bild von der Gestalt der pindarischen Strophen, in der sie sich nach den neuen Messungen darstellen, mit sorgfältiger Andeutung der Differenzen in der Responsion. Er geht dann in der 'Appendix' genauer auf den pindarischen Bau der Daktyloepitrite ein, unterscheidet Monometra, Dimetra, Trimetra, Tetrametra und noch längere Reihen und gibt den verschiedenen Taktformen bestimmtere Benennungen: — — ⏑ ⏑ *ion. maius*, ⏑ ⏑ — — *ion. minus*, — ⏑ ⏑ — *ion. medium*, — — ⏑ ⏕ und ⏕ ⏑ — — *ion. retardatum;* dann werden die Zusammenziehung und Auflösung, die Vermeidung des Molossus, die auffällige Auflösung der irrationalen Länge und die freieren Responsionen im einzelnen besprochen. Daktylische Reihen will Schroeder unter keinen Umständen zulassen, sondern durch Annahme gedehnter Längen helfen.

Der Aufsatz im Hermes gibt von S. 225 an eine sorgfältige Analyse der enoplischen Strophen Pindars, woran sich S. 238 ff. die einiger bakchylideischen anschließt. Schroeder faßt besonders zwei Punkte ins Auge: den Umfang der Strophen, Perikopen, Verse und die Reihenfolge der Kola und Metra. Als Einleitung geht diesen Analysen eine längere Vorbemerkung voraus, worin der Verf. über die Entstehung der enoplischen Ioniker, ihren Zusammenhang mit dem alten vierhebigen Enoplios und die Gestaltung und Betonung der einzelnen Taktformen sich ausläßt und seine früheren Aufstellungen zum Teil modifiziert oder ergänzt. Er ist besonders darauf bedacht, die Dreiteiligkeit des ionischen Taktes auch in den diiambischen und ditrochäischen Taktformen zur Geltung zu bringen (⏕ — ⏑ — entspricht ⏓ | — | ⏑ ⏕ und — ⏑ — ⏕ = ⏕ ⏑ | — | ⏓) und die Entstehung der ersteren aus dem schweren (— — ⏑ ⏑), der letzteren aus dem leichten (⏑ ⏑ — —) Ioniker zu betonen; er bespricht den Choriambus als Vermittelung zwischen dem schwer und dem leicht anhebenden Metron und vergleicht seine Anwendung mit der des Daktylus und Spondeus in den Anapästen; er geht ferner auf das Wesen des Vorklangs ein und sucht die „unheimliche“ Hyperkatalexe in das rechte Licht zu rücken, hält die Annahme einer Erweiterung des letzten Metrons durch Anhängung einer Silbe für ausgeschlossen und sucht die hyperkatalektischen Kadenzen aus ionischen Doppeltakten abzuleiten. Er erklärt die Beschränkung der Auflösung auf gewisse Stellen (nur wo sie aus der ursprünglichen Senkung des alten Enopliers stammt) und die Abneigung gegen Kontraktion der Doppelkürzen aus der Pietät gegen den volkstümlichen Untergrund und will die 5silbigen Taktformen mit Tribrachys statt Pyrrhichius — jetzt anders als früher — durch Annahme eines πύκνωμα erklären, wofür er eine Analogie in den drei gedrängten Kürzen des Galliamb findet.

Bei der metrischen Erklärung der äolischen Strophen (Pindarica V) geht Schr. von solchen Strophen aus, über deren Bau sich leicht ins reine kommen läßt, und geht dann allmählich zu schwierigeren über; er beginnt mit Nem. II., Isthm. VIII und schließt mit Pyth. V. Ol. II. Einleitend berührt er den mißglückten Versuch der Eurhythmiker, von dem er, ebenso wie H. Weil, meint, daß er ein wertvolles Prinzip zum Schaden der griechischen Metrik durch die verkehrte Art der Anwendung in Mißkredit gebracht habe. Er selbst versucht nun bei der Strophenanalyse diesem Prinzip eine richtigere Anwendung zu geben und weist überraschende Symmetrie in dem Aufbau der Strophenteile nach, die, so ungesucht sie sich auch aus der Analyse zu ergeben scheint, doch wohl noch nicht über alle Zweifel erhaben sein dürfte. — Eine wichtige Rolle bei der Schroederschen Strophenanalyse spielt der Dodrans aeolicus (d. h. Dreiviertelglykoneus), unter welcher Bezeichnung eine Anzahl von Silbengruppen zusammengefaßt wird, die man äußerlich betrachtet Tripodien nennen könnte, nämlich die beiden Hälften des kleineren Asklepiadeus, die trochäische und die iambische Tripodie und die dochmischen Formen. Über die Vorgeschichte dieses Dodranten, „des merkwürdig vielgestaltigen Dreihebers", ohne dessen Anerkennung keine der äolischen Strophen Pindars verständlich sei, verspricht Schr. später Aufklärungen zu geben.

Bakchylides.

Bacchylidis carmina cum fragmentis ed. Frid. Blaß. Lipsiae 1898. — Iterum edidit. Lipsiae 1899.

In der Praefatio (p. XXIV—XLVIII; ed. II p. XXVIII—LIII) handelt der Herausgeber *De numeris Bacchylideis versibusque, stropharum et carminum compositione*, worüber teilweise schon oben bei den allgemeineren Schriften zur griechischen Lyrik berichtet wurde. Spezieller auf Bakchylides' Versbau geht Bl. p. XLII[2] ein und bestätigt unter anderem die Beobachtung Westphals, daß der Dichter den Ithyphallicus als Klausel ebensowenig benutzt habe wie Pindar, während er bei Simonides, Äschylus und Euripides häufig sei. Er bespricht sodann c. XIX, dessen Rhythmus dem enoplischen ähnlich sei, c. III str., c. II, IV, VI, XVII, behandelt die Frage über die Stellung des Iktus und schließlich die Trochäen und Kretiker. Auf p. 1—18 gibt er sodann einen *Conspectus numerorum* mit kurzen Notizen über die Abweichungen von der Versteilung der Handschrift und Angabe des rhythmischen γένος, dem jede Strophe angehört.

U. v. Wilamowitz, Göttinger gelehrte Anzeigen 1898, S. 125—160.

In der ausführlichen Anzeige der Bakchylidesansgabe von F. G. Kenyon (London 1897) kommt W. wiederholt auch auf metrische Dinge zu sprechen. Er gibt sein Urteil ab über die überlieferte Koiometrie und weist Fehler derselben nach, er behandelt den Versbau einiger Gedichte, insbesondere eingehend den von c. XVII, dessen Metrum er für überwiegend iambisch erklärt; er findet in der Epode drei, in der Strophe fünf Perioden und bestimmt deren Gliederung.

Daran knüpft er allgemeinere Bemerkungen über den griechischen Versbau und dessen geschichtliche Entwickelung. Speziellere Besprechung findet die durch einen Komplex von vier Silben, zwei Längen und zwei Kürzen gebildete Maß- oder Takteinheit, die eine große Variabilität zeigt. Der Verf. kommt auf diesen Gegenstand in seinem Aufsatz über 'Choriambische Dimeter' von neuem zurück, über den S. 61 berichtet wird.

W. Christ, Zu den neuaufgefundenen Gedichten des Bakchylides. Sitzungsber. der bayr. Akademie 1898, S. 3—52.

Voran gehen Bemerkungen über die Kolometrie des Papyrus: sie rührt von einem Grammatiker her, der sich schwere Fehler zuschulden kommen ließ, nicht von einem kundigen Musiker; sie kann daher für uns nicht bindend sein, wenn sie auch beachtenswert bleibt. Christ verlangt von einem künftigen Herausgeber, daß er die Vereinigung mehrerer Koia zu Versen oder Perioden irgendwie zum Ausdruck bringe, da erst so ein Einblick in den rhythmischen Gang der Strophe und die Ebenmäßigkeit des Periodenbaues ermöglicht werde, und zeigt dies an einem Beispiel (Bacchyl. V). — Dann werden mehrere Gedichte nach ihrem metrischen Bau besprochen (c. II, III, XVII) und genauer behandelt die Vertretung eines Taktes durch verschiedene Formen in den sich entsprechenden Strophen: ⏓ ∪ — ∪ ∽ ⏓ — ∪ ∪, — ∪ — ∪̄ ∽ — ∪ ∪ —, — ∪ — ∪ ∽ — ∪ —. Insbesondere werden solche freiere Responsionen aus c. XVII und V angeführt und festgestellt, daß die katalektische daktylische Tripodie für die akatalektische eintreten könne und dem rhythmischen Werte von zwei Epitriten gleichkomme. Nicht beistimmen kann Ref. dem Verf., wenn er dem Spondeus der daktylischen Tripodie den Wert eines Epitrits zuschreibt.

H. Weil, Remarques sur la versification des lyriques grecs à propos de Bacchylide. Journal des Savants 1898, p. 174—183 (= Études de littérature et de rythmique grecques p. 222—235: ,La correspondance antistrophique').

Freiere Responsion zeigt sich bei Bakchylides sowohl in der antistrophischen Entsprechung einer gedehnten (dreizeitigen) Länge mit einem vollen Fuße als auch in der polyschematischen Formation

eines sechszeitigen Taktes. Als Beispiele für die erstere Freiheit führt Weil an: Bacch. V, 14, 29 Bl. — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏓ gegenüber v. 54, 69 — ⏑⏑ — ⏑⏑ ⏗; V, 11, 26 — — ⏑⏑ — ⏑⏑ — — gegenüber v. 131, 146 — — ⏑⏑ — ⏑⏑ ⏗; XVI, 21 ὅπιον οὐκέτι τεᾶν gegenüber v. 110 σεμνὰν βοῶπιν ἐρατοῖ|σιν; er betont dabei, daß Fälle der Responsion, wie sie einst S. Reiter für die Tragiker angenommen hatte, indem er gedehnte Länge mit zwei gleichwertigen Silben in Strophe und Gegenstrophe desselben Strophenpaares sich entsprechen lassen wollte, sich bei B. nicht finden, sondern er sich diese Freiheit nur gestattet. für Strophen qui ne se répondent pas directement, d. h. die einer anderen Syzygie angehören. — Beispiele polyschematischer Responsion zeigen den Choriamb gegenüber der iambischen Dipodie (Bacchyl. V, epod. 1) und gegenüber dem Ditrochäus (Bacch. I, 157 ∽ 180 Bl.). In den letzten Versen ebenso wie V, epod. 3 und I, 162 findet Weil deutliche Anzeichen sechszeitiger Taktmessung der sog. Daktyloepitrite.

C. Fennell, The Scansion of Bacchylides XVII. Class. Review XIII (1899) p. 182 f.

F. sieht das Metrum für päonisch an und teilt die Strophe in zwei Perioden, eine palinodische (3, 5, 3, 5 = 16) und eine antithetische (3, 4, 5, 2, 2, 2, 2, 4, 5, 3, 4, 4 = 40). Ein Schema veranschaulicht den Bau. Vgl. oben S. 41.

O. Schroeder, Die enoplischen Strophen Pindars. Hermes. 38. Bd (1904) analysiert nach der Erklärung der pindarischen Strophen anhangsweise S. 238 ff. auch mehrere des Bakchylides: c. XIII auf Pytheas, c. V und III auf Hieron, c. XI, die umfangreichste und kunstvollste Komposition des Dichters, und knüpft daran eine allgemeine Bemerkung über die enoplischen Strophen, deren Reiz bei aller Geschmeidigkeit ionischen Masses mit seinen Variationen und Permutationen bald erschöpft gewesen sei.

Timotheos.

Timotheos, Die Perser, aus einem Papyrus von Abusir herausgegeben von U. von Wilamowitz-Möllendorf. Leipzig 1903.

Der Herausgeber gibt S. 18—28 den von ihm hergestellten Text in kurze Zeilen (Dimeter und Trimeter, ausnahmsweise aus besonderen Gründen Tetrameter) abgesetzt, während in dem Papyrus keine kolometrische Gliederung vorhanden ist; die zu einer Periode gehörigen Kola sind durch Ausrücken des ersten Kolons kenntlich gemacht.

Er beschäftigt sich von S. 83—105 mit der geschichtlichen Entwickelung der Kitharodie und dem Bau des kitharodischen Nomos: er weist auf den engen Zusammenhang der Kitharodie mit dem Aöden-

gesang der homerischen Zeit hin, der sich später in die rein recitative Rhapsodie und den künstlerischen Gesang des Kitharoden spaltete. Von Terpandros an entwickelte sich der kitharodische Nomos in allmählichem Fortschritt, während neben dem heroischen Vers auch Elegie und Iambos zugelassen wurde, bis auf Phrynis, durch den eine fundamentale Neuerung des Nomos herbeigeführt wurde, die vornehmlich darin bestand, daß der Kitharode statt der homerischen Erzählung nunmehr einen selbst verfaßten Text bot und für diesen eine eigene Melodie erfand. Das Versmaß zu wählen lag jetzt in seiner Hand. Von den sieben Teilen des ausgebildeten Nomos, die Pollux aufführt, ἀρχά, μεταρχά, κατατροπά, μετακατατροπά, ὀμφαλός, σφραγίς, ἐπίλογος sind in dem erhaltenen Stücke der Perser nur die drei letzten vorhanden, der μεταρχά weist W. den bei Polybios erhaltenen Vers (fr. 13 B) zu und glaubt, daß dieser zweite Teil des Proömiums die Ankündigung des Themas enthielt, während den ersten die Anrufung der Gottheit bildete. Über κατατροπά und μετακατατροπά, über die das erhaltene Stück keine Auskunft gibt, enthält er sich der Vermutung. Der Hauptteil, ursprünglich das Mittelstück, wie der Name ὀμφαλός zeigt, ist Erzählung oder genauer Schilderung. Die σφραγίς zeigt sich jetzt als derjenige Teil des Nomos, in dem der Kitharode — offenbar einer fest eingebürgerten Tradition gemäß — sich selbst nannte und damit seinem Werke gewissermaßen das Siegel aufdrückte. Der Epilogos enthält ein Gebet an Apollo. — Warum dieser siebenteilige Nomos dem Terpandros noch unbekannt gewesen sein soll, wie Wilamowitz der Überlieferung zum Trotz behauptet, ist nicht abzusehen, ebensowenig warum die Spaltung des einleitenden und des schließenden Teils in je zwei Teile erst allmählich aufgekommen sein soll. In solchen Äußerlichkeiten konnte sich Stabilität durch Jahrhunderte erhalten, während die Neuerungen, welche die Fortschritte der Musik bedingten, vieles andere umgestalteten.

Über die Metra spricht W. von S. 29—38; er bemerkt, daß das Fragment noch nicht gestatte, über den metrischen Aufbau eines ganzen Nomos zu urteilen, da zwar fr. 13 für den Eingangsteil das heroische Maß feststelle, aber bis zu der Erzählung eine Lücke bleibe. In dem erzählenden Teil, dem Omphalos, erscheinen verschiedene Maße, aber das Grundmaß, worauf der Dichter immer wieder zurückkommt, ist iambisch; andere Versarten sind nur „aufgesetzte Lichter“; im Schlußteil erscheint der Glykoneus. — Timotheos wird von W. wegen seiner schönen Verse gelobt, deren Wohllaut sich auch ohne Musik bei bloßer Rezitation geltend mache. Der Bau der Verse sei von vollkommener Glätte, zweisilbige Senkung in den Iamben sei ausgeschlossen, die Glykoneen gestatteten Auflösung einer Länge, aber nicht 'Verdoppelung des Daktylus', Hiat werde gemieden, schwache Position werde gegen die

herrschende Aussprache der Zeit vereinzelt nach altepischem Brauche zugelassen. Keineswegs könne von einer Entartung der alten archilocheischen Strenge die Rede sein. Ein Neuerer auf diesem Gebiete war Timotheos nicht, er steht im wesentlichen auf einer Stufe mit dem attischen Drama seiner Zeit.

Philodamos.

H. Weil, Un péan delphique à Dionysos. Études de litt. et de rythmique grecques. (1902) p. 29—46. 203—205.

Den Inhalt seiner Aufsätze im Bulletin de corresp. Hell. XIX 403 ff. und XXI 510 ff. über den vierten in Delphi gefundenen Hymnus, den Päan an Dionysos, faßt Weil zusammen in den 'Études', indem er sich über die Entstehungszeit des Päan (2. Drittel des 4. Jahrh.) und den Verfasser, den Lokrer Philodamos, dann über den Inhalt und die Form der Dichtung ausspricht und wesentliche Beiträge zu ihrer Ergänzung und Erklärung liefert. Was die Form des Päan betrifft, so unterscheidet W. 12 gleichartige Strophen, deren jede mit einem ἐφύμνιον schließt und durch ein μεσύμνιον, unterbrochen wird, und gibt das Schema dieser Strophe auf S. 204. Voran geht eine viergliedrige choriambisch-iambische Periode mit katalektischem Schlußgliede, dann folgt das μεσύμνιον, ein ionischer Trimeter, an diesen schließen sich zwei Perioden: 1. Glykoneus und Phaläceus. 2. zwei Glykoneen und Pherekrateus; das ἐφύμνιον ist zweiteilig und besteht aus einem ionischen Dimeter, dem ein Glykoneus und ein Pherekrateus folgen. — Weil zieht zur Vergleichung heran die ganz ähnlich gebauten Oden der Parabase in Aristoph. Rittern v. 551—64. 581—94 und die Parodos von Sophokles' O. C. 668 ff. und knüpft daran weitere Bemerkungen über die choriambisch-iambischen Bildungen.

VI. Schriften zur Metrik der griechischen Dramatiker.

Allgemeines.

P. Masqueray, De la symétrie dans les parties épisodiques de la tragédie grecque. Mélanges Weil (Paris 1898) S. 283—290.

Nach einer kurzen Vorbemerkung über die ursprünglich sehr wechselnde Zahl der Stasima in der Tragödie und die ebensowenig feste Zahl und Größe der Epeisodia wendet sich M. zu der Besprechung der Symmetrie in den Dialogpartien; er lehnt eine Verszahlensymmetrie, wie sie Oeri im Sinne hat, entschieden ab, weil sie doch nicht leicht wahrnehmbar geworden wäre, während in den gesungenen Teilen der Tragödie die Symmetrie durch Musik und Gesang bemerklich ge-

worden sei, auch der Inhalt Entsprechendes in Strophe und Gegenstrophe geboten habe. Alle Fälle einer Dialogsymmetrie seien in dem Parallelismus der Situation begründet, wie in den 7 Redenpaaren in Äschylos' Septem und in dem anapästischen Rezitativ der Parodos des Agamemnon v. 40—71 = 72—103. Es werden als Beispiele aus Sophokles und Euripides Fälle angeführt, wo bei einem Wortstreit die Reden beider Streitenden gleiche Ausdehnung haben entsprechend der Sitte der Zeit vor Gericht nach der Wasseruhr seine Rede zu bemessen. Sophokles Antig. 639—723 (Kreon — Hämon je 41 Verse), Eurip. Med. 465—575 (Medea — Jason je 54 Verse), Hec. 1132—1237 (Polymestor — Hecuba je 51 Verse), Elektra 1011—1099 (Klytämestra — Elektra je 40 Verse), Herakl. 134—221 (Kopreus — Iolaos), Phöniss. 469—525 (Polymestor — Eteokles). Solche *discours balancés* gefielen den Zuschauern als Nachahmung des täglichen Lebens, und die Sache konnte nicht unbemerkt bleiben.

Chr. Riedel, Alliteration bei den drei großen griechischen Tragikern. Inauguraldissert. Erlangen 1900.

Der Verf. will eine möglichst vollständige Sammlung aller bei den Tragikern vorkommenden Allitterationen geben, den Umfang ihres Gebrauchs bei den drei Dichtern und in den einzelnen Stücken, den Zweck ihrer Anwendung und deren Wirkung bestimmen und die Frequenz der verschiedenen Laute („Buchstaben“), die zur Verwendung kommen, feststellen. Er gibt für jeden der drei Tragiker das Material in vollständiger Übersicht und kommt zu dem Ergebnis, daß bei Äschylos die Allitteration noch in reicher Fülle zum Schmucke der Rede gebraucht wird, aber schon bei ihm in allmählicher Abnahme sich befindet, bei Sophokles noch mehr zurücktritt und bei Euripides auf ein geringes Maß sich beschränkt. Von den zur Verwendung kommenden Lauten nehmen κ und π eine hervorragende Stellung ein, von Vokalen wird α bevorzugt, besonders in den lyrischen Partien, die überhaupt mehr zu ihrer Anwendung neigen. Während die beiden andern Tragiker σ in ihnen meiden, zeigt Euripides gerade für diesen Laut eine gewisse Vorliebe in seinen Allitterationen. — Daß die Tragiker mit bewußter Absicht von diesem Kunstmittel Gebrauch gemacht haben, kann keinem Zweifel mehr unterliegen, ebensowenig aber auch, daß es in stetiger Abnahme begriffen war.

W. Doehrmann, De versuum lyricorum incisionibus quaestiones selectae. (28. Suppl.-Bd. der N. Jahrbücher für klass. Philol.) Leipzig 1902.

Die beachtenswerte und inhaltreiche Dissertation behandelt die verschiedenen Einschnitte in den lyrischen Versen der griechischen

Dichter, beschränkt sich aber, worauf der Titel nicht schließen läßt, fast gänzlich auf die drei Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides und kommt nur ausnahmsweise auf Aristophanes und auf die Lyriker zu sprechen. — Der erste Teil untersucht die bei rhetorischen Figuren und Auflösung langer Silben eintretenden Verseinschnitte, und geht dabei außer auf iambische Verse auch auf Trochäen, Anapäste, Daktylen. Dochmien und Glykoneen ein. D. zeigt, daß die rhetorischen Figuren sich sehr gern der Takt- und Reihengliederung anschließen (*metrorum finibus terminantur*), und daß auch bei Auflösung der taktschließenden Längen eine unverkennbare Neigung zur 'Diäresis' d. h. zum Znsammenfall des Wortschlusses und des Takt- bzw. Reihenschlusses vorhanden ist z. B. λιγέα βαρέα δακρυοπετῆ — οἷς θεὸς ὁ μέγας | Ὀλύμπιος. Aber auch bei anfgelösten Trochäen bzw. sog. dritten Glykoneen zeigt sich hänfig ein Einschnitt nach Fnß- und Taktende, hier nicht nach der aufgelösten Hebungs-, sondern nach der Senkungssilbe, und andererseits tritt bei iambischen Versen gar nicht selten der Verseinschnitt nicht schon am Taktende (als „Diäresis“), sondern erst nach der folgenden Senkung (als „Cäsnr“) ein, z. B. Antig. 588 θρῄσσαισιν ἔρεβος | ὕφαλον ἐπιδράμῃ πνοαῖς und ebenso in dem akephalen Dimeter Aesch. Choeph. 25 = 34 ὄνυχος ἄλοκι | νεοτόμῳ, den D. falsch auffaßt. Von einer Pause hinter ἄλοκι kann nicht die Rede sein und der p. 271 aufgestellte Satz: *in iambico genere post solutam antecedentis metri alteram arsin* [d. h. Hebung] *ubique permissum est supprimere priorem thesin* [d. h. Senkung], *modo inter utrumque vocabuli finis intercedat* ist unrichtig; vielmehr tritt am Anfang des Gliedes bzw. Verses der Ausfall einer Silbe ein. — Im zweiten Teile, der es speziell mit den iambischen Versen und ihren Einschnitten zu tun hat, bespricht D. die verschiedenen Formen des iambischen Taktes, die Verbindung der iambischen Takte zu Reihen (*'ordines'*) und Perioden (*'versus'*) und zuletzt die Gruppierung der iambischen Reihen mit alloiometrischen. Die Fügung der *'ordines'* zur Periode geschieht teils durch bloße Nebeneinanderstellung, teils durch Übergreifen eines Wortes aus dem einen Kolon in das folgende. Im ersten Falle stimmt die metrische Reihe mit der rhythmischen überein ('Diäresis'), im zweiten findet Wortbrechnng statt; besonders hänfig greift die vorangehende Reihe nur mit einer Silbe in die folgende über (Aesch. Agam. 449 ff. ἀλλοτρίας διαὶ γυναι|κός · τάδε σῖγά τις βαΰ|ζει, φθονερὸν δ' ὑπ' ἄλγος ἕρ|πει προδίκοις Ἀρείδαις); seltener gehören zwei oder mehr Silben des geteilten Worts der folgenden Reihe an (Soph. Ant. 332 f. πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀν|θρώπου δεινότερον πέλει); im ersten Falle spricht D. von 'Cäsur'. Er ist bemüht, bestimmtere Regeln für die Anwendnng der verschiedenen Verbindungsweisen aufzustellen, doch gelingt dies nur in beschränktem

Maße. Aber offenbar hat er vielfach die bisher verkannte Gliederung durch richtigere Kolateilung zur Geltung gebracht. — Mit besonderen Exkursen bedenkt der Verf. p. 263—266 die '*Caesura media*' des Trimeters, der er sehr abhold ist und mit allen denkbaren Mitteln zu Leibe geht, und den '*ordo Reizianus*' am Schlusse p. 399—403. — Da er zu den Gegnern der rhythmischen Versmessung gehört und mehrfach im Banne der für lateinische Dichter geltenden Theorien zu stehen scheint, so ist es erklärlich, daß Ref. in vielfacher Beziehung mit ihm nicht übereinstimmen kann; ebensowenig kann er sich mit seiner Terminologie befreunden, doch verkennt er nicht das Nützliche vieler seiner Beobachtungen und die Richtigkeit seiner Auffassung mancher bisher verkannter Versbildungen.

Äschylos.

J. Denissow, Der Dochmius bei Äschylos. (Russisch.) Charkow 1898.

Die umfangreiche Schrift umfaßt zwei auch durch die Paginierung gesonderte Teile, eine aus sechs Kapiteln bestehende Abhandlung über die bei Äschylos vorkommenden Formen und Verbindungen des dochmischen Versmaßes und seine Anwendung und Vortragsweise in den verschiedenen Gesängen und zweitens einen Abdruck aller dochmischen Partien, die bei diesem Dichter vorkommen, mit metrischem Schema und kurzen kritischen Noten. Der Verf., dessen frühere Schriften über den Dochmius im vorigen Berichte (Bd. CII 1899 S. 12—14) kurz besprochen wurden, hat mit großem Fleiße seine Studien auf diesem Gebiete fortgesetzt und sich der genaueren Erforschung des äschyleischen Gebrauchs dieses Maßes zugewendet. Er ist der Meinung, daß der ursprüngliche Platz der Dochmien in der Tragödie der Kommos war und erst von hier aus dieses Maß in die anderen lyrischen Teile eingedrungen ist, wie es denn in den Parodoi und Stasima verhältnismäßig recht selten erscheint. Nach einer allgemeinen Übersicht über die bei Äschylos vorkommenden dochmischen Stücke, wobei der Verf. auf genaue Abgrenzung der betreffenden Gesänge besondere Aufmerksamkeit verwendet, werden die theoretisch möglichen und praktisch wirklich gebrauchten Formen des Dochmius aufgeführt; sie reduzieren sich nach Denissow für Äschylos auf sechs, da bei ihm gewisse Abweichungen von der Grundform völlig ausgeschlossen seien, so die Auflösung der schließenden Länge und die Irrationalität der vorletzten Silbe; daher wird Choeph. 935—946 als päonischer Dimeter gemessen ύυ υ — ⏗ ⏑̲; aber Eum. 157 steht wenigstens noch in der Strophe μεσολαβεῖ κέντρῳ. Auch für die erste Silbe ist Irrationalität nur zugelassen bei Auflösung der folgenden Länge, also der Anlaut ᾱ — gemieden. — Es folgt sodann eine

Aufzählung und Besprechung der alloiometrischen Bestandteile dochmischer Strophen und eine Erörterung über die rhythmische Natur des Dochmius selbst, wobei auf den Zeitumfang desselben, die Stellung der Ikten, die Gliederung durch Cäsuren, die Größe der Kola und das Verhältnis zu anderen Rhythmen eingegangen und von neuem seine Entstehung und allmähliche Entwickelung behandelt wird. — Das fünfte Kapitel führt den Bestand der rhythmischen Gruppen in den dochmischen Strophen des Äschylos vor Augen: rein dochmische, gemischte und alloiometrische Perioden und Systeme, und unterscheidet Strophen von strengerem Typus und einfacherem Bau wie Pers. 1005 ff. Sept. 941 und solche freierer Form. — Zum Schluß handelt der Verf. von dem Vortrage der dochmischen Gesänge, von der musikalischen Begleitung und dem damit verbundenen Tanze. Vornehmlich nimmt er für den Vortrag den Koryphaios in Anspruch, aber auch Parastaten und Einzelchoreuten läßt er in dochmischen Partien auftreten, Suppl. 638 ff. στοῖχοι; für den Gesang des Gesamtchors war das Metrum zu unbequem. — Ausführlichere Anzeige des Ref. Berl. philol. Wochenschr. 1899 Nr. 51, wo auf S. 1571 Z. 12 zu berichtigen ist: Spondeus ‿́— — statt Tribrachys.

R. Schild, De responsione, quae in Aeschyli fabula Thebana inter binas nuntii regisque orationes intercedere creditur. Nordhausen. 1900. Progr. des Real-Gymnasiums.

Die Versuche, durch Annahme von Interpolationen oder von Lücken Symmetrie unter den 7 Redenpaaren in Äschylos' Septem 356 ff. herzustellen, werden als unberechtigt zurückgewiesen und gezeigt, daß einzelne wirklich vorhandene Anstöße durch leichtere Mittel der Emendation sich beseitigen lassen.

Aischylos Perser, herausgegeben und erklärt von Hugo Jurenka. Leipzig und Berlin 1902.

In der 'Übersicht der Metra' gibt der Herausgeber eine Erklärung der lyrischen Teile des Stückes, die der neuesten Wendung in der griechischen Metrik entspricht; insbesondere wird mehrfach Gebrauch gemacht von der „Synkope" der Iamben, durch welche die Form des Iambus der des Trochäus ähnlich wird, indem die beiden ersten Chronoi sich zur Länge vereinigen und der Iktus vom zweiten auf den ersten rückt (⏑́⏑ ⏑ statt ⏑ ⏑́⏑). Auch Iamben mit Anfangspause erscheinen mehrmals, wo man früher an Trochäen dachte, so vs. 125 ff. = 133 ff., vs. 256 = 262. Anstoß nimmt Ref. an den hyperkatalektischen Versen unter den Iamben, wie 270 = 276, 553 = 562; für unrichtig sieht er die Messung von 130 f. = 136 f. an, wo die Zulassung einer irrationalen Länge an gerader Stelle angenommen wird; vielmehr ist seiner Meinung nach zu messen:

⏑ — · — | · — ⏑́ — | ⏑ — · —
— ⏑⏑ — | ⏑⏑ — ‾∧

Vs. 256 dürfte sich mehr empfehlen als vollständigen Dimeter aufzufassen ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑⏑ | ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑̄ und daran die sehr geläufige Verbindung von 5 iambischen Takten — — ⏑ — | · — ⏑ — | · — ⏑ — | — ⏑⏑ — | ⏑ — · ⏓ anzuschließen.

Sophokles.

J. H. **Wright**, Ἐπισυναλοιφή in Sophocles. Harvard Stud. XII (1901), 151—164.

Der Verf. hat Beobachtungen angestellt über den engen sprachlichen Zusammenhang, in dem vielfach je zwei Trimeter bei Sophokles stehen. Er bespricht zunächst die bei ihm vorkommende Elision am Versende, das sog. εἶδος Σοφόκλειον, und verlangt zufolge der Notiz beim Scholiasten zu Hephästion p. 143 W., daß in solchen Fällen der Konsonant der elidierten Silbe zum folgenden Verse gezogen werde, wie es Aristophanes und Aristarch bei Homer hielten, also z. B. O. R. 332 τί ταῦ|τ᾽ . . ib. 1184 ξὺν οἷς | τ᾽ . . . O. C. 17 πυκνόπτεροι | δ᾽. Hier geben denn auch der Laurentianus und andere Handschriften diese offenbar aus der Ausgabe der Alexandriner übernommene Teilung (s. Dindorf zu Soph. O. C. 17). — Da das griechische Ohr also an der Teilung eines Worts zwischen zwei Verse nicht unbedingt Anstoß nehme, hält W. die Elisio inversa (ἀφαίρεσις) am Anfang eines Verses für vorliegend, wenn der vorhergehende Vers vokalisch ausgehe in Fällen, wo man unaugmentierte Verbalformen anzunehmen pflege, wie El. 715 f. ἄνω | 'φορεῖθ᾽ . . . und ἀναμεμιγμένοι | 'φείδοντο, und zählt die in Betracht kommenden Stellen aus Äschylus und Sophokles auf. — Dieselbe Eigentümlichkeit des Sophokles, zwei Trimeter auf das engste zu verbinden, findet Wright ferner in der Teilung von eng zusammengehörigen Wortgruppen zwischen zwei Versen, wie Antig. 453 τὰ σὰ | κηρύγματα, 1226 ἔσω χωρεῖ, Trach. 557 παρὰ | Νέσσου u. dgl., geht aber wohl zu weit, wenn er nun Vorschläge macht wie O. C. 1605 f. ἐφίετ᾽ ἐ|κτύπησε, Trach. 759 f. προὐξεφίεσ᾽, ἐ|ταυροκτ. oder gar Trach. 171 f. ποτ᾽ ἐν | Δωδῶνι, ebend. 1151 ἐπακτίᾳ ᾽ν | Τίρυνθι. — Auch für zwei Trimeter, deren einer vokalisch schließt, der andere vokalisch beginnt, glaubt er eine solche Kontinuität annehmen zu können, wenn der eine der Vokale lang (bzw. diphthongisch) sei, oder der Anfang des zweiten Verses durch einen Anapäst gebildet werde, wie O. R. 26 f. Trach. 380 (ähnlich auch bei Äschylus Sept. 267. Agam. 308).

J. **Oeri**, Die Sophokleische Responsion. Verteidigung, Berichtigung, Folgerungen. Beilage z. Jahresbericht d. Gymn. z. Basel 1903.

Der Verf. gibt trotz der ungünstigen Urteile der Kritiker über seine Responsionstheorie der Dialogverse seine Ansicht nicht auf, sondern hält sie im wesentlichen fest und sucht sie gegen die Angriffe seiner Gegner zu rechtfertigen. Er gesteht zu, daß er früher nicht selten zu weit gegangen sei und Verfrühtes geboten habe, und berichtigt eine Anzahl seiner Aufstellungen; er räumt auch ein, daß sein Erklärungsversuch der von ihm angenommenen Symmetrie durch den Hinweis auf die Nötigung des Dichters, mit der ihm zur Verfügung stehenden Zeit ökonomisch zu verfahren, mangelhaft und nicht ausreichend sei, um sein Verfahren zu erklären; wohl aber glaubt er, daß dieser symmetrische Aufbau dazu diente, die wohl abgewogene Komposition leichter durchzuführen. — Daß die Kritik sich gegen die Oerischen Versuche, Symmetrie und Responsion herzustellen, ablehnend verhält, solange er nicht imstande ist, einen befriedigenden Nachweis ihres Zweckes zu geben, ist sehr erklärlich und um so berechtigter, wenn zu gewaltsamen Mitteln geschritten wird, um die Gleichheit der Verszahlen herbeizuführen. Wo die Übereinstimmung tatsächlich vorhanden ist, wird man sie nicht in Abrede stellen dürfen, auch wenn sie unmotiviert scheinen mag. — In der vorliegenden Schrift beschäftigt sich der Verf. vornehmlich mit der Responsion im Oed. Col. und Oed. Rex des Sophokles, im Nachtrag noch kurz mit Elektra und Philoktet.

Euripides.

J. Oeri, Die euripideischen Verszahlensysteme. Wissenschaftl. Beilage z. Bericht über d. Gymnasium z. Basel. Berlin 1898.

Oeri, über dessen Zahlentheorie im vorigen Bericht (102. Bd. 1899 S. 32 und 39) gesprochen wurde, will sich diesmal nicht mit der Erklärung der Verszahlensymmetrie beschäftigen, die für ihn eine Tatsache ist, sondern gibt in tabellarischen Übersichten das reichentwickelte Verszahlensystem von 13 euripideischen Dramen: Kyklops, Hekabe, Hippolytos, Helena, Herakles, Ion, Hiketiden, Herakliden, Elektra, Troades, Orestes, Andromache und Iphigenie in Aulis. Er zählt bekanntlich nur die Metra des Dialogs mit Ausschluß der Trimeter, die dem lyrischen Dialog (Kommos oder Duett) angehören. Er tilgt an 135 Stellen insgesamt 297 Verse und nimmt 10 Lücken an. Die Abgrenzung der respondierenden Partien beschäftigt ihn von S. 5—12, wo er ablehnt, das Stasimon als gliederndes Element der Tragödie und als Mittel zur Abgrenzung der Hauptteile zu betrachten. Er fordert, wo es sich um Responsionen handelt, vollständige Gleichheit, nicht bloß annähernd gleich große Abschnitte. Die Zahlen 36, 72, 108 und 216 bedeuten nach seiner Ansicht gewisse Zeitmasse für den an eine bestimmte Aufführungszeit gebundenen Dichter.

Holzner in seiner Besprechung Wochenschr. f. klass. Philol. 1898 Nr. 46 erkennt Oeri das unbestreitbare Verdienst zu, den Blick für die vorhandene und unleugbare Symmetrie geschärft zu haben, wenn auch bis jetzt der Zweck des symmetrischen Baues sich unserem Auge noch verschließe.

U. von Wilamowitz, Choriambische Dimeter. Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1902. S. 865—896.

Der Verf. behandelt eine Anzahl euripideischer Chorlieder, in denen ein Kolon hervortretende Anwendung findet, das er als choriambischen Dimeter bezeichnet. Dieser Dimeter hat im zweiten Takte („Metron") einen Choriambus, im ersten erscheint bald der Choriamb, bald eine Verbindung von vier Längen oder drei Längen und einer Kürze in verschiedener Anordnung, zuweilen aber auch eine dreisilbige, ja selbst eine zweisilbige Taktform (— — ῡ, — ∪ —, ῡ —, — ⏔), endlich auch aufgelöste Formen von 5 oder 6 Silben. Dieses Maßes habe sich Euripides in der letzten Periode seiner Dichtungen häufiger bedient — die Beispiele sind aus Orest, Iphig. Aul., Elektra, Helen., Phönissen entnommen —, aber auch in der früheren Zeit in zwei Fällen, nämlich in dem Jugendwerke Phaethon (Parodos) und im Satyrdrama Kyklops, beide Male aber mit anderem Ethos als in den späteren Dramen. — Wilamowitz sieht es als ein volkstümliches Maß an, dem der Dichter in seiner Jugend das ursprüngliche Ethos gelassen, in späterer Zeit aber, als er seine Musik umbildete, ein anderes Ethos gegeben habe, so daß er es für lange Stasima verwenden konnte. Wegen dieser Anwendung werde er von Aristophanes (Ran. 1309) verspottet, der indes selbst das ihm der Tragödie unwürdig scheinende Maß in der Komödie (Vesp. 1450 ff.) nicht verschmähte. Zum Beweise, daß dieses Maß aus dem Volksmunde stammte, führt W. die bei Hephästion c. 16 erhaltenen Verse aus der Geroia der Korinna an, wo sich ähnliche Gliedformen mit Choriamb an 2. Stelle und wechselnder Gestalt des ersten Taktes finden. Er zieht nun auch die polyschematischen Tetrameter (Heph. p. 55 ff.) zur Vergleichung heran, in denen dieser Choriamb im ersten Gliede seine Rolle spielt, und kommt schließlich auf die Annahme „eines Urtypus", dessen Differenzierung er auch im iambischen, trochäischen und ionischen Tetrameter wiedererkennt. Die bekannte Behauptung, daß es keine zweisilbigen Iamben und Trochäen gebe, sondern nur viersilbige, wird wiederholt, trotzdem daß hundert Beispiele diiambischer oder sechszeitiger Messung nie beweisen können, daß nicht 101 und folgende dreizeitige, monopodisch gemessene Iamben waren, und obwohl erst jüngst wieder eine Bestätigung solcher iambischer $^3/_4$-Takte sich in dem Oxyrhynchosfragm. des Aristoxenos findet.

A. Church, The chronology of the dramas of Euripides. Class. Rev. XIV (1900), 438.

Daß die Vertretung des Iambus im tragischen Trimeter sich allmählich in ihrer Frequenz steigerte, ist bekannt, jedenfalls sind die aufgelösten Formen bei Euripides sehr viel häufiger als bei Äschylos und Sophokles, und im allgemeinen ist seit Ol. 89, 4 ein Umsichgreifen der Freiheiten im Bau des tragischen Dialogverses auch in dieser Hinsicht nicht zu verkennen. Church will nun aus der Häufigkeit der dreisilbigen Ersatzformen des Iambus (Daktylus, Anapäst, Tribrachys) einen Schluß auf die Entstehungszeit der verschiedenen Dramen des Euripides machen, hat aber seine Beobachtungen auch auf Äschylos und Sophokles ausgedehnt und gibt an, wie oft in den einzelnen Stücken der drei Tragiker in je 1000 Versen eine dreisilbige Ersatzform sich vorfindet. Er zählt bei Äschylos in 1000 Trimetern im Prom. 36, in den Choeph. 38, im Agam. 39, in den Eum. 44, in den Persern 54, in den Suppl. 73 dreisilbige Fußformen; bei Sophokles stellt sich das Verhältnis heraus: Elektr. 26, Ant. 33, O. C. 43, OR. 45, Trach. 46, Ai. 56, Phil. 87; bei Euripides: Hipp. 28, Med. 37, Alc. 52, Rhes. 71, Heracl. 91, Hec. 100, Andr. 109, Suppl. 125, El. 129, Troad. 161, Iph. T. 186, Herc. f. 200, Phoen. 203, Ion. 208, Hel. 241, Iph. A. 283, Bacch. 334, Orest. 400.

J. Estève, Les innovations musicales dans la tragédie grecque à l'époque d'Euripide. Paris 1902.

Euripides wagte nicht plötzlich und mit einem Schlage mit der alten Tradition des dramatischen Gesanges zu brechen, als die Fortschritte der neuen Musik sich auch in den Gesangpartien der Tragödie geltend zu machen begannen; aber ganz allmählich entledigte er sich der Fesseln, die die Tradition dem dramatischen Gesange auferlegte, und brachte den Bühnengesang zur freiesten Entfaltung. Während er das Chorlied in seinem Umfange beschränkte und zu einer konventionellen Form herabsinken ließ, gestaltete er den Kommos je länger je mehr zu einer Bühnenleistung um und ließ die Beteiligung der Chors dabei immer mehr zurücktreten. Am meisten aber traten die Neuerungen in der Gestaltung der Monodie und des szenischen Wechselgesanges hervor, wo seit 415 die antistrophische Responsion endgültig aufgegeben wird und die neue Musik sich in allen ihren charakteristischen Eigenschaften zur Geltung bringt. — Der Verf. scheint mehr Musiker als Philologe und schließt sich in metrischen Dingen besonders an I. H. Schmidt an. Vgl. den Bericht des Ref. in der Berliner philol. Wochenschr. 1903. N. 35.

Aristophanes.

U. v. Wilamowitz, Die lakonischen Lieder der Lysistrate. Textgeschichte der griech. Lyriker. Berlin 1900. S. 88—96.

Die beiden spartanischen Hyporcheme in Aristophanes' Lysistrata, welche als daktylo-trochäische Lieder bei Roßbach, Spez. Metrik[3] S. 395 ff. (Westphal II[2], 502) behandelt sind, unterzieht W. auch in metrischer Hinsicht einer erneuten Betrachtung, um ihr Verhältnis zu Alkmans Dichtungen zu beleuchten. Von dem 1. Liede v. 1247 ff. heißt es: „Einzelne Glieder sind alkmanisch und sollen so empfunden werden.“ „Die Trochäen mit unterdrückten Senkungen stammen nicht aus Alkman, aber Trochäen überhaupt sind ihm vertraut, und ihre Verbindung mit daktylischen Reihen wie hier zeigt das Partheneion.“ Der vollständige und der katalektische 'daktylische Tetrameter' sind Glieder, die in der metrischen Terminologie den Namen Alkmans bewahrt haben und in seinen Resten reichlich belegt sind. — Auch für das zweite Lied v. 1296 ff. werden Analogien aus Alkman nachgewiesen (fr. 86, 66, 25, 27 Bgk.) und die Bekanntschaft des Aristophanes mit seinen Dichtungen sowie sein Bestreben, den Liedern echtes spartanisches Kolorit zu geben, als sicher dargestellt.

Über die Auffassung der einzelnen Verse und Reihen wird man mehrfach anderer Meinung sein dürfen; das richtige rhythmische Verständnis der 'Trochäen mit unterdrückten Senkungen', wie W. sich ausdrückt unter Verweisung auf seine Ausgabe der Choeph. Anhg. 2, haben schon im J. 1856 Roßbach und Westphal in Metrik III, 163 gegeben. Daß die daktylischen Reihen hier neben den trochäischen gleichfalls dipodisch zu messen sind wie diese, kann keinem Zweifel unterliegen.

VII. Metrische und prosodische Schriften allgemeineren Inhalts zur Metrik der Römer.

H. Draheim, Über den Einfluß der griechischen Metrik auf die lateinische Sprache. Wochenschr. f. klass. Philologie 1902 S. 1210—1216.

Der Verf. wirft die Frage auf: Wie verfuhren die Römer, als sie anfingen, die griechischen Verse nachzubilden, in der Behandlung ihrer Sprache? Er nimmt als selbstverständlich an, daß die ersten Nachbildner der griechischen Verse in lateinischer Sprache sich nach den Regeln der griechischen Versbildung richteten und ihre Dichtung mit der griechischen Versbetonung vorgetragen wurde. Für die betonte Länge des Versfußes wurde natur- oder positionslange Silbe genommen, für

die unbetonte Kürze aber [im Iambus und Trochäus], bei dem Überwiegen der langen Silben im Latein, auch die Länge zugelassen, nur im letzten Iambus die Kürze innegehalten. Im Gebrauch der Doppelkürze als Ersatz der Länge ging man weiter als selbst die griechischen Komiker: man ließ für die unbetonte Stelle der Doppelkürze auch die lange Silbe statt der kurzen zu (*virōs*, *pŏtēst*), ebenso für die zweite Stelle der unbetonten Doppelkürze (*magistrātus*), in einigen Fällen auch für die erste Stelle der unbetonten Doppelkürze (*ille quí*), endlich sogar für die erste betonte Silbe der Doppelkürze (*ílle qui*). — Die Verkürzung des langen Auslauts vor Vokal, die Verkürzung im Inlaut vor Vokal, die Elision vor h, die Synizese (nach dem Vorbild von Αἰγυπτίους, θεοί) leitet D. aus der Nachahmung der griechischen Praxis ab: „die Dichter übertrugen die Regeln des griechischen Versbaues auf das Latein". Auch für die Betonung des Lateins selbst wurde nach seiner Meinung das Griechische einflußreich: die ältere Stammbetonung schwand allmählich, und ihr Schwinden fällt zeitlich zusammen mit der Nachbildung griechischer Verse; man erblickte im Griechischen die Norm aller Kunst und Weisheit, man erklärte — in Nachahmung des griechischen Dreisilbengesetzes für den Akzent — für die oberste Akzentregel, daß der Ton nicht über die drittletzte Silbe zurückgehen dürfe. Die altlateinische Anfangsbetonung wurde als störend beseitigt. — Nach der Meinung des Ref. folgten die ersten Dichter bei der Ausfüllung des ihnen vorliegenden metrischen Schemas mit lateinischem Sprachstoff mehr ihrem rhythmischen Gefühl und Gehör als bestimmten überkommenen oder selbstgebildeten Regeln. Das gilt vor allem von der Bewertung der Silben als Längen oder Kürzen: sie maßen das gesprochene Wort mit dem Maßstabe, den ihnen das eigene Ohr darbot, aber die im Latein hervortretende Bedeutung des Akzents hinderte sie, eine betonte Länge als Ersatz für eine im griechischen Verse geforderte Kürze eintreten zu lassen. Die theoretischen Festsetzungen kamen erst durch die Daktyliker zur Geltung. Auch für die veränderte Silbenbetonung war gewiß nicht die Theorie das maßgebende Moment, sondern die Praxis des Lebens.

Ch. Bennett, What was ictus in latin prosody? Amer. Journal of philol. vol. XIX (1898) 361—383.

G. L. Hendrickson, The new doctrine of Prof. Bennett. Amer. Journal of philol. vol. XX (1899) 198—210.

Ch. Bennett, Rhythmic accent in ancient verse. A reply. ebend. p. 412—428.

G. L. Hendrickson, Comment on Prof. Bennett's reply. ebend. p. 429—434.

G. Schultz, Beiträge zur Theorie der antiken Metrik. Hermes 35 (1900) S. 308—325.

Th. Goodell, Chapters on greek Metric. p. 156—168.

Bennett hat die schon von Madvig, Kawczynski und anderen ausgesprochene Ansicht wiederaufgenommen, daß die lateinischen Verse, die auf dem Quantitätsprinzip beruhen, ohne Hervorhebung der Hebungssilben durch stärkere Intension der Stimme vorgetragen wurden. Er findet das Übergewicht der Iktussilbe in „*the quantitative prominence inherent in a long syllable*" und meint, wenn wir heute den rhythmischen Gang des quantitierend gebauten Verses ohne den leidigen Iktus nicht heraushörten, so läge es an der fehlerhaften Aussprache des Latein bezüglich seiner Quantitätsverhältnisse. Die Annahme eines Iktus im herkömmlichen Sinne des Worts (*ictus = stress*) führe neben dem Quantitätsprinzip ein zweites Prinzip ein, das irrtümlich aus dem modernen Versbau auf den lateinischen übertragen würde. Diese Ansicht verteidigt Bennett gegen den Einspruch von Hale (Proceed. of the Americ. philol. association XXVI p. XXX) und von Hendrickson in den beiden obengenannten Schriften. Er fand Beifall und Zustimmung bei G. Schultz, der die Lehre auch auf das Griechische ausdehnt und erklärt: die Alten haben überhaupt keine Betonung in ihren Versen gehabt, Aristoxenos wußte von einer Betonung nichts, aber Takt geschlagen haben sie in ihren Versen sehr scharf mit Händen und Füßen. — Auch Th. Goodell schließt sich in vielen Punkten an Bennetts Aufstellungen an: im griechischen Verse sei von stärkerem Nachdruck der Stimme ('*stress*') für die Thesis nichts bezeugt, σημασία entspreche nicht dem modernen Begriff von Iktus; aber er erkennt an, daß für das Latein die Sache anders liege als für das Griechische, und will für die Thesis (Hebung) im lateinischen Verse einen leichten Nachdruck nicht ausschließen. Mit Recht erklärt er sich gegen den Satz, lateinische Verse könnten nicht zugleich quantitierend und akzentuierend sein, und ist der Meinung, daß die Römer von Plautus abwärts, wenn der Wortakzent mit der rhythmischen Hebung differierte, den Konflikt gefühlt hätten. In ähnlichem Sinne äußert sich Draheim, Wochenschr. f. klass. Philol. 1900 Nr. 12: „Als die griechische Verstechnik auf die römische Dichtung übertragen wurde, ergab sich ein Dualismus von Wortiktus und Versiktus, der aber den lateinischen Versen einen eigenen Reiz verliehen hat". Vgl. auch den Bericht des Ref. in der Berl. philol. Wochenschr. 1900 Nr. 42.

A. W. Hodgman, The versification of latin metrical inscriptions except Saturnians and dactylics. Harvard Stud. IX (1898) 133—168.

Im Anschluß an Büchelers Carmina latina epigraphica (Lips. 1895—97) werden die iambischen, trochäischen, phaläcischen, ionischen, und glykoneischen Verse der metrischen Inschriften, im ganzen 1066, unter ihnen 695 Senare, 58 trochäische Septenare, auf ihre metrische Beschaffenheit untersucht. Der Verf. sondert vier Klassen: 1. bis 44 v. Chr., 2. von 44 v. Chr. bis Trajan, 3. von Trajan an, 4. solche aus der Kaiserzeit, die sich chronologisch nicht fixieren lassen. Er zieht bei den Senaren in Betracht die unreinen Senkungen in den geraden Füßen, die Auflösungen, das Vorkommen der Anapäste und Procelensmatiker, die Bildung des 5. Fußes, die Cäsuren, die Längung kurzer Vokale, die falschen Quantitäten, besonders die als kurz gemessenen Längen, die Positionslängen, die Hiate, Elisionen, Synizesen und die Eigentümlichkeiten in der Bildung des Versschlusses. Überall wird das statistische Material nach den 4 Klassen übersichtlich gesondert. — Ähnlich ist die Besprechung der anderen Versarten.

Ed. Norden, Über den Ursprung des Reimes in der Poesie. Die antike Kunstprosa 2. Bd. S. 810—870.

N. tritt der Auffassung W. Meyers über die Entstehung des Reimes in der lateinischen Dichtung entgegen: bei den semitischen Völkern spiele der Reim nicht entfernt die Rolle, die Meyer ihm zuweist, er sei eine durchaus sekundäre Erscheinungsform der Poesie. Der Hang zur Verknüpfung von Versteilen oder ganzen Versen durch gleichklingende Silben ist nach N. potentiell überall vorhanden, nicht die Erfindung eines einzelnen bestimmten Volks. Der Reim drang in der späten Kaiserzeit in die Verse der christlichen Hymnen ein und dehnte, von bescheidenen Anfängen ausgehend, seine Herrschaft immer mehr aus. Die Frage: wie ist er in die lateinische Hymnenpoesie gekommen? wird beantwortet: aus der rhythmisch stilisierten Predigt. Potentiell ist der Reim in der griechischen und lateinischen Sprache von jeher so gut vorhanden gewesen wie in jeder anderen, aber in der quantitierenden Dichtung hatte er keine rechte Stätte, erschien daher nur ganz sporadisch und zufällig. Aktuell wurde er beim Übergang der metrischen Dichtung in die rhythmische. Dieser Übergang vollzog sich an der Hand der seit Jahrhunderten gepflegten, nach dem Prinzip des Rhythmus gegliederten Prosa, in der das rhetorische Homoioteleuton eine immer steigende Bedeutung erhalten hatte. Speziell aus der Predigt fand der Reim dann in die der Predigt auch innerlich verwandte Hymnenpoesie Eingang.

Die rhetorischen Predigten der Christen waren Hymnen in Prosa: ihre Signatur war der Rhythmus und das Homoioteleuton, sie wurden in einem dem Gesang nahekommenden Tonfall (rezitativisch) mit aus-

geprägter Modulation der Stimme vorgetragen. Predigt und Kirchengesang stehen in engster Beziehung zueinander, der alte Kirchengesang selbst ist nichts anderes gewesen als ein feierlicher, mit modulierter Stimme mehr rezitativisch gesprochener als gesungener Vortrag.

Ihre Entstehung verdankt die silbenzählende oder silbenwägende Poesie dem schwindenden Bewußtsein für die Quantität der Vokale. Infolgedessen mußte sich das Bedürfnis einstellen, die feste Norm der Quantität einigermaßen zu ersetzen. Als Prinzip wurde an Stelle der Silbenquantität der Rhythmus aufgestellt, nach dem die rhetorische Prosa von altersher gegliedert war. Im Lateinischen kommt noch ein weiteres Moment hinzu, das Zusammenfallen des Wortakzentes mit dem Versakzent, das hier so alt ist wie lateinische Poesie überhaupt, und auch auf die Technik des Senars und des Hexameters einen hervorragenden Einfluß geübt hatte. Der Reim hob den Akzent hervor und kräftigte den Rhythmus.

Die Ausführungen N.s über das Eindringen des Reims in die lateinische Dichtung sind so überzeugend, daß damit der Meyerschen Hypothese endgültig jedwede Glaubwürdigkeit genommen sein dürfte. Wenn aber N. in der sog. rhythmischen Dichtung „den Rhythmus“ an Stelle der Silbenquantität treten läßt, so ist dagegen zu sagen, daß die quantitierende Poesie selbst in besonderem Maße den Charakter einer rhythmisch gegliederten Dichtung an sich trägt, der Gegensatz der Prinzipien also anders zu formulieren ist.

J. Schlicher, The origine of rhythmical verse in late Latin. Chicago (Berlin) 1900.

Ein Versuch, das Problem von der Entstehung der rhythmischen Dichtung mit Hilfe statistischer Untersuchung über Zusammenfall und Konflikt von Akzent und Versiktus und über prosodische Inkorrektheiten an bestimmten Versstellen zu lösen. Der Verf. bespricht die Ansichten von Huemer, Lewis, L. Müller und Wilh. Meyer, um sie sämtlich zurückzuweisen, und leitet selbst den Übergang von der quantitierenden Dichtform zur rhythmischen aus sprachlichen Gründen und äußeren Einflüssen ab. Die Endsilben und die Silben, die der Tonsilbe unmittelbar vorangingen, waren allmählich prosodisch unbestimmt geworden; dieser Umstand veranlaßte zu einer Umbildung der alten überlieferten Versform. Der Zusammenfall von Wortakzent und Versiktus war nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das Wesentliche an der Umgestaltung; denn er tritt nur in gewissen Versarten hervor, insbesondere im iambischen Dimeter und Trimeter, dem trochäischen Tetrameter und dem 2. Hemistich des Asklepiadeus, nicht aber in anderen Versarten. Der Verf. bespricht auch das Verschwinden der

Elision und der Auflösung im rhythmischen Verse, läßt aber merkwürdig genug den Reim, ein so wesentliches Stück, ganz außer Spiel.

*Fr. Hanssen, Zur lateinischen und romanischen Metrik. Verhandlungen des deutschen wissenschaftl. Vereins in Santiago (Chile). IV. Bd. S. 345—424. Valparaiso 1901.

Die dem Ref. nicht zugänglich gewordene Abhandlung wird von H. Draheim, Wochenschr. f. klass. Philol. 1901 Nr. 51, S. 1394—98 in sehr anerkennender Weise besprochen. Die Ergebnisse werden in folgende vier Sätze zusammengefaßt: 1. Die klassische, die rhythmische und die romanische Metrik bezeichnen drei Stufen einer fortschreitenden Entwickelung. 2. Die rhythmische Metrik ist in enger Verbindung mit der klassischen geblieben, sie bildet prosodische Formen silbenzählend nach. 3. Die rh. Metrik hat die Versakzente der prosodischen Vorbilder bewahrt; ob und wie sie im Vortrage zum Ausdruck gebracht wurden, bleibt eine offene Frage. 4. Wortakzent und Versakzent sind in der klassischen und rhythmischen Metrik nicht identisch; mit der germanischen Akzentmetrik hat der rhythmische Versbau nichts gegemeinsam. — Gewiß mit Recht erklärt der Verf. gegenüber widersprechenden Behauptungen, daß ohne die geringste Schwierigkeit in einem und demselben Verse zwei rhythmische Strömungen nebeneinander hergehen können, wie z. B. im klassischen lateinischen Hexameter neben dem quantitierenden Rhythmus auch die Wortakzente zur Geltung kamen.

VIII. Schriften zum saturnischen Verse.

Fr. Allen, Suspicions about Saturnian. Harvard Stud. in class. philol. IX (1898) 44—47.

In diesem erst nach seinem Tode veröffentlichten Aufsatz neigt Allen im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht über den Saturnius zur quantitierenden Auffassung desselben, trotzdem daß er die Schwierigkeiten erkennt, die sie namentlich durch die Langmessung von Schlußkürzen hervorruft. Er bestreitet nicht, daß die alte einheimische Dichtung akzentuierend war, aber er hält es für unwahrscheinlich, daß der Grieche Livius Andronikus, der in der dramatischen Poesie quantitierende Verse einführte, für das Epos es nicht ebenso gemacht, sondern akzentuierenden Versbau zur Anwendung gebracht haben sollte. Er glaubt, daß Andronikus selbst den Vers erfunden habe, der unter dem Einfluß seiner *Odyssia* und des Nävius' *Bellum punicum* sich eine Zeitlang in Grabschriften und Siegesdenkmälern behauptete, bis Ennius

den daktylischen Hexameter zur Geltung brachte. Allen vermutet, daß der Rhythmus gewisser akzentuierender Verse, wie sie in dem Salierlied sich finden, von Livius seinem nach griechischem Quantitätsprinzip gebauten Saturnier zugrunde gelegt worden sei, so daß sich Verse ergaben wie: *íbi manéns sedéto dónicúm vidébis.* Die älteste Scipionengrabschrift *Honc oino* . . möchte er dem Livius als Verf. zuschreiben.

Th. Birt, Das Arvallied. Archiv f. latein. Lexikographie XI (1900) 149—196.

In einer ausführlichen Besprechung des Arvalliedes kommt der Verf. auch auf die metrische Form und Vortragsweise desselben zu sprechen und zieht den bekannten Heilspruch bei Varro de re rust. I, 2, 27 und das Marsgebet bei Cato c. 141 zur Vergleichung heran. Im Arvalliede findet er in der Mitte drei saturnische Ganzverse, je dreimal wiederholt, und am Anfange und am Schlusse je einen Halbvers gleichfalls dreimal wiederholt, und denkt sich die Absingung von dem Tripudium begleitet. Triumpus bedeute Dreischritt (tri-un-pes), das Wort bezeuge, daß die Saturnier ebenso wie die alten Triumphallieder der Soldaten vom Dreischritt begleitet wurden. Darum sei, meint er, ein Halbvers von vier Hebungen im Saturnius völlig ausgeschlossen. Die Weihesprüche bei Varro und Cato: *terra pestem teneto*, *salus hic maneto* usw., und *Mars pater, te precor* . . . hält er nicht für saturnisch, sondern sieht sie für Kretiker an und schließt auch aus der Bevorzugung der Kretiker und Baccheen bei Plautus auf ihr Vorkommen in der autochthonen italischen Poesie. Die Bacchien sollen sich auf das natürlichste aus dem synkopierten Saturnius entwickelt haben (*Corínto delḗto hanc aédem | et sígnu*).

Gegen die Vergleichung des Arvalliedes mit den Weihesprüchen bei Varro und bei Cato wird man nicht Widerspruch erheben, denn die Übereinstimmung in der Form ist zum Teil überraschend; um so befremdlicher aber erscheint die verschiedene Auffassung des Metrums: dort Saturnier, hier Kretiker; nicht minder Anstoß gibt die Betonung in den Saturniern, die vielfach mit der altlateinischen Akzentuation völlig unvereinbar ist.

H. Borneque, Le vers Saturnien. Revue de philologie. XXIII (1899) 68—79.

B. knüpft an die Berichte der lateinischen Metriker über den saturnischen Vers an und untersucht die als Saturnier überlieferten oder dafür geltenden Verse; er kommt zu dem Ergebnisse, daß der Saturnius ein katalektischer iambischer Septenar ist, der im 5. Fuße

stets einen reinen Iambus hat, an allen anderen Iambus oder Spondeus haben kann. Zulässig ist außer diesen beiden Versfüßen an erster Stelle auch Tribrachys und Anapäst, an dritter und sechster Pyrrhichius und Anapäst, an vierter und sechster Daktylus. — Der Vers gliedert sich durch einen Haupteinschnitt (Hephthemimeres) und zwei Nebeneinschnitte in vier Teile: 1. + 2. F. | 3. + 7. Halbf. | 8. Halbf. + 5. F. | Schluß. Die Schlußsilbe jedes der vier Teile ist indifferent und zwischen ihnen ist Hiatus gestattet; die Enden des ersten und des dritten Teils, also der 3. und 4. Halbfuß und der 8. und 9. Halbfuß können durch eine gedehnte Länge gebildet werden. Der erste und der zweite Fuß werden gern durch je ein Wort gebildet. — Verbesserungsvorschläge zu den überlieferten Saturniern werden mehrfach gemacht, unter anderen: *Romae obliti sunt lingua loquier latina* und *forti' vir sapiensque.*

G. Herbig, Bericht über die altital. Sprachdenkmäler. Bursians Jahresbericht 28. Jhg. (1900), Bd. CVI, 62.

In dem Referat über die Literatur zum *numerus Saturnius* spricht H. seine eigene Meinung in vier Sätzen aus: 1. War der Saturnier ein altrömisches nationales oder gar ein uritalisches Versmaß, so kann er ursprünglich nur rhythmisch <d. h. akzentuierend> gewesen sein. 2. Ein rein quantitierendes Prinzip erscheint auch bei den schon unter griechischem Einfluß gedichteten Saturniern als ausgeschlossen. 3. Die antike Überlieferung über die Theorie des Saturniers spricht nicht gegen eine rhythmische Auffassung desselben. 4. Der rhythmische Saturnier und die spätlateinische rhythmische Poesie lassen sich theoretisch vergleichen, ein historischer Zusammenhang besteht nicht.

Herbig ist also im Zweifel, ob der jetzt als Saturnier bezeichnete Vers wirklich ein nationales Versmaß gewesen sei; er erkennt die Bedeutung des Wort- und Satzakzents ebenso für den Saturnius an, wie für die altlateinische Poesie überhaupt, er hält aber das Material für unzureichend, um eine völlig sichere Entscheidung zwischen der rhythmischen und der quantitierenden Auffassung des Verses zu gewinnen. Er will auch nicht zugestehen, daß die im Wesen der lateinischen Sprache begründete Neigung, den Wort- bzw. Satzakzent in der Dichtung zur Geltung kommen zu lassen, zwar durch die Einführung der quantitierenden Metrik eine Weile unterdrückt, aber doch schließlich wieder in der sog. rhythmischen Poesie zur Geltung gekommen sei.

J. Tolkiehn, Die inschriftliche Poesie der Römer. N. Jahrb. f. d. klass. Altertum IV. Jhg. (1901) S. 161 ff.

Die inschriftlich erhaltenen Dichtungen sind am allerwenigsten dazu geeignet, als Fundgrube für die Normen des Versbaues zu dienen.

Es gilt dies besonders von den Saturniern, die in Inschriften erhalten sind. Abgesehen davon, daß die ursprüngliche Fassung oft durch die Steinmetzen, beim Kopieren oder Modernisieren gelitten haben wird, zeigt eine ganze Reihe von Beispielen eine äußerst mangelhafte Technik, und fast alle verraten ein nur dilettantisches Können; bei manchen (Nr. 12, 13 bei Bücheler C. E.) läßt sich kaum feststellen, wo die Poesie aufhört und die Prosa anfängt. Schon L. Müller hat mit Recht Einspruch dagegen erhoben, diese inschriftlichen Reste als vollgültige Zeugnisse für die Theorie des Saturnius zu verwerten. In die feineren Gesetze des nationalen Maßes der Römer einzudringen, ist uns heute nicht möglich, aber wir sehen, daß neben dem Saturnius auch noch eine kürzere Verszeile (vgl. Anfang und Schluß des Arvalliedes) zur Anwendung gekommen ist, und daß auch nach dem Eindringen der griechischen Metrik der Saturnius, freilich außerhalb der Literatur, etwa bis in Ciceros Zeit noch ein kümmerliches Dasein gefristet hat. — Von den griechischen Versmaßen werden in den Inschriften Daktylen und Iamben bei weitem bevorzugt; nur gering ist die Zahl der Trochäen, Ioniker, Anapäste, Choriamben und Hendekasyllaben.

IX. Metrische Schriften über das ältere römische Drama.

W. M. Lindsay, The accentual element in early latin verse. The Captivi of Plautus ed. by W. M. L. London 1900. p. 358—374.

— — Prosody. Ebend. p. 13—55. — Metre. p. 56—102.

In einem Anhang und in der Einleitung zu seiner Ausgabe der plautinischen Captivi behandelt Lindsay in eingehender und übersichtlicher Weise alle wichtigeren Fragen der altlateinischen Akzentuation, Prosodie und Metrik. Der Ritschlsche Satz (Prolegg. c. XV): *cum quantitatis severitate summam accentus observationem, quoad eius fieri posset, conciliatam esse* wird in seiner Berechtigung gegen ungenügend begründeten Einspruch anfrechterhalten, die Spuren einer älteren Betonungsweise im alten Drama nachgewiesen und der Übergang zu der späteren erklärt als Hervortreten des ursprünglichen Nebenakzents auf Kosten des ursprünglichen Hauptakzents (*sápièntia* wird *sàpiéntia*, *témpestàtibus* wird *tèmpestátibus*) und die scheinbaren Abweichungen und Differenzen zwischen Versiktus und sprachlicher Betonung durch den Hinweis auf die Wirkungen des Satzakzents und des Tonanschlusses in die richtige Beleuchtung gerückt. Das Ergebnis ist, daß neben dem quantitativen Element im Versbau des altlateinischen Dramas noch ein akzentuierendes bestand, das sich vornehmlich auch in der Vermeidung spondeisch,

daktylisch, bzw. tribrachisch anslantender Wörter in gewissen Stellungen (*fŏrmicis, pectŏra, disperdĕre, genĕra, pectoribus*) deutlich offenbart.

Der prosodische Abschnitt führt die ursprünglich langen, später gekürzten Endsilben des Altlatein anf, bespricht dann das auslantende *s*, synkopierte Demiuutivformen, Vokalzusammenstoß im Wortinnern, Eigentümlichkeiten der Umgangssprache, Ausstoßnng des *v*, Behandlung griechischer Wörter, Kürznng einsilbiger Wörtchen und Ausstoßnng des *e* in *est*, *es* nnd des Schluß-*e*; ferner die Synizese, die sog. Iambenkürzung, die Berücksichtignng der Verbindung von Muta nnd Liquida, endlich den Hiatns, dem L. ein weites Feld einräumt als metrischem, prosodischem und eigentlichem Hiatns.

In dem '*Metre*' überschriebenen Abschnitt wird znnächst im allgemeinen das Verhältnis der von Plautus und im römischen Drama überhaupt angewendeten Metra zu den griechischen Vorbildern erörtert nnd dann auf die einzelnen Versarten und ihre eigentümliche Technik näher eingegangen: Iamben, Trochäen, Anapäste, Baccheen, Kretiker, Glykoneen, Dochmien, Choriamben, Daktylen, Ioniker, Reiziani und 7 kürzere Kola werden nacheinander besprochen und mit den griechischen Vorbildern zusammengestellt und verglichen. Eine besonders ausführliche Behandlung wird den Bacchien zuteil S. 80—89, wo auch für eine besondere Form des baccheischen Tetrameters: '*contracted*' *or defective* Tetrameter mit nnvollständigem dritten Fuß eingetreten wird (s. Most. 783 f.) gegenüber der Annahme von Verderbnis des Textes und Verbesserungsvorschlägen (vgl. Cas. v. 685. 694 f.). Wenig wird zugunsten der Dochmien vorgebracht, und die angeführten Beispiele (Stichus v. 1—3, Rud. 952 f.) sprechen nicht sehr für diese Auffassung.

B. Maurenbrecher, Hiatns und Verschleifnng im alten Latein. (Forschnngen znr lateinischen Sprachgeschichte und Metrik. I.) Leipzig 1899.

Der Verf. will die Frage nach der Berechtigung des Hiatns bei Plautns nnd im alten Latein überhaupt im Zusammenhang mit der Geschichte der Verschleifung auf dem Wege der Statistik lösen. Er tritt als Vorkämpfer für die Legitimität der bei Plautns überlieferten Hiate anf nnd bemüht sich, die gegen sie vorgebrachten Erwägungen und Argumente als wenig beweiskräftig darznstellen: die Technik späterer Zeit beweise nichts für Plautns nnd seine Zeitgenossen, die Häufigkeit und Gesetzmäßigkeit der Verschleifung schließe den Hiatus nicht aus, da ein Nebeneinander sehr wohl möglich sei; es sei unmethodisch, einen Teil der Hiate durch Einsetzen alter Formen zu beseitigen, einen andern durch textkritischen Eingriff wegzukorrigieren; die Annahme von der Unrichtigkeit der überlieferten Hiate setze eine große, fast beispiellose

Verderbtheit des Textes voraus, wie sie wenig wahrscheinlich sei. — M. behandelt nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Hiatusfrage zunächst in zwei Kapiteln als Vorfragen zum Hiatusproblem 1. den Lautwert des auslautenden *m* und die Geschichte des auslautenden *s* und 2. die Frage nach dem Verschwinden des ablativischen *d*; dann Hiatus und Verschleifung im Altlatein unter vollständiger Vorführung der vorkommenden Fälle. Er glaubt eine große Anzahl von Hiaten als berechtigt anerkennen zu müssen: bei einsilbigen Wörtern in aufgelöster Hebung und in allen Senkungen, bei mehrsilbigen Wörtern auf *ae*, *i*, *u*, *o*, *ā* und *m* in der Senkung, bei solchen auf *i*, *u*, *m* in Hebung ohne Kürzung, bei einigen einsilbigen Wörtern in ungekürzter Hebung (*quoi*, *hae*, *rēm*, *rē*) und solchen auf *i* und hält für wahrscheinlich die Berechtigung des Hiatus der Endsilbe mehrsilbiger Wörter in aufgelöster Hebung. Die Entstehung der falschen Hiate in der plautinischen Überlieferung will er nicht ins 1. und 2. vorchristliche Jahrhundert zurückdatieren, sondern der nachchristlichen Zeit (vom 1. Jh. n. Chr. an) zuweisen, doch sieht er die Zahl dieser unechten Hiate für gering an.

Die Stimmen der Kritik über M.s Schrift lauten im allgemeinen wenig günstig: man erkennt zwar den großen Aufwand von Mühe und Fleiß im Zusammentragen des Materials an, vermißt aber gründliche Kenntnis der metrischen und prosodischen Gesetze, auch Sicherheit und Schärfe der Kritik und findet das Verfahren unmethodisch, das Ergebnis gering im Verhältnis zu der aufgewandten Arbeit.

R. C. Manning, On a supposed limitation of the law of *„breves breviantes“* in Plautus and Terence. Harvard Stud. in class. philol. IX (1898) 87—95.

Gegen Klotz, Grundzüge altröm. Metrik p. 56, wird der Beweis geführt, daß die Iambenkürzung „in den inneren Senkungen der Iamben und Trochäen nicht fast ganz ausgeschlossen“ sei. Für die trochäischen Verse bei Terenz hatte den Gegenbeweis schon Podiaski, Die troch. Septenare bei Terenz (Berlin 1894) S. 22 geführt, für Plautus und die iambischen Verse des Terenz gibt M. eine Zusammenstellung der Fälle, welche die Aufstellung von Klotz als irrig erweisen. Richtig ist es, daß diese Kürzung sich nicht findet in der 7. Senkung des iambischen Septenars, aber diese Senkung ist so selten zweisilbig, daß die Substitution eines gekürzten Iambus für einen Pyrrhichius kaum in Betracht kommen kann.

A. W. Ahlberg, De proceleusmaticis iamborum trochaeorumque antiquae scaenicae poësis latinae studia metrica et prosodica. I. II. Lund. 1900.

Der aufsteigende Proceleusmaticus (υ υ ύ υ) und der absteigende (ύ υ υ υ) werden gesondert in zwei Abhandlungen zum Gegenstand der Untersuchung gemacht und eine Zusammenstellung aller bei den alten Scenikern vorkommenden Proceleusmatiker gegeben. Da die Entscheidung in zweifelhaften Fällen oft von der Annahme der Silbenkürzung, der Synizese, der Synkope oder des Hiatus abhängig ist, wird über diese Gegenstände in besondern Kapiteln (c. III—VIII) genauer gehandelt, meist im Anschlusse an Skutsch. — Der trochäische Proceleusmaticus (ύ υ υ υ) findet sich am meisten im 1. Fuße der trochäischen Septenare, bei Terenz erscheint er nur in sehr geringer Zahl von Fällen; der iambische kommt am häufigsten im 1. Fuße der iambischen und im 2. der trochäischen Verse zur Anwendung, nicht selten auch im 4. Fuße der iambischen Langverse und im 3. und 4. der trochäischen. Näheres in der Besprechung durch den Ref. in der Wochenschr. f. klass. Philologie 1901 Nr. 35.

A. W. Ahlberg, De correptione iambica Plautina quaestiones. Accedit excursus de genetivo pronominali in *-ius* exeunti. Lundae 1901.

Der Verf. will den Nachweis führen, daß die Verkürzung der langen Silbe bei der sog. Iambenkürzung bedingt sei durch Tonlosigkeit der gekürzten Silbe. Er gibt eine Sammlung der in Betracht kommenden Stellen, sieht sich aber öfter nicht normalen Messungen gegenüber zu Textesänderungen genötigt. Daß Wörter, deren letzte Silbe elidiert ist, ihren Akzent auf die vorhergehende zurückziehen, sieht er für eine feststehende Sache an.

In dem Exkurs wird über die Pronominalformen eius, huius, quoius, illius, ipsius u. a. gehandelt und mit Luchs und Skutsch für die ersten einsilbige, für die andern zweisilbige Messung als zulässig angenommen.

Vgl. die Anzeige von W. Lindsay in der Berliner philos. Wochenschr. 1902 S. 841—45, der sehr entschieden gegen die noch immer verbreitete Ansicht protestiert, daß die kürzende Wirkung auf den Versiktus statt auf den Akzent zurückzuführen sei.

*H. Roppenecker, Zur Plautinischen Metrik und Rhythmik II. München 1902.

H. Bornecque, Sur la métrique des comiques latins. Revue des études anciennes III (1901) 196—199.

B. unterwirft die iambischen Oktonare und die trochäischen Oktonare und Septenare einer Untersuchung bezüglich der Häufigkeit der reinen Senkungen an den geraden bzw. ungeraden Stellen und stellt ihnen

die entsprechenden Zahlen für die aristophanischen Septenare gegenüber. Im iambischen Oktonar ist die Zahl der reinen Füße an den geraden Stellen beträchtlich überwiegend gegenüber den ungeraden Stellen, woraus B. folgert, daß die geraden Füße die Hebung der iambischen Dipodie bilden (gegen Havet, der den ersten Iambus für den *temps fort* in Anspruch nimmt). Im trochäischen Oktonar und Septenar ist die Differenz weniger bemerkbar. Wie aus diesen Beobachtungen sich der Schluß ergeben soll, es sei nicht erwiesen, daß man bei den lateinischen Komikern die iambischen und trochäischen Verse in Dipodien teilen müsse, ist nicht recht verständlich.

Frz. Skutsch, '*Em*'. Archiv f. lat. Lexikogr. XI (1900) S. 429.

B. Maurenbrecher, *Em* bei Plautus und Terenz. Archiv f. lat. Lexikogr. XI (1900) S. 579—581.

Skutsch, der *em* mit Stowasser für den Imperativ von *emere* ansieht, behauptet, es werde im alten Latein nie elidiert, Terenz Eun. 472 sei zu lesen *ém ĕunuchúm* mit Kürzung, nicht mit Verschleifung; es verbinde sich in alter Zeit, wo ein Imperativ oder Dativ folgt, immer nur mit Singularen (*em tene*, *em tibi*). Maurenbrecher bestreitet beide Sätze: Plautus Merc. 313. Poen. 726 stehe neben *em* der Plural; die meisten Fälle seien doppeldeutig und ließen sowohl Elision wie Hiat mit Kürzung zu; aber zweifellos werde an drei Stellen elidiert: Bacch. 274 *em áccipitrina*. Pseud. 1091 *em illius servos*. Rud. 177 *em errábit*. Ähnlich liege die Sache bei Terenz, wo Eun. 459. 472 und Andr. 604 Hiat und Anlautskürzung zwar möglich, aber Verschleifung weit wahrscheinlicher sei.

Frz Skutsch, Zur lateinischen Wortgeschichte und plautinischen Versmessung. *Em*, Monosyllaba im Hiat, pronominale Genetive auf *-ius*. Philologus 59. Bd. (1900) S. 481—504.

Der Aufsatz ist die Erwiderung auf Maurenbrechers Einwände. Sk. zeigt, daß einsilbige Wörter von dem Typus *nam* oder *me* gelegentlich als erste Kürze einer einsilbigen Hebung oder Senkung gebraucht werden (*năm ĕgo*, *tŭ ădés*). Wo solche Wörtchen einer langen Silbe vorausgehen, ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie nicht elidiert werden, sondern die folgende Silbe kürzen helfen: *mé ădiutrice* steht als gleichberechtigt neben *m(e) ádiutrice*. Nie aber findet sich hiierender Einsilber als zweite More einer aufgelösten Hebung oder Senkung. Hiat nach Einsilbern, wo sie allein stehen (Naevius bei Cic. *vos qui* | *accolitis*), sei nicht glaublich, Ciceros Zeugnis sei in dieser Hinsicht nicht maßgebend, da er die Verse der archaischen Zeit nicht lesen konnte.

Nur unter ganz bestimmten Verhältnissen sei Hiat anzunehmen, wo Monosyllaba als einzige Senkungssilbe erscheinen. — Totalelision von Monosyllaba (abgesehen von Interjektionen) kommt vor 1. im schließenden Iambus iambischer und trochäischer Verse (*sin t(e) amo, nil m(i) opust, quam r(em) agas*) und 2. vor der ersten Kürze einer aufgelösten Hebung oder Senkung (Mil. 75 *m(e) ópere*, Mil. 408 *ne t(u) édepol*). Von einsilbigen Interjektionen konnten nur solche mit langem Vokale im Hiat die Senkung bilden. *Em* ist keine Interjektion, behauptet auch gegenüber den Interjektionen seine prosodische Eigentümlichkeit. Pseud. 1901 sei *ĕm illis* (*illius* zweisilbig) mit Luchs (gegen Leo) zu skandieren, Bacch. 274 sei *ĕ́m ăccipitrina* ein richtiger Proceleusmatiker, Andr. 270 sei *hem*, nicht *em* zu lesen. Es müsse dabei bleiben, daß *em* nie elidiert werde; die Beschränkung der Verbindung mit Singularen habe sich nur auf die Fälle bezogen, „wo ein Imperativ oder Dativ darauf folgt."

E. Audouin, De Plautinis anapaestis. Paris 1898.

In fleißiger Zusammenstellung gibt der Verf. einen Überblick über die sämtlichen anapästischen Verse des Plautus mit kritischen Noten, in einem Anhange auch noch über die Reiziani, und knüpft daran seine Beobachtungen über prosodische und metrische Fragen. Leider ist die Anordnung des großen Materials eine recht unpraktische, da sie die Übersicht erschwert, Zusammengehöriges auseinanderreißt und Sicheres und Unsicheres nicht gehörig sondert. A. gibt zuerst die in stichischer Folge vorkommenden Verse in zwei gesonderten Abschnitten (I. Septenare, Oktonare, Quaternare. II. Paroemiaci, Dipodien, Tripodien, Trimeter), dann die vereinzelt sich vorfindenden anapästischen Verse, zum Schluß die Reiziani. In prosodischer Beziehung bekennt er sich sehr richtig zu dem Grundsatz (p. 81): *anapaesticorum versuum prosodiacae leges a vulgari usu et a vero pronuntiandi modo plane dissentire non videntur;* doch tritt er im Gegensatz zu der Ansicht seines Lehrers Havet für häufigere Anwendung der Synizese und Synkope bei den Anapästen ein, während er sie bei den Iamben verwirft. Für das Schwinden des schließenden *s* vor Vokalen (Leo, Vindic. Plaut.) findet A. kein sicheres Beispiel in anapästischen Versen. Beobachtungen über den Bau des Proceleusmaticus vermißt O. Seyffert, Berl. Wochenschr. 1899 S. 1070, der Oberflächlichkeit auch in der Kritik zu rügen findet.

J. A. Peters, On short vowels before mute and liquid in Plautus: can they act as „breves breviantes"? Harvard Studies in class. philol. IX (1898) p. 115—120.

Die Zahl der in Betracht kommenden Fälle einer Kürzung wie *agri, agrŭm* trotz der vorangehenden Muta c. liq. ist sehr gering, und überall bietet sich leicht eine andere Auskunft dar, abgesehen von

Bacch. 404 und 601. Darum hält es der Verf. für wenig wahrscheinlich, daß Plautus diese Messung sich gestattete.

W. M. Lindsay, Über die Länge des plautinischen *dat.* Archiv f. latein. Lexikogr. XI (1900) 127 f.

Die Messung der 3. Person Sing. von *dare* im klassischen Latein *dăt* gestattet keinen Schluß auf die ursprüngliche Quantität, da bald nach Plautus' Zeit jeder lange Vokal vor auslautendem *t* gekürzt war. Bei Plautus hat die 3. Person Sing. in der Schlußsilbe dieselbe Quantität wie die 2., also *legĭs*, *legĭt*, aber *audīs*, *audīt*, *splendēs*, *splendēt*. Die Messung *dās* (Poen. 868) spricht also für *dāt*. Die Stelle im Prolog der Cas. 44 dăt ĕraé ist nicht maßgebend für Plautus, da der Prolog erst ein Menschenalter später entstanden ist; andere Beweisstellen für *dās*, *dāt* fehlen. In Versen, wo beide Messungen zulässig sind, ist also *dās*, *dāt* zu messen.

Th. Birt, Beiträge zur lateinischen Grammatik. IV. Über den Lautwert des Spiritus *h*. Rhein. Museum LIV. Bd. (1899) S. 40 —92 und 201—247.

Die Beschäftigung mit der Skansion des Saturnius hat den Verf. zur Annahme einer *h consonans* oder *h* fortis geführt. Das Zeichen *h* hat nach seiner Meinung im 2. Jahrh. v. Chr. in gewissen Fällen, auch im Oskischen, anlautend überhaupt ganz vorwiegend *ch* bedeutet. Im Plautus liegen Hunderte von Zeugnissen dafür vor. Erst im 1. Jahrh. v. Chr. hat sich dieses *h* entwertet, erst Varro ist es, der sich der Sprechung *ortus*, *ircus* u. dgl. annahm. — Die lateinischen Grammatiker haben die Natur des griechischen Spiritus asper auf das lateinische *h* übertragen, ohne das Wesen desselben selbständig zu beobachten. Der stark zunehmende Einfluß der ansässigen Griechen und der umbrischen Landbevölkerung könnte diese allmähliche Entwickelung des Lauts im Latein der Hauptstadt bewirkt haben.

Th. Birt, Der Hiat bei Plautus und die lateinische Aspiration bis zum X. Jahrhundert n. Chr. Marburg 1901.

In Übereinstimmung mit seinen in dem eben besprochenen Aufsatz entwickelten Anschauungen über Lautwert und Aussprache des lateinischen *h* bemüht sich der Verf. eine neue Lösung für das Hiatusproblem bei Plautus zu finden. Er behandelt in vier Kapiteln 1. das *h* der republikanischen Zeit, während der es noch bis ins 2. Jahrh. v. Chr. konsonantische Funktion gehabt habe, bis ihm Ennius im daktylischen Hexameter und vor allen Varro den Wert des griechischen Spiritus asper gab; 2. das *h* in der römischen Kaiserzeit, in der es während der klassischen Periode prosodisch wertlos war und erst im

3. Jahrh. seine konsonantische Geltung wiedererhielt; 3. das lateinische *h* vom 7.—10. Jahrh. Im 4. Kapitel sucht er die Natur des Lautes *h* zur Rechtfertigung der Hiate bei Plautus vor Wörtern, die damit anlauten, zu verwerten und will auch in manchen Fällen, wo im Anlaut kein *h* steht, wie *ab, abeo, in, intro, ebrius* u. a., die volkstümliche Aussprache mit falscher Aspiration als den Hiatus erklärend in Betracht gezogen wissen. — Gegen Birts Aufstellungen ist von allen Seiten Widerspruch erhoben worden, wie die Rezensionen von Fr. Skutsch, Berl. philol. Wochenschr. 1901 S. 910, von M. Niemeyer, Wochenschr. f. klass. Philol. 1901 Nr. 41 und von W. Christ, Archiv f. lat. Lexikogr. XII (1902) S. 290 ff. zeigen.

J. Vahlen, Über Fragen der Verstechnik des Terentius. Sitzungsber. der Berliner Akademie. 1901. S. 338—354.

Vahlen wirft die Frage auf: Ist es wahr, daß die Verstechnik des Terenz die sogenannten hyperkatalektischen Tetrameter völlig ausschließt? und beantwortet sie negativ. Er zieht in Betracht Heaut. v. 715, wo man *fors* statt *fortasse* schreibt, um den üblichen Septenar herzustellen; ferner Heaut. v. 596, wo *an nondum etiam?* überliefert ist; Adelph. v. 540, wo man das sehr gut passende *primum* streicht; Phorm. v. 515, wo *Dorio* von den Herausgebern getilgt wird; Hec. v. 408, wo die Überlieferung *idem nunc huic operam dabo* lautet; Andr. v. 506 ff. Eun. v. 358, wo gleichfalls ohne Not geändert wird. — Der durch die Überlieferung gebotene trochäische Pentameter wird in Schutz genommen Phorm. v. 194, v. 485, Eun. v. 293 (mit Hinweis auf sein Vorkommen bei Ennius Sc. 186, 177, Achill. 12, 130), Andr. v. 265 und 307. — Was aber über den trochäischen Pentameter hinausgeht, das nahm die Form der mit dem Tetrameter verbundenen Clausula an.

J. Vahlen, Über die Versschlüsse in den Komödien des Terenz. Abhandl. der Berliner Akademie. Phil.-histor. Kl. 1900. S. 1—60.

Die Stellung einsilbiger oder durch Elision einsilbig gewordener vokalisch anlautender Partikeln, die dem Gedanken nach zum folgenden gehören, am Ende des Verses wird einer eingehenden Prüfung unterzogen. Fleckeisen und Dziatzko haben diesen Gebrauch dem Terenz abgesprochen und die Erscheinung aus ihren Texten verbannt, der erstere schon 1881, besonders aber in der Ausgabe von 1898; Vahlen sieht hier philologische Willkür trotz des Beifalls, den das Verfahren gefunden hat, und zeigt, daß der Dichter diese Versform nicht gemieden hat, durch vollständige Vorlegung des in Betracht kommenden Materials und gründliche Erwägung der betreffenden Stellen. Konjunktionen und Präpositionen finden sich in dieser Stellung im ganzen in 27 Beispielen,

et 9 mal, *aut* 5 mal, *ac* 2 mal, *atque* 3 mal, *at* einmal, *ut* 2 mal, *in* 3 mal, *ex* 2 mal.

*A. Uppgren, Über sprachliche und metrische Komposition und Kunst des Terenz. Beiträge zur lateinischen Sprachgeschichte und Metrik. I. Lund 1901.

Die dem Ref. nicht zugänglich gewordene Schrift wird besprochen von Weßner in der N. philolog. Rundschau 1902 Nr. 23.

R. Radford, The latin monosyllables in their relation to accent and quantity. A study in the verse of Terence. Transactions of the American philological association. vol. XXIV (1903) S. 60—103.

R. untersucht, indem er sich dabei auf Terenz beschränkt, die Versbetonung der dreisilbigen Silbengruppen, in denen die erste Silbe durch ein Monosyllabon gebildet ist, wie *sed agit, sed enim* (υ, υυ) und läßt zunächst die entsprechenden Silbengruppen mit Länge an zweiter Stelle (υ, — ῡ) wie *sed illa, quod eius* außer Spiel. Es ergibt sich, daß in diesen Gruppen mit großer Regelmäßigkeit der Ton auf der ersten Silbe, dem Monosyllabon, ruht, also *séd agit, séd enim,* und nur in verschwindend seltenen Fällen die Mittelsilbe betont wird: *sed agít.* Die Betonung der Anfangssilbe entsprach also offenbar der gewöhnlichen Sprechweise. — Anders liegt die Sache bei viersilbigen Gruppen der Form υ, υυ ῡ, wie *quid opus est, sed etiam*: bei ihnen schwankt die Betonung, da bald die erste, bald die zweite Silbe betont erscheint: *séd homines* und *sed hómines*; in trochäischen Versen überwiegt die Betonung der Anfangssilbe, in iambischen die der zweiten Silbe der Gruppe. Danach hat also wohl hier auch der grammatische Akzent in der republikanischen Zeit geschwankt. Die Silbenkürzung in Fällen wie *séd illa, quód ĕius, quíd interest, séd ĭnterim* erklärt sich durch die Analogie mit *séd ea, quód enim, quíd opus est, séd etiam.*

X. Metrische Schriften zu den lateinischen Epikern, Satirikern und Elegikern.

Fr. Jaeckel, De poetarum Siculorum hexametro. Dissert. inaug. Lipsiae 1901.

Diese Abhandlung, welche es mit griechischen Dichtern zu tun hat und deshalb oben S. 25 besprochen wurde, findet hier nochmalige Erwähnung, weil sie die Erklärung geben will für die Form des lateinischen Hexameters in ihren Abweichungen vom homerischen. J. hält es für wahrscheinlich, daß Ennius ebenso, wie er den iambischen Senar und den trochäischen Septenar von Epicharm übernommen hat, sich im

Bau des Hexameters den Archestratus zum Vorbilde genommen habe, dessen Ἡδυπάθεια er ins Lateinische übertragen hat. Daß diese Übersetzung früher entstanden sei als die Annales, sei zwar nicht überliefert, aber mit gutem Grunde anzunehmen; hatte er sich an dessen Technik erst in der kleineren Dichtung gewöhnt, so sei es natürlich, daß er sie auch später in dem großen Epos befolgt habe. Die Technik des Archestratus kennen zu lernen, sei also für die Kenntnis der Geschichte des lateinischen Hexameters von großer Wichtigkeit. In zahlreichen Tabellen wird die Frequenz der Spondeen und Daktylen im ganzen und in den einzelnen Füßen bei den „sikulischen" Dichtern der Griechen, speziell bei Archestratus, mit der bei den römischen, speziell bei Ennius, verglichen, und in gleicher Weise die Einschnitte bzw. Cäsuren behandelt; über Elisionen und Hiate will J. seine Studien später veröffentlichen.

W. E. Heitland, The strong hephthemimeral pause in lat. Hexameter. — Journal philology XXXVI (1898) p. 1—24.

Es werden zwei Arten der Hephthemimeres im lateinischen Hexameter unterschieden: die eine, welche nach einem iambischen Worte eintritt, das auf den dritten Trochäus folgt, tritt besonders bei Ovid hervor und wurde vom Neronischen Zeitalter an immer beliebter; die andere, welche diese Bedingung nicht erfüllt, ist nach dem Erscheinen der Äneis aufgekommen.

J. La Roche, Der Hexameter bei Vergil. Wiener Studien 28. Bd. (1901) S. 121—142.

Der Hexameter Vergils weicht in wichtigen Punkten von dem homerischen ab, obgleich Vergil auch in der Form Nachahmer Homers sein will: der Grund davon liegt in der Verschiedenheit der beiden Sprachen. Von den Cäsuren überwiegt weitaus die Penthemimeres, während bei Homer die trochäische vorherrscht; in 9839 Versen findet sie sich 8449mal. Die trochäische kommt in 1020 Versen vor; die Hephthemimeres ohne Cäsur im dritten Fuß an 373 Stellen; doch erkennt La Roche an, daß sie an weit mehr Stellen als Hauptcäsur zu betrachten ist, weil die Sinnespause für sie spricht, besonders in Fällen, wo gleichzeitig Hiatus eintritt, wie I, 16 *posthabita coluisse Samo: hic illius arma*, vgl. IX, 291. X, 141, 156. XII, 31. Auch wo eine Präposition von ihrem Kasus durch die Cäsur des 3. Fußes getrennt würde, darf die nachfolgende Hephthemimeres unbedenklich als Hauptcäsur betrachtet werden, wenn mit ihr sich Sinnespause verbindet, wie I, 148 *Ac veluti magno in populo | cum saepe coorta est* und an zahlreichen anderen Stellen. Wie weit das Gebiet der trochäischen Cäsur als Hauptcäsur des Verses reicht, wird nicht unter-

sucht, ebensowenig wie oft die Hephthemimeres in Verbindung mit der Trithemimeres vorkommt. Als Verse ohne Hauptcäsur werden V, 192. VIII, 212, XI, 758, XII, 144 aufgeführt. Aus der Stellung von *ac*, *et*, *aut*, *si*, *non*, *cum*, *ut*, *o* vor der Hauptsäsur schließt La Roche, daß der Vers bei Vergil in höherem Grade eine Einheit bildet, als bei Homer, bei dem er aus zwei durch die Cäsur getrennten Teilen bestand. — Die Untersuchung über das Verhältnis der Daktylen zu den Spondeen, deren Resultate in einer Tabelle zusammengestellt sind, ergibt ein erhebliches Übergewicht der Spondeen, während bei Homer dreimal soviel Daktylen als Spondeen vorkommen. Verse mit 4 Spondeen gibt es bei Vergil 701, bei Homer nur 153, solche mit 5 Daktylen bei Vergil nur 209. Der Grund für das Überwiegen der Spondeen wird mit Recht in der Sprache gesucht, die die Bildung daktylischer Formen weniger begünstigte.

R. J. Sbiera, Die prosodischen Funktionen inlautender Muta cum liquida bei Vergil. Czernowitz 1898.

H. stellt Beobachtungen an über die Wirkung von Muta c. liq. im Wortinnern und faßt die Ergebnisse seiner Untersuchungen in zehn 'Gesetzen' zusammen, muß aber selbst sehr viele Ausnahmen zugestehen. Daß der Dichter sich in solchen Dingen an feste Regeln gebunden haben sollte, ist nicht sehr wahrscheinlich; viel glaublicher, daß er, wo kein Verszwang vorlag, die natürliche Betonung zu wahren suchte, was Sb. gegenüber L. Müller behauptet, der irrtümlich dem Dichter das Streben zuschrieb, Versiktus und grammatischen Akzent möglichst auseinander fallen zu lassen (ed. II p. 234). Auch die Betonung *volúcres*, *latébras* im Versschlusse wird nicht im schroffen Widerspruche gegen die gewöhnliche Sprechweise gestanden haben.

J. van Broekhoven, The first four feet of the Hexameters of Horace's Satires. Transactions and Proceedings of the American philol. Association vol. XXXIII (1902) p. LVI ff.

Statistisches über Frequenz und Stellung der Daktylen und Spondeen in Notizen und Tabellen mit dem Ergebnis, daß der Spondeus an Häufigkeit zunehme von erster Stelle bis zur vierten.

H. Bornecque, La métrique de Juvénal dans la satire I. Revue des études anciennes III (1901) p. 200—204.

Beobachtungen über den Bau des Hexameters bei Juvenal bezüglich der Frequenz der Daktylen und Spondeen, der Verseinschnitte und der Schlußwörter des Verses. Mehr als bei andern römischen Dichtern kommt bei Juvenal die Zahl der Daktylen und der Spondeen einander

nahe (Daktylen 51,4 % im 1. F., 49,1 % im 2., 40,4 % im 3., 36,2 % im 4.). Der Dichter liebt zahlreiche Einschnitte, auch nach dem 3., 8., 10. Halbfuße finden sich solche in großer Zahl; häufig ist das Übergreifen der Rede aus einem Verse in den nächstfolgenden; vor der bukoiischen Cäsur steht stets ein Daktylus. Die fünf letzten Silben sind meist geteilt: 3 + 2 oder 2 + 3, nur selten 1 + 4 oder 4 + 1. Der Hexameter Juvenals unterscheidet sich wesentlich von dem Vergils, besonders in bezug auf die Einschnitte. Der Dichter hat einen *vers excessivement souple* geschaffen, *qui suit toutes les nuances de la pensée.*

E. B. Lease, Elision in the diaeresis of the pentameter of Catullus. The Class. Review XV (1901) 362

vervollständigt die Liste der Beispiele der Elision, welche sehr unvollständig bei L. Müller, De re metr.[2] p. 271, vollständiger bei Plessis, Métrique gr. et lat. § 123 angeführt werden (67, 44. 68, 10. 16. 68b, 42, 50. 70, 6. 77, 4. 90, 4. 97, 2. 99, 12. 101, 4) durch Hinzufügung von 71, 6. 75, 4. 91, 10. 95, 2. Er führt außerdem aus Martial an XI, 90, 4, aus Properz I, 5, 32. III (IV), 22, 10, welche schon bei Havet § 142 stehen.

P. Rasi, Dell' arte metrica di Magno Felice Ennodio, vescovo di Pavia. Pavia 1902. Boilettino delia Società Pavese voi. II. p. 87—140.

Derselbe, Saggio di alcune particolarità nei distici di S. Ennodio. Pavia 1902. Rendiconti dei R. Istit. Lomb. voi. XXXV p. 335 —353.

Ennodius hält sich streng an die Traditionen der klassischen Dichter und gestattet sich nur solche Abweichungen, die sich erklären aus der Bedeutung, welche in seiner Zeit der Wortakzent im Verse erlangt hatte. Er wendet zahlreiche Metra an: das Sapphicum, den Hendekasyllabus, den iambischen Dimeter, den trochäischen Tetrameter, aber weitaus am häufigsten den Hexameter und das elegische Distichon. Die Beobachtungen Rasis beschränken sich auf die beiden letzten Maße und beziehen sich auf die Frequenz und Stellung der Daktylen und Spondeen, auf die Bildung des Schlusses des Hexameters und Pentameters, auf Elisionen und Cäsuren, die Verbindung von zwei oder drei Distichen zu einem größeren Ganzen. In metrischer Hinsicht ist der häufige Ausgang des Pentameters auf Wörter, die mehr als zwei Silben haben, eine Abweichung von der klassischen Norm, in prosodischer zeigen sich Unregelmäßigkeiten in illegitimer Verkürzung und Verlängerung der Vokale und andere Anzeichen für den Verlust des Quantitätsgefühls und den Übergang zur rhythmischen Dichtung.

XI. Metrische Schriften zu den römischen Lyrikern und späteren Dramatikern.

H. Jurenka, Die Metrik des Horaz und deren griechische Vorbilder. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901 8. Heft. S. 1—25.

J. bestreitet die Richtigkeit der Meinung W. Christs, daß Horaz sich in seiner metrischen Praxis den Theorien seiner Zeit besonders in bezug auf die Verseinschnitte und die schwankenden Silben angeschlossen habe; er selbst behauptet, Horaz sei vielmehr selbständig zu Werke gegangen, und seine metrischen Eigentümlichkeiten seien vertiefter Beobachtung der griechischen Originale entsprungen.

Im iambischen Trimeter sei für die horazische Cäsurenpraxis (*quinaria* herrschende Hauptcäsur, daneben vereinzelt *septenaria*) der Vorgang des Archilochos (Epist. I, 19, 23) maßgebend gewesen; im alcäischen und sapphischen Hendekasyllabus hätten Alcäus und Sappho überwiegend einen Einschnitt nach der 5., zuweilen nach der 6. Silbe, es sei unbegründet, ihnen die Cäsur abzusprechen; im größeren Asklepiadeus werde nach der 6. und 10. oder nach der 6. und 11. Silbe vorwiegend ein Einschnitt gefunden. — Der bei Horaz übliche Spondeus am Anfange der Glykoneen, Pherekrateen und Asklepiadeen erkläre sich gleichfalls aus der Praxis der griechischen Vorbilder, da der Spondeus bei Sappho und Alcäus um weit mehr als das Doppelte den Trochäus überwiege.

Daß sich Horaz bei seinen metrischen Studien völlig frei von dem Einflusse der zeitgenössischen Theorie gehalten haben sollte, ist schwerlich anzunehmen und folgt auch nicht aus der von J. angeführten Stelle (Epist. I, 19, 39), die sich vielmehr auf den persönlichen Verkehr mit den *docti poetae* seiner Zeit bezieht, während er sich die metrischen Regeln auch aus Büchern und in früheren Jahren schulmäßig angeeignet haben konnte. Gerade die Regelmäßigkeit der horazischen Praxis im Gegensatz zu der weit größeren Freiheit der Griechen läßt auf theoretische Beeinflussung schließen, und speziell die Anwendung des Spondeus im 1. Fuße ist verursacht durch die Derivation der betr. Verse aus dem Hexameter bzw. dem Pentameter. Übrigens fand die varronische Definition des 'Verses' gewiß in erster Linie auf Hexameter und Trimeter ihre Anwendung trotz des Schwankens der Cäsuren und der Größe der metrischen Kola in diesen Versen.

Fr. Leo, De Horatio et Archilocho. Göttingen 1900.

Beobachtungen über das Verhältnis des Horaz zu der metrischen Technik des Archilochos S. 16 ff. Während der Hexameter in den epodischen Gedichten des Horaz, da die Penthemimeres bei ihm herrscht,

von Archilochos abweicht, ist im Bau der iambischen Verse die Übereinstimmung vielfach zu erkennen, z. B. in der Zulassung der Auflösungen (gegenüber Catull), und des iambischen (bzw. iambisch auslautenden) Wortes im vorletzten Fuße. Dagegen ist eine Abweichung von Archilochos die Verschiedenheit im Bau des Dimeters von dem des Trimeters: der horazische Dimeter beginnt im 3. Fuße fast regelmäßig mit langer Silbe, selten mit kurzer; rein iambische Dimeter gibt es bei ihm im ganzen nur fünf; die lex Porsoni wird oft vernachlässigt, iambische Wörter oder Wortschlüsse im vorletzten F. erscheinen nur an 2 Stellen — alles anders als im Trimeter. Hier scheint Horaz von einer metrischen Theorie beeinflußt, die mit Archilochos' Praxis nicht übereinstimmt. — Dagegen glaubt Leo, daß Horaz die *ambiguitas*, die die Metriker bei Archilochos fr. 79. 89, 1. im Gebrauch des Anapästs (ἐρέω — φιλέειν) finden, vielleicht absichtlich nachahmt, da in den bei ihm vorkommenden 5 Fällen (epod. 2, 65. 5, 69. 1 1, 23. 2, 35) überall die Möglichkeit einer Synkope oder Verschleifung vorliegt.

L. J. Richardson, On the form of Horace's lesser asclepiads. Americ. Journal of Philol. vol. XXII (1900) 203—296.

Statistische Notizen über den kleineren Asklepiadens bei Horaz betr. die Diäresen und Cäsuren, die Sinnespausen, die Elisionen, das Verhältnis von Wortakzent und Versiktus, die Wortstellung, Hiatus zwischen den einzelnen Versen u. a. — R. betrachtet den Asklepiadeus als logaödischen, aus zwei Kola zusammengesetzten Vers, den er so schematisiert:

—> | — ∪∪ | ⏗ || — ∪∪ | — ∪ | — ∧

Er findet für ihn bei Horaz im ganzen 509 Beispiele. Die Verseinschnitte finden sich am häufigsten nach der 3., 6. und 9. Silbe zugleich (45 mal), nach der 2., 3., 6. und 9. 23 mal; von einsilbigen Wörtern fallen 30 % auf die erste, 19 % auf die 7. Silbe; Sinnespause tritt in 24 % nach der 6. Silbe ein, also in der Mitte des Verses; Elision und Ekthlipsis am häufigsten nach der 3. und der 6. Silbe. — Zusammenfallen des Wortakzents mit dem Versiktus (abgesehen von der Schlußsilbe) tritt bei einem drei- oder mehrsilbigen Schlußwort in 337 Fällen, bei zwei dreisilbigen Wörtern am Ende in 169 Fällen ein, ist also für die zweite Hälfte des Verses das regelmäßige; in 167 Fällen, wo der Vers mit zweisilbigem Wort schließt, tritt Koinzidenz nicht ein. — Hiatus zwischen zwei Versen wird besonders häufig in zwei Gedichten c. III, 15 und IV, 1 (25 bzw. 30 %) gefunden, er ist durchweg gemieden in I, 5. 6. 13. 23 II, 12 III, 10. 13. 25. 30 IV, 12. Richardson sieht in dem Hervortreten des *„inter-verse hiatus“* ein Zeichen früherer Entstehung der betr. Gedichte, in dem Meiden desselben jüngere Praxis des Dichters.

R. Radford, Remains of Synapheia in Horace and Roman Tragedy. Proceedings of the American philological Association vol. XXXII (1901) S. IX—XII.

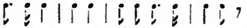
Beobachtungen über den horazischen Gebrauch mit Rücksicht auf Anwendung oder Vernachlässigung der Synaphie in der alcäischen und sapphischen Strophe und auf die Quantität der Endsilbe in den verschiedenen Versarten. Außerdem wird auf das Verfahren des Seneca (in den Anapästen, Glykoneen, Asklepiadeen und der sapphischen Strophe), des Catull und der griechischen Vorbilder in der Kürze hingewiesen.

L. J. Richardson, On certain sound properties of the Sapphic Strophe as employed by Horace. Transactions and Proceed. of the Americ. philolog. association vol. XXXIII (1902) p. 28—44.

Fortsetzung der Beobachtungen über den horazischen Versbau betr. Cäsur, Diäresis, Sinnespausen, Elision und Ekthlipsis, Wortstellung, Hiat und Wortbrechung am Versschluß, Zusammenfallen von Iktus und Wortakzent im sapphischen Hendekasyllabus und Adonius.

E. A. Sonnenschein, The latin Sapphic. Class. Review vol. XVII (1903) S. 252—256.

S. knüpft an P. Eickhoff, Der horazische Doppelbau der sapphischen Strophe (s. d. vorigen Bericht Bd. CII 1899 S. 57 f.), an und will, damit Quantität und Akzente vereint dem Ohr vernehmbar werden, verschiedene Zeitwerte der Längen und der Kürzen annehmen und messen



Die Umwandlung des ursprünglich dreizeitigen Rhythmus in den vierzeitigen bewirke 1. die Übertragung des Iktus von der 3. zur 4. und von der 5. zur 6. Silbe; 2. die völlige Umwandlung der 4. Silbe zur Länge (im Griech. $\bar{\breve{o}}$); 3. die leichte Kürzung von 1. 2. 8. und 9. Wenn Horaz die Betonung *laurea donándus* im 4. Buche und c. saeculare viel häufiger als in lib. I—III habe, so sieht S. darin nicht eine auf reiferer Erwägung beruhende Rückkehr zu der griechischen Weise, sondern glaubt, daß die Differenz zwischen beiden Rhythmen nicht so groß war, daß sie nicht hätten nebeneinander gebraucht werden können. Der freie Übergang von einem Rhythmus zum andern sei ein Beweis, daß die Verse für Rezitation geschrieben waren, bei der ein Rhythmuswechsel angenehm empfunden werde.

Bericht über die Literatur zur griechischen Rhetorik (mit Ausschluss der zweiten Sophistik) aus den Jahren 1894—1900.*)

Von

Georg Lehnert
in Gießen.

Bei der Bedeutung, zu der das Studium der Rhetorik in dem letzten Jahrzehnt gelangt ist, in dem sich allgemein die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß die Rhetorik das ganze antike Leben in einem solchen Maße beherrscht und durchdrungen hat, daß wir, ohne sie zu berücksichtigen und ihren Spuren nachzugehen, überhaupt das antike Leben und Denken nicht verstehen können, ist es, da dementsprechend auch der Stoff gewachsen ist, nicht möglich gewesen, den ganzen seit dem letzten Berichte verflossenen Zeitraum in einem Referat zusammenzufassen. Deshalb soll zunächst die Zeit von 1894—1900 einschließlich einiger weniger Arbeiten früherer Jahre, die für unser Gebiet von Wert sind, aber noch nicht herangezogen waren, behandelt werden. Ein zweiter Teil, der den Anschluß an die Gegenwart bringen soll, ist bereits in Angriff genommen.

Im Interesse der Kürze und Übersichtlichkeit ist in den jeder einzelnen Gruppe vorausgeschickten Literaturverzeichnissen jedes Werk, auch wenn es an verschiedenen Stellen zu berücksichtigen war, nur einmal, und zwar an der ersten Stelle, wo es vorkommt, gezählt und angeführt worden. Da im Text jedem Zitat die Ordnungsnummer beigefügt ist, hofft Referent, daß dadurch keine Unbequemlichkeiten entstehen. Die Literaturübersichten sind chronologisch geordnet, in der Besprechung der Arbeiten aber ist die Chronologie im Interesse sachlicher Behandlung oft durchbrochen, um Verwandtes nicht immer durch Heterogenes trennen zu müssen. Aus Pauly-Wissowas Realenzyklopädie (Abkürzung P. W.) konnten natürlich nur die größeren und wichtigeren

---

*) Der Bericht über die Jahre 1901—1905 folgt demnächst.

Artikel Berücksichtigung finden. Dem Referenten Unzugängliches ist durch ein Sternchen kenntlich gemacht. Die Abkürzungen der Zeitschriften entsprechen denen der Bibliotheca philologica classica.*)

I. Allgemeiner Teil.

1. Darstellungen historischer Art.

1. J. Walter, Die Geschichte der Ästhetik im Altertum, ihrer begrifflichen Entwickelung nach dargestellt. Leipzig 1893. — Rez.: Zeller, AGPh 8 (1895), S. 565.

2. U. v. Wilamowitz Moellendorff, Aristoteles und Athen. 2 Bde. Berlin 1893.

3. E. Zarncke, Zur griechischen Kunstprosa in Griechenland und Rom. Griechische Studien, Hermann Lipsius zum 60. Geburtstag dargebracht. Leipzig 1894, S. 120.

4. E. Stemplinger, Strabons literarhistorische Notizen. München 1894. — Rez.: Miller, BayrGy 31 (1895), S. 601.

5. W. Schmid, Zur antiken Stillehre aus Anlaß von Proklos' Chrestomathie. RhMPh 49 (1894), S. 133.

6. F. Olivier, de Critolao peripatetico. Berlin 1895. — Rez.: Kroll, DL 1895, S. 1383; Susemihl, BphW 1896, S. 386.

7. J. Bruns, de Xenophontis Agesilai capite undecimo. Kiel 1895.

8. Philodemi volumina rhetorica ed. S. Sudhaus; supplementum. Leipzig 1895. — Rez.: C. Hammer, BphW 1896, S. 644; Sitzler, NphR 1898, S. 122; Ammon, BayrGy 35 (1899), S. 134.

9. R. Hirzel, Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch. 2 Bde. Leipzig 1895.

10. Alfred et Maurice Croiset, Histoire de la littérature grecque. Paris. IV. 1895, V. 1899.

11. Hecht, Zur homerischen Beredsamkeit. Festschrift für Friedländer. Leipzig 1895, S. 113.

*12. H. Hardwicke, a history of oratory and orators, a study of the influence of oratory on politics and literature. New York u. London 1896.

13. G. Lehnert, de scholiis ad Homerum rhetoricis. Leipzig 1896.

*) Auch hier sei einer Reihe von Verfassern, die mich durch freundliche Übersendung ihrer Publikationen unterstützt haben, mein verbindlichster Dank ausgesprochen.

14. F. Hahne, Zur sprachlichen Ästhetik der Griechen. Die Lehre von den Stilarten. Braunschweig 1896.

*15. L. Lears, the history of oratory from the age of Pericles to the present time. Chicago 1896.

16. I. Bruns, Das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. Berlin 1896.

17. O. Seeck, Die Entwickelung der antiken Geschichtsschreibung. Deutsche Rundschau 88 (1896), S. 108, 199.

18. L. Radermacher, Über den Cynegeticus des Xenophon. II. RMPh 52 (1897), S. 13.

19. H. Peter, Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit bis Theodosius I. und ihre Quellen. 2 Bde. Leipzig 1897. — Rez.: E. Thomas, Rcr 1897, S. 365; F. Leo, GGA 1899, II S. 170; M. Ihm, WklPh 1901, S. 686.

20. H. Peter, Redekunst und Geschichtsschreibung im Altertum. MAZB 1897, Nr. 171 u. 172.

21. H. v. Arnim, Leben und Werke des Dio von Prusa mit einer Einleitung: Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampf um die Jugendbildung. Berlin 1898. — Rez.: E. Norden, DL 1898, S. 917; Costanzi, RF 26 (1898), S. 322.

22. E. Norden, Die antike Kunstprosa vom 6. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. 2 Bde. Leipzig 1898. — Rez.: L. Radermacher, DL 1898, S. 996; W. Schmid, BphW 1899, S. 225; E. Zarncke, LC 1889, S. 1033.

23. H. Peter, Rhetorik und Poesie im klassischen Altertum. NJklA 5 (1898), S. 637.

*24. Mestre, Préceptes de rhétorique; histoire de l'éloquence grecque latine et française. 9. ed. Paris u. Lyon 1898.

25. I. Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie. Berlin 1898.

26. F. Leo, Rezension von Tacitus dialogus ed. Gudeman. GGA 1898, S. 175.

27. M. Παντάζης, Περὶ ῥητορικῆς ὡς κλάδου τῆς φιλολογίας. Ἀθηνᾶ 10 (1898), S. 333.

28. L. Radermacher, Studien zur Geschichte der antiken Rhetorik. III. Eine Schrift über den Redner als Quelle Ciceros und Quintilians. RhMPh 54 (1899), S. 285.

29. IV. Über die Anfänge des Atticismus. V. Exkurs: Theophrast περὶ λέξεως. Ebenda, S. 351.

30. O. Crusius, Zur Würdigung der Exkurse bei den antiken Prosaikern. Ph 58 (1899), S. 473.

31. M. Παντάζης ἡ τῆς ῥητορικῆς διδασκαλία πρὸς τὴν νεωτέραν ἡμῶν ῥητορείαν καὶ τῶν νεωτέρων λόγων. Ἀθηνᾶ 11 (1899), S. 395.

32. G. Sorof, νόμος und φύσις in Xenophons Anabasis. H 34 (1899), S. 568.

33. J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte hrsg. von Jakob Öri. III. Berlin 1900. — Rez.: O. Weißenfels, BphW 1901, S. 844.

34. U. v. Wilamowitz, Asianismus und Attizismus. H 35 (1900), S. 1.

35. G. Saintsbury, history of criticism and litterary taste in Europe. I. London 1900.

*36. G. Curcio, le opere retoriche di M. Tullio Cicerone. Arcireale 1900. — Rez.: O. Weißenfels, BphW 1901, S. 102.

37. O. Hense, Zum 2. Mimiambus des Herondas. RhMPh 55 (1900), S. 222.

38. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte, H 35 (1900), S. 533.

Soweit die Behandlung der Rhetorik in der Croisetschen Literaturgeschichte (*10*) in beachtenswerter Weise den Stoff vorlegt, ist unten bei den einzelnen Autoren darauf verwiesen. Hier verdient einen Hinweis nur der Abschnitt über die nicht geschriebene Beredsamkeit der ältesten Zeiten, S. 12 ff.

In Burckhardts nach zuletzt 1885/86 gehaltenen Vorlesungen edierter Kulturgeschichte (*33*) ist S. 329 ff. ein Kapitel der Rhetorik gewidmet. Natürlich konnte und wollte Burckhardt für seinen Zweck den Stoff nicht selbständig durcharbeiten. Trotzdem verdient das Kapitel Beachtung, da es bei des Verfassers geistvoller Art nicht an Bemerkungen fehlt, die zum Nachdenken reizen und auf einzelne Punkte interessante Streiflichter werfen.

Saintsbury, Professor des Englischen und der Rhetorik, will in seinem Werke (*35*) keine Ästhetik geben, sondern nur den 3 Funktionen des Geschmacks: Kritik, Interpretation, beglaubigendes Urteil nachgehen. Vom philosophischen Standpunkt aus angesehen, entbehrt sein Buch des Interesses nicht, uns bietet es wenig Neues.

Curcio (*36*) war mir nicht zugänglich, doch kann ich als Ersatz auf die Inhaltsangabe der ersten uns interessierenden Kapitel bei Ammon, Band 117 (1903) dieser Berichte, S. 139 verweisen.

Walter (*1*) berührt die Rhetorik viel weniger, als wie man zunächst erwartet, aber nicht umsonst steht auf dem Titel der Zusatz:

ihrer begrifflichen Entwickelung nach. Eine Reihe seiner terminologischen Untersuchungen, z. B. über die Begriffe ποικίλος, ψυχρόν, σεμνός, δεινός ist auch für die Rhetorik von Interesse, und auch die Stellen, wo über Rhetoren gesprochen wird, bieten einiges Beachtenswerte.

In Hirzels schönem Werke über den Dialog (*9*) sei verwiesen auf die Auseinandersetzungen über die Stellung der Rhetorik zum Dialog, der auch in der rhetorischen Schulpraxis geübt wurde, I 413; 416, II 114, sowie über die engen bis zur Rivalität ausartenden Beziehungen zwischen Rhetorik und Poesie, II 52.

Ivo Bruns verfolgt mit seinem literarischen Porträt (*16*) neben anderen auch den Zweck, die in den einzelnen Gebieten für die Behandlung der Persönlichkeit gewählten Formen zu durchmustern und die Stilgesetze einer Reihe von Autoren aufzudecken, die zum großen Teil auf rhetorische Theorien zurückgehen, auch wenn davon sonst nichts überliefert ist. So sind auch für unsere Erkenntnis der antiken Rhetorik von Wert die zwei Grundsätze thukydideischer Darstellungskunst, S. 8 f., einmal, es zu vermeiden, in eigener Person die handelnden Personen zu beurteilen, zum andern, das Privatleben und damit den Charakter der Handelnden außer Betracht zu lassen, wenn beides keinen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Ereignisse ausübt. Über die Reden bei Thukydides bringt er S. 24 ff. nicht gerade Neues, doch ist ihre Charakteristik so gelungen, daß sie aufmerksame Lektüre verdient. Den Stilgesetzen des Thukydides folgt gegen sein Naturell Xenophon in den Hellenika, ein hübscher Beweis, wie die genera den Stil bestimmen. Wichtig ist die Behandlung von Isokrates' Euagoras, S. 115 ff. mit seinem rhetorischen Programm über die Lobrede auf Lebende § 5—11 und dem Nachweis, daß Xenophon im Agesilaos und in den Charakteristiken der Anabasis ganz vom Schema des Euagoras abhängig ist. Diesen letzteren Satz hatte Bruns schon vorher in dem Kieler Programm (*7*) behandelt. Bestritten ist dieser Einfluß von Sorof (*32*) und Zeller, Archiv f. Gesch. d. Philos. 12 (1899), S. 227, angenommen von Παντάζης (*27*). Wilamowitz (*38*) weist darauf hin, daß Isokrates wenigstens nicht der erste war, der ein ἐγκώμιον auf Menschen abfaßte. Hübsch sind ferner die Beobachtungen im literarischen Porträt S. 429 ff. über die Behandlung der Persönlichkeiten bei den Rednern: „Der Redner mag ein Individuum noch so ausführlich zeichnen, dennoch ist der Zweck dieser Zeichnung niemals das Individuum selbst, sondern ein anderes dahinter liegendes Ziel. Die Porträts einer Rede gelten nicht dem Wesen, sondern der Rettung oder dem Sturze des Porträtierten.“ Auf die Analyse der des weiteren gezeichneten einzelnen Charaktere, besonders der des Lysias, kann hier nur hingedeutet werden. Ergänzend neben das literarische Porträt tritt: Die Persön-

lichkeit in der Geschichtsschreibung der Alten (*25*), die im wesentlichen Römisches behandelt.

Bei Seeck (*17*) finden wir eine Charakteristik des Thukydides als Rhetor: „Pracht, Würde und Auswahl schöner Worte charakterisieren in gleicher Weise den Stil des Gorgias und des Thukydides. Die Reden bieten vollendete Muster der Prunk- wie der Streitreden. Wie es eine der beliebtesten Übungen der Rhetoren war, nacheinander das Entgegengesetzte zu beweisen, so verbindet auch er in der Regel zwei Reden und greift mit der einen dieselbe politische Maßregel an, die er mit der anderen verteidigt. Um das zu können, scheut er sogar vor kleinen Unrichtigkeiten nicht zurück. Nur in der Schilderung menschlicher Charaktere ist nach ihm die antike Geschichtsschreibung weiter gekommen.“ Und Xenophon wird nachgerühmt, daß er in der Anabasis das höchste Muster der Memoirenliteratur geschaffen habe.

Wilamowitz charakterisiert Aristoteles und Athen II 16 (*2*) Ephorus als Literaten, dem das zweifelhafte Verdienst zukommt, die Weltgeschichte als das würdigste Objekt epideiktischer Beredsamkeit behandelt zu haben.

Der Titel von Peters zweibändigem Werke (*19*), in dem er darlegen will, wie die uns vorliegende Überlieferung über die römische Kaiserzeit sich gebildet hat, läßt nicht ahnen, wie viel für die Rhetorik aus ihm zu lernen ist. Bei der steten Wechselwirkung zwischen Griechenland und Rom ist das eingehende Studium des Werkes für jeden unerläßlich, der sich mit griechischer Rhetorik befaßt. Hier sei nur auf einige Punkte hingewiesen. So gleich auf das erste Kapitel von Buch I: Die Rhetorik in der Jugendbildung, wo nach einer kurzen Einleitung über die Rhetorschule gezeigt wird, daß für die ganze Kaiserzeit die Geschichte in Stoff und Sprache den von Isokrates aufgestellten Normen folgt und zur epideiktischen Beredsamkeit gehört. Variation des einmal gegebenen Stoffes wird die Hauptsache, wissenschaftliches Forschen verschwindet. Kapitel 3 des ersten Buches behandelt die Erfindung von Aktenstücken, Briefen und Ähnlichem durch die Rhetoren und bespricht eingehender den historischen Roman, besonders den Alexanderroman. Instruktiv sind viele Partien des 6. Buches, in dem u. a. vorkommt: Furcht vor Definitionen und genauen Zahlen, Schlachtbeschreibungen nach bestimmter Schablone, Verwischen der Grenzen zwischen Poesie und Rhetorik, Bestimmung des Geschichtswerkes zum Vor-, nicht zum Selbstlesen. Eingehendere Besprechung muß dem Bericht über römische Rhetorik vorbehalten bleiben.

Eine an das größere Werk sich anlehnende Darstellung ist der Aufsatz in der Münchner allgemeinen Zeitung (*20*). Zu weiterem Nachdenken fordern hierin die Vergleiche mit der Musik auf. Wie diese

der Worte nicht bedarf, so konnten die Alten die Schönheit der Sprache vom Stoff lösen und in ihr allein völliges Genüge finden. Wie öfters dasselbe Lied komponiert wird, oder wie das Libretto von einem anderen als die Musik geliefert wird, so dient der sachliche Hintergrund, die Stoffsammlung, die bald eine feste Vulgattradition wird, nur dazu, um an ihr die Form zu variieren.

Wir kommen nun zu Nordens Kunstprosa (*22*), einem Werke, das durch die mit glücklichem Blicke getroffene Wahl seines Themas von großer Bedeutung geworden ist, viel Anregung gegeben hat und noch geben wird. Darüber, daß das Buch im einzelnen manche Unebenheiten, gelegentlich auch einmal ein zu schroffes Urteil enthält, darf man mit dem Verfasser nicht rechten, ebensowenig darüber, daß er im ersten Teile oft schon von anderen Gefundenes für seine Zwecke zusammenstellen mußte. Wahrscheinlich würde das Buch ungeschrieben geblieben sein, wenn der Verfasser sich bemüht hätte, alles peinlich gleichmäßig zu gestalten und zu glätten. Was er Kunstprosa nennt, verhält sich zur Prosa etwa wie die Metrik zur Poesie. Bei der Bedeutung, die in der alten Literatur der Form zukommt, kommen Nordens Untersuchungen tatsächlich einem dringenden Bedürfnis entgegen. Vieles, was uns als Schwulst, Manier und Ziererei erscheint, galt den Alten als erhaben oder zierlich. Von großer Bedeutung ist, daß man alle Texte laut zu lesen pflegte, also die Sprache durchs Ohr, nicht durchs Auge aufnahm — vgl. darüber auch Crusius (*30*) —. Wie sehr die Form alles beherrschte, zeigt sich darin, daß sich den Gesetzen des Stiles die Persönlichkeit und Individualität des Autors fügen mußte. Daher schrieb derselbe Mann nebeneinander in ganz verschiedenen Stilarten, je nachdem sie für das von ihm gerade behandelte Gebiet zweckmäßig und vorgeschrieben waren, eine Tatsache, durch deren Verkennung wir uns mehrfach fälschlich zu Athetesen haben bestimmen lassen; ich erinnere an Tacitus' Dialogus und Apulejus de mundo. — Über diesen Punkt und den Anteil der Rhetorschule handelt eingehend Leo in der Rezension der Gudemanschen Ausgabe von Tacitus' dialogus (*26*). — Norden hat nun drei Hauptcharakteristika des antiken Stiles, die sogenannten *gorgianischen Figuren*, den *Gebrauch poetischer Worte* und den *Rhythmus* ausgewählt und verfolgt sie durch die gesamte Prosa von Gorgias und Thrasymachus an bis tief in das Mittelalter hinein und klassifiziert und bespricht die Autoren nach der Stellungnahme zu diesen drei Punkten. Dabei ergibt sich, daß von Gorgias an bis in die spätesten Zeiten ein ununterbrochener Zusammenhang besteht. Die Asianer setzen die Richtung des Gorgias fort. Objektiv betrachtet, bedeuten sie den Fortschritt. Die Reaktion dagegen stellt der Attizismus dar. Seitdem setzt sich durch das ganze Altertum hindurch der Kampf dieser beiden

Richtungen fort, besonders auch in der sogenannten zweiten Sophistik. Zwischen den beiden extremen Richtungen entstand eine vermittelnde Partei. So unbestreitbar die Kontinuität der gorgianischen Figuren durch die Jahrhunderte ist, die Ansicht von den verschiedenen Gruppen in der zweiten Sophistik wird wohl noch etwas modifiziert werden müssen. Auf der Hand liegt und wird auch gebührend hervorgehoben, daß Kunstprosa und Poesie enger verwandt sind, als wir uns es bei den Begriffen Poesie und Prosa meist zu denken pflegen. Sehr viel Eigenes und sehr Wertvolles bringt der zweite Band mit seiner Behandlung der griechisch-christlichen Literatur, deren grundsätzlicher Gegensatz zur eigentlich griechischen, hervorgerufen durch jüdische Einflüsse, treffend geschildert wird. Aufgehoben sind der antike Individualismus, die antike Heiterkeit, der streng nationale und soziale Standpunkt und die Formenschönheit der Antike. Der paulinische Stil ist durchaus ungriechisch. Hübsch ist dann nachgewiesen, wie in der Praxis bei den christlichen Schriftstellern oft die eigene Darstellungsweise der Theorie der Schmucklosigkeit widersprach. Die weitere Darstellung des Mittelalters und des Humanismus, die, unterstützt von einer großen Belesenheit, ganze Gebiete mittelalterlicher Philologie und mittelalterlicher Art, die Studien zu treiben, beleuchtet, ist ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte und zur Geschichte der Philologie. Doch das zu würdigen, geht über den Rahmen unseres Berichtes hinaus. Von besonderer Wichtigkeit für die Praxis ist bereits der Nachdruck geworden, mit dem Norden auf die Bedeutung der Klausel hinweist, als deren typische Hauptformen er nach dem Vorgange anderer festgestellt hat:

— ∪ — ∪
— ∪ — — ∪
— ∪ — — ∪ —
— ∪ — ∪ —

Ein sehr ausführlicher Anhang, beinahe ein Buch für sich, handelt über die Geschichte des Reimes, der sich aus dem Homoioteleuton entwickelt hat. Unter den Rezensionen sind besonders beachtlich die von Schmid und Zarncke, die, namentlich die erste, eine ganze Reihe fördernder Bedenken gegen einzelne Punkte enthalten. Unten, bei den einzelnen Autoren, werden wir noch oft Gelegenheit haben, auf Norden hinzuweisen.

Zarncke (3) bietet eigentlich nichts für uns, da er nachweisen will, daß Strabo mit seinem Satze p. 18 ὁ πεζὸς λόγος, ὅ γε κατεσκευασμένος, μίμημα τοῦ ποιητικοῦ ἐστιν recht hat, Cicero, de orat. 2, 51 und Dionys von Halikarnaß, de Thuc. 5 und 23 aber, die dem entgegenzustehen scheinen, inkompetent sind, da sie die älteren Logographen nicht kennen.

Auf seiner eigenen Darstellung in der geschichtlichen Literatur und Norden baut weiter Peter in seinem Aufsatz in den Jahrbüchern (*23*), einer hübschen anregenden Studie. Er scheidet zwei Gattungen der Prosa, die Kunstprosa, die mit der Poesie zu verbinden ist, und die kunstlose Rede, die theoretisch zur Geschichte der Wissenschaften gehört. Vor allem wird die Bedeutung des Isokrates für diese Frage in den Vordergrund gerückt. Auch hier spielt der Vergleich mit der Musik eine große und keine schlechte Rolle bei der Veranschaulichung der zu besprechenden Verhältnisse.

Pantazes unternimmt in seiner Antrittsrede (*27*) im Fluge einen Gang durch alle Zeiten und behandelt die Stellung der Rhetorik unter den Zweigen der Philologie, am ausführlichsten für das Altertum. Stark betont wird besonders ihr Einfluß auf die Geschichtsschreibung — auf die Partie über Thukydides sei besonders hingewiesen — aber es tritt auch genügend hervor, daß Tragödie, Komödie, Philosophie (auch Plato) der Rhetorik ihren Tribut gezollt haben. Als Anhang zur Antrittsrede stellte Pantazes im Jahre darauf (*31*) die Theorien der Alten über den Nutzen der Rhetorik zusammen, ohne Neues zu bieten.

Zwei hübsche Bemerkungen aus Wilamowitz' Aristoteles und Athen (*2*) seien hier noch eingereiht, einmal S. 321, daß die hohe Poesie ganz unter dem Einfluß des Isokrates stand. Nur noch ein paar Sujets werden immer wieder vorgenommen, lauter grelle, grausame Motive: Mutter-, Kindermord, Wahnsinn, Blutschande. Die Kunst des Dichters war fast nur formal. Die Parallele zu den Deklamationen der Rhetorschule liegt auf der Hand. Und als zweites (S. 322): Die Theorie des Stiles, die Isokrates für die Prosa vollendet hatte, wurde von Aristoteles auf alle menschliche Rede, also auch auf die Poesie ausgedehnt.

Über die antike Stillehre handelt Schmid (*5*), freilich recht wenig glaublich. Er geht aus von der Bezeichnung der Stilarten in Proklos' Chrestomathie: ἀδρόν, ἰσχνόν, μέσον, denen je ein Fehler entspricht. πλάσμα für Stil sei ein stoischer terminus technicus, und deshalb will er auch die Stiltheorie von den drei genera, deren jedes in zwei Nuancierungen, ein αὐστηρόν und ein ἀνθηρόν, zerlegt ist, als stoisch erklären. Theophrast soll mindestens vier Stilarten gehabt haben: σαφές, μεγαλοπρεπές, ἡδύ, πιθανόν. Von ihm stamme auch die Teilung πραγματικός und λεκτικός τόπος. Des weiteren sollen, so bei Demetrius, Vermittelungen zwischen den beiden Systemen, dem des Theophrast und dem stoischen versucht worden sein. Dionys von Halikarnaß bringe durch Vermengung von Stilarten und ἁρμονίαι ebenfalls vier Stile heraus, von denen das μέσον in zwei zu zerfallen drohe. Dem Ringen, in dem System das rednerische Ideal mit unterzubringen, wird endlich

ein Ziel gesetzt in der Ideenlehre des Aristides und vollkommener bei Hermogenes. Um die Nachahmung von Demosthenes, dem Idealredner, möglich zu machen, zerlegt man ihn in einzelne Strahlen, eben die ἰδέαι. Dann wird den Spuren der Ideenlehre vor Hermogenes nachgegangen, überall, wo χαρακτήρ, μέσος, mixtus, moderatus vorkomme, seien sie zu erkennen. Den Begriff haben schon Gorgias, Isokrates, Plato gehabt, Theophrast bilde nur Isokrates weiter. Die Stoa dagegen knüpfe an Antisthenes an, der der Meinung gewesen sei: so viel Menschen, so viel Stile. Der Verfasser der Chrestomathie sei ein stoischer Grammatiker, der kurz vor Hermogenes lebte, vielleicht der Lehrer des Mark Aurel, Eutychius Proculus von Sicca.

Eine hübsche Darstellung der Lehre von den Stilarten hat Hahne (*14*) geliefert, nur darüber läßt sich mit ihm rechten, ob mit Demetrius abzuschließen ist, und Hermogenes beiseite gelassen werden darf. Aufgestellt sind die drei genera dicendi von Theophrast, der sie den Erfahrungen der Praxis entnahm. Als Schüler des Aristoteles galt ihm das μέσον als das Höchste. Seine Lehre finden wir bei Dionys wieder, nach dem sie Hahne genau und gewandt darstellt. Allmählich aber tritt eine Verschiebung ein, das ὑψηλόν — dies der terminus des ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderts, Theophrast sagte dafür μεγαλοπρεπές — wird das Höchste. Das führt Hahne auf Hermagoras zurück. Die Lehre von den ἁρμονίαι ist Eigentum des Dionys von Halikarnaß, den Hahne höher bewertet, als es meist in der letzten Zeit üblich war. Er hat dabei eine Parallele zu des Theophrast genera schaffen wollen. Sehr ausfürlich ist Demetrius abgehandelt, worauf bei diesem zurückzukommen ist. Sein System bedeutet durch Beseitigung der μεσότης einen weiteren Fortschritt. Am Ende der Schrift wird darauf hingewiesen, daß die Charaktere des Demetrius auch für unsere Literatur verwendbar seien, und es werden einige Andeutungen nach dieser Richtung gemacht.

Auch Radermacher in seinem Aufsatze über die Anfänge des Attizismus (*29*) kommt ausführlich auf die Entwickelung der Stillehre zu sprechen. Er meint, daß die römischen Attizisten ein System anerkannt hätten, das auch in den Kreisen Epikurs vertreten war.

Hense (*37*) geht den Beziehungen zwischen dem zweiten Mimiambus des Herondas, der zum genus tenue zu stellen ist, und der attischen Gerichtsrede nach, eine hübsche Illustration für den weittragenden Einfluß der Rhetorik.

Lehnert zeigt im zweiten Teile seiner Dissertation (*13*) an ausgewählten Punkten, daß den exegetischen Homerscholien, deren Corpus spätestens 200—250 n. Chr., wahrscheinlich noch etwas früher, vielleicht parallel mit dem berühmten Viermännerkommentar zusammengestellt

wurde, dessen Quellen aber noch weiter zurückliegen, stoische Doktrin zugrunde liegt, Peripatetisches sich nur insoweit darin findet, als es Gemeingut geworden ist. Vielleicht ist auch hier der rechte Platz, um auf Hecht (*11*) hinzuweisen, der einen bestimmt abgegrenzten Teil der Reden der Ilias auf ihre Technik untersucht unter Berufung darauf, daß die Alten auch die Rhetorik auf Homer zurückgeführt haben. Ein Eingehen auf die antike Literatur über den Gegenstand fehlt. Indes könnte doch seine eigene Analyse manchem willkommen sein als Anhalt für Untersuchungen technographischer Art auf diesem Gebiete.

Da Strabo keine verächtliche Quelle für die Geschichte der Wissenschaften und somit auch für die der Rhetorik ist, müssen wir auch Stemplingers (*4*) gedenken, um so mehr, als er zeigt, daß Strabo in rhetorischer Hinsicht Attiker, in grammatischer Pergamener war, im Streit zwischen Apollodor und Theodor aber sich neutral verhielt.

Ein wichtiges Problem behandelt von Arnim im ersten Kapitel seines Dio (*21*): *Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampf um die Jugendbildung.**) Die ersten Lehrer von Beruf, und die deshalb für ihren Unterricht auch Bezahlung verlangen, sind die Sophisten. Zunächst warfen sie sich, dem besonderen Bedürfnis entsprechend, auf die gerichtliche Rede. Für Weiterstrebende fand ein Kurs in der πολιτική ἀρετή statt, allerdings auch dieser mehr formal eristisch und wenig geeignet, die Lehre von Staat, Recht, Sittlichkeit tiefer auszubilden. Daß diesen Kurs so ziemlich alle Interessenten das erstemal mitmachen, erklärt das Wanderleben der Sophisten, denn ein zweiter würde an demselben Orte zu wenig Hörer gefunden haben. Als sich das Bedürfnis zu lernen weiteren Kreisen mitteilte, und somit diese Kurse tiefer und länger wurden, wurden auch die Sophisten seßhaft. Sokrates ist ganz Erzieher, und für die Eltern waren er und Protagoras ebenso wie Plato und Isokrates Männer derselben Berufsklasse. Der Unterschied bestand darin, daß Sokrates und Plato die Wissenschaft selbst die höchste Aufgabe ist, aber selbst im Streit zwischen Plato und Isokrates dreht es sich sehr viel um die Unterrichtsmethode. Die Akademie stand neben den anderen als ein Erziehungsinstitut, das sich nur durch den Lehrplan von ihnen unterschied, und andere Sokratiker haben gar nicht in diesem Gegensatze zur Sophistik gestanden. Die Megariker und Kyrenaiker sind in den Augen des Publikums ebensogut σοφισταί wie in denen der Akademiker und Peripatetiker. Der ganze Rangstreit zwischen Rhetorik und Philosophie erklärt sich durch die Unterrichtskonkurrenz. Aristipp und Antisthenes waren gewerbsmäßige Lehrer und Erzieher, die immer Rhetorik gelehrt haben; daher des

*) Vgl. Norden (*22*), I S. 250.

letzteren Fehde gegen Isokrates. Auch Diogenes ist rhetorisch tätig gewesen, und der Streit zwischen Kynikern und Isokrateern wurde dauernd. Aber durch ihre Paradoxie wurde die kynische Schule aus dem höheren Unterrichtswesen hinausgedrängt. Daß die Begriffe Philosophie und Rhetorik ganz sich schieden, hat erst Aristoteles bewirkt, der auch darin Platos Spuren folgte. Der Name Sophistik blieb an der vulgären Rhetorschule hängen, aus der in der Kaiserzeit die zweite Sophistik hervorging. Aber die Philosophie gab, wenn auch darüber hinausgewachsen, keineswegs die Ansprüche auf die Jugenderziehung auf, darum auch die Angriffe der Isokrateer auf Aristoteles, die er in seiner Rhetorik abwehrte. Philosophie und Rhetorik werden nun getrennte Unterrichtsfächer, die am besten nebeneinander zur Erziehung zusammenwirken. Epikur lehnte ja die Rhetorik ganz ab, aber daß sie eine selbständige Disziplin war, konnte auch er nicht bestreiten. Die Stoa zog, aber damit stand sie allein, die Rhetorik in die Philosophie hinein als Teil der Dialektik, doch setzt sie den praktischen Kurs der Rhetorschule voraus und ist weder fähig noch willig, denselben zu ersetzen. Im dritten Jahrhundert war unbestritten die Philosophie die Krone alles Wissens, der jeder einige Jahre widmete, nachdem der Kurs der ἐγκύκλια μαθήματα, zu denen auch die Rhetorik gehörte, durchlaufen war. So hatte damals die Rhetorik nur eine bescheidene Stellung, was sich auch darin äußert, daß uns aus dieser Zeit keine großen Namen überliefert und keine Fehden mit den Philosophen bekannt sind. Die Peripatetiker haben stets Rhetorik getrieben, aber getrennt von der Philosophie. Sie wurde ein Hauptzweig der Schule und näherte sich allmählich den Sophisten, namentlich seit Lykon, als man selbständiger philosophischer Arbeit nicht mehr gewachsen war. Die alte Akademie hielt an Platos Standpunkt fest und pflegte neben der eigentlichen Philosophie nur die Mathematik. Aber seit Arkesilaos macht sie eine ähnliche Entwickelung durch, wie die peripatetische Schule seit Lykon. Die Reaktion gegen die Philosophie war eingetreten: Wissen steht über Erkenntnis. Die empirischen Wissenschaften herrschen. Beide Schulen lehren also auch die Redekunst, aber in anderem Sinne als die Rhetorschule. Deshalb fehlt immer noch die Rivalität. Das wird anders seit dem Aufschwung der Stoa unter Chrysipp und durch das Eindringen der griechischen Bildung in Rom. Die praktischen Römer wandten sich mehr der Rhetorik als der Philosophie zu. Damit steht auch die Schöpfung des scholastischen Systems des Hermagoras in Verbindung. Natürlich nimmt die Philosophie nun gegen die Rhetorik den Kampf um das neue Arbeitsfeld auf, den mit gleichem Eifer die drei an der berühmten Gesandtschaft von 155 beteiligten Philosophen geführt haben. Hauptvertreter der peripatetischen Polemik war Kritolaus, der

stoischen nach Philodem Diogenes von Babylon, nach Cicero und Sextus Empirikus Karneades. Die Epikureer*) spalteten sich; die einen blieben rhetorenfeindlich, die anderen wurden relativ rhetorenfreundlich, so Zeno von Sidon und sein Schüler Philodem, zu dessen Zeit der Kampf noch aktuelle Bedeutung hatte. Philodems Schrift περὶ ῥητορικῆς ist ja unsere Hauptquelle für diese Dinge. Dabei führten ungefähr alle Schulen dieselben Gründe ins Feld. Sie bestreiten die Existenzberechtigung und praktische Nützlichkeit der Rhetorik und suchen ihr Gebiet gegen das der Philosophie abzugrenzen. Man ließ die Rhetorik nur als Nebenprodukt der höchsten philosophischen Erkenntnis gelten. Natürlich ließen die Rhetoren den Angriff nicht unerwidert, und so schildert Quintilian den vollkommenen Redner scheinbar genau so wie die Philosophen, aber er hat dabei das sophistische Ideal im Auge, das alle Wissenschaften nur soweit treibt, als sie den praktischen Zwecken des Redners dienen. Ihm ist die Philosophie nur eins von diesen μαθήματα. Sie sei nur eine Fachschule. Alle Fragen, die für das praktische Leben Bedeutung hatten, nahm man für die Rhetorik in Anspruch. Das ist auch der tiefere Sinn der hermagoreischen Theorie der πολιτικὰ ζητήματα mit ihrer Unterteilung in θέσεις und ὑποθέσεις. Im ersten Jahrhundert vertrat diesen Standpunkt auch ein Philosoph. Philo von Larissa**) nahm das sophistische Bildungsideal auf, das von ihm Cicero in de oratore übernommen hat. Der Redner muß alle μαθήματα einschließlich der Philosophie kennen; dazu kommt noch die spezielle rhetorische δύναμις, die aber erst auf dieser Grundlage erworben werden kann.***) Diese Erneuerung des sophistischen Bildungsideales war von der größten Bedeutung. Gegen ihn richtet sich auch Philodem περὶ ῥητορικῆς. Das Römertum hat Rhetorik und Philosophie als gleichwertige Bestandteile anerkannt, beide machen sich keine Konkurrenz mehr. Man geht erst zum Grammatiker, dann zum Rhetor, zuletzt zum Philosophen in die Schule und treibt daneben die andern Wissenschaften, so wie es Quintilian darstellt. Popularphilosophie und zweite Sophistik sind die beiden Zweige, in die schließlich die Erneuerung des sophistischen Bildungsideals hinausläuft. Letztere kommt zur Blüte, als Quintilian seine institutio schrieb, die sich zu ihr verhält wie Theorie zur Praxis.

Aus dem sonstigen reichen Inhalt des Arnimschen Werkes interessiert uns hier noch S. 172 ff., wo ein hübscher Überblick über die

*) Über Epikur als Stilist vgl. Norden (22), I S. 123.

**) Vgl. die zustimmende Bemerkung bei v. Wilamowitz (34) Asianismus und Attizismus, S. 16.

***) Auf die dafür gegebene genaue Analyse der entsprechenden Teile von de oratore kann hier nur verwiesen werden.

Entstehung apokrypher Editionen von Reden und Deklamationen gegeben wird. Lehrreich sind die Ausführungen über die Verwendung der Stenographie bei Anfertigung solcher „falsi commentarii“.

Schon vor von Arnim hatten Philodem für diesen interessanten Konkurrenzkampf benutzt Olivier (*6*) und Sudhaus und Radermacher in der Einleitung zum supplementum der Sudhausschen Philodemausgabe (*8*). Olivier stellte im wesentlichen nur zusammen, was Philodem und Sextus Empirikus über Critolaus' Stellung zur Rhetorik boten. Viel eingehender hatte Radermacher, wozu Sudhaus Erweiterungen und Ergänzungen gibt, durch genauere Vergleichung von Philodem, Sextus und Quint. 2, 15—17 die Sache behandelt, war aber dabei zu der Ansicht gekommen, daß Critolaus gegen Diogenes polemisierte, der für die Rhetorik eingetreten sei, was er aber selbst RhMPh 54, S. 285 (*28*) als falsch fallen läßt. Wie Cicero dabei herangezogen werden konnte, zeigte Ammon in seiner Besprechung des supplementum. Gut ist aber bei Radermacher des Critolaus Angriff gegen die Rhetorik entwickelt: die Rhetorik ist kein σύστημα ἐκ καταλήψεως, ihr fehlt das sicher zu erreichende τέλος, während sogar Ungebildete oft das Überreden fertig bringen, ihr Ziel ist kein χρήσιμον. Die Parodie dieses Streites liegt vor in Lucians περὶ παρασίτου, doch wohl ein Beweis, daß auch zu seiner Zeit der Streit noch eine gewisse Bedeutung hatte.

Die praktische Seite des Schülerfanges und Gelderwerbes in diesem Kampf um die Jugendbildung hob schon Sudhaus hervor. Hierhergehöriges bringt Radermacher auch in seiner Abhandlung über den Cynegeticus des Xenophon (*18*). Die scharfe Scheidung zwischen φιλόσοφος und σοφιστής, die wohl als erster Plato aufgestellt hat, pflegte sonst im Altertum gar nicht hervorzutreten. Beide Begriffe gingen stets viel mehr durcheinander, als wie wir, die wir von Plato so stark beeinflußt sind, anzunehmen pflegen.

Die bekannte Definition des Redners als vir bonus dicendi peritus führt Radermacher (*28*) auf eine stoische Quelle zurück und bringt sie mit den eben besprochenen Problemen in Verbindung. Aus Philodem II 346 wird geschlossen, daß ihr Urheber Diogenes von Babylon gewesen sei. Dagegen erklärte sich Wilamowitz, Hermes 35, 644 (*34*).*)

2. Systematisches und einzelne Begriffe.

39. E. Norden, de rhetorico quodam dicendi genere. H 29 (1894), S. 290.

*40. A. Philippi, Die Kunst der Rede. Leipzig 1896.

*) Vgl. Radermacher, RhMPh 57 (1902), S. 313 f.

41. F. W. Müller, Über die Beredsamkeit mit besonderer Beziehung auf das klassische Altertum. Regensburg 1896.

42. W. Dittenberger, Antiphons Tetralogien und das attische Kriminalrecht. II. H 32 (1897), S. 1.

43. B. Keil, Kyzikenisches. H 32 (1897), S. 497.

44. H. Diels, Über ein Fragment des Empedokles. SPrA 1897, S. 1062.

45. F. Blaß, Die attische Beredsamkeit. III 2. 2. Aufl. Leipzig 1898.

46. Conrotte, Pindare et Isocrate, le lyrisme et l'éloge funèbre. MB 2 (1898) S. 168.

47. A. Mommsen, Die Feste der Stadt Athen im Altertum. Leipzig 1898.

48. Hauvette, les Éleusiniens d'Eschyle et l'institution du discours funèbre à Athènes. Mélanges Weil (1898), S. 159.

49. Th. Zielinski, Antike Humanität. NJklA 1 (1898), S. 1.

50. H. Lieberich, Studien zu den Proömien in der griechischen und byzantinischen Geschichtsschreibung. I. 1898. II. 1890. — Rez.: Heisenberg, BphW 1899, S. 516; vgl. S. 1052; 1901, S. 936; Prächter, ByZ 10 (1901), S. 597.

51. Herzog, Koische Forschungen und Funde, Leipzig 1899.

52. (Gildersleeve). AJPh 20 (1899), S. 111.

53. Ouvré, les formes littéraires de la pensée grecque. Paris 1900. — Rez.: Ilberg, NJklA 9 (1902), S. 507.

54. Wlassak, PW 4 (1900), S. 882.

55. F. Marx, Aristoteles' Rhetorik. BSG 1900, S. 241. — Rez.: Hammer, BphW 1901, S. 771.

56. R. Reitzenstein, Die Hochzeit des Peleus und der Thetis. H 35 (1900), S. 73 ff.

57. Fr. Beyschlag, Ein Beispiel des ordo Homericus bei Sophokles. BayrGy 36 (1900), S. 16.

Das Werkchen von Müller(*41*) zerfällt in zwei Teile: I. „Definition und Charakteristik der Beredsamkeit, ihre Grundbedingungen und ihre vorzüglichen Eigenschaften“, was auf eine Behandlung der 5 Redeteile hinausläuft, und II. „Griechische und römische Beredsamkeit. Sophistik und Rhetorik. Cicero als Redner und Lehrmeister der Redekunst.“ Bei der Beurteilung des Werkchens muß man, um nicht ungerecht zu sein, in Betracht ziehen, daß der Verfasser Mediziner ist, denn für einen

Philologen dürfte es als Leitfaden kaum brauchbar sein, da es sich im wesentlichen auf Plato und ganz besonders Cicero als Quellen beschränkt und nicht frei von Irrtümern ist. Besonders Teil II, der im wesentlichen historisch sein soll, bietet mangels eingehender Kenntnis der Geschichte der Rhetorik ein völlig schiefes Bild.

Blaß' Zusammenstellung der Urteile der Rhetoren über die von ihm behandelten Redner ist in der neuen Auflage der Beredsamkeit (*45*) im wesentlichen die alte geblieben.

Ein eigenartiges, mit philosophischen Gedanken durchsetztes Werk sind Ouvrés formes littéraires (*53*). Er will nachweisen, daß die griechische Literatur bis zum Beginn der Alexandrinerzeit von der Poesie zur Prosa fortgeschritten sei in gebundenen — vielleicht ist der Ausdruck herrschenden deutlicher — Formen (formes liées), so daß jede dieser Formen in jedem der beiden Hauptgebiete einmal die Herrschaft ausübte. Sobald das unvermittelte Nebeneinander eintritt, beginnt nach ihm die griechische Renaissance. Und das ist die Zeit der Alexandriner. Als letzte der selbständigen Formen wird die Rede behandelt. Hübsch sind eine Reihe von Bemerkungen über den Rhythmus. Durch ihn werden die Gedanken reflektiert. Bei Demosthenes sei die Periode eine Symphonie, bei Isokrates eine kontrapunktliche Übung.

Über die Verknüpfung des Proömiums mit der eigentlichen Rede vgl. Hirzel im Dialog I, S. 295 ff. (*9*). Lieberich (*50*) behandelt in 2 Programmen die Proömien der griechischen Historiker von Hekatäus bis Zosimus. Die Behandlung geht aus von der Theorie, die Lucian in „Wie man Geschichte schreiben soll" aufgestellt hat, unter deren Berücksichtigung dann die Proömien der einzelnen Historiker durchgegangen werden, und die Entwickelung der darin vorkommenden Hauptgedanken nach Originalität oder Abhängigkeit von früheren Mustern klargelegt wird. Thukydides bildete den Höhepunkt dieser Entwickelung. Dann gewinnt die Rhetorik Raum, und die alten Topen kehren immer und immer wieder. Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der τόποι.

Über κλοπή und ἱεροσυλία, die so oft in den Deklamationen verwendet werden, handelt Dittenberger, Hermes 32, S. 12 (*42*). Über die Epitaphien vgl. Mommsen, Feste der Stadt Athen, S. 298 (*47*) und Hauvette (*48*). Conrotte (*46*) zieht interessante Parallelen zwischen der Lyrik und dem Epitaphios, die Disposition und τόποι betreffen. Über die Topik von Reden bei Bitt- und Dankgesandten anläßlich des durch Erdbeben veranlaßten Schadens spricht Herzog (*51*), S. 141, sowie B. Keil (*43*), S. 499. Letzterer handelt S. 497 über ἐπικήδειος. Auf den λόγος βασιλικός kommt Peter in der geschichtlichen Literatur der Kaiserzeit (*19*) mehrfach zu reden, am ausführlichsten I S. 282,

dazu S. 300, 316, 330, 380. Ebenda S. 330 finden sich Notizen über Briefe als rhetorische Literaturgattung. Reitzenstein (*56*) verflicht in seine Abhandlung über die Hochzeit des Peleus und der Thetis Hinweise auf die Rhetorik des Pseudo-Dionys und Menander und auf die einschlagenden rhetorischen Schulthemata in der griechischen und lateinischen Literatur seit dem 4. nachchristlichen Jahrhundert.

Die juristische Behandlung der coniectio causae durch Wlassak (*54*) wird manchem wertvoll sein. Bei Zielinski (*49*) lesen wir S. 16: „Aus der Gesetzgebung vertrieben, zog sich die διάνοια (Gegensatz zu ῥητόν) in die Rhetorik zurück. Diese wurde somit zu einer wahren Rechtswissenschaft in partibus. Der erste Prozeß nach dem Status ῥητόν καὶ διάνοια ist der des Pasios contra Strepsiades. Pheidippides ist eine Neuauflage des καταπήγων der Δαιταλεῖς, und dieser wird ziemlich ausdrücklich als Schüler des Thrasymachus eingeführt, also stammt dieser Status von ihm. Aber Segen hat das nicht gebracht, da es an einem assimilierenden Organ der Gesetzgebung fehlte. Das brachte in Rom die Prätur." Daß die Keime der Statuslehre bereits in der Rhetorik des Aristoteles entwickelt sind, in Buch III sogar schon bestimmte Reihen auftreten, so daß auch hier von Anfang der Entwickelung der Rhetorik an die Kontinuität hergestellt ist — voraristotelische Spuren finden wir ja auch —, erweist Marx (*55*).

Nach Radermacher, RhMPh 54, S. 378 (*29*) hat sich die Lehre vom Ethos im Zusammenhang mit den Suasorien und Kontroversien der Schulrhetorik entwickelt und ausgebildet. Einige Bemerkungen zur σεμνότης macht Gildersleeve (*52*).

In Eupolis' δῆμοι 18 will Wilamowitz, Aristoteles und Athen I, S. 180 (*2*) das spätere κατ' ὅλου καὶ μέρος erkennen. Bemerkungen über das σχῆμα ἀπὸ κοινοῦ, angeknüpft an die Schrift eines Epikureers (Philodem?) vol. Hercul. 1012, macht Diels (*44*), über den ordo Homericus Beyschlag (*57*).

Ausgehend von Apul. de deo Socr. 16: sunt autem in posteriore numero praestantiore longe dignitate super his aliud augustius genus daemonum weist Norden (*39*) ähnliche Wendungen in Menge bei griechischen und lateinischen Autoren nach, zuerst Dem. ol. 3, 15. Oft, aber nicht immer, steht πρότερος dabei.

3. Rhythmik.

Bei der großen Bedeutung, die das Studium des Rhythmus in neuester Zeit für die Rhetorik erlangt hat, sollen die darauf bezüglichen Studien in einem besonderen Kapitel vereinigt werden. Besonders hier hat Nordens *Kunstprosa* (*22*) auf das nachhaltigste eingewirkt.

58. J. May, Zur Kritik der Reden des Demosthenes. Offenburg. I. 1894. II. 1895.

59. H. Gräven, Ein Fragment des Lachares. H 30 (1895), S. 289 ff.

60. E. Norden, de Minucii Felicis aetate et genere dicendi. Greifswald 1897.

61. C. Litzika, Das Meyersche Satzschlußgesetz in der byzantinischen Prosa. München 1898. — Rez.: Heisenberg, BphW 1899, S. 438.

62. W. Crönert, Über rhythmische und akzentuierende Satzschlüsse der griechischen Prosa in ihren Wechselbeziehungen. Verhandlungen der Bremer Philologenversammlung 1899, S. 66.

63. W. Crönert, Zur griechischen Satzrhythmik. RhMPh 54 (1899), S. 593.

64. F. Blaß, Neuestes aus Oxyrrhynchos. NJklA 3 (1899), S. 30.

65. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 214.

66. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 635.

67. Th. Thalheim, Der Rhythmus bei Lykurg. Hirschberg i. Schl. 1900. — Rez.: Drerup, BphW 1900 S. 1313.

68. G. Schultz, Beiträge zur Theorie der antiken Metrik. H 35 (1900), S. 314.

69. F. Blaß, Der Rhythmus bei den attischen Rednern. NJklA 5 (1900), S. 416.

May (*58*) analysiert rhythmisch die erste Philippika, in der er im Anschluß an Blaß eine Reihe von parallelen Kola und viele Responsionen feststellt. Im 2. Teile druckt er die ganze Rede von § 33 an in Kola abgeteilt ab. Insbesondere diese letztere Übersicht ist für das Studium und zur Einführung in die antike Rhythmik nicht ohne Wert, zumal, da bloße Schemata gegeben sind, so daß sich nicht aller Augenblicke eine fertige Theorie zwischen den Leser und Demosthenes schiebt.

Interessant ist, wie Norden S. 16 ff. seines Programms (*60*) zeigt, wie dem Rhythmus zuliebe auch ungewöhnliche Formen und Konstruktionen angewendet werden, was ja auch die rhetorische Theorie empfiehlt. S. 29 ff. folgt eine eingehende Behandlung der Asyndeta.

Blaß' Standpunkt in der attischen Beredsamkeit (*45*) ist zu bekannt, als daß es nötig wäre, gelegentlich der Neuauflage des Schlußbandes hier nochmals auf sie zurückzukommen. Gegen seine Art, den Prosarhythmus zu behandeln, wenden sich Drerup und Thalheim. Nach Drerup in der Rezension von Blaß hat Isokrates unter Rhythmus verstanden die Durchführung der Kola in bestimmten Rhythmenge-

schlechtern und zweckentsprechende Mischung der Rhythmen innerhalb der Periode. Eine ziemlich scharfe Absage an Blaß bedeutet Thalheims Programm (*67*), zumal gegen rhythmischer Entsprechungen zuliebe vorgenommene Textesänderungen. Er betont, daß die alten Theoretiker Abwechselung verlangen. Den Ausdruck Rhythmus gebraucht Aristoteles für den auf Wohlklang abzielenden Tonfall innerhalb der einzelnen Satzglieder. Drerup hat auch diese Schrift rezensiert. Die rhythmische Klausel spiele in der älteren Zeit noch keine Rolle, der Rhythmus bestehe damals in kunstvoller aber freier Rhythmisierung der einzelnen Kola, bei der eine gewisse Abwechselung sich als selbstverständliche Forderung ergibt. Auf Thalheim antwortet Blaß in den neuen Jahrbüchern (*69*). Er geht von Isokrates aus. Die Kunstprosa sei dem Dithyrambus ähnlich, selbst mit den strophischen und monodischen Partien der Tragiker lasse sie sich vergleichen. Sichentsprechen benachbarter Teile gehört zum Wesen des Rhythmus, nur darf dieselbe Entsprechung nicht zu oft wiederkehren, damit sie nicht auffällt; denn der Hauptunterschied zwischen poetischem und prosaischem Rhythmus ist, daß ersterer augen- oder besser ohrenfällig ist, letzterer aber nur unbewußt empfunden werden soll. Die späteren Theoretiker von Cicero und Dionys von Halikarnaß ab stehen nach Blaß außerhalb der Tradition, nach des Referenten Ansicht ein sehr bedenklicher Satz. Periodik (Kola) und Rhythmus sind zwei verschiedene, voneinander ganz unabhängige Dinge. Über die Rhythmen als Hilfsmittel zur Textkritik spricht er aber hier vorsichtiger. Endlich streift Blaß unser Gebiet noch in seinem Aufsatz: Neuestes aus Oxyrrhynchos (*64*) anläßlich der Besprechung des Aristoxenusfragmentes.

Nach Schultz (*68*) gibt es in der antiken Poesie überhaupt keinen Versakzent. Sollte dem so sein, so wären sich Kunstprosa und Poesie noch näher gerückt.

Über rhythmische Entsprechung im Makkabäerbuche siehe Wilamowitz (*65*). Seine interessanten Bemerkungen über Periodik und Rhythmik, Hermes 35, (*34*) wolle man unter Asianismus und Attizismus nachlesen, wo sie, um nicht aus dem Zusammenhang gerissen zu werden, ihre Stelle haben. Entschieden weist er ab, daß in der Prosa des Demosthenes und Aristoteles rhythmische Entsprechungen möglich seien. Hübsch ist Radermachers Beobachtung (*18*), daß die Namen der 21 Helden im Proömium zu Xenophons Cynegeticus nach rhythmischen Gesichtspunkten aufgezählt sind. Crönert behandelt im Rheinischen Museum (*63*) die Kola bei Josephus und noch eingehender in der Inschrift des Diogenes von Oinoanda. Hiat und Rhythmus bedingen sich nicht gegenseitig. Abschließend werden einige Bemerkungen über den Akzent in der Klausel gemacht.

In die Zeit des akzentuierenden Satzschlusses führen uns die noch übrigen Arbeiten.

Gräven (*59*) konstatiert, daß im Proömium des Lachares, in den Prologen des Prokop von Gaza, sowie auch sonst oft bei diesem, und in den Beispielen der Progymnasmen des Nikolaus dem letzten Akzent eines Kolons zwei unbetonte Silben vorausgehen.

Damit sind wir bei dem sogenannten *Meyerschen Satzschlussgesetz* angelangt, das Litzika (*61*) einer nochmaligen Revision unterzieht. Er findet, daß nach dem natürlichen Bau der mittelgriechischen Sprache etwa 80 Prozent aller Satzschlüsse der Meyerschen Regel entsprechen müssen, was auch an Stichproben aus Autoren wie Demosthenes, Lysias, Polybius u. a. belegt wird. Auch später verhält sich jeder Schriftsteller zu diesem Gesetz nach seinem Gutdünken, wie ebenfalls die Proben zeigen. Bewußt rhythmisch sind nur wenige gewesen. Also als Gesetz ist die Meyersche Entdeckung nicht zu halten, aber für die Textkritik und manches sprachliche Problem bleibt sie von außerordentlicher Bedeutung.

Mit der Zeit des Überganges von quantitierender zu akzentuierender Prosa, womit der antiken Tradition ein Ende gemacht wird, befaßt sich Wilamowitz (*64*). Dieser Termin ist ungefähr das Ende des 3. Jahrhunderts. Longin ist noch Gegner des akzentuierenden Prinzipes. Schon um der Satzschlüsse willen mußten die Späteren von Hermogenes zu Aphthonius übergehen.

Crönert (*62*) macht darauf aufmerksam, daß schon Clemens Alexandrinus, Alkiphron, Galen, Tatian, Athenagoras, Apollonius Dyskolus, Appian, Polyän, Arrian und selbst Josephus, der eine in dieser, der andere in jener Weise in den Enden der Kola auch den Wortakzent mit beachten. Im Doppelkretikus, der die meisten Anhänger aufweist, bereitet sich das Meyersche Gesetz vor. Älian und Philostrat bevorzugen auffallend dem Meyerschen Gesetz widerstrebende Schlüsse, offenbar ein Zeichen bewußten Widerstrebens. Am Schluß wird gezeigt, wie sich Beobachtungen über die rhythmische Gestaltung der Klausel zu Echtheitsuntersuchungen verwenden lassen.

II. Zu den einzelnen Autoren.

1. Die Anfänge und die Sophistik.

70. E. Schwartz, commentatio de Thrasymacho Chalcedonio. Rostock 1892.

71. K. Joel, Der echte und der xenophontische Sokrates. I. Berlin 1893.

72. B. Keil, Das System von Kleisthenes' Staatskalender. H 29 (1894), S. 320.

73. A. Weinhold, Bemerkungen zu Platos Gorgias als Schullektüre. Grimma 1894.

74. Th. Gomperz, Griechische Denker. I. Leipzig 1896. Rez.: Wellmann, AGPh 15 (1902), S. 115.

*75. Schneider, Spuren sophistischer Polemik bei Herodot und Thukydides. Eos III (1896), S. 49. — Rez.: Dembitzer, WklPh 1897, S. 179.

76. A. Gercke, Die alte τέχνη ῥητορική und ihre Gegner. H 32 (1897), S. 341. — Rez.: Apelt, AGPh 14 (1901), S. 406.

77. Freeman-Lupus, Geschichte Siziliens. II. Leipzig 1897.

78. L. Radermacher, Studien zur Geschichte der antiken Rhetorik. I. Timäus und die Überlieferung über den Ursprung der Rhetorik. RhMPh 52 (1897), S. 412.

79. Platons ausgewählte Dialoge erklärt von Hermann Sauppe. III. Gorgias hsg. von Alfred Gercke. Berlin 1897.

80. Th. Gomperz, Beiträge zur Kritik und Erklärung griechischer Schriftsteller. SWA 1898. VI.

81. F. Susemihl, Neue platonische Forschungen. Erstes Stück. Greifswald 1898.

82. K. Münscher, Ἰσοκράτους Ἑλένης ἐγκώμιον. RhMPh 54 (1899), S. 248.

83. O. Navarre, Essai sur la rhétorique grecque avant Aristote. Paris 1900. — Rez.: Delarvelle, Bucr 21 (1901), S. 403; J. Burkhard, ZöGy 54 (1903), S. 213.

84. F. Susemihl, Über Isokrates 13, 9—13 und 10, 8—10. RhMPh 55 (1900), S. 574.

85. A. Römer, Zu Xenophon memorab. 1, 2, 58. BayrGy 36 (1900), S. 640.

86. L. Radermacher, Zu den Fröschen des Aristophanes. Ph 57 (1898), S. 227.

Ein zusammenfassendes Werk über die *Anfänge der griechischen Rhetorik* hat Navarre geliefert (83), der im ersten Teile: histoire de la rhétorique grecque avant Aristote ungefähr ein Parallelunternehmen zu Spengels συναγωγὴ τεχνῶν gibt, aber insofern über ihn hinausgeht, als er auch die erhaltenen Reden und die theoretischen Betrachtungen der späteren Rhetoren für seine Zwecke ausbeutet. Diese sekundären

Quellen sind auch mit der nötigen Vorsicht benutzt. Und wenn nun auch die Umrisse des von Spengel entworfenen Bildes kaum irgendwo verändert werden, so hat es Navarre doch wesentlich bereichert, in Einzelheiten vervollständigt und lebendiger gestaltet. Das gilt besonders für, die Sophisten, in deren Bann eine ganze Generation stand, für Antiphon auch für Isokrates, als dessen Hauptverdienst die Anwendung der sokratischen Methode auf die Rhetorik, wodurch diese ihren Höhepunkt erreichte, gebührend hervortritt. Besonders interessant und wertvoll ist aber der zweite Teil: essai de restitution d'une rhétorique grecque du 4ième siècle avant J. C. Dieser Versuch, ein rhetorisches Lehrbuch des 4. Jahrhunderts zu rekonstruieren, ist unternommen mit besonnener Quellenverwertung und ohne die Sucht, neue Hypothesen aufzustellen, allerdings mit Beschränkung auf die Gerichtsrede. Und wenn auch einige Einzelheiten problematisch sein sollten, im großen und ganzen ist er durchaus gelungen. Zugleich finden sich in dieser Partie Anfänge zu einer Topensammlung.

Geschickt erweist Radermacher (*78*), daß der Bericht über die Anfänge der Rhetorik in den Hermogenesscholien IV 1 und VII 6 bei Walz durch Vermittelung einer stoischen Quelle aus Timäus stammt. Korax, Teisias, Gorgias bilden eine direkte διαδοχή. Aristoteles weicht zum Teil von Timäus ab, vor allem darin, daß bei ihm das δικανικὸν γένος den Ausgangspunkt bildet, bei Timäus das συμβουλευτικόν. Timäus sei aber besser unterrichtet als Aristoteles.

Da die *Sophisten* gern die Dialogform anwendeten, gedenkt ihrer natürlich auch Hirzel im Dialog (*9*); nach der speziell rhetorischen Seite I 59 f., 93.; II 91 ff., 99. Auf sie führt Norden in der Kunstprosa (*22*) manchen Fachausdruck zurück, der erst später bezeugt ist.

Äußerst gewandt und anziehend schildert Gomperz die Sophisten in seinen griechischen Denkern S. 331 ff. (*74*), der sie treffend halb als Professor, halb als Journalist charakterisiert, ihre gesellschaftliche Stellung beleuchtet und ihren gegen Honorar ausgeübten Lehrerberuf hervorhebt, in dem er das einzige allen wirklich Gemeinsame sieht. Sie werden der Ersatz für die Rhapsoden. *Protagoras* hat große Verdienste um die Ausbildung der forensischen Beredsamkeit. Sein in Mißkredit gekommener Satz: τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν ist relativ zu fassen und so nicht nur richtig, sondern auch von aller Rhetorik aller Zeiten befolgt worden. Daran, daß der Verfasser von Ps. Hippocr. von der Heilkunst mit großer Wahrscheinlichkeit Protagoras sei, hält er fest. Einige Bemerkungen zu dieser Schrift gibt er in den Wiener Sitzungsberichten (*80*). Diese pseudohippokratische Schrift sieht Gercke (*76*), S. 353 als Gegenschrift auf einen von Protagoras oder einem seiner Gesinnungsgenossen gemachten Angriff auf die Heilkunde an.

Den Inhalt von Schneiders Schrift (*75*) kenne ich nur aus dem Referate Dembitzers, woraus hervorgeht, daß sie mit der Rhetorik wenig zu tun hat. Das Gespräch bei Herodot VII 101 zwischen Xerxes und Demaratos gehe auf Antiphon περὶ ἀληθείας zurück, gegen welche Schrift Thukydides in der Leichenrede II 40 polemisiere, selbst aber sich an Protagoras περὶ ἀληθείας angeschlossen habe.

Die platonischen Schilderungen der Persönlichkeit der Sophisten (Gorgias, Protagoras, Prodikos, Hippias, Thrasymachus, Polos, Euthydem, Dionysodor) bespricht und charakterisiert Bruns im Porträt (*16*), S. 254 ff.

Navarre (*83*), S. 24 ff. setzt vier Haupttätigkeiten der Sophisten an: öffentliche Vorlesungen, Improvisation, Dichtererklärung, eristische Streitigkeiten. Neu haben sie die Logik gefunden, was es erklärlich macht, daß sie mit ihren Schlüssen oft übers Ziel schießen, und die loci communes ausgebildet. Sie haben auch die Bedeutung einer hoch entwickelten Literatursprache erkannt. Angefügt ist ein Kapitel über die sophistische Beredsamkeit bei den Tragikern, wozu zu vergleichen ist Norden (*22*), S. 29 und 75.

Von der größten Bedeutung für die Entwickelung der Rhetorik ist unter den Sophisten *Gorgias*, dem sich auch das Interesse in unserer Periode öfters zugewandt hat. So gleich Wilamowitz, Aristoteles und Athen (*2*) I, S. 173. Nach ihm hat Gorgias im 4. Jahrhundert nicht mehr geschriftstellert. Die erhaltene Helena ist nicht von ihm. Plato habe Gorgias immer hoch geschätzt. Letzteres betonen auch Weinhold (*73*) und Gercke in der Einleitung zum platonischen Gorgias (*79*).

Keil (*72*) stellt die Behauptung auf, daß Gorgias im wesentlichen auf dem Standpunkt der alten attischen Rhetorik stand. Deshalb hatte er bei seinem ersten Auftreten in Athen solchen Erfolg. Seine Rhetorik wurde mit der altattischen zugleich überwunden, darum fand er später in Athen den Boden nicht mehr so günstig.

Die Disposition des gorgianischen Palamedes untersucht Schwartz de Thrasymacho Chalcedonio (*70*), S. 8.

Weinhold (*73*) führt aus, daß Gorgias eine Scheidelinie zwischen seiner Kunst und der der Sophisten zog, im Bewußtsein, daß seine Bedeutung in der wirklichen Ausübung der Beredsamkeit liege. Aber Plato zeigt, daß trotzdem seine Tätigkeit zu demselben Ergebnis führe wie die der Sophisten.

Eine hübsche Skizze entwirft Croiset (*10*) IV, S. 57, ohne eigentlich Neues zu bringen. Eine echte Probe gorgianischen Stiles biete nur der Epitaphios, denn Helena und Palamedes seien nur möglicherweise echt.

Gomperz (*74*) preist S. 380 ff. Gorgias als einen der Begründer der

griechischen Kunstprosa. Von besonderem Interesse sind die Parallelen zu Gorgias' Stil aus der Renaissancezeit. Die beiden Deklamationen bezeichnet er als unecht.

v. Arnim (*21*) sieht einen besonderen Fortschritt darin, daß Gorgias, der seinem Wesen nach Rhetor war und eine τέχνη geschrieben hat, sich nicht auf die Gerichtsrede beschränkte, sondern zur politischen Beredsamkeit erziehen wollte, was dann Isokrates vollendete. Die παίγνια — für die Unechtheit der erhaltenen lassen sich keine durchschlagenden Gründe anführen — dienten dazu, Publikum anzulocken und zur Übung in der formalen Technik, da es sein Streben war, eine Kunstprosa zu schaffen, die mit der Dichtung wetteifern kann.

Und das hat nun Norden (*22*) besonders herausgehoben, für den ja Gorgias der Ausgangspunkt seines ganzen Werkes ist (vgl. S. 11). Daß Gorgias des Empedokles Schüler in der formalen Rhetorik gewesen sei, wie Diels behauptet hatte, lehnt er ab. Die sogenannten gorgianischen Figuren waren längst vor Gorgias bekannt; sein Verdienst ist es nur, diese allgemeinen Eigentümlichkeiten der Zeit in bindende Form gebracht und verwertet zu haben, wobei er allerdings der Gefahr der Übertreibung nicht entgangen ist. Die Helena hält er für echt, was er schon das Jahr vorher in seinem Programm über Minucius Felix ausgesprochen hatte (*60*). Da Gorgias nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Aristoteles rhet. 3, 7 die παίγνια μετ' εἰρωνείας geschrieben habe, so sei kein Anstoß an der Form zu nehmen.

Gercke in seinem Hermesaufsatze (*76*) stellt die Behauptung auf, die er in der Einleitung zur Sauppeschen Gorgiasausgabe (*79*) ohne das gelehrte Beweismaterial wiederholt, alle älteren Lehrbücher der Rhetorik bis auf das des Polos hätten nach kurzer theoretischer Einleitung lediglich Musterbeispiele zum Auswendiglernen für mehr oder weniger wörtlichen Gebrauch enthalten. Umfassende theoretische Anweisungen oder gar ein systematisches Lehrgebäude seien nicht darin enthalten gewesen. Und die τέχνη des Gorgias habe folglich auch nicht anders ausgesehen. Seine Untersuchungen zeigen zur Evidenz, daß Gorgias eine τέχνη hinterlassen hat. Aber die weiteren Behauptungen über den Inhalt dieser τέχναι dürften trotz des großen Anfwands von Scharfsinn und Gelehrsamkeit kaum stichhaltig sein. Wozu wäre der ganze mündliche Unterricht dagewesen, wenn man weiter nichts zu bieten hatte, als eine schriftliche Mustersammlung zum Auswendiglernen? Wie konnte bei Gerckes Ansicht eine solche τέχνη in Versen abgefaßt sein, wie es Plato von Euenos bezeugt? Im Grunde genommen wird die τέχνη des 5. Jahrhunderts in ihrer Anlage sich von der des 4., für die wir in der Rhetorik ad Alexandrum ein Beispiel haben, nicht wesentlich unterschieden haben, nur daß sie im Detail immer dünner und ärmer

wurde, je weiter wir rückwärts kommen. So hat denn Gercke auch Entgegnungen erfahren, von Blaß (*45*), S. 356 und besonders ausführlich von Susemihl (*81*). Letzterer hält S. 18 anm. die Helena sicher für unecht. Beim Palamedes zweifelt er, vgl. auch Rheinisches Museum 55, S. 581 (*84*). Auch Münscher (*82*) schreibt die Helena einem Schüler des Gorgias zu.

Ein scharfer Verteidiger gegen Plato ersteht Gorgias in Freeman (*77*), S. 359: „Der Name des Gorgias ist wohl dadurch am besten bekannt, daß Plato ihn und seinen Schüler Polos als zwei der vielen Opfer wählte, welche er dem Ruhm seines eigenen Lehrers abschlachtete. Wir haben das Recht, uns gegen einen Schüler des Sokrates auf einen anderen zu berufen, der das Leben besser kannte. Xenophon anab. 2, 6 erzählt, daß Proxenos mit Erfolg Schüler des Gorgias war zum Zwecke des γενέσθαι ἀνὴρ τὰ μεγάλα πράττειν ἱκανός."

Noch besonders sei des Abschnittes bei Navarre (*83*) gedacht. Als echt wird nur der Epitaphios anerkannt, dessen Fragmente genau analysiert werden. Seine Lehren habe zuerst Polos aufgezeichnet. Was man aus der Poesie überhaupt in die Prosa übernehmen konnte, ist durch Gorgias übernommen worden. An Stelle des Verses treten die πάρισα. Die ganze epideiktische Rede ist nach Analogie der Lyrik aufgebaut. Speziell die gorgianischen Figuren werden schon in der vorangehenden Poesie aufgezeigt. Nicht ohne Interesse ist, daß sich bei Empedokles nicht mehr findet als bei anderen Zeitgenossen,*) eine besonders wertvolle Partie. „Des Gorgias Rhythmus besteht in der Antithese," ist wohl eine zum wenigsten leicht mißzuverstehende Ausdrucksweise. Auch das grammatische Verdienst des Gorgias wird behandelt.

Über Gorgias' Schüler *Polos* ist Gerckes Einleitung zum platonischen Gorgias zu vergleichen (*79*). Plato Gorgias 448c scheint ziemlich wörtlich aus seiner τέχνη übernommen zu sein, in der er besonders Gorgias' Richtung nach der formalen Seite weiterführte.

Was über *Polykrates von Samos* geschrieben worden ist, steht in Zusammenhang mit dem Prozeß des Sokrates. Nur Münscher (*82*), S. 258 charakterisiert den ganzen Mann. Er sei ziemlich unbedeutend gewesen. Die Anklageschrift gegen Sokrates erregte in den Kreisen der Sokratik, nicht in denen der Rhetoren, Unwillen. Zudem lebte er nicht in Athen. Die Polemik in der Helena des Isokrates gehe nicht auf ihn, sondern auf Alkidamas.

Die Kontroversen über seine Anklage des Sokrates können hier nur kurz berührt werden. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I, S. 183 (*2*) stellte als unanfechtbare relative Chronologie auf: 1. Platos Gorgias; 2. Polykrates; 3. Platos Menon, Lysias für Sokrates, Isokrates Busiris,

*) Vgl. Norden.

letztere drei unter sich noch nicht sicher datierbar. Alle 5 Schriften sind in der Zeit von 394—390 verfaßt. Joel (*71*), S. 481 vermutet, daß Polykrates Antisthenes habe treffen wollen, da andere Sokratiker zurzeit nicht in Athen waren, für den sein Freund Lysias geantwortet habe. Bruns tritt, literarisches Porträt (*16*), S. 193 dafür ein, daß die Anklage als vollster Ernst zu nehmen sei, nicht als rhetorische Spielerei, wie die streng sachlichen Gegenschriften beweisen. Besonders ausführlich ist Gercke (*79*), S. XLIII ff., woranf nur verwiesen werden kann. Römer endlich (*85*) erklärt im Gegensatz zu allen anderen: Die Darstellung Xenophons hat mit der des Polykrates nichts zu tun.

Von *Euthydem* stellt Joel (*71*), S. 369 ff. die These auf: Einen Sophisten Euthydem hat es nie gegeben. Mit ihm verschwindet auch die sophistische oder vorsokratische Eristik.

Zoilus ist nach Susemihl (*84*), S. 581 der Rhetor, gegen den Isokrates Helena 8—13 gerichtet ist. Möglicherweise gab es von ihm eine eigene Rede auf Verbannung und Bettelstab.

Hirzel bemerkt im Dialog (*9*) I, S. 374 ff. in der Besprechung von *Bion*, daß dieser eigentlich Sophist war, wie denn überhaupt in der ganzen kynischen und kyrenäischen Schule sich damals und nicht erst damals die Sophistik regte, und die Beziehungen zwischen Kynikern und asianischen Rhetoren vielleicht näher sind, als man meint.

Blaß fragt Beredsamkeit (*45*), S. 366, ob die Tetralogien des Antiphon etwa *Theodoros von Byzanz* zuzuschreiben seien, was er aber dann selbst wieder negiert. Nach Susemihl (*84*), S. 580 liegt in Isocr. 13, 9 ff. vielleicht eine Polemik gegen Theodoros von Byzanz.

Den Schluß von Aristophanes' Fröschen verwendet Radermacher (*86*) im Interesse der sophistischen Rhetorik, da er lehrreich ist für die rhetorische Terminologie. Vs. 971 ff. wird die περίστασις verwertet. Deutlichkeit und richtige Wortwahl werden gefordert, Tautologien und Einfügen von Flickwörtern verworfen.

2. Thrasymachos von Chalcedon.

87. G. Kaibel, Stil und Text der πολιτεία Ἀθηναίων des Aristoteles. Berlin 1893.

Schwartz, s. Nr. 70.

Nachdem so die Rhetoren behandelt sind, die zu den Sophisten gerechnet zu werden pflegen, wenden wir uns zu Thrasymachus, dem anderen Begründer der Kunstprosa neben Gorgias. Ihm widmete Schwartz eine ausführliche Studie (*70*). Er geht davon aus, daß es bereits vor Gorgias in Athen eine entwickelte Redekunst gegeben haben muß. Man braucht sich nur die Werke des Euripides anzusehen,

Vor 427 ist in Athen aber nur Thrasymachus als Lehrer der Beredsamkeit bekannt, der seinen Unterricht auch speziell auf das Attische zugeschnitten hatte. Dann wird sein Schriftenkatalog bei Suidas durchgegangen und kritisch besprochen. Die ἀφορμαί ῥητορικαί waren eine Topik, wovon die ὑπερβάλλοντες, die Plutarch erwähnt, wohl ein Doppel- oder Teiltitel waren. Die sonst genannten ἔλεοι und προοίμια waren wohl Teile der τέχνη. Die μεγάλη τέχνη der Aristophanesscholien (ad aves 880) möchte Schwartz als Gesamtausgabe der drei rhetorischen Schriften erklären. Dann statuiert die Arbeit mit Übergehung der sattsam bekannten Verdienste um den Rhythmus, daß Thrasymachus zuerst die Bedeutung der Affekte für die Rhetorik erkannte und verwertete. Auch das übliche Schema der Disposition, das die Späteren gern benutzten, wird von ihm stammen, was durch Vergleichung der Dispositionen bei Euripides, Antiphon und Gorgias' Palamedes erschlossen wird. Zuletzt wird seine Theorie vom Staate einer Besprechung unterzogen.

Des weiteren ist zu verweisen auf Wilamowitz, Aristoteles und Athen I, S. 173 (*2*).

Kaibel (*87*), S. 36 setzt Thrasymachus als Grenze für den Gebrauch der verschiedenen Dialekte an. Seit ihm ist die attische Schriftsprache ebenso selbstverständlich, wie vorher die ionische. B. Keil (*72*) geht im wesentlichen mit Schwartz, meint aber, daß vieles, was dieser auf Thrasymachus zurückführt, bereits vor ihm allgemein attischer Brauch gewesen sei.

Norden (*22*), S. 44 ff. zeigt, daß Thrasymachus ebensowenig wie Gorgias etwas ganz Neues erfunden hat mit seiner rhythmischen Rede, sondern nur bewußt verwertet hat, was sich bereits vorfand. Den Spuren des Rhythmus in der Prosa vor Thrasymachus wird genauer nachgegangen.

Zielinski (*49*) führt den status κατὰ ῥητὸν καὶ διάνοιαν auf Thrasymachus zurück.

3. Antiphon.

88. Th. Thalheim, Antiphon von Rhamnus und M. Wellmann, Antiphon sophista. PW I, S. 2528 (1893).

89. B. Keil, Athens Amtsjahre. H 29 (1894), S. 32 ff.

90. E. Szanto, Zu den Tetralogien des Antiphon. Archäol.-epigr. Mitteilungen aus Österreich 19 (1896), S. 71.

91. W. Dittenberger, Antiphons Tetralogien und das attische Kriminalrecht. H 31 (1896), S. 271; 32 (1897), S. 1.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet
von

Conrad Bursian

herausgegeben
von

W. Kroll.

Dreiunddreissigster Jahrgang

1905.

Mit den Beiblättern:

Bibliotheca philologica classica
Jahrgang XXXII (1905).

Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde.
Jahrgang XXVIII (1905)

Der ganzen Reihe

Band 125 bis 128.

Zweites und drittes Heft.

Band CXXV Seite 113–256. – Band CXXVII Seite 1–80.

Leipzig.

O. R. Reisland.

Karlstrasse 20.

Der Subskriptionspreis des „Jahresberichtes“ (jährlich erscheinen [illegible] Hefte) beträgt netto 32 Mk., derselbe erlischt vier Wochen nach Erscheinen d[illegible] Heftes, und kostet der Jahrgang dann netto 36 Mk.

[illegible] zur Besprechung oder Titelaufführung e[illegible], [illegible] Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. R[illegible] der [illegible]onsexemplare findet nicht statt.

Ausgegeben Mitte Juni 1905.

INHALT:

Erste Abteilung.

Dritte Abteilung.

*92. S. Schneider, Der Sophist Antiphon als Seelenarzt. Eos 4 (1897), S. 129. — Rez.: Dembitzer, WklPh 1899, S. 586.

93. O. Immisch, Die Apologie des Sokrates. NJklA 5 (1900), S. 406.

Gehen wir nunmehr zu Antiphon über, so drängt sich zunächst die Frage auf, ob der Sophist und der Redner identisch sind, eine Frage, über die noch keine sichere Entscheidung gefällt ist. Doch neigt man jetzt wieder mehr dazu, beide auseinanderzuhalten. Blaß, Beredsamkeit (*45*), S. 358 handelt nochmals über die von ihm schon im Kieler Programm von 1889 nachgewiesenen Fragmente des Sophisten Antiphon in Jamblichs Protreptikus.

Schneider (*92*) sucht des Hermogenes Worte über den Sophisten Antiphon, ὁ καὶ τερατοσκόπος καὶ ὀνειροκρίτης λεγόμενος γενέσθαι, wie ich Dembitzer entnehme, durch Vergleich mit Ps. Hippokrates περὶ διαίτης IV zu erklären.

Nach Immisch (*93*) hatte der Sophist Antiphon schwerlich das Attische zur Muttersprache. Wilamowitz, Aristoteles und Athen (*2*), S. 173 und Croiset (*10*) IV, S. 69 nehmen nur eine Persönlichkeit an. Bei Pauly-Wissowa (*88*) sucht man vergebens einen Hinweis auf das Problem, es sei denn, daß die Bearbeitung durch zwei verschiedene Persönlichkeiten ein Fingerzeig sein soll für die Trennung beider. Thalheim (*88*) gibt eine knappe Gesamtdarstellung über den Rhamnusier. Für echt hält er die Prolog- und Epilogsammlung, sowie die Tetralogien.

Ausführlicher ist Navarre (*83*), S. 121 ff. Antiphon ist durchaus Praktiker, der der Rede die Gestalt gegeben hat, die sie eigentlich behalten hat: προοίμιον, προκατασκευή, die auch fehlen kann, διήγησις, πίστεις, ἐπίλογος. Großen Wert legte er auf die loci communes, wohin seine Sammlung προοίμια καὶ ἐπίλογοι gehört. Die in den erhaltenen Reden vorkommenden Gemeinplätze stammen vielleicht aus dieser Sammlung. Dann werden aus den Reden die Regeln zu gewinnen gesucht, nach denen er die Rhetorik handhabte. Das εἰκός spielte eine große Rolle, wie sich auch sonst der Einfluß der Sophistik bemerkbar machte. Die Tetralogien sind echt. Sie seien Verbesserungen von Schülerarbeiten. Die erhaltenen waren wahrscheinlich nicht die einzigen. Der Hauptnachdruck liegt im Beweis, da für Einleitung und Schluß die loci communes immer und immer wieder verwendet wurden. Auch seine Reden edierte Antiphon zu Lehrzwecken. Merkwürdigerweise schließt die Darstellung mit einer scharfen Verurteilung nach platonischem Vorbilde ab, wobei entschieden das Wesen der praktischen Rhetorik und die pädagogische Brauchbarkeit des entwickelten Systems zu wenig in Betracht gezogen ist.

Im übrigen drehen sich die Erörterungen um die Echtheit der Tetralogien. Keil (*89*), S. 66 tritt für ihre Echtheit ein, ebenso Croiset (*10*), IV, 69, der die Ansicht ausspricht, daß von einem ganzen corpus Antiphonteum nur die Abteilung Mord übriggeblieben sei.

Von hohem Interesse sind die Untersuchungen Szantos und Dittenbergers. Dittenberger (*91*) führt aus, daß in den Tetralogien nicht die attischen Gesetze als Grundlage gedient haben, sondern, wie die Stoffe selbst, fingierte. So sind die Tetralogien die Vorläufer der späteren Deklamationen geworden. Damit scheiden sie als Quellen für die attische Rechtsgeschichte aus. Da nun auch sonst in den wichtigsten Punkten absichtlich das bestehende attische Gerichtsverfahren ignoriert ist, so sind die Tetralogien auch nicht für Unterrichtszwecke abgefaßt. Sie geben vielmehr eine sophistische Behandlung der Fragen nach Täterschaft und Zurechnung und diese eben in Form der fingierten Gerichtsrede. Deshalb ist es auch nicht glaublich, daß sie von dem praktischen Rechtskonsulenten Antiphon stammen. Dazu kommen Differenzen in der Sprache und noch eine Reihe anderer Bedenken in Einzelheiten. So kommt Dittenberger zu dem Schlusse, daß die Tetralogien in Athen von einem Ionier zu Ende des perikleischen Zeitalters oder während des peloponnesischen Krieges verfaßt sind. Der Verfasser war zwar sophistisch gebildet, besaß aber keine genauere auf praktischer Erfahrung beruhende Kenntnis des attischen Rechts und Gerichtswesens. In sein Attisch floß manches aus seiner Muttersprache ein. Als der wahre Verfasser vergessen war, wurden seine Schriften wegen ihrer Altertümlichkeit dem ältesten attischen Kunstredner und Klassiker in den φονικοὶ λόγοι zugewiesen.

Verwandt ist Szantos (*90*) Anschauung, der die drei Tetralogien als einen Beitrag zur Rechtsphilosophie ansieht. Der Urheber des Todes muß stets dafür verantwortlich gemacht werden. Bei mangelnder juristischer Schuld ist die Bestrafung mehr als Sühne denn als Strafe anzusehen. Dafür sind drei typische Fälle herangezogen. Einen praktischen Zweck sollen sie nicht haben.

Für Gercke (*76*) sind die Tetralogien echt. Seinem eigentümlichen Standpunkt entsprechend sieht er in ihnen die τέχνη des Antiphon. Letztere verwerfen Thalheim, Dittenberger, Blaß. An Antiphon als Verfasser der Tetralogien hält Blaß (*45*) wenigstens nicht mehr unbedingt fest.

Über die Disposition von Rede 1 und 6 vgl. Schwartz (*70*) S. 9.

4. Antisthenes.

94. P. Natorp, P. W. I, S. 2538.

95. H. J. Luolfs, de Antisthenis studiis rhetoricis. Amsterdam 1900.

Einen Gesamtüberblick über Antisthenes, dessen interessante Persönlichkeit uns hier nur zu einem kleinen Teil interessiert, gibt Natorp (*94*).

Bei Joel (*71*), der bekanntlich sehr viel mit Antisthenes operiert, ist von Wert für uns etwa folgendes: Plato bekämpft im Protagoras und Euthydem Antisthenes, der noch als rhetorischer Sophistenschüler gefaßt ist (S. 357 ff. 369). Die Homerstudien sind berücksichtigt bei Plato im Jon und rep. X., und bei Xen. mem. IV 2. 10, symp. 3, 5 (S. 386 vgl. S. 527). Konkurrenz gegen Gorgias und doch zugleich Abhängigkeit von ihm zeigen die Deklamationen (S. 417, 507, 512).

Hirzel (*9*), S. 118 ff. unterläßt nicht, auf das rhetorische Element in allen Schriften des Antisthenes aufmerksam zu machen. Radermacher (*18*) schließt aus dem Proömium der isokratischen Helena, daß sich Antisthenes vielleicht selbst Sophist genannt hat.

Ganz in unseren Bereich gehört die Dissertation von Lulofs (*95*). Er bespricht zunächst das bei Diogenes Laertius erhaltene Schriftenverzeichnis, das mit seinen 10 sachlich geordneten Gruppen auf einen alexandrinischen Grammatiker zurückgeführt und kritisch behandelt wird. Dann handelt er von den Beziehungen des Antisthenes zu den Sophisten: Protagoras, Gorgias, Prodikus, Hippias. Stark ist trotz späterer Gegnerschaft der Einfluß des Gorgias. Eine Zusammenstellung der gorgianischen Figuren aus den Fragmenten steht S. 22 ff. Auch als Schüler des Sokrates hat Antisthenes nie die Rhetorik aufgegeben, und auch in den Homerstudien, denen das zweite Kapitel gewidmet ist, zeigt sich Berührung mit den Sophisten. Dann folgt der Text der beiden erhaltenen Deklamationen, für deren Echtheit Lulofs eintritt. Diese stellen ausgeführte Beispiele seiner rhetorischen und homerischen Studien dar. Der Text ist der der 2. Aufl. von Blaß, mit Heraufnahme fast aller Vermutungen in den Text. Eigene Vermutungen finden wir nur sehr wenige. Von den Anmerkungen seien die über die Mythengestaltung bei Antisthenes und die lexikalischen Parallelen zu Plato erwähnt. Dann kommt eine eingehende Stilanalyse, Bemerkungen über Disposition und color der beiden Reden, wobei der Versuch gemacht wird, speziell Kynisches aufzuzeigen. Zum Schluß wird der Hiat untersucht und Radermachers Hypothese zurückgewiesen, daß beide Deklamationen Paraphrasen von Tragödien des Theodektes seien.*)

5. Isokrates.

96. E. Drerup, Zur Textgeschichte des Isokrates. Ph 55 (1896), S. 654 ff.

---

*) Über das Versesuchen bei Prosaikern vgl. Norden (*22*) I, S. 53 Anm. 3.

97. Conrotte, Isocrate et S. Grégoire de Naziance; le panégyrique d'Evagoras et l'éloge funèbre de S. Basile. MB I (1897), S. 236.

98. K. Münscher, Die Isokratesüberlieferung. Ph 58 (1899), S. 88 ff.

Beherzigenswert für die Auffassung von Isokrates' rhetorischer Kunst sind Wilamowitz' Worte, Aristoteles und Athen (*2*), S. 319: „Was Isokrates konnte und lehrte, war mehr als die Rede glatt machen und Hiate vermeiden. Er lehrte eine Tektonik des λόγος, er lehrte Stil. Es war auch eine geistige Disziplin darin, den eigenen Gedanken so lange zu drehen und zu wenden, bis er in seine Teile gesondert und diese in eine feste und doch nicht schematische Ordnung gebracht waren. Die Sophistenrede ist eine polemische Einleitung. So viel konnte er eben veröffentlichen. Er nimmt Stellung zu den Konkurrenten, zu denen ihm bei seiner Auffassung auch Plato gehört, dessen Phädrus und Gorgias er gebührend berücksichtigt. Dann verkündet er, was bei ihm Schönes zu holen wäre. Wer das Schöne haben will, komme, lerne, zahle. Nicht Plato, sondern Isokrates hat Aristoteles' Stil flüssig gemacht.

Croiset (*10*) bespricht Isokrates S. 465 ff., betont aber in seinem Bilde zu sehr seine Eitelkeit. Gegen Blaß' zu sehr ins Detail gehende Theorie der Periodenbildung wird polemisiert. Die Bedeutung des Isokrates als Pädagog, seine Stellung im Kampf um die Jugendbildung ist richtig gezeichnet, auch gebührend auf die Einwirkung des Sokrates hingewiesen.

Welchen unendlichen Einfluß Isokrates auf den gesamten Prosastil und insbesondere den der Geschichtsschreibung gehabt hat, betonen Norden (*22*), S. 113 ff. und Παντάζης (*27*), S. 333.

v. Arnim (*21*), schreibt S. 168: Auch Isokrates polemisiert gegen die Sophisten, zu denen er doch selbst gehört.

Navarre (*83*), S. 177 ff. sieht mit Recht einen Hauptgrund von Isokrates' Bedeutung für die Rhetorik in dem Sokratischen, das er der Rhetorik zuführte — vgl. auch Schmid in der Rezension von Norden (*22*) —. Er teilte nicht nur mechanische Kunstgriffe mit, sondern verlangte wirkliches Nachdenken und Durcharbeiten des Stoffes, er war wirklicher Pädagog. Leider ist seine pädagogische Theorie nicht tiefer behandelt. Er führt die Mittel der Analyse, Induktion und Definition der Rhetorik zu. So hat er trotz seines eigenen Redens dagegen auch die Gerichtsrede günstig beeinflußt. Über die formellen Verdienste kann Navarre nichts Neues sagen.

Die Echtheit der τέχνη verwerfen v. Arnim (*21*) S., 96, Susemihl (*81*), S. 6, Thiele in der Rezension von Blaß Beredsamkeit (*45*),

Navarre (*83*), wohl auch v. Wilamowitz (*2*), S. 319. Sachlich, wenn auch nicht der Form nach, hält sie für echt Blaß (*45*), S. 375, vgl. NJklA 5, 419 (*68*). Nach Marx (*55*), S. 1314 läßt sich aus Arist. 3, 13—19, D. H. Lys. 17, anon. Seg. die τέχνη eines Isokrateers rekonstruieren. So wie den ἀμάρτυρος stellt sich Drerup in der Rezension von Blaß (*45*) die Musterbeispiele einer alten τέχνη vor. Da bei einem solchen die Rede nicht bis zu Ende durchgeführt sein muß, erklärt sich vielleicht so der abgebrochene Schluß.

Über die Behandlung des Euagoras durch Bruns s. S. 90.

Daß die Sophistenrede vollständig erhalten sei, behaupten Wilamowitz (*2*), S. 320 und Münscher (*98*), S. 99, leugnet Drerup (*96*), S. 671.

Parallelen in der Disposition zwischen Isokrates' Euagoras und der Leichenrede auf Basilius des Gregor von Nazianz weist Conrotte (*97*) nach, die seitens Gregors kaum auf Zufall beruhen dürften.

Über die Beziehungen zwischen Isokrates, Alkidamas und Plato siehe unter Plato, S. 119.

6. Alkidamas.

99. J. Brzoska, PW I, S. 1533.

100. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte, H 35 (1900), S. 534.

Nach Hirzel, Dialog (*9*), S. 18 hat Alkidamas, auf den ja der Agon zwischen Homer und Hesiod in letzter Linie zurückgeht, im μουσεῖον nicht nur seine Phantasie walten lassen. Die Tatsache eines Sängerkrieges auf Chalkis ist durch die alte Überlieferung gegeben, auch die Formen, mag er immerhin in Homer eine Art Typus gorgianischer Beredsamkeit hingestellt haben, gehören nicht erst der Zeit des Rhetors an; denn in ähnlicher Weise hat sich die Rivalität der Dichter oft Luft gemacht.

Einen zusammenfassenden Überblick gibt Brzoska (*99*). Daraus sei angeführt, daß Äschines kein Schüler des Alkidamas gewesen sei. περὶ τῶν σοφιστῶν wird zwischen 390 und 380 angesetzt. Der Ὀδυσσεύς wird als unecht angesehen; eine τέχνη hat er geschrieben. Auch die Fragmente werden behandelt. Natürlich wird auch der neueste Stand der Frage nach dem μουσεῖον erörtert. Im Gegensatz zu Brzoska hält Wilamowitz (*30*), S. 24 den Ὀδυσσεύς für echt.

Über den Titel der Sophistenrede verbreitet sich Radermacher (*18*), S. 19. Konjekturen zum Ὀδυσσεύς bringt Wilamowitz (*100*).

Über die Beziehungen zu Isokrates und Plato s. unter Plato, S. 119.

7. Plato.

101. E. Holzner, Platos Phädrus und die Sophistenrede des Isokrates. Prager Studien aus dem Gebiete der Altertumswissenschaft IV. Prag 1894. — Rez. Christ, WklPh 1895, S. 785. Klett, NphR 1895, S. 402. Apelt, BphW 1895, S. 1348. Zeller, AGPh 9 (1896). S. 524.

102. E. Horneffer, de Hippia maiore qui fertur Platonis. Göttingen 1895.

103. K. Lüddecke, Die Frage der Echtheit und Abfassungszeit des Euthydemus. Celle 1897.

104. W. Vollnhals, Über das Verhältnis der Rede des Isokrates περὶ ἀντιδόσεως zu Platos Apologie des Sokrates. Bamberg 1897.

105. K. Lüddecke, Über Beziehungen zwischen Isokrates' Lobrede auf Helena und Platos Symposion. RhMPh 52 (1897), S. 628.

106. J. Vasoid, Über das Verhältnis der isokratischen Rede περὶ ἀντιδόσεως zu Platons Apologia Socratis. München 1898.

107. A. Gercke, Isokrates 13 und Alkidamas. RhMPh 54 (1899), S. 404.

108. O. Immisch, Zum gegenwärtigen Stand der platonischen Frage. NJklA 3 (1899), S. 550.

109. U. v. Wilamowitz, Platons Gorgias und die Rede des Polykrates gegen Sokrates. SPrA 1899, S. 781.

110. C. v. Holzinger, Über Zweck, Veranlassung und Datierung des platonischen Phaidros. Festschrift für Vahlen (1900), S. 667.

111. P. Natorp, Platos Phädrus. H 35 (1900), S. 385.

Gorgias ed. Sauppe-Gercke s. Nr. 79.

Vorausgeschickt seien einige Bemerkungen Hirzels im Dialog (9), S. 70 und 83, der etwas heraushebt, was bei den Charakteristiken des Sokrates zu kurz zu kommen pflegt. ' Sokrates hat auf viel weiterem Gebiete Epoche gemacht als auf dem der Philosophie. Das ist viel zu wenig beachtet und deshalb ist ihm auch der Platz versagt worden, der ihm in der Geschichte auch der griechischen Literatur gebührt. Tatsächlich war auch er ein Lehrer der Beredsamkeit, wenn er auch nicht wie die Sophisten aus seinem Unterrichte Profession machte. Die beiden Redner, welche vor allem sich durch reines Attisch auszeichnen, Lysias und Isokrates, haben beide in ihren Anfängen in freundlichen Beziehungen zum sokratischen Kreise gestanden. Beredsamkeit suchten Kritias und Alkibiades von ihm zu lernen und haben sie auch nach Xen. mem. 1, 2, 15 erlernt. Nur war das nicht die gewöhnliche der Sophisten sondern

die echt attische Kunst, die Seelen der Menschen durch Worte zu leiten und zu beherrschen. Daß ihm auch die gewöhnliche Rhetorik nicht fremd war, und er nicht verschmäht hat, gelegentlich davon eine Probe abzulegen, hat Plato im Menexenus und Phädrus angedeutet, vgl. Xen. mem. 3, 5, 8. Ferner s. S. 261.

Nun zu seinem großen Schüler. Über Platos ästhetische Begriffe handelt ausführlich Walter (*1*). S. 472 ff. sind speziell der Rhetorik gewidmet. Auch bei ihm tritt hervor, daß Plato die damaligen Theorien der Rhetoren nicht absolut verwirft, sondern als untergeordnete Bestandteile einer wahren, auf Seelenkunde zu gründenden Theorie der Kunst gelten läßt und aufnimmt. Auch für die Theorie der Rhetorik hat er, trotzdem er gegen sie am schärfsten zu Felde zieht, leitende Ideen vorgezeichnet.

Das System der Rhetorik, schreibt Hirzel (*9*), S. 93, dessen Grundzüge Plato im Phädrus entwirft, läßt ein Ideal der Beredsamkeit durchblicken, in dem sie sich darstellt als eine wahrhaft geistige Tätigkeit, die den reichen, ihr zu Gebote stehenden Schatz von Sach- und Menschenkenntnis für ihre Zwecke mit kluger Berechnung zu verwerten weiß. Mit dieser Theorie, die er den ionisierenden Sophisten entgegenhielt, spricht der attische Sokratiker nur aus, was im wesentlichen die attischen Redner jener Zeit tatsächlich leisteten.

Auf die Sauppesche Gorgiasausgabe (*79*) genauer einzugehen, liegt jenseits der Grenzen unseres Referates, nur der von Gercke verfaßten Einleitung ist zu gedenken. Im Kallikles sieht er eine Fiktion, zu der Plato greift, um gegen Anschauungen, die damals sozusagen in der Luft lagen, polemesieren zu können. Neben Zügen des Kritias treten an ihm solche hervor, die auf Polykrates und Isokrates passen. Daß er im Thrasymachus des Staates eine Art Doppelgänger besitzt, schlägt Gercke hoch an.

Von Wilamowitz' Vortrag in der Berliner Akademie (*109*) ist nur eine knappe Inhaltsangabe veröffentlicht. Die Mißdeutung des Pindarverses 484 b, der nicht geändert werden darf, hat Polykrates nach Libanius, apol. 70 dem Sokrates zum Vorwurf gemacht. Also hat der Sophist den Gorgias angegriffen. Da nun dieser zwischen 394 und 390 geschrieben hat, so rückt der Gorgias definitiv in die erste Zeit nach Sokrates' Tod.

Eine interessante Auffassung vom Phädrus entwickelt Holzinger (*110*). Nach ihm ist der Hauptzweck des Dialoges philosophisch, die Bemerkungen über Rhetorik und die Reden sind nur Mittel, den Stoff in interessierender Form an den Mann zu bringen. Der lysianische schon verschollene Erotikus wurde von Plato wieder ausgegraben und neu ediert. Über die literarischen Fehden der Zeit denken wir viel

zu einseitig. Als ob nur die paar uns bekannten Namen oder gar nur die paar zufällig erhaltenen Texte Eindruck gemacht hätten und zu beantworten wären. Daß ein Satz in einem Buche, der auf eine Stelle eines anderen hinzuweisen scheint, darauf hinzuweisen wirklich bestimmt ist, ist ohne Zweifel seltener, als man annimmt. Der Phädrus ist vorzugsweise weder gegen Lysias noch gegen Isokrates geschrieben; sonst müßte der Erotikos anders zerpflückt werden. Auch Sokrates ist zum Teil Deckmaske für allerhand religiöse und andere Ansichten. Das wird in der Form auch ausgesprochen: Ich könnte, wenn ich wollte, auch der erste Dichter und Redner sein, aber mir liegt Höheres am Herzen. Die Schlußprophezeiung auf Isokrates gibt vielleicht einen empfangenen Tadel auf ähnliche Weise zurück. Aber in anderer Hinsicht betrachtet er den Isokrates als Bundesgenossen, nicht bloß im Kampf um die alte τέχνη. Platos Äußerungen gegen Lysias sind ein Produkt verschmähter Liebe. Er hatte ihn früher ebenso verehrt, wie im Dialog Phädrus. Darum wird er auch gegen ihn ungerecht, was man von der teilweisen Polemik gegen Isokrates nicht sagen kann. Geschrieben sei der Phädrus etwa 390, das Symposion etwa 385. Isokrates' Sophistenrede, der Phädrus, Alkidamas' Sophistenrede folgen in dieser Reihenfolge aufeinander.

Damit haben wir eine Streitfrage berührt, die in der zur Besprechung stehenden Periode eine sehr lebhafte Behandlung erfahren hat, eben die nach Chronologie und gegenseitigen Beziehungen der eben zuletzt genannten drei Schriften. Dabei scheinen Referenten die oben abgedruckten Sätze: Über literarische Fehden usw. viel zu wenig beachtet zu sein; denn die Diskussion über das damals aktuelle Thema hat sich sicher nicht in den drei zufällig uns erhaltenen Schriften erschöpft, und so bekennt er sich zu dem, was O. Apelt sagt, AGPh 14, S. 406 (*76*): Die ganze liebe Not um den Phädrus, um sein Verhältnis zu der armseligen Sophistenrede mit den endlosen chronologischen Schwierigkeiten scheint mir nichts als selbstgeschaffene Pein.*) Mit den nur den strittigen Schriftwerken entnommenen Argumenten kann die Streitfrage kaum gelöst werden. Sicher ist nur, daß das dem Isokrates erteilte Lob ernst zu nehmen ist. Platos Erwartungen sind eben getäuscht worden. Wilamowitz (*2*), S. 319 setzt Platos Phädrus und Gorgias vor die Sophistenrede des Isokrates.

Holzner (*101*) rückt umgekehrt die Sophistenrede vor den Phädrus. Isocr. 13, 1—8 trifft nur die Sophisten, nicht auch Antisthenes. Deshalb ist Plato erfreut und betrachtet Isokrates als Bundes-

*) Die wunderhübsche, tiefernste, Plato in den Mund gelegte Kritik weiter auszuschreiben, verbietet leider der Raum.

genossen. Daher die Prophetie, die auf Grund der Gerichtsreden unmöglich sei. Plato habe im Phädrus einige isokratische Gedanken vertieft. Zeller in seiner Rezension nennt das verhängnisvoll falsch. Die Priorität des Phädrus ist dadurch entschieden, daß or. 13 Platos Hoffnungen zerstört hat, worüber er sich Enthydem 304 mit aller Deutlichkeit ausgesprochen hat.

Gercke führt im zweiten Teil seines Aufsatzes über die alte τέχνη (*76*) aus, daß etwa in dem Jahrzehnt 395—386 gegen die alte τέχνη (vgl. S. 109) gemeinsam Plato, Isokrates und Alkidamas auftraten. Des letzteren Rede gegen die Sophisten erschien sicher vor 386/85, aber auch vor Isokrates' Sophistenrede und wohl auch vor dem Phädrus. Diesen veröffentlichte Plato 390 oder 388. Er enthielt das Programm einer wissenschaftlichen, d. h. philosophischen Rhetorik und ist als Programmschrift geschrieben nicht für die Akademie, sondern für die Schule des Isokrates. Isokrates folgte mit κατὰ τῶν σοφιστῶν so rasch nach, wie es seine Langsamkeit zuließ. Gerckes Reihe ist also Alkidamas, Plato, Isokrates.

Susemihl in den neuen platonischen Forschungen I (*81*) stellt dagegen, wie schon in früheren Schriften die Reihe auf: Plato, Isokrates, Alkidamas. Er setzt den Phädrus 393, vielleicht 391. Blaß, Beredsamkeit (*45*), S. 391 meint, daß Alkidamas wohl von Plato entlehnt habe und Gercke verkehrt Isocr. XIII 12 heranziehe.

Nun folgt Münscher (*82*) mit folgender Chronologie:

ca. 390 Isokrates κατὰ τῶν σοφιστῶν,
Plato, Phädrus,
Isokrates, Busiris (Nebenprodukt).
ca. 385 Isokrates, Helena,
Alkidamas, Sophistenrede.
380 Isokrates, Panegyrikus.

Das Proömium der Helena, in dem gegen Antisthenes, Plato, Alkidamas und Eristiker polemisiert werde, sei nach Gorgias' Tod verfaßt, da er diesen mit angreife. Die gorgianische Helena sei umgearbeitet von einem seiner Schüler ediert.

Eine Polemik gegen Susemihl und Münscher enthält Gercke (*107*). An Alkidamas vor Isokrates 13 hält er fest. Die Helena liege nach 385.

Darauf entgegnet Susemihl (*84*). Nach einer Interpretation von Isocr. 13, 9—13 und 10, 8—13 werden folgende Schlußfolgerungen gezogen. 13, 9—13 gehe vielleicht auf Theodorus von Byzanz. Helena 8—13 keineswegs gegen Alkidamas, sondern gegen Zoilus. Alkidamas war der zuerst angreifende Teil. Seine Reihe, Plato, Isokrates, Alkidamas hält er aufrecht. Des Gorgias' Helena stammt von einem seiner

Schüler. Ob die beiden Grauköpfe in Isokrates' Helena 1 und 2 Antisthenes und Plato sind, sei nicht ganz so sicher, wie Münscher es hinstellt, doch wird man es annehmen müssen.

Dazwischen liegt Immischs Aufsatz (*108*), der den sehr vernünftigen Gedanken ausspricht, daß die Berührungen zwischen den strittigen Schriften der Deutung in utramque partem oft gar nicht zu entziehen sind. Plato hofft, daß Isokrates Konkurrent des Lysias wird. Der Phädrus, der 403 geschrieben sei, falle vor die Sophisteurede.

Natorp endlich (*111*) setzt den Phädrus nach der Sophisteurede an, deren unmittelbare Beantwortung er sei. Publiziert sei er in der Zeit von 392 bis 390.

Isokrates im platonischen Euthydem unter der Maske eines Unbekannten behandelt Bruns (*16*), S. 314. Hirzel (*9*), S. 218 hatte sich gegen diese Annahme ausgesprochen.

Lüddecke (*103*) läßt den Euthydem im Jahre 342 anläßlich des Streites zwischen Aristoteles und Isokrates von einem Aristoteliker aus platonischen und aristotelischen Schriften zusammengestoppelt sein, was von Natorp, BphW 1900, S. 1060, zurückgewiesen wird. Ferner hat Lüddecke gemeint (*105*), die Rede des Agathon im Symposium mit ihren Gorgianismen sei eine Polemik gegen Isokrates' Helena. Im Busiris suche sich Isokrates reinzubrennen, da es darin weniger Gorgianismen gebe, und auch das Programm des Busiris über das der Helena hinausgehe. Gab denn Agathon nicht allein Stoff genug für Platos Imitation?

Joel (*71*) nimmt S. 404 die Behauptung aus Dümmler Akademika wieder auf, daß Plato im Hippias maior Isokrates bekämpfe. Dagegen wendet sich Horneffer (*102*), S. 60 ff.: Weder ist der Dialog von Plato, noch ist er gegen Isokrates gerichtet.

Interessant und wertvoll, wenn auch nicht in allen Punkten gleich sicher sind die Beziehungen zwischen Platos Gorgias und Isokrates, die Gercke (*79*), S. LI der Einleitung aufzählt. Insbesondere sei auf das über die kyprischen Reden Gesagte aufmerksam gemacht.

Ferner ist noch auf die beiden Programme von Vollnhals (*104*) und Vasold (*106*) hinzuweisen, die beide gleicherweise bei Isokrates περὶ ἀντιδόσεως manche kaum zufällige Nachahmungen der platonischen Apologie nachweisen.

Den Schluß der Betrachtungen über die Beziehungen zwischen Plato und Isokrates mögen die Worte bilden bei Wilamowitz (*2*), S. 325: Für die Rhetorik hatte Isokrates, soviel in seinen Kopf ging, aus dem Phädrus gelernt, mehr noch aus dem Verkehr mit dem ihm damals noch geneigten Verfasser.

Über die Fortsetzung des Streites mit Isokrates durch Speusipp vgl. Hirzel (*9*) S. 313.

8. Anaximenes von Lampsakus.

112. J. Brzoska, P. W. I (1893), S. 2086.

113. Rhetores Graeci ex recognitione Leonardi Spengel I 2 edidit C. Hammer. Leipzig 1894. — Rez.: G. Ammon, BayrGy 31 (1895), S. 598.

114. G. Reichmann, De Anaximenis Lampsaceni vita et scriptis. Berlin 1895. — Rez.: Kroll, DL 1895, S. 1126. Prächter, WklPh 1896, S. 313. Hammer, BphW 1896, S. 611.

115. G. Thiele, Anaximenea. H 30 (1895), S. 124.

116. E. Maaß, Rez. v. Blaß, Beredsamkeit II und III, 1. DL 1896, S. 104.

117. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 618.

Sehr eingehend ist der Artikel von Brzoska (*112*). Er gibt zunächst eine Schilderung von Anaximenes' Leben, hebt dann hervor, daß er zur dialektisch eristischen Richtung der Kyniker gehört, daher Differenzen mit den Isokrateern Theopomp und Theokrit von Chios. Sein Ἑλένης ἐγκώμιον diente Isokrates nicht als Vorlage. Die im aristotelischen Schriftencorpus erhaltene Rhetorik an Alexander ist wahrscheinlich von ihm, jedenfalls nicht von einem alten Technographen (Korax). Als Ganzes betrachtet muß die Schrift dem Entwickelungsgange der Rhetorik nach vor Aristoteles liegen. Der Kern ist im ganzen isokrateisch. Ipfelkofers Annahme einer redaktionellen Bearbeitung zwecks Angliederung an die Werke des Aristoteles ist wohl richtig. Nach den verwendeten Beispielen liegt die Abfassungszeit ca. 340. Zwei Anhänge ethischer Natur sind unecht. Seine Charakteristik schließt Brzoska mit den Worten: Er ging mehr in die Breite als in die Tiefe. Auf die Geschichtswerke einzugehen, liegt hier kein Anlaß vor.

Reichmann (*114*) versucht in seiner Dissertation ein auf kritischer Grundlage aufgebautes Bild vom Leben und Wirken des Rhetors zu geben. Leider ist er in seinen Aufstellungen nicht immer glücklich. Gelungen ist der Nachweis, daß der Perieget Diodor und Hermipp unsere Hauptquellen für das Leben des Anaximenes sind. Geboren ca. 380, Schüler des Kynikers Diogenes (von Prächter negiert) und Zoilus, Gegner des Isokrates. Durch Zoilus wohl wurde er veranlaßt, Homerstudien zu treiben. Daß Alexander sein Schüler gewesen sei, leugnet er. Einen Aufenthalt an Philipps Hof nachzuweisen, in dessen Auftrag er seine geschichtlichen Werke geschrieben habe, ist wohl nicht gelungen. Dann folgen Zusammenstellungen über das, was wir von Anaximenes als praktischen Redner wissen. Auch

er nimmt keine Beziehungen zwischen seinem Ἑλένης ἐγκώμιον und dem des Isokrates an. Im zweiten Teil spricht er über Anaximenes als Schriftsteller, über die Rede auf Phryne, die Helena, die ars, den Trikaranos, für den uns Varro nichts hilft. Die Charakteristik der τέχνη ist dürftig. Dann werden die geschichtlichen Werke behandelt und die Zusammenhänge mit der Rhetorik betont, besonders bei βασιλέως μεταλλαγαί, aber gewagt ist es, aus den Regeln der Rhetorik an Alexander auf den Inhalt der geschichtlichen Werke zu schließen. Ein letzter Abschnitt, de Anaximene poeta, wobei nicht viel Rühmliches zu sagen ist, behandelt auch die Homerstudien, die eine eingehendere Besprechung verdient hätten.

Während diese beiden Autoren an Anaximenes als Verfasser der Rhetorik an Alexander festhalten, wurde sie von anderer Seite anderen Verfassern zugewiesen. Hammer (*113*) setzt sie nach dem Vorgang von Heitz und Susemihl an den Anfang des 3. Jahrhunderts als ein Übergangsglied von der isokrateischen zur hermagoreischen Richtung. Nur aus Pietät gegen Spengel hat er den alten Titel stehen lassen. Thiele (*115*) hält es zwar für möglich, daß die Schrift aus dem 4. Jahrhundert stammt, aber nicht, daß sie von Anaximenes sei. Der Verfasser sei ein sehr mäßiges ingenium, dem jedes Geschick mangle, zusammenzustellen und zusammenzuarbeiten. Vielleicht war es ein Logograph. Maaß (*116*) hält das Buch für eine Neuauflage der τέχνη des Korax, die mit Theodektes und Aristoteles zusammenediert sei. Dem Ganzen sei der unechte Brief an Alexander als Buchhändlerreklame vorgesetzt. Der attische Text und die Beispiele könnten nichts dagegen beweisen, da dies modernisiert zu werden pflegte. Ihm schließt sich Saintsbury an (*35*), auch Navarre (*83*) S. 160 und 335. Ihm ist die Schrift stets nur akzessorisches Zeugnis. Aber eine Idee davon kann sie uns geben, wie eine τέχνη in der Mitte des 4. Jahrhunderts ausgesehen hat. Zurückgewiesen wird diese Hypothese von Gercke (*76*), S. 357 und Susemihl (*81*), S. 12. Wilamowitz (*117*) hält das Werk für das Heft eines Lehrers der Rhetorik, in dem das meiste kein individuelles Gut ist. Auf Anaximenes kann man nur das unglückliche γένος ἐξεταστικόν zurückführen. Der einleitende Brief, der so gorgianisch wie möglich ist, ist eine Buchhändlerfälschung. Die echte Rhetorik des Aristoteles hat sein Verfasser nicht gekannt, möglicherweise die theodektische, die auch Anaximenes selbst nicht unbekannt gewesen zu sein braucht. Den Schluß über das Sittliche in der Rhetorik darf man nicht athetieren. Er gehört zum Kampf um die Schule. Wenn die Redner sich nicht stets gerühmt hätten, neben formaler auch sittliche Bildung zu lehren, hätten sie keine Schüler bekommen. In Athen ist das Buch nicht geschrieben, vielleicht in Korinth. Prächter in der

Rezension von Reichmann (*114*) meint, vielleicht habe ein Rhetor des 3. Jahrhunderts eine ältere Schrift, wahrscheinlich des Anaximenes, mit einer späteren Rhetorik kontaminiert oder nach der Schuldoktrin des 3. Jahrhunderts zu überarbeiten versucht.

Eine Neubearbeitung des Textes der Rhetorik ad Alexandrum liegt vor bei Spengel-Hammer (*113*). Da wir keine selbständige Neuausgabe haben, ist trotz einiger Neukoliationen und Verwertung der modernen Literatur der Text doch etwas konservativer geblieben, als man vielleicht erwartet hat. Hammer schließt sich noch mehr als Spengel an die von letzterem mit a bezeichnete Handschriftenklasse (Führer Laurentianus LX, 18) an. Er bringt einige gute Verbesserungsvorschläge, ebenso Ammon (*113*). Weitere kritische Beiträge liefern Thiele (*115*) und Wilamowitz (*117*).

9. Aristoteles.

118. F. Susemihl, quaestiones Aristoteleae criticae et exegeticae. I. Greifswald 1892.

119. O. Immisch, Zur aristotelischen Poetik. Ph 55 (1896), S. 20.

120. A. Gercke, P. W. II, S. 1012.

*121. Marcou, Extraits de la rhétorique d'Aristôte. Paris 1897.

122. F. Bock, in Aristotelis rhetoricam observationes criticae. Philologisch-historische Beiträge, Curt Wachsmuth zum 60. Geburtstage überreicht. Leipzig 1897, S. 199.

123. Richards, varia. CR 12 (1898), S. 28.

124. Aristoteiis ars rhetorica. Iterum edidit A. Römer, Leipzig 1898. — Rez.: Wallies, WklPh 1899, S. 1331. B., LC 1900, S. 203. Ammon, BayrGy 36 (1900), S. 105.

*125. Fr. Mastelloni, Della rettorica di Aristotile fatta italiana da Annibal Caro. Florenz 1898. — Rez.: LC 1898, S. 1300.

126. L. Radermacher, οὑτωσί. RhMPh 54 (1899), S. 638.

127. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 617.

128. Aristoteles, Rhetorik übers. v. A. Stahr. 2. Aufl. Berlin 1900.

129. G. Ammon, Aristoteles Rhetorik Buch I und II vor, Buch III nach der Poetik verfaßt. BayrGy 36 (1900), S. 20.

130. A. Römer, Zur Rhetorik des Aristoteles. BayrGy 36 (1900), S. 209.

131. **Anonymi et Stephani** in artem rhetoricam commentaria. Commentaria graeca in Aristotelem XXI, 2. Berlin 1896.

132. **Brzoska**, P. W. I, S. 2331.

Marx s. Nr. 55.

Neben Nordens Kunstprosa wohl die wertvollste Erscheinung der ganzen Periode ist die 2. Auflage der Römerschen Textausgabe der Rhetorik in der bibliotheca Teubneriana (*125*). Der Text ist im wesentlichen der alte, sich eng an A^c (Parisinus 1741) anschließende, wenn auch im einzelnen überall nachgebessert. Die Übersetzung des Wilhelm von Moerbecke ist wegen ihrer Latinismen nicht mehr so hoch bewertet wie früher, dagegen sind die Scholien mehrfach mit Glück benutzt. Eine willkommene Neuerung ist der unter den Text gesetzte Nachweis der von Aristoteles zitierten Stellen. Der erste Teil der praefatio, de codicibus ist ebenfalls im wesentlichen unverändert geblieben, aber mit einer Reihe von Zusätzen, zumeist Hinweisen auf neu Erschienenes bereichert. Die Scholien seien ursprünglich an den Rand geschrieben gewesen und später als besonderes Buch abgeschrieben worden, teils mit Beifügung, teils mit Weglassung des zugehörigen vollständigen Textes des Aristoteles. Die Ausgabe derselben hätte Rabe (*132*) nach Römer auf das Exemplar aufbauen müssen, das die vollständigeren Lemmata gab.

Kritisches: Susemihl (*118*) behandelt nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Disposition eine Reihe von Stellen des dritten Buches, teils eigene Emendationen bringend, teils die anderer billigend. Bock (*122*) bespricht 17 Stellen der beiden ersten Bücher, meist ansprechende Änderungen. Ferner gehören hierher Richards (*123*), Ammon in der Rezension von Römer (*125*) und Radermacher (*126*), der die falsche Lesart 1420a 4 οὕτως ἤ als durch Itazismus aus οὑτωσί entstanden erklärt. Römer (*130*) bespricht in seinem Aufsatze, der die Textgestaltung seiner Ausgabe begründen soll, eine Reihe von Stellen, meist in konservativem Sinne. Hübsch sind zwei Bemerkungen, einmal, daß Aristoteles oft, wenn er ins Dozieren kommt, Abschweifungen sich gestattet, die mit seinem nächsten Ziel, praktische Redner zu bilden, nicht vereinbar sind, und zweitens, daß seine Vorschriften die Leidenschaftlichkeit des athenischen Volkes berücksichtigen.

Die Übersetzung von Stahr (*128*) ist leider unverändert wieder abgedruckt worden, so daß alles, was seit 1862 für Aristoteles geleistet worden ist, an ihr spurlos vorübergegangen ist. Mastelloni (*125*) kenne ich nur aus der Notiz im Literarischen Zentralblatt. Danach gehört die Übersetzung des Caro, der 1566 gestorben ist, zu denen, die erst durch das Original verständlich werden. So hat deren Neuausgabe mehr Interesse für das Studium des Humanismus als für griechische Rhetorik.

Vollkommen neu und von höchstem Interesse ist der zweite Teil der **Römerschen** praefatio (*124*): de pristina et genuina Aristotelis de arte rhetorica librorum forma. Danach gab es von der Rhetorik schon im Altertum eine Doppelüberlieferung, die von Aristoteles selbst, und eine verkürzte, von einem bequemen und nachlässigen Redaktor abgefaßte, wie eine solche schon Dionys von Halikarnaß gehabt haben muß. Uns liegt die kürzere Form vor, versehen mit Zusätzen aus der längeren, die aber unzureichend und oft an verkehrten Stellen eingefügt sind. Um dies zu erhärten, wird eine große Anzahl von Stellen aller drei Bücher besprochen. Gruppe 1 behandelt Stellen, wo Zitate gestrichen seien, sicher die am wenigsten beweiskräftige, da wir nicht wissen, wie weit Aristoteles im Ausschreiben von Stellen gegangen ist. Mehr für Römer spricht Gruppe 2: Unterbrechen des Gedankenzusammenhanges oder Fehlen von Partien, die ausdrücklich angekündigt waren. Es folgen Partien, die nicht an rechter Stelle stehen. Besonders geistvoll ist hier, wie Quint. 5, 10, 15 ff. benutzt wird, um zu beweisen, daß dem römischen Rhetor eine ausführlichere Fassung des 2. Buches vorlag, als die unsrige (S. 87 ff.). Doch vergleiche dazu die sehr beachtenswerten Bedenken der Rezensenten. Ebenso wird das Aristoteles-exemplar der Römer herangezogen, um zu zeigen, daß in unserer Tradition die Partie über die ἤθη zu kurz gekommen sei. Buch III gleichzeitig mit I und II publiziert, teilt deren Schicksale. In **Römers** Aufstellungen ist natürlich nicht alles gleich überzeugend, gegen vieles lassen sich Einwände machen. Das letzte Wort ist damit noch nicht gesprochen. Aber Römer bleibt das Verdienst, die Probleme zuerst in anregender, scharfsinniger Weise behandelt zu haben.

Daß die **Römersche** Behandlungsweise selbst noch manches Problem stellt, zeigen bereits die Rezensionen seiner Ausgabe, noch mehr aber die gediegene Untersuchung von **Marx** (*55*), der auf ganz anderem Wege der Frage beizukommen sucht. Nach ihm liegt eine Schülernachschrift einzelner Vorlesungen des Aristoteles vor, die eine ungeschickte Hand bearbeitet hat. Zunächst führt er aus, daß Buch III ganz für sich stehe und an Buch I und II in der Zeit zwischen Hermagoras und Dionys von Halikarnaß angegliedert sei. Die in I, 2 gegebene Disposition ist mit Buch II erledigt. Buch III enthält zwei selbständige Abhandlungen: 1—12 περὶ λέξεως; 12—19 angeblich περὶ τάξεως. Das eigentliche Thema ist: τίνα ἐστίν τὰ μέρη τοῦ λόγου καὶ πόσα. Es ist eine kleine Rhetorik für sich. Es handelt sich um das διαιρεῖν. Hier tritt ein neues rhetorisches System auf, die Grundlagen für die späteren στάσεις, dessen Keime schon in Buch I und II vorhanden sind, wo aber nicht systematisch verfahren wird, während in Buch III ganz bestimmte Reihen auftreten. In Buch III fehlen auch die Verweise auf I und II;

denn die wenigen vorhandenen sind interpoliert. Aber das Buch ist ebenso gut aristotelisch wie I und II, wofür genaueres Detail gegeben wird. Der zweite Teil wendet sich nun speziell gegen Römer. Die Stellen der Römer sind als Beweismittel unbrauchbar. Die Fehler und Irrtümer weisen alle auf die Nachschriften eines Anfängers hin. So begnügte sich der Schüler bei den Beispielen mit dem für ihn Erreichbaren, so erklären sich Auslassungen, Hör-, Schreib- und Flüchtigkeitsfehler. In Buch I und II ist eine klare Disposition erkennbar, Unklarheit besteht nur im einzelnen, hervorgerufen durch Lücken und schiefe Verbindungen, wie es Schülernachschriften mit sich bringen. Der Traktat περὶ λέξεως (III erste Hälfte) entbehrt jeder Disposition, der Schluß von III sieht aus wie eine Sammlung von Zetteln und Notizen, die in Unklarheit geraten ist. Wegen ἐφιορκεῖν soll der Bearbeiter dieser letzten Partie Neleus von Skepsis sein, hoffentlich nur eine Vermutung. Eben dieser letzte Abschnitt enthält Polemik gegen das Lehrbuch eines Isokrateers — Isokrates selbst achtet Aristoteles als Musterschriftsteller hoch. Von den zwei Teilen des Isokrates erweitert Aristoteles den Epilog auf vier. Daß die drei γένη der Beredsamkeit und die Teilung der Beweise in ἔντεχνοι und ἄτεχνοι (letztere weist Marx Isokrates zu) aristotelisch seien, ist zwar behauptet aber nicht bewiesen. Ein erster Redaktor hat Buch I und II zusammengestellt, ein zweiter Buch III bearbeitet und es mit I und II so zusammengefügt, wie uns heute die Rhetorik vorliegt. Natürlich enthält auch dieser Erklärungsversuch manches Problematische. So macht Hammer eine Reihe von Bedenken geltend. Wie weit hat Aristoteles genau zitiert? Oft hat er vielleicht nur die Anfangsworte gegeben, und solche Zitate sind später ungenau ergänzt worden. Weist der Mangel an Disposition auf eine Schülernachschrift hin? Dieser würde doch immerhin, wenn auch mit Auslassungen und Mißverständnissen den Gedankengang treu wiedergeben. Wenn es feststeht, daß von den erhaltenen Schriften Aristoteles selbst nichts veröffentlichte, seine Vorträge vielfach umarbeitete und mit Zusätzen am Rande versah, und daß dieser Nachlaß dann ediert wurde, so erklärt sich das Unlogische.

Wilamowitz schreibt Aristoteles und Athen (2), S. 169 folgendes: Unsere Tradition über den Ursprung der Beredsamkeit ist von Aristoteles begründet. Ganz derselbe Fehler, der ihn der attischen Politik gegenüber ungerecht gemacht hat, hat ihn auch die Bedeutung der attischen politischen Schriftstellerei unterschätzen lassen. Die hellenische Prosa ist in Wahrheit im Rathaus und auf der Pnyx entstanden, aber er hat den Hauptnachdruck auf die Gerichtsrede gelegt, und so sehen wir die Wurzel der Beredsamkeit in dem Handbuch des Tisias von Syrakus. S. 320 behandelt das Verhältnis zu Isokrates. Als Verdienst des

Aristoteles wird bezeichnet, daß er vermittelst der platonischen Dialektik die Rhetorik von der Routine zur Methodik erhob, wodurch der wissenschaftliche Fortschritt erst gesichert wurde.

Walter (*1*) bietet in dem Abschnitt über Aristoteles, S. 477—735 verstreut eine Reihe guter erläuternder Bemerkungen über einzelne rhetorische termini. Die Zusammenstellungen über die Lehre vom sprachlichen Ausdruck sind ziemlich erschöpfend und bieten, ohne viel Neues bringen zu können, eine gut gelungene Darstellung. Interessant ist die Bemerkung des Philosophen von Beruf, daß Poetik und Rhetorik mehr Bedeutung für die Geschichte der Ästhetik hätten als für diese selbst.

Croiset (*10*), IV S. 732 spricht sich für die einstige Sonderpublikation von Buch III der Rhetorik aus.

Hirzel (*9*) bespricht nach einigen allgemeinen Vorbemerkungen (S. 279) den Gryllos S. 282.

Immisch (*119*) weist darauf hin, daß in der Tradition des Orients Rhetorik und Poetik zum Organon gehören.

Wilamowitz (*127*) zeigt, daß rhet. 2, 6 (1384 b 13) auf den Staatsmann Heurippides (CIAII 73), nicht auf Euripides geht.

Gercke (*120*) behandelt die Rhetorik sehr knapp. Sie falle frühestens 335, aber in ihren Grundzügen sei sie schon im ersten athenischen Aufenthalte entstanden. Daß sie populär gehalten sei, leuchtet Referenten nicht recht ein.

Nach Ammon (*129*) ist die Poetik zwischen Rhetorik I und II einerseits und III andererseits veröffentlicht.

Die *Scholien* sind der Benutzung erst erschlossen durch Rabes (*131*) neue Ausgabe. Den Anfang macht der zuerst von Neobarius 1539 veröffentlichte anonyme Kommentar, ediert auf Grundlage des Vaticanus 1340, der leider erst mit Scholien zu 1356 b 34 beginnt. Den Verfasser, der bereits ältere Scholien benutzt hat, setzt Rabe ins 12. Jahrhundert. Bei der Herausgabe hat er sich auch in der Schreibung und Akzentuierung absichtlich möglichst nach dem Vaticanus gerichtet. Die Worte des Aristoteles sind so in den Text verwebt, daß beinahe eine Paraphrase vorliegt, bei Abweichungen ist in den Anmerkungen der Text des Aristoteles gegeben. Darauf folgt der Kommentar des Stephanus, der nach Suidas, den er benutzte, lebte, zuerst von Cramer in den anecdota Parisina I ediert. An dritter Stelle steht das Fragment über III 15, daß Spengel in seiner ars rhetorica I dem Texte anhängte. Beiden liegt ebenfalls der Vaticanus 1340 zugrunde. Endlich folgt das Fragment περὶ ἐρωτήσεως καὶ ἀποκρίσεως, ein Kommentar zu III 18 nach Parisinus 1874. Dieses war bereits neu bearbeitet von Hammer (*113*). Besprochen ist es von Brzoska, (*132*). Über den Verfasser enthält er sich eines eigenen Urteils, stellt aber geschickt alles zur Frage Gehörige dar.

10. Theophrast und die übrigen Peripatetiker.

133. F. Littig, Andronikos von Rhodos III. Erlangen 1895.

134. G. Rosenthal, Ein vergessenes Theophrastfragment. H 32 (1897), S. 317.

135. Theophrasts Charaktere, herausgegeben, erklärt und übersetzt von der philologischen Gesellschaft in Leipzig. Leipzig 1897.

136. P. Wendland, Zu Theophrasts Charakteren. Ph 57 (1898), S. 104.

137. O. Immisch, Über Theophrasts Charaktere. Ph 57 (1898), S. 193.

138. F. Susemihl, Die Lebenszeit des Theodektes. RhMPh 54 (1899), S. 631.

In der Einleitung der zur Dresdener Philologenversammlung erschienenen Ausgabe der Charaktere des Theophrast (*135*) stellt Immisch fest, daß die Charaktere ausschließlich in rhetorischen Sammelhandschriften, deren Kern Aphthonius und Hermogenes bilden, überliefert sind. Die eine derartige Sammlung, vertreten durch den Monacensis 327, ist vielleicht von Maximus Planudes zusammengestellt. Die Charaktere bilden gewissermaßen eine Ergänzung zu Hermogenes περὶ ἰδεῶν II, 2—9. Diese Verbindung ist etwa im 8. oder 9. Jahrhundert nach Christus erfolgt. Dann folgen sorgfältige textkritische Prolegomena, die genau über die Handschriften und deren gegenseitiges Verhältnis orientieren. Cichorius stellt aus geschichtlichen Andeutungen fest, daß das Werkchen 319 abgefaßt und ediert sein muß. Der Text und besonders der Kommentar bieten viel Neues und Interessantes, so daß die Ausgabe eine reiche Förderung in allen die prächtigen Skizzen berührenden Fragen bringt.

Während Croiset (*10*) V, S. 40 gleich manchen anderen noch schwankt, ob die Charaktere der Komödie entnommen sind, oder aus der Rhetorik stammen, oder ob sie direkter Nachahmung der Natur verdankt werden, zeigt Immisch (*137*), daß das Schriftchen ein der Praxis gewidmetes Parergon zu Theophrasts Arbeiten über die Rhetorik darstellt, bestimmt, die theoretischen Anweisungen zu ergänzen und zu beleben. Das beweist nicht nur die schon oben erwähnte Tatsache, daß die Charaktere nur in Sammlungen rhetorischer Schriften erhalten sind, sondern aus diesem Gesichtspunkt erklären sich auch Stil und Komposition. Mit Rücksicht auf die rhetorische Lehre vom Ethos wird auch die Auswahl der Typen verständlich. Recht beachtenswert sind auch die beigebrachten Parallelen aus Dinarch, Theophrasts Schüler.

Wendland (*136*) macht daranf anfmerksam, daß die Charaktere einst anch im berühmten Parisinus 1741 enthalten waren, nnd zwar noch im 14. Jahrhnndert anf fünf Blattlagen zwischen fol. 199 nnd fol. 200, möglicherweise allerdings nnr 15 Charaktere.

Rosenthal (*134*) erinnert daran, daß Gregor von Korinth in den Scholien zn Hermogenes π. μεθόδου δεινότητος (VII 1154, 23 W.) eine Definition der γνώμη nach Theophrast gibt, die diesem mit Spengel abzusprechen, kein Anlaß vorliegt.

Über Theophrast als eine Qnelle der griechischen Vorlage der Rhetorik ad Herenninm vgl. Marx (*55*), S. 279.

Radermacher (*29*) wendet sich gegen Schmid, der (*5*) Theophrast das Verdienst, die Lehre von den drei Stilgenera weitergebildet zn haben, ranben wollte (vgl. S. 94). Schon daß Aristoteles nnd die Stoa γένη nicht ἰδέαι haben, spricht dafür, daß anch Theophrast das gleiche tat. Nicht bloß Dionys von Halikarnaß, der Theophrast ja auch ausdrücklich zitiert, sondern anch Cicero orator 70—80 benutzen ihn. Das μέσον ist zn echt peripatetisch, nm anßerhalb des Peripatos zu Hause sein zn können. Demosthenes, der Unvergleichliche, der in allen drei Stilarten zn Hanse ist, steht schon bei Theophrast über dem System.

Snsemihl (*138*) nimmt an, daß *Theodektes*, der etwa 340 gestorben sei, nnr in der ersten Zeit als Rhetor tätig gewesen sei, aber nicht mehr nach seinem Übergang znm Drama, der etwa 353 erfolgt sei.

Über *Demetrius* von *Phaleron* vgl. Norden (*22*), S. 127 ff. und 248. Blaß (*45*) bespricht ihn S. 342 ff. Er erklärt den Umstand, daß er in der Kaiserzeit fast vergessen war, daraus, daß ihn die Attizisten aus der Reihe der Klassiker gestrichen hatten, da er die reichgeschmückte Schreibart der Peripatetiker von der Abhandlung in die Rede übertragen habe. In Ciceros Benrteilung des Mannes, der ihn gleich Polybins nnd Quintilian noch zn würdigen wnßte, zeigen sich Widersprüche.

Von der ausführlichen Darstellung des Systems des *Andronikus* von *Rhodos* durch Littig (*133*) interessiert uns hier nur der Nachweis, daß Andronikns nnter dem Einflnß der Stoa stand nnd gleich dieser Dialektik mit Rhetorik nnd Poetik zur Logik vereinte.

11. Asianismns nnd Attizismns. Die Rhodier.

139. Th. Thalheim, PW I, S. 1059.

140. K. Holm, Griechische Geschichte IV. Berlin 1894.

141. Incerti anctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV edidit Fr. Marx. Leipzig 1894.

142. I. Brnns, Die attizistischen Bestrebnngen in der griechischen Literatnr. Kiel 1896.

143. W. Schmid, Der Attizismus in seinen Hauptvertretern von Dionys von Halikarnaß bis auf den zweiten Philostratus. IV. Stuttgart 1896.

144. U. v. Wilamowitz, Des Mädchens Klage. GöNachr 1896, S. 210, wozu zu vergleichen: O. Crusius, Grenfells erotic fragment und seine literarische Stellung. Ph 55 (1896), S. 375. Blaß, Rhythmische Prosa aus Ägypten. NJklA 153 (1896), S. 347. E. Rohde, BphW 1896, S. 1045 = Kleine Schriften II (1901), S 1.

145. J. Brzoska, PW II, S. 140 und 2025.

146. E. Martini, Lucubrationes Posidonianae. Philologisch-historische Beiträge Curt Wachsmuth zum 60. Geburtstag überreicht. Leipzig 1897, S. 155.

147. W. Schmid, Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. Leipzig 1898.

Radermacher, s. Nr. 29.

v. Wilamowitz, s. Nr. 34.

Über die beiden Schlagworte Asianismus und Attizismus ist in neuerer Zeit viel verhandelt worden. Da bereits G. Ammon einen großen Teil der einschlagenden Schriften in seinem Ciceroreferat*) erwähnt hat, so sei hier als Ergänzung zu seiner mehr nach sachlichen Gesichtspunkten gegebenen Schilderung mehr der chronologische Gang eingehalten.

Marx (*141*) berührt die einschlägigen Fragen mehrfach. S. 136 der Einleitung handelt er von den drei Kriterien des Asianismus: kleine Kola, Schwulst und übertriebene Rhythmen.

Holm (*140*), S. 611 spricht den später von anderen wieder aufgenommenen Gedanken aus, daß der Attizismus erst in Rom zum Siege gelangte. Sonst ist er ziemlich skeptisch. Vom Wesen des Attizismus wisse man eigentlich gar nichts, man kenne ihn nur durch Dionys von Halikarnaß. Die Asianer seien nicht bombastisch. In diesem letzten Satze steckt wohl ungefähr das, wofür Norden (*22*) den richtigeren Ausdruck gefunden hat, nämlich, daß entwickelungsgeschichtlich betrachtet bei den Asianern der Fortschritt liegt. S. 628 äußert sich Holm ebenfalls skeptisch über die rhodische Schule.

Natürlich ist hier auch zu erwähnen, daß Schmids Attizismus zu Ende geführt worden ist (*143*), wenn auch sein Hauptinhalt in die zweite Sophistik gehört. Näher geht uns IV, S. 728 an. Daß der

*) In diesen Berichten Band 105 (1900), S. 206.

Attizismus pergamenischen Ursprungs sei, ist ein plausibler Gedanke von Reifferscheid-Brzoska, nur scheint er etwas zu einseitig gefaßt zu sein.

Bruns in seiner Kaisergeburtstagsrede (*142*) gibt der Natur der Sache entsprechend mehr andeutend als ausführend eine Skizze vom Aufkommen des Attizismus mit einer Charakteristik des Dionys von Halikarnaß und des Verfassers von περὶ ὕψους, mit dem die Periode des Attizismus nicht ungünstig abschließt. Die asianische Beredsamkeit entsprach den Kulturbedingungen jener Zeit. Sitz des Attizismus ist Rom, wo man die griechische Sprache erst erlernen mußte: durch ihn werden die römischen Redner beeinflußt und gebildet. Darin liegt seine Hauptbedeutung, Gedanken, die sich zum Teil eng mit Wilamowitz (*34*) berühren.

Blaß (*144*) sieht in dem Gedicht *des Mädchens Klage*, das uns der Boden von Oxyrrhynchos geschenkt hat, mit Grenfell und Diels Kunstprosa, die natürlich zum genus Asianum zu rechnen sein würde. Dementsprechend wird der Text besprochen und rhythmisch analysiert. Es sei ein Produkt der Rhetorschule, eine προσωποποιία oder ἠθοποιία παθητική, deren Thema etwa gelautet habe: τίνας ἂν εἴποι λόγους κόρη ἀπολειφθεῖσα ὑπὸ τοῦ ἐραστοῦ. Es folgen dann Vergleiche mit Hegesias und der σύγκρισις πλούτου καὶ ἀρετῆς, die bei Stobäus, anth. 91, 33; 93, 31 erhalten ist. Crusius, Rohde und v. Wilamowitz (*144*) geben die Verse der Poesie zurück. Letzterer fügt die herbe Kritik an: Wie gewöhnlich fällt das Schlagwort asianisch, das auf griechischem Gebiet ganz so beliebt und leer ist wie der stilus Afer auf dem lateinischen.

Hirzel (*9*), I S. 481 drückt sich vorsichtig aus, wenn er sagt, vielleicht habe der Kampf zwischen Asianern und Attizisten erst in Rom durch die Konkurrenz seine volle Schärfe erhalten. Gelegentlich der Besprechung von Tacitus, Dialogus II, S. 34 schreibt er: In der Kaiserzeit trat an die Stelle des Attizismus der Klassizismus, der den Streit mit dem Asianismus weiterführte. II, S. 91 handelt vom Anschluß der Asianer an Gorgias.

Aus dem bereits oben wiedergegebenen Grundgedanken der Nordenschen Kunstprosa (*22*), daß sich der Kampf zwischen altem und neuen Stil, den Asianismus und Attizismus verkörpern, ununterbrochen weiterspinnt noch über die Zeit der zweiten Sophistik hinaus, geht zu Genüge hervor, daß sie sich sehr eingehend mit unserem Problem befassen muß. Eingangs wird auf die große Wichtigkeit der Epoche für die Entwickelung der römischen Literatur hingewiesen. Der Asianismus entwickelte sich aus dem Niedergange der attischen Beredsamkeit, den ihr Verdrängen aus der Öffentlichkeit mit sich brachte. Die eigentliche Korruption brachten die Ionier in Asien. Für ein paar Jahrhunderte beherrschten sie den Geschmack, woraus zu schließen,

daß sie brachten, was die Zeit brauchte. Die Asianer vernachlässigten die strengen Gesetze der rhetorischen τέχνη und setzten an ihre Stelle regellose Willkür; sie lösten die Rhetorik von der Philosophie ab. Gegen diese ἄτεχνος und ἀφιλόσοφος ῥητορική zogen Hermagoras und dann die Attizisten zu Felde. Mit dem Fortbestehen des Kampfes sei zugleich die Kontroverse gelöst, die zwischen Rohde und Kaibel bestand, ob die zweite Sophistik mit dem Asianismus, oder ob sie mit dem Attizismus identisch sei. Beides hatte eben in der zweiten Sophistik eine Stätte gefunden. Weichlichkeit und hohles Pathos sind die Charaktereigenschaften der Asiaten und ihrer Beredsamkeit, in der sich zwei Richtungen ausbilden. Die eine — an ihrer Spitze steht mit bewußtem Anschluß an die Sophisten Hegesias — baut zierliche Sätzchen und liebt schlaffe Rhythmen, die andere, die ebenfalls an die Sophistik anknüpft, ist ein Dithyramb in Prosa. Als Vertreter dieser bombastischen Richtung bespricht Norden die Inschrift des Antiochus von Komagene. Die Reaktion im Attizismus ist bald nach 200 eingetreten. Sie war durchaus gelehrt, archaistisch-klassizistisch, begründet auf die μίμησις, die fortan ein literarisches Schlagwort wird. Der Attizismus ist weder in Alexandria noch in Pergamon zu monopolisieren. Zum Siege gelangt ist er Mitte des ersten Jahrhunderts. Bei gegenseitigem Abwägen muß man bekennen, daß der Asianismus als das Moderne die innere Berechtigung für sich hatte: sein Realismus brachte, was die anders gewordene Welt damals brauchte.

Daß sich der Attizismus zunächst in römischen Kreisen voll entfaltet habe, spricht Diels (*44*) gelegentlich aus.

v. Arnim (*21*) sieht gleich Rohde in der zweiten Sophistik wieder in Gunst gekommene Asianer. Er betont, daß die Asianer eine Einheit nur darstellen im Gegensatz zur klassischen Periode und der klassizistischen attischen Richtung. Die Verkünstelung der Form ist nicht zum wenigsten dadurch hervorgerufen, daß der Schwerpunkt in der ganzen Zeit auf der Seite der epideiktischen Beredsamkeit liegt. Dadurch, daß schließlich in der ἐκλογή ὀνομάτων der Attizismus durchdrang, wurde im übrigen der Charakter des Asianismus nicht verändert.

Schmid (*147*) setzt die Entstehung des Attizismus ins zweite Jahrhundert. Sein Sitz war von Anfang an Rhodus, dann wird der Gedanke von Rom aufgegriffen, da viele Römer in Rhodus studierten. Der Entscheidungskampf gegen den Asianismus, der dem Klassizismus zum Siege verholfen hat, ist in Rom ausgefochten worden. Die μίμησις, über deren Methode Dionys von Halikarnaß die erste Schrift geschrieben zu haben scheint — aber schon die Rhodier verwiesen auf sie — wird zur Hauptsache, die Frage ist nur: soll sie sklavisch sein (Apollodor), oder nicht (Dionys, Theodor). Anfangs war man über den einzu-

schlagenden Weg nicht klar, bis er dann im formalen Attizismus gefunden wurde.

Radermacher (*29*) trennt mit Recht den grammatischen vom rhetorischen Attizismus. Der Ursprung des letzteren liegt nicht in Pergamum. Apollodor, der immer angeführt wird, kann nichts beweisen, da seine Hauptwirksamkeit in die Zeit fällt, wo der Attizismus bereits zum Siege gelangt war. Sollte irgendwie Attizismus und Analogie zusammenfallen, so wiese das eher auf Alexandria. Erst in Rom wird der Attizismus mächtig. Er ist weiter nichts als die Reaktion gegen die damals herrschende Stiltheorie — leider wird nicht recht klar, welche das ist — der gegenüber man auf ältere Theoretiker zurückgriff und die Vollendung des von ihnen aufgestellten Ideals bei gewissen, keineswegs allen Attikern fand. Die ersten Attiker, die als solche bezeugt sind, schrieben lateinisch. Daß in Rom ein Grieche Anregung gegeben hat, ist gar nicht nötig. Die eigentliche Schulrhetorik ist auch in Rom immer asianisch geblieben.

Aus v. Wilamowitz' gehaltvollem, in teilweiser Polemik gegen Norden geschriebenem Aufsatz (*34*) können nur die Hauptgedanken wiedergegeben werden. Asianismus ist ein in Rom Mitte des ersten Jahrhunderts ausgeprägtes Schlagwort, das kaum zwei Menschenalter vorgehalten hat. Es ist unbekannt bei Sextus Empirikus, Philodem, Cicero de inventione, Rhetorik ad Herennium, Gorgias minor, π. ὕψους, Seneka philosophus und allen Späteren. Quintilian und Plutarch bezeichnen es als veraltet. Cicero, der das Wort zunächst nicht kennt, wird allmählich immer ausfälliger. Die Asianer sind nicht nur e i n e Richtung; zunächst die, die die Provinz Asia beherrschen, aber dann wird es auch auf andere übertragen. Dann folgt eine Polemik gegen den Namen Asianer als Gattungsbegriff. Auch Asianismus als moderne Bezeichnung für corrupta eloquentia wird abgelehnt, da ein negativer Begriff durch einen positiven ersetzt wird. Der Asianismus ist die konsequente, naturgemäße Weiterentwickelung der sophistischen Kunstprosa. In der ganzen späteren Zeit regiert der Klassizismus. Die Modernen werden immer abgestoßen. So ist es nichts mit den zwei Richtungen Nordens. Das Klima Asiens tut nichts zur Entwickelung. Was Norden Asianismus nennt, ist das Süße, Blumige, auch das Erhabene. κακόζηλον kann nicht identisch mit asianisch sein, da es nichts heißt als nicht in dem ζῆλος, dem der folgt, der das Wort anwendet. Das speziell als asianisch Getadelte muß in der Kaiserzeit überwunden sein. Es besteht in der Rhythmik, die teils zu weich und zu durchgehend sei, womit das Zerhacken in einzelne Sätzchen zusammenhängt, teils zu eintönig, da nur wenige Schlüsse bevorzugt sind. Die weichen Rhythmen können wir nicht mehr kontrollieren, das andere hängt mit

den beiden Kompositionsarten zusammen, die stets nebeneinander hergegangen sind, der periodisierten und der kommatischen. Die Periode, aufgebaut auf den gorgianischen Figuren, ist vergleichbar mit der Architektur und Musik. Das Ohr empfindet den notwendigen Abschluß voraus und ergänzt ihn sich selbst, soweit die Klangwirkung in Betracht kommt. Die andere ist auf der Silbenquantität aufgebaut. Bestimmte Rhythmen fielen nur an Anfang und Schluß des Satzes deutlich ins Ohr, nur die Regellosigkeit der Rhythmenfolge in den einzelnen Gliedern und Gliedchen macht den Unterschied von der Poesie. Responsion ist dabei nach Aristoteles ganz ausgeschlossen, während die Glieder der Periode sich sehr wohl entsprechen können. Schon Isokrates verband beide Prinzipien. Die Hiatvermeidung, die zur Periode gehört, ist durch ihn allgemein durchgedrungen. Zur Zeit des Demosthenes herrschte die periodisierte und rhythmische Rede. Ihr setzte Hegesias die εἰρομένη entgegen, die aber auch rhythmisch werden mußte, um kunstvoll zu wirken. Und das ist in Rom herrschend geworden und noch lange geblieben, als im Griechischen die Quantität längst aufgegeben war. Der große Unterschied zwischen silberner Latinität und gleichzeitigem Griechisch ist der sinnfällige Erfolg des Attizismus. Der sprachlich-grammatische Attizismus hat eine viel größere Bedeutung für die Rhetorik als dieser rhetorisch-rhythmische. Die Bedeutung Roms für die Frage liegt auf der Hand. Aber die Griechen selbst haben die Sache gemacht, nicht die Römer. In der Fremde, in Rom haben sie sich auf ihre Klassiker besonnen, auf die Macht, die ihnen einzig noch geblieben war. Die Führer der attizistischen Bewegung, die zu Ciceros Zeit auftreten, waren wohl mehr lehrend als schreibend tätig. Apollodor ist von wesentlichem Einfluß auf die Bewegung. Aber nichts kommt darauf an, daß er von Pergamon stammte. Einen Gegensatz zwischen Pergamon und Asien zu konstatieren, ist ein Unding. Auch in Rhodos kann man nicht von Attizismus reden. Die Weltstellung Roms hat der klassizistischen Reaktion in der Welt ihre Stellung verschafft. Aber wir dürfen uns nicht scheuen, die lebendige Sprache der Asianer auch mit ihren Neologismen und ihrem lärmenden Schmucke schön zu finden.

Wenn wir alle diese Arbeiten überblicken, steht also jetzt ungefähr fest, daß Rom von größter Bedeutung für Aufkommen und Sieg des Attizismus ist, daß Pergamon nicht die Stellung behauptet haben kann, die ihm Reifferscheid-Brzoska zuweisen wollten, daß der Asianismus als der Fortschritt nicht mehr so verächtlich abgetan werden darf wie bisher, und die Asianer im engeren Sinne nur in das erste vorchristliche Jahrhundert gehören. Dagegen ist die wahre Bedeutung von Rhodus noch völlig umstritten.

Daß Äschines Stifter der rhodischen Schule gewesen sei, lehnen ab Blaß (*45*), S. 265 und Thalheim (*139*). Über die Bedeutung von Rhodos zu Ciceros Zeit handelt Marx (*141*), S. 157; vgl. Wilamowitz (*34*), S. 20. Martini (*146*) stellt die antiken Zeugnisse über die Schreibart des Posidonius zusammen. Die beiden Apollonius (Molon und ὁ μαλακός) behandelt in sehr vorsichtiger Weise Brzoska (*145*). Spuren einer koischen Rednerschule weist Herzog nach (*51*) S. 212, von der er einen Zusammenhang mit Rhodus statuiert. Athenäus ὁ Ναυκρατίδης ist nach Brzoska (*145*) nicht in Rhodus anzusetzen, Molon war nicht sein Schüler, auch war er nicht Asianer. Sein System wird, soweit erkenntlich, übersichtlich dargestellt. In der Statutslehre machte er den verfehlten Versuch, die γένη des Aristoteles mit den στάσεις des Hermagoras zu verbinden.

12. Philodem.

148. J. v. Arnim, de restituendo Philodemi de rhetorica libro II. Rostock 1893.

149. S. Sudhaus, Neue Lesungen zu Philodem. Ph 53 (1894), S. 1.

150. S. Sudhaus, Exkurse zu Philodem. Ph 54 (1895), S. 80.

151. J. E. Sandys, Rezension von Philodem ed. Sudhaus I. CR 9 (1895), S. 358.

152. Philodemi volumina rhetorica ed. S. Sudhaus. vol. II. Lipsiae 1896. — Rez.: LC 1896, S. 1545. Hammer, BphW 1896, S. 1636. G. Ammon, BayrGy 35 (1899), S. 137.

153. M. Ihm, Zu Philodem περὶ κολακείας. RhMPh 51 (1896), S. 315.

154. A. Brinkmann, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Dialogs Axiochos. RhMPh 51 (1896), S. 441.

155. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 636.

Philodemi volumina rhetorica ed. Sudhaus supplementum s. Nr. 8.*)

Nachdem uns Sudhaus Philodems περὶ ῥητορικῆς im Jahre 1892 zuerst vorgeführt hatte, soweit es eben aus den herkulanischen Rollen möglich war, gab er drei Jahre später im supplementum (*8*) denselben Text nochmals, diesmal nicht in Kolumnen gedruckt und ohne Klammern bei Ergänzungen. Aber nicht bloß äußerlich wurde der Text so lesbar gemacht, sondern auch innerlich. Mit staunenswerter Gewandtheit sind

*) Vgl. auch Dyroffs Bericht über Philodem, AGPh 1901, S. 117.

Lücken ausgefüllt sowie Unebenheiten und Unklarheiten beseitigt, so daß oft der Text kaum wiederzuerkennen ist. Das Verdienst von Sudhaus kann es dabei nicht schmälern, daß bei den Schwierigkeiten der Aufgabe natürlich vieles sehr problematisch und unsicher ist. Dem Text sind eine Reihe deutscher Anmerkungen beigefügt und eine wertvolle schon oben (S. 99) besprochene Einleitung vorausgeschickt. Der Hauptwert der Philodemschen Rhetorik besteht ja nicht in ihrem eigentlich rhetorischen Gehalt, sondern darin, daß sie uns einen Einblick tun läßt in den Konkurrenzkampf zwischen Rhetorik und Philosophie um das Erziehungsmonopol.

1896 folgte dann Band II (*152*) wieder in Kolumnen gedruckt. An erster Stelle steht περὶ ῥητορικῆς I, eine ergänzte Wiederholung von S. 289—325 des ersten Bandes, da Sudhaus inzwischen entdeckt hatte, daß Papyrus 1015 die oberen, 832 die unteren Teile der Seiten enthielt. Es folgen Fragmente von Buch II und V nach Sudhaus' Zählung. Auch hier wird manches Interessante zur Geschichte des obenerwähnten Konkurrenzkampfes geboten. Dann kommen incerta fragmenta, von denen vielleicht manches gar nicht zur Rhetorik gehört. Es schließt sich an περὶ ῥητορικῆς ὑπομνηματικόν wieder mit Fragmenten, das mehr für den inneren Schulgebrauch bestimmt war, dessen Inhalt in der praefatio, S. 11 ff. genauer besprochen wird. Als Kern des Ganzen betrachtet Sudhaus Buch V, wo das Bild eines epikureischen Weisen gegenüber den armseligen Rhetoren gezeichnet wird. Bei Philodem erkennt man erst die Bedeutung der bekannten Definition des Redners als vir bonus dicendi peritus. Die Ausgabe beschließt ein ausführlicher, für sprachliche Untersuchungen sehr willkommener Index.

Bedenken, ob Sudhaus immer die rechte Kolumnenanordnung getroffen hat, hat von Arnim in seinem Dio (*21*), S. 45, der zugleich einige Vorschläge zu Textesänderungen und eine Beleuchtung der ganzen Partie S. 1—50 bei Sudhaus gibt, die insbesondere Nausiphanes gilt.

In seinem Programm von 1893 (*148*) war von Arnim zu dem Resultate gekommen, daß Philodem in περὶ ῥητορικῆς die Frage nach dem Wesen der Rhetorik mehr in dem Sinne behandelt, daß er davon abrät. Die Rhetorik ist zwar eine Kunst, aber eine sophistische, die nichts zur Erreichung des Lebensglückes beiträgt, ein Standpunkt, zu dem er durch die Polemik gegen die Akademiker und Peripatetiker gedrängt wird. Besonders interessant ist nun, daß er dabei gegen ein Mitglied der eigenen Schule zu polemisieren hat, der seinerseits wieder Zeno bekämpft hatte. Zu diesem Zwecke werden eine Menge Stellen aus Epikur, Hermarch, Metrodor — Zeno hatte nichts darüber geschrieben — beigebracht, daß diese auch die Rhetorik als τέχνη gelten ließen. Diese

Partie (I, S. 89—119 bei Sudhaus) wird dann im einzelnen genauer kritisch und exegetisch behandelt.

Sudhaus gibt in den neuen Lesungen (*149*) Emendationsproben, verbunden mit gelegentlichen Auseinandersetzungen mit von Arnim. Von den Exkursen (*150*) behandelt der erste: „Ein literarischer Streit in der epikuräischen Schule" dieselbe Partie wie von Arnim (I, S. 89 ff.). Sudhaus meint, Epikur selbst habe gar nichts darüber gelehrt, ob die Rhetorik eine Kunst sei. Nr. 2 bringt die Szene aus Epikurs Gastmahl, die er in annähernd abschließender Form vorlegen zu können hofft. Nr. 3 „Noch einmal Nausiphanes und Aristoteles bei Philodem" führt aus, daß es ein Hauptgedanke Philodems sei, politische Doktrinäre wie Aristoteles und Nausiphanes müßten bekämpft werden. Auch hier allerlei kritische Vorschläge.

Weitere Beiträge zur Textkritik geben die Rezensenten von Sudhaus (*152*), Sandys (*151*), Brinkmann (*154*), S. 477, v. Wilamowitz (*155*) und Radermacher (*29*) S. 356 und 361, der I 165, 4 S. liest ἢ μεσότητα ἢ γλαφυρότητα, so daß auch Philodem 4 Stilarten kennt. Durch ihn werde der Attizismus auch als epikuräisch erwiesen.

Sprachliches behandelt Schmid (*143*) mehrfach im Attizismus III und IV. Ihm endlich (*153*) gibt Ergänzungsversuche zu vol. Hercul. I 74 und zeigt Zusammenhänge mit Theophrast auf.

13. Apollodoreer und Theodoreer.

156. Brzoska, PW I 2328 und 2836.

Brzoska in seinem Artikel Apollodor (*156*) gibt nach einer Erörterung, wann Apollodor nach Rom gekommen sei, eine Liste seiner Schüler, unter denen besonders viele Römer sich befinden. Auch Cäcilius von Kaleakte gehört dazu. Charakteristisch ist bei Apollodor die Beschränkung auf das genus iudiciale. Er war ein ganz strenger Attizist, aber nicht der Begründer des Attizismus. Seine geschichtliche Bedeutung liegt darin, daß er die Römer dafür gewann. Vorgänger wird er gerade in Pergamon gehabt haben. Ausführlich werden dann die Unterschiede zwischen Apollodoreern und Theodoreern besprochen.

Wilamowitz (*34*) sieht in seinem System, das als eine Beschränkung auf das abstrakt logisch als notwendig Erweisliche geht, eine ganz scharfe Reaktion gegen die casuistische Scholastik des Hermagoras. Daß er auch die μίμησις der attischen Sprache gefordert habe, ist unerweislich.

Für die Charakteristik seines Gegners Theodor ist von besonderem Wert der Satz bei Norden (*22*) I, S. 133: Theodoros, der — im Altertum etwas Besonderes — die individuelle Freiheit in seiner Kunst höher zu stellen wagte als die starren Regeln der Tradition.

Als Theodoreer nimmt **Thiele** GGA S. 245 (s. Nr. *163*) in Anspruch den Verfasser von περὶ ὕψους und von Pseudo-Dionys Rhetorik X. Dio als Schüler eines Theodoreers bezeichnet, allerdings mit einer gewissen Reserve, von **Arnim** (*21*), S. 131.

Die Quelle, aus der wir den größten Teil unserer Kenntnis dieser beiden Gegner schöpfen, den *anonymus Seguerianus* hat **Hammer** neu ediert (*113*). Er weist mit Recht **Grävens** Vermutung ab, daß wir eine Epitome aus Cornutus vor uns haben. Für die Textgestaltung ist Grävens Ausgabe nicht ungenutzt geblieben. Einige kritische Bemerkungen zum Texte gibt **Ammon** (*113*). Sehr vorsichtig ist **Brzoskas** Artikel (*156*). Er weist auf Cäcilius als Quelle hin. Als Entstehungszeit wird rund 200 angesetzt, da Hermogenes ignoriert ist.

14. Dionys von Halikarnaß.

157. R. **Wünsch**, Zu den Melanippen des Euripides. RhMPh 49 (1894), S. 91.

158. C. **Brandstätter**, de vocis κατασκευή apud Dionysium Halicarnassensem ceterosque rhetores usu. Griechische Studien für Lipsius, Leipzig 1894, S. 153.

159. E. **Ziebarth**, Zu den rhethorischen Schriften des Dionys von Halikarnaß. Aus dem Nachlaß von H. **Sauppe**. Ph 53 (1894), S. 429.

160. L. **Radermacher**, observationum et lectionum variarum specimen. NJklA 151 (1895), S. 235.

161. L. **Radermacher**, Varia. RhMPh 50 (1895), S. 138.

162. F. **Blaß**, die Danae des Simonides. H 30 (1895), S. 314.

163. **Dionysii Halicarnasei** quae fertur ars rhetorica rec. H. Usener. Leipzig 1895. — Rez.: C. **Hammer**, BphW 1896, S. 580. LC 1896, S. 1045. G. **Thiele** GGA 1897, S. 232. J. **Brzoska**, DL 1898, S. 465.

164. L. **Radermacher**, Varia. RhMPh 50 (1895), S. 475.

165. L. **Radermacher**, Varia. RhMPh 51 (1896), S. 463.

166. E. **Thomas**, Zu Dionys von Halikarnaß über die alten Redner. H 32 (1897), S. 60.

167. S. **Kayser**, l'art oratoire, le style et la langue d'Hypéride. MB I (1897), S. 241. 2 (1898), S. 210.

168. W. W., Note on Dionys of Halicarnass de Dinarcho. CR 12 (1898), S. 391.

169. U. v. **Wilamowitz**, Lesefrüchte. H 33 (1898), S. 522.

170. H. Weil, Denys d'Halicarnasse du style de Démosthène. Obervations critiques. REG 12 (1899), S. 312.

171. Dionysii Halicarnasei opuscula ed. H. Usener et L. Radermacher, volumen prius. Lipsiae 1899. — Rez.: B., LC 1899, S. 1364. G. Ammon, WklPh 1899, S. 1308. C. Hammer, BphW 1900, S. 289. G. Ammon, BayrGy 36 (1900), S. 110. W. Roberts, CR 14 (1900), S. 454. K. Fuhr, GGA 1901, S. 98.

172. L. Radermacher, Dinarch. Ph 58 (1899), S. 161.

173. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899) S. 623, 625.

174. Warren, the structure of Dionys of Halicarnass epistula II ad Ammäum. AJPh 20 (1899), S. 316.

175. Δραγούμης, εἰς Διονύσιον Ἁλικαρνασέα διορθωτικά. Ἀθηνᾶ 12 (1900), S. 3.

176. Poynton, Oxford MSS of Dionys of Halicarnass de compositione verborum. JPh 27 (1900), S. 70.

177. Παντάζης, κριτικὰ εἰς τὴν Οὐσενήρου καὶ Ραδερμαχήρου ἔκδοσιν Διονυσίου τοῦ Ἁλικαρνασέως. Ἀθηνᾶ 12 (1900), S. 125.

178. Poynton, Two Oxford MSS of Dionys of Halicarnass. CR 14 (1900), S. 413.

179. W. Roberts, Dionys of Halicarnass as an authority for the text of Thucydides. CR 14 (1900), S. 244.

180. L. Radermacher, analecta. Ph 59 (1900), S. 177.

181. R. Förster, Zur Handschriftenkunde und Geschichte der Philologie. VI. Handschriften der Zamoyskischen Bibliothek. RhMPh 55 (1900), S. 435.

182. L. Radermacher, Griechischer Sprachgebrauch. Ph 59 (1900), S. 592.

183. W. Heydenreich, De Quintiliani institutionis oratoriae libro X, de Dionysii Halicarnassensis de imitatione libro II, de canone, qui dicitur Alexandrino quaestiones. Erlangen 1900. — Rez.: Kröhnert, WklPh 1901, S. 439.

184. W. Roberts, The literary circle of Dionys of Halicarnass. CR 14 (1900), S. 439.

Für Dionys von Halikarnaß ist unsere Periode besonders wichtig, da in ihr Usener einen großen Teil seiner auf Dionys verwendeten Studien in zwei Textausgaben vorgelegt hat, die auf lange hinaus das Fundament für alle weiteren Arbeiten und Untersuchungen bilden müssen und werden. Zunächst erschien die Ausgabe der unechten Ars (*163*), die gleich hier zu besprechen, gestattet sei. Die einzige Textquelle

der Parisinus 1741 gibt Dionys gar nicht als Verfasser, nur zu Kapitel 10 und 11 ist sein Name an den Rand geschrieben wegen der Zitate aus περὶ μιμήσεως. Der vorzügliche Apparat, der neben dem Parisinus noch als Vertreter der apographa den Guelferbytanus heranzieht, zeichnet sich noch besonders durch knappe erklärende Winke aus, die vor voreiligen Änderungen warnen. Trotz alles konservativen Sinnes weiß aber Usener auch, wenn es nötig ist, scharfe Kritik zu üben, und seine Änderungen und Ergänzungen sind meist überzeugend. Wertvolle Beigaben sind die Nachweise der zitierten Stellen und der Wortindex. In der Einleitung entwickelt Usener in aller Knappheit, daß Kapitel 1—7 einer τέχνη über das genus demonstrativum entnommen sind, deren zweiter Teil einst mit cap. 6 begann. (In A^c ist die Bezeichnung B noch erhalten.) Die vier folgenden Kapitel stammen nach Usener aus der Schule eines Lehrers des 1. Jahrh. n. Chr.; 10 und 11 wahrscheinlich vom Lehrer selbst, 8 und 9 sind Schülerarbeiten. Die Demostheneszitate sind nicht ohne Wert für die Kritik des Redners, bei Homer gehen die Zitate mit Aristarch.

Von den Rezensionen ist von besonderem Interesse die von Thiele. Er erklärt cap. 1—7 nicht als eine Auswahl aus einer größeren τέχνη. Die Überschriften sowie das B in A^c seien byzantinische Fälschungen. Alle sieben Kapitel bieten nur Gedankengänge, oft nicht mehr als die bloße Disposition einer Rede, so daß die Bezeichnung μέθοδοι ganz richtig ist. Unsere Stücke schöpfen aus gemeinsamer Quelle mit Menander. Dazu gibt Thiele hübsche Bemerkungen über Stil und Diktion mit Vorschlägen zur Textgestaltung. Ob cap. 8—11 aus einer Schule stammen, ist nicht sicher. Der Verfasser von cap. 10, dem besten Stücke der Sammlung, ist Theodoreer. cap. 11 dagegen ist die Arbeit eines Schülers des Verfassers von cap. 10, der sein opus mit dem Schriftchen seines Lehrers zusammenedierte. Auch zu diesen vier Stücken folgen eine Reihe kritischer Bemerkungen. Hammer wirft, aber wohl nicht mit Recht, die Frage auf, ob nicht Kapitel 10 und 11 doch von Dionys sein könnten. Brzoska erklärt Brandstätters Versuch, Leipziger Studien 15, S. 263 auch cap. 8—11 ins dritte Jahrhundert hinabzurücken, für grundlos.

Wir wenden uns nun zu den echten Schriften. Von diesen sind περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων I (Lys. Isokr. Isäus) II (Dem.), πρὸς Ἀμμαῖον, περὶ Δεινάρχου unter Voranstellung der Fragmente aus den anderen tabulae criticae orationum Atticarum, περὶ Θουκυδίδου πρὸς Αἴλιον Τουβερῶνα, περὶ τῶν Θουκυδίδου ἰδιωμάτων πρὸς Ἀμμαῖον im ersten Bande der Usener-Radermacherschen Textausgabe erschienen (*171*). Letzterer hat Lysias, Isokr. Isäus, Demosthenes, Dinarch bearbeitet, Usener das übrige. Was bis dahin von Kritik und Interpretation geleistet worden

ist, ist mit bewunderungswürdiger Umsicht gesammelt und in verständiger Auswahl mitgeteilt worden. Hunderte von Stellen sind neu emendiert oder wenigstens für sie der Weg zur Emendation gewiesen. Die Vorrede gibt einen knappen Überblick über die Handschriften (über 60) und über ihr Verhältnis zueinander, und zum Archetypus und über die Gruppen in der Überlieferung, in die das Dionysianische Schriftencorpus gespalten ist. Für die in diesem Bande edierten Schriften kommen als Haupthandschriften in Betracht Ambrosianus D 119 sup. (M) und Laurentianus LIX 15 (F). Dann folgt eine Übersicht über die wichtigsten Ausgaben, wobei sehr hübsch hervortritt, wie die Schriften erst allmählich bekannt geworden sind. Bedenken über die Klassifikation der Handschriften hegen von den Rezensenten Ammon und Fuhr. Des letzteren Besprechung ist selbst zu einer scharfsinnigen Studie zur Textkritik des Dionys ausgewachsen, die eine große Reihe treffender Beobachtungen und guter Emendationen bringt. Einzelne Vorschläge auch bei den übrigen Rezensenten.

Von weiteren textkritischen Beiträgen sind Referenten folgende bekannt geworden: Ziebarth (*159*) ediert aus Sauppes Nachlaß, der einst geplant hatte, in der Didotschen Sammlung Dionys zu edieren, dessen Konjekturen aus seinem Handexemplar, besonders zu de compositione verborum und zur ars, weniger zu den anderen Schriften. Vorschläge und Bemerkungen zu einzelnen Stellen machen Wünsch (*157*), S. 93, Radermacher an verschiedenen Stellen (*160*, *161*, *164*, *165*, *180*), W. W. (*168*), Weil (*170*) v. Wilamowitz (*169*, *173*), Δραγούμης (*175*). Die neue Ausgabe ist für Pantazes der Anlaß gewesen, uns mit einer Flut von adnotationes criticae zu überschütten, deren Qualität nicht im Einklange mit der Quantität steht (*177*).

Thomas (*166*) bespricht das gegenseitige Verhältnis des Laurentianus zum Ambrosianus. Ersterer hat oft noch einen Teil des echten bewahrt, wo der Ambrosianus eine Lücke hat. Übrigens war schon der Archetypus lückenhaft. Eine besondere Kontrolle für dieses Verhältnis liefert der Isokratestext.

Poynton (*176*) bespricht den Kanonikus 45, der nach 1560 geschrieben und, wie es scheint, das Exemplar des Petrus Viktorius ist, in das er sich alles für seine geplante Dionysausgabe zusammengetragen hat. Die Handschrift, allerdings nicht von Viktorius selbst geschrieben, ist nach dem Florentinus gemacht. Vorausgeschickt sind interessante Notizen über des Viktorius Beschäftigung mit Dionys überhaupt. Zwischen dem Parisinus 1741 und dem Saibantius 230 bestehen Beziehungen. Angefügt ist eine Kollationsprobe des Kanonikus. Ergänzend ist der zweite Aufsatz (*178*). Der Schreiber der Randnoten des Kanonikus ist vielleicht Andreas Dudith — über den auch Usener

(*171*), S. XXX zu vergleichen ist —, was R. Förster nach Vergleichungen mit Breslauer Dudithiana vermutet. Der Bodleyanus von Hudson ist ohne Zweifel ein Werk von Sir Henry Savile. Hudsons Lesarten sind Saviles Konjekturen. Einige davon sind wahrscheinlich Sylburg entlehnt.

Daß 1602 Simon Biocovius περὶ συνθέσεως ὀνομάτων mit der ersten lateinischen Übersetzung und erläuternden Beispielen aus römischen Schriftstellern edierte, entreißt Förster (*181*) der Vergessenheit.

Die Partien aus Dionys, die Lachares in den neuentdeckten Fragmenten zitiert, publiziert Gräven (*59*). Sie bieten fast alle guten Lesarten des von Goeller benutzten codex des Viktorius und einige neue Berichtigungen.

Über Demostheneszitate bei Dionys handelt Radermacher (*180*). In de vi Demosthenis, wo lange Zitate vorkommen, benutzte er eine Handschrift, in de Thucydide zitierte er aus dem Kopfe. In περὶ ἀρχαίων geht sein Text regelmäßig gegen Σ, ist dagegen verwandt mit A.

Für den Thukydidestext sucht Roberts (*179*) Dionys nutzbar zu machen, der für eine Anzahl Lesarten des Dionys eintritt, die in den Thukydidestext einzusetzen seien.

Walter (*1*) der die ars als echt ansieht, gibt eine sehr hübsche Analyse von de compositione verborum. Von seinem Standpunkt als Philosoph aus, meint er allerdings, der darin gemachte Versuch einer Gliederung des Schönen sei nicht besonders rühmenswert ausgefallen.

Brandstätter (*158*) bringt eine terminologische Untersuchung. κατασκευή ist vor Dionys überhaupt selten, bei ihm allerdings ein Lieblingsausdruck. Er stellt vier Bedeutungen fest: 1. quodcumque studium pertinet ad verba eligenda et componenda, 2. ornatus orationis, 3. artificia dicendi ad fallendum et captandum auditorem adhibita, 4. universa rerum apparitio quae fit persuadendi causa. Es bedeutet aber nie probatio, confirmatio, auch nicht bei Isocrates Aristoteles, Philodem, dem auctor ad Herennium, selbst wenn sie κατασκευάζειν = probare haben. Diese Bedeutung tritt erst nach Dionys zu den anderen hinzu.

Blaß (*162*) hebt hervor, daß uns Dionys ein Gedicht der Sappho, zwei des Pindar, eins des Simonides erhalten hat.

Radermacher (*18*) bemerkt gegen Christ: Für Dionys bedeutet eine Schrift περὶ τῆς πολιτικῆς φιλοσοφίας nichts den exempla des Nepos Vergleichbares, sondern ein Buch über Rhetorik. Ferner statuiert er, daß Pseudo-Dionys cap. 8 und 9 ähnlich wie bei Aristoteles γνώμη = εὕρεσις gebraucht wird, während es sonst eben Sentenz bedeutet.

Schmid im Attizismus IV, S. 729 (*143*) urteilt über Dionys: Die grammatisch-logische Richtung der Stoa wird verbunden mit der rhetorisch-stilistischen (Angemessenheit, Schönheit) des Peripatos, nur

daß die letztere entschieden überwiegt. Die Konsequenzen seiner Theorie in de compositione verborum hat er nicht erkannt. Damals war die Zeit geeignet, den attischen Ballast über Bord zu werfen und jenen kecken Griff in die lebende Umgangssprache zu tun, durch den die Literaturen der romanischen Sprachen vor der lateinischen Erstarrung bewahrt geblieben sind.

Bruns (*142*) gibt in anregender Form ein Bild von des Dionys Streben. Allerdings treten mehr die verkehrten als die guten Seiten hervor. Als äußerst bornierten Kopf, der das Gute und Ausgezeichnete, was er hat, nur seinen Quellen verdanke, bezeichnet Norden (*22*), S. 79 Dionys, der überhaupt nichts für ihn übrig zu haben scheint. Dagegen wendet sich Schmid in seiner Rezension (*22*), ebenso tritt Hahne (*14*) für ihn ein. Auch Croiset (*10*) V, S. 356 sucht seiner Persönlichkeit gerecht zu werden, der des Dionys Natur für das Parteitreiben jener Zeit eigentlich zu weich findet.

Kayser (*167*) nimmt gern für die Charakteristik des Hyperides Bezug auf die Urteile des Dionys.

Die Dinarchvita ist nach Radermacher (*172*) in ihrer Art von grundlegender Bedeutung. Wir dürfen es Dionys glauben, daß vor ihm noch niemand die Rede gegen Proxenos ausgenutzt hat.

Wilamowitz (*173*) ist der Ansicht, daß die zweite σύνταξις der Schrift über die alten Redner wahrscheinlich nur Demosthenes enthielt, die beiden anderen Redner sind vielleicht gar nicht behandelt; die angeblichen Fragmente aus Äschines und Hyperides stammen aus einem Kommentar zur Ktesiphontea. Dionys wandte sich von Demosthenes zu Thukydides.

Warren (*174*) gliedert die ad Ammäum cap. 2 gegebene Disposition in 22 Teile, auf Grund deren er einige Lücken und Konfusionen im Text der Epistel feststellt.

Roberts (*184*) konstruiert um Dionys als Führer der attizistischen Bewegung einen ganzen Freundeskreis. Der von Dionys genannte Demetrius sei der Verfasser von περὶ ἑρμηνείας, auch Manilius, Theodor von Gadara und der Verfasser von περὶ ὕψους hätten zu diesem Kreise gehört. Außer diesen Aufstellungen bringt der Aufsatz nichts Neues.

Heydenreich endlich (*183*) sucht zu erweisen, daß Quintilian im 10. Buche aus Dionys de imitatione II geschöpft hat. Die Übereinstimmung zwischen beiden sei so groß, daß der Annahme nichts im Wege stünde; nur habe Quintilian hie und da eigene Notizen zugefügt. Dieses Resultat scheint Referenten ebenso wie G. Ammon in diesen Berichten CIX (1901), S. 134 durchaus alles andere als sicher zu sein.

15. **Caecilius von Caleakte. Der Rednerkanon.**

185. A. Busse, Zur Quellenkunde von Platos Leben. RhMPh 49 (1894), S. 72.

186. B. Keil, Der Perieget Heliodorus von Athen. H 30 (1895), S. 199.

187. O. Kröhnert, canonesne poetarum, scriptorum, artificum per antiquitatem fuerunt. Königsberg 1897. — Rez.: Häberlin, WklPh 1899, S. 830.

188. W. Roberts, Cäcilius of Caleakte. AJPh 18 (1897), S. 302.

189. K. Münscher, Die Isokratesüberlieferung. Ph 58 (1899), S. 109.

190. J. Brzoska, PW III, S. 1174.

191. C. Wachsmuth, Das Königtum der hellenistischen Zeit, insbesondere das von Pergamon. HV 2 (1899), S. 297.

192. F. Susemihl, Epikritisches zu Heliodor, dem Periegeten. Ph 59 (1900), S. 615.

Nach Busse (*185*) wurden, als Ausgaben der Rednerdekas gemacht wurden, die den Texten vorausgeschickten γένη aus Cäcilius περὶ τοῦ χαρακτῆρος τῶν δέκα ῥητόρων teils bereichert, teils neu gebildet. Diese wurden dann zu der uns vorliegenden Sammlung vereinigt, die erst anonym ging und später durch die Grammatiker Plutarch zugeschrieben wurde. In Cäcilius den Urheber des Kanons zu sehen, scheint Busse geneigt zu sein, wenn er auch die Frage offen läßt.

Auf Cäcilius als Quelle von Pseudoplutarch weist auch Radermacher (*172*) hin, aber daneben sei noch eine vita benutzt, deren Oberflächlichkeit schon Dionys beklagt. In Echtheitsfragen war Cäcilius toleranter als Dionys. Er hat nach diesem geschrieben.

Einzelne modifizierende Zusätze zu Keil (*186*) über Heliodor als Quelle des Cäcilius gibt Susemihl (*192*).

Roberts (*188*) stellt alles über Cäcilius Bekannte in gefälliger Form zusammen. Deutschen Lesern dürfte er kaum etwas Neues bieten.

Croiset (*10*) V, S. 374 gibt einige ganz hübsche Bemerkungen. Daß Cäcilius Cicero und Demosthenes schon damals verglich, zeige geschichtlichen Blick. Besonders herausgehoben ist sein extremer Attizismus mit der Schwärmerei für Lysias. Die Animosität gegen Plato findet zum Teil ihre Erklärung im Kampf der Rhetorik mit der Philosophie.

Münscher (*189*) geht einmal näher auf die Freundschaft zwischen Cäcilius und Dionys ein, die eigentlich nur darin besteht, daß sie beide

Attizisten sind. Sonst sind sie, soweit wir nachkommen können, in der Regel verschiedener Meinung. Wenn der Urbinas des Isokrates mit Recht auf die bei Attikus verlegte Isokratesausgabe zurückgeführt wird, so ging diese auf Cäcilius zurück, denn der Urbinas enthält 28 Nummern, genau so viel, als Cäcilius für echt anerkannte.

Auf Cäcilius als Quelle der Figurenautoren weist Hammer hin (s. u. Nr. 226).

Eine gründliche Arbeit ist Brzoskas Artikel (*190*). Zweifelhaft ist, ob Cäcilius Jude und Sklave war. Möglich, daß er derselben Familie angehörte wie der Quästor des Verres. Geboren ist er ca. 50 v. Chr. Er war der streitbarste, gelehrteste und betriebsamste aller Attizisten, mehr Schulmann als Rhetor, hat wohl nie deklamiert, beeinflußte Dionys stark. Durch ihn wurde der Kanon zu allgemeiner Geltung gebracht, den er von Apollodor von Pergamon übernommen hatte. Als Historiker ist er sehr unbedeutend. Wichtig ist sein attisch-rhetorisches Lexikon, das erste dieser Art. Dann werden die 16 erhaltenen Titel besprochen. Davon sei erwähnt, daß die τέχνη ῥητορική vielleicht sein frühestes unter Apollodors Einfluß verfaßtes Werk war. Ob Alexander Numeniu von ihm abhängt, ist sehr fraglich. Sein reifstes Werk war wohl περὶ τοῦ χαρακτῆρος τῶν δέκα ῥητόρων, das nach Dionys geschrieben ist. Das σύγγραμμα περὶ Ἀντιφῶντος, ebenso περὶ Λυσίου war vielleicht ein Teil davon. Eingehend werden auch des Cäcilius Quellen, sowie seine Benutzer besprochen.

Hier ist nun auch die Gelegenheit geboten, über den *Rednerkanon* zu sprechen, über dessen Heimat die Ansichten noch stark auseinandergehen.

Die Bearbeitung durch zwei verschiedene Verfasser bringt in der Croisetschen Literaturgeschichte (*10*) eine Diskrepanz. IV 620 wird er als alexandrinisch bezeichnet, V 138 aber scheint er eher aus Pergamon als aus Alexandria zu stammen.

Norden (*22*) schreibt S. 149: Daß man in Alexandria an den altattischen Rednern achtlos vorübergegangen sein sollte, ist undenkbar. Aber freilich, die Aufstellung eines Kanons von attischen Rednern zur rhetorischen μίμησις überließ man den zünftigen Rhetoren. Wo er sich den Kanon entstanden denkt, sagt er nicht, doch daß er pergamenischen Ursprung wenigstens für möglich hält, scheint das am zitierten Orte Folgende anzudeuten.

Wachsmuths (*191*) hübsche Ausführungen, wie die pergamenischen Könige bewußt danach gestrebt haben, als Fortsetzer athenischer Politik gelten zu wollen, soll hier nicht unerwähnt bleiben, da dies Moment vielleicht für Pflege attischer Literatur und die Entstehung des Kanons nicht ohne Bedeutung ist.

Für viele äußerst überraschend war das Resultat von Kröhnerts Untersuchung (*187*). Nach ihm beruht die Auswahl der zu einem Kanon vereinten Autoren nicht selten auf rein subjektiven Gründen, und die canones haben durchaus nicht als allgemein verbindliche Normen zu gelten. Solche hat es nie gegeben. So hat denn auch Hermogenes z. B. π. ἰδεῶν II (410 ff. Sp.) 12 Redner. Er setzt die Dekas ins erste nachchristliche Jahrhundert. Ob sie Cäcilius aufgestellt hat, ist fraglich, aber möglich.

Heydenreich (*183*) sieht den cäcilianischen Ursprung für sicher an.

16. Demetrius περὶ ἑρμηνείας.

193. K. Dahl, Demetrius περὶ ἑρμηνείας. Ein Beitrag zur Bestimmung der Abfassungszeit der Schrift. Zweibrücken 1894. — Rez.: C. Hammer, BphW 1896, S. 76.

*194. Roshdestwenski, εἰς τὸ Δημητρίου τοῦ Φαληρέως καλούμενον βιβλίον περὶ ἑρμηνείας σύμβολα in Χαριστήρια für Korsch.

195. G. Ammon, Zu Demetrius περὶ ἑρμηνείας. BayrGy 34 (1898), S. 729.

196. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 629.

Die Schrift περὶ ἑρμηνείας, die Roshdestwenski (*194*), wie ich Ammon (*195*) entnehme, noch als von Demetrius von Phaleron geschrieben ansieht, muß sich immer noch ganz verschiedene Datierungen gefallen lassen. Meistens wird sie ins zweite Jahrh. n. Chr. gesetzt, so von Schmid (*5*), S. 144, Peter (*19*) I, S. 330 und besonders von Dahl (*193*). Er untersucht in methodisch vorsichtiger und von gründlichen Kenntnissen zeugender Weise Grammatik, Wortwahl und Terminologie, die er in grammatische, rhetorische und metrische zerlegt, der Schrift und kommt zu dem Resultat, daß die Schrift nicht vor Beginn der Kaiserzeit, wahrscheinlich aber nach Quintilian verfaßt ist. Der Anhang bietet einige, zum Teil sehr gute, Textbesserungen. Für die Kenntnis des Sprachgebrauches und der Terminologie ist Dahls Studie von großem Wert.

Croiset (*10*) V, 87 scheint die Schrift weiter an Christi Geburt heranzurücken, da er schreibt: il se rattachait par ses préférences littéraires à l'école classique de Dénys d'Halicarnasse. Roberts (*184*) sieht, wie schon angeführt, im Verfasser einen Freund von Dionys.

Interessant sind die beiden Versuche von Hammer (*193*) und Ammon (*195*), die Schrift höher zu datieren. Hammer macht darauf aufmerksam, daß terminologische Untersuchungen dadurch problematisch

werden, daß uns aus der Zeit vor Cicero und Philodem so wenig Material zur Verfügung steht und zur Vergleichung dienen kann. Manches scheint noch auf republikanische Zeit zu deuten. Sachlich ist ferner manches bei Demetrius unklar, was bei Dionys feststeht. Bestimmter noch ist Ammon. Er setzt die Schrift ins erste Jahrhundert vor Chr. Sie sei vielleicht der erste Versuch, die virtutes oratoriae systematisch zu betrachten, möglicherweise auch, sie mit den genera dicendi zu verschmelzen. Der verengerte Begriff der δεινότης setzt noch nicht Dionys voraus. Vieles in der Sprache stimmt mit Philodem und Cicero, speziell seinen Attikusbriefen, überein. Sachlich spiegelt das Buch die Welt der Diadochen, nicht die der römischen Kaiserzeit wieder.

Den Inhalt der Schrift bespricht eingehend Walter (*1*), S. 809 ff. Die Vierteilung der χαρακτῆρες wird einer scharfen Kritik unterzogen, aber anerkannt, daß das einzelne in ästhetischer Beziehung Fortschritte aufweise. Er wie Hahne (*14*) setzen das Buch nach Dionys.

Letzterer tritt warm für die Vortrefflichkeit der Abhandlung ein. Die Disposition, die er genau vorlegt, sei wohl durchdacht und durchaus Eigentum des Verfassers, der eine eigene feste Meinung habe, die er auch gelegentlich zum Ausdruck zu bringen wisse. Das Buch ist rein praktisch, daher eine Reihe von Wiederholungen, daher auch die demonstrierende Umwandlung so vieler Beispiele. Eine Anzahl Stellen seien Interpolationen eines überarbeitenden Stoikers — das verrate die Idee, daß Archedamos über Aristoteles stehen solle — da dem Buche die letzte Hand fehlte, woraus sich auch der Mangel von Einleitung und Schluß erklärt. Der Verfasser schrieb vor περὶ ὕψους und Hermogenes. Einige Textesbesserungen endlich geben Marx (*141*), S. 336 Anm. und Wilamowitz (*196*).

17. περὶ ὕψους.

197. Dionysius oder Longinos, über das Erhabene, übersetzt und mit kritischen und exegetischen Bemerkungen versehen von G. Meinel. Kempten 1895. — Rez.: Tröger, BayrGy 33 (1897), S. 284.

*198. Brighentius, de libelli περὶ ὕψους auctore. Patavii 1896.

*199. F. Nicolini, adnotationes in Longini περὶ ὕψους libellum. Catania 1896.

200. R. Ellis, Notes on Longinus περὶ ὕψους. Ha 9 (1896), S. 385.

201. W. Roberts, the Greek treatise on the sublime. its modern interest. JHSt 17 (1897), S. 176.

202. W. Roberts, the Greek treatise on the sublime. its autorship. JHSt 17 (1897), S. 189.

203. W. Schmid, Zwei Vermutungen zu der Schrift περὶ ὕψους. RhMPh 52 (1897), S. 446.

204. W. Roberts, the quotation from Genesis in the de sublimitate (9, 9). CR 11 (1897), S. 431.

205. Tucker, various emendations. CR 12 (1898), S. 24.

206. Fr. Marx, Die Zeit der Schrift vom Erhabenen. WSt 20 (1898), S. 169.

207. J. G. Vollgraff, Μουσῆς ὁ προφήτης καὶ νομοθέτης. Mn 26 (1898), S. 123.

208. J. Freytag, de anonymi περὶ ὕψους sublimi genere dicendi. Marburg 1897.

209. W. Roberts, Note on a Cambridge manuscript of the de sublimitate. CR 12 (1898), S. 299.

210. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 33 (1898), S. 523.

211. W. Roberts, the text of the de sublimitate. CR 13 (1899), S. 12.

212. G. Tröger, Der Sprachgebrauch in der pseudolonginianischen Schrift περὶ ὕψους und deren Stellung zum Attizismus. Burghausen, I 1899. II 1900.

213. J. P. Postgate. CR 13 (1899), S. 76.

214. H. Dessau, Prosopographia imperii Romani saec. I. II. III. III (1898), S. 91 Nr. 668.

215. Sihler, the treatise περὶ ὕψους, a rhetorical and didactic treatise. TrAPhA 30 (1899), S. XIII.

216. G. Kaibel, Cassius Longinus und die Schrift vom Erhabenen. H 34 (1899), S. 107.

217. R. Ellis, CR 13 (1899), S. 294.

218. G. Tröger, Die Zusammenfügung in Pseudo-Longins Schrift περὶ ὕψους. BayrGy 35 (1899), S. 241.

219. Longinus on the sublime . . . ed. by W. Roberts. Cambridge 1899. — Rez.: Rendall, CR 13 (1899), S. 403. Wilamowitz, LC 1899, S. 558. Rothstein, WklPh 1899, S. 717.

220. W. Christ, Philologische Studien zu Clemens Alexandrinus. Abh. der Münchner Akademie 1900.

221. Edmiston, an unnoticed latinism in Longinus. CR 14 (1900), S. 224.

Reiche Teilnahme ist der Schrift des geistvollen Anonymus zuteil geworden. Die beiden neuen Ausgaben von Hammer (*113*) und

Roberts (*219*) schließen sich eng an die bewährte Textgestaltung von Jahn-Vahlen an. Hammer verwertet für Text und Apparat die vielen von den Neueren vorgebrachten Änderungsvorschläge und Emendationen. Roberts dagegen ist ganz konservativ und schließt sich so eng als irgend möglich an den Parisinus an.

Einzelne Stellen behandeln kritisch und exegetisch Ammon (*113*), Meinel (*197*) im Anhang, Ellis (*200*), Schmid (*203*), Tucker (*205*), Wilamowitz (*210*), Rendall (*219*), dem Roberts in der Rezension von Useners Dionysausgabe antwortet (*171*), Kaibel (*216*), Postgate (*213*), Roberts (*211*), der besonders seinen konservativen Standpunkt rechtfertigt, Edmiston (*221*).

Vollgraff (*207*) athetiert nach Spengels Vorgang einfach die ganze Stelle mit dem Genesiszitat 9, 9 ταύτῃ bis ἐγένετο, während sie Roberts (*204*) als ursprünglich angesehen hatte. Das Zitat sei nur aus dem Gedächtnis gemacht. Des weiteren weist Roberts auf die Ähnlichkeit mit Philos Art, Moses zu zitieren, hin. Auch einige andere Stellen, die an Philo erinnern, werden beigebracht. Der Verfasser sei aber keineswegs ein Jude.

Weiter bespricht Roberts (*209*) den codex Cantabrigiensis oder Eliensis, der ca. 1530 in Italien geschrieben und vielleicht mit dem sonst nicht weiter bekannten Dudithianus identisch ist. Auch er hängt vom Parisinus ab, ist aber eine Stufe besser als die übrigen apographa. Beziehungen zu Robortellis und Manitius' Ausgaben werden aufgedeckt. Die Möglichkeit einer Abschrift aus der editio princeps sei nicht ganz ausgeschlossen.

Übersetzungen lieferten Meinel und Roberts. Meinel (*197*) hat mit seiner geschmackvollen Übersetzung, die äußerst geeignet ist, auch in weiteren Kreisen das Interesse für die Schrift zu erwecken, ein Meisterstück der Übersetzungskunst geliefert. Sie zu lesen, ist ein Genuß. Den einzelnen Kapiteln sind Überschriften beigefügt, Abweichungen von der letzten Bearbeitung des Jahn-Vahlenschen Textes sind in Anmerkungen motiviert; auch einzelne feine Beobachtungen sind in den Anmerkungen niedergelegt. In der Ausgabe von Roberts (*219*) ist dem Texte eine englische Übersetzung gegenübergestellt, hie und da etwas frei, aber das Verständnis gut vermittelnd. Wilamowitz in seiner Rezension bemerkt dazu: Den Stil in seiner Kunst nachzubilden, ist nicht versucht. Das würde den Verfasser sehr kränken, der mindestens so sehr ein Muster der Erhabenheit als ein Essay über sie zu liefern beabsichtigte.

Von diesem letzteren Gedanken war bereits Freytag, einer Anregung Birts folgend, ausgegangen (*208*), indem er untersuchte, inwieweit der Verfasser seinen eignen Vorschriften, erhaben zu schreiben, nachgekommen sei. Dabei legt er seiner Disposition die fünf Quellen

des Erhabenen, die der Verfasser annimmt, zugrunde. Über die beiden ersten läßt sich natürlich bei einem rhetorischen Traktat wenig sagen, so daß auch Freytag über ein paar Allgemeinheiten nicht hinauskommt. Mehr ergibt die Untersuchung der drei übrigen, sozusagen technischen Quellen, wo allerdings der Beweis geliefert wird, daß das genus dicendi ὑψηλόν ist, so daß das Ganze ein hübscher Beitrag zur sprachlichen Untersuchung der Schrift wird. Bei der Zusammenstellung der Figuren werden besonders genau die Parenthesen behandelt. Bei der Wortwahl treten die ἅπαξ λεγόμενα, die auffallend vielen composita, die durch ihre Länge feierlich wirken sollen, sowie Metapher und Allegorie in den Vordergrund. Auf die compositio verborum hin sind die ersten 9 Kapitel genauer untersucht.

So berührt sich die Arbeit teilweise mit Tröger (*212*), der zu dem Resultat kommt, daß der Verfasser im ersten nachchristlichen Jahrhundert lebte und dem Attizismus nahe steht, jedoch kein ausgesprochener Attizist ist. Er nähert sich der von Dionys von Halikarnaß empfohlenen Mittellinie zwischen Volkstümlichkeit und gelehrter Nachahmung und nimmt das Gute, wo er es findet. So schätzt und verwertet er neben den Attikern auch andere. Der erste Teil untersucht erschöpfend Formenlehre und Syntax unter steter Vergleichung mit dem attischen Sprachgebrauch, Teil II behandelt in der Art von Schmids Attizismus die Auswahl der Worte in drei Gruppen: A. Ausdrücke, welche bei den Attikern vorkommen, B. Ausdrücke aus einzelnen voraristotelischen Prosaikern, C. Poetische Ausdrücke.

Des weiteren untersucht Tröger (*218*) die Behandlung des Hiates in der Schrift. Einleitend führt er aus, daß das isokrateische Hiatgesetz allmählich an Wertschätzung und allgemeiner Gültigkeit verlor. So steht denn der Verfasser unserer Schrift noch durchaus auf dem Boden des Hiatgesetzes, scheut sich aber bereits nicht, Vokalbegegnungen zuzulassen.

Nun kommen wir zu den literarhistorischen Fragen. Zur Gewißheit erhoben ist, daß die Schrift in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. gehört. Daran ändert nichts, daß immer noch, gelegentlich sogar einmal von einem Kenner der alten Rhetorik, der Versuch gemacht worden ist, die Schrift für Longin zu retten.

Sollte die Anordnung bei Walter (*1*) chronologisch sein, so steht die Schrift bei ihm natürlich fälschlich an letzter Stelle. Auf eine Reihe von Vorbemerkungen, zu denen auch ein Vergleich mit Lessing gehört, folgt eine ausführliche und anerkennende Inhaltsanalyse.

Ammon in der Rezension der Hammerschen rhetores (*113*) sagt: Christs Vermutung, daß die Schrift von Theon stamme, hätte erwähnt werden können.

Bruns (*142*), dessen Charakteristik sich hübsch liest, setzt die Abfassungszeit ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Dionys, aber während dieser in bezug auf die literarische Entwickelung Optimist war, ist der Verfasser unserer Schrift Pessimist. Das Büchlein, das gesunder jugendlicher Enthusiasmus durchdringt, sei der Abschluß des Attizismus.

Daß der Verfasser Theodoreer war, heben hervor Thiele (*163*), Brzoska (*197*), Wilamowitz (*34*), S. 49, der die Schrift zwischen 20 und 50 ansetzt.

Im größten Gegensatz dazu steht Marx (*206*), der noch einmal den vergeblichen Versuch gemacht hat, Longin als Verfasser festzuhalten, dessen eigene Unsicherheit aber aus der vorsichtigen Art erhellt, in der er sagt, daß die von Amati in die Welt gesetzte Athetese möglicherweise rein divinatorisch das Richtige getroffen haben kann, daß aber bis heute kein einziges brauchbares Argument für diese Athetese vorgebracht werden kann, und daß vielleicht seine Arbeit dazu beitrage, solche zu finden. Der Adressat sei Postumius Flavius Terentianus. Auch Saintsbury (*35*), S. 106 und 152, der eingehend den Inhalt der Schrift wiedergibt, hält an Longin fest.

Das von Marx Gewünschte bringt seine glänzende Widerlegung durch Kaibel (*216*), wohl das beste, was in unserer Periode über περὶ ὕψους gesagt worden ist. Er führt aus, daß die Schrift jenseits des ersten Jahrhunderts gar nicht denkbar ist. Alle ästhetischen Fragen sehen wir hier noch im Fluß. Das aber ist eben der Fluch der zweiten Sophistik, daß es für sie keine derartigen Fragen mehr gegeben hat. Sie waren, erstarrt zu einer festen Masse von allgemeingültigen Regeln und Gesetzen, alle erledigt. Die τέχναι haben die τέχνη umgebracht, die allgemeine Bildung das individuelle Forschen. Longin ist viel zu sehr Pedant, um die Schrift geschrieben haben zu können. Wie seine Kritik, in der nichts gilt, was von der Schulregel abweicht, so sein Stil, klar, einfach, korrekt, aber nüchtern und ermüdend. Er ist strenger Attizist. Der Hiat ist sogar in seiner τέχνη vermieden. Begeisterung, Witz und Humor gehen ihm ab; alles Gegensätze zu περὶ ὕψους. Das Büchlein ist ferner nirgends zitiert, also stammt es von keiner Größe, wie Longin eine war. Die Sprache war zu Longins Zeit nicht mehr möglich. Die paar gemeinsamen platonischen Reminiszenzen sind nicht für einen Autor beweisend. Den Ausfall gegen Isokrates kann Longin, der selbst auf dem Standpunkt steht, τά σμικρὰ μεγάλως λέγειν, nicht geschrieben haben. Spuren der zweiten Sophistik fehlen ganz. Die Hiebe gegen Gekünsteltes, ohne selbst davon frei zu sein, sowie eine Reihe pointierter Wendungen erinnern an die Art von Seneca und Plinius minor. Das Schlußkapitel mit seinen

Erörterungen — parallele Gedanken bei Seneca Rhetor, Petron, Tacitus dialogus, Plutarch — warum echte Beredsamkeit nicht mehr möglich ist, und seiner Polemik gegen Tyrannen, ist nur im ersten Jahrhundert möglich, im dritten hätte niemand auf die Idee kommen können, solche Fragen wieder aufzuwärmen. Ist der Name Fl. Postumius Terentianus richtig ergänzt, so ist eben ein Terentianus dieses Namens im ersten Jahrhundert anzusetzen. Das Genesiszitat ist aus dem Kopf gemacht, stammt nicht aus Aquila, ebenso sind die Parallelen aus Philo und Josephus ohne Wert.

Roberts (*219*) hat seine Ausgabe mit Einleitung und Anhängen ausgestattet. Seine beiden Aufsätze im Journal of hellenic studies (*201*. *202*) sind fast wörtlich in der Einleitung abgedruckt. Das Brauchbare ist im wesentlichen eine Zusammenstellung aus den deutschen Arbeiten über die Schrift. Neu ist die Hypothese, daß der Schüler des Autors und Adressat des Buches den Namen Postumius Terentianus Maurus trage und der bekannte Metriker sei, eine Hypothese, gegen die sich so viel Schwierigkeiten erheben, daß sie kaum viele Anhänger finden dürfte. Verfaßt sei die Schrift in Alexandria, wo Juden und Griechen in lebhaftem Verkehr standen. Kapitel 2 bietet eine Charakteristik der Schrift, die mehr in die Tiefe hätte gehen können. In Anhang I sind die elf bekannten Handschriften besprochen, besonders genau der Parisinus unter Beigabe von zwei Facsimilia, den, wie schon oben erwähnt, auch Roberts als einzige Textesquelle ansieht. Angehängt sind einige kritische Bemerkungen. Anhang II behandelt die Sprache. Auch Roberts erklärt den Verfasser für einen gemäßigten Attizisten. Dann folgt eine Zusammenstellung der rhetorischen termini mit Parallelen aus anderen Autoren und einzelnen feinen sprachlichen Beobachtungen. Interessant ist z. B., daß bei Longin, soweit wir ihn kennen, das Wort ὕψος gar nicht vorkommt. Anhang III, Literarisches betitelt, gibt eine Inhaltsangabe der Kapitel und eine genauere Analyse der Kapitel 8—40. Die sich anschließende Liste über die Zitate und die in der Schrift vorkommenden Autoren würde wertvoller sein, wenn sie nicht gar so vieles für die Exegese von περὶ ὕψους Überflüssiges enthielt. Anhang IV endlich bringt die Bibliographie.

In der Prosopographie (*214*) wird von Dessau zweifelnd, aber sicher fälschlich T. Vibius Postumius Terentianus, ein angesehener Hausbesitzer aus der Zeit des Markus und Verus, dessen Name auf einem Wasserleitungsrohr steht (CIL 15, 2, 7373) als Adressat von περὶ ὕψους erklärt.

Christ (*220*), S. 18 sieht in der Erwähnung des Cäcilius bei Porphyrius und in einigen Parallelen aus Porphyrius' Schriften, der wohl einfach seinem Lehrer Longin gefolgt sei, die Erklärung dafür, daß ein Rhetor oder Grammatiker das Buch Longin untergeschoben hat.

Sihler (*215*) betont im Gegensatz zu Roberts, der die Schrift zu sehr ästhetisch nimmt, die rhetorisch-didaktische Tendenz des Buches, das für ἄνδρες πολιτικοὶ χρησθομαθοῦντες bestimmt sei, um sie zu wahren Rednern zu bilden. 15, 2 wird eine rhetorische und eine poetische Phantasie unterschieden, von denen die erstere ἐνάργεια, die zweite ἔκπληξις bewirke. In der Polemik gegen Cäcilius tritt hervor, daß dieser keine bestimmte praktische Methode angegeben hat, ὕψος zu erwerben. Das will er nachholen. Mehrfach sind die Gedanken denen des Dionys von Halikarnaß parallel, wohl entspringend der Polemik gegen den Asianismus. Die Behandlung des Sapphogedichtes zeigt deutlich den Lehrzweck. Bei den drei letzten Quellen, den σχήματα, der ἐκλογή ὀνομάτων und der σύνθεσις findet sich ganz Ordnung und Arrangement der Rhetorschule und der Technographen.

Was aus Cäcilius übernommen ist, stellt Brzoska (*190*) zusammen.

Ellis endlich (*217*) vergleicht περὶ ὕψους 13, 3 mit Manilius 2, 8—10 und περὶ ὕψους 13, 4 mit Manil. 2, 57—58.

18. Plutarch.

222. Plutarchi moralia ed G. Bernardakis IV, Leipzig 1893.

223. B. Weissenberger, Die Sprache Plutarchs von Chäronea. Straubing, I. 1895. II. 1896.

224. G. Nachstädt, de Plutarchi declamationibus de fortuna. Berlin 1895. — Rez.: Wentzel DL 1896, S. 201.

225. L. Radermacher, Studien zur Geschichte der griechischen Rhetorik. II. Plutarchs Schrift de se ipso citra invidiam laudando RhMPh 52 (1897), S. 419.

Plutarch darf auch in der Geschichte der Rhetorik nicht vergessen werden, da seine Schriften gar mancherlei für Theorie und Praxis der Rhetorik Wichtiges enthalten.

Hirzel (*9*) II, S. 124 ff. hebt mit Recht die rhetorische Bildung Plutarchs heraus. Sein Wanderleben stimmt gut zum Rhetorberufe, viele seiner Abhandlungen sind Vorträge und Reden. Er hat Vorliebe für den strengen Attizismus lysianischer Natur. Im Gryllus habe er sich an das Werk eines älteren Sophisten angelehnt. Auch das Gastmahl der sieben Weisen ist eine rhetorische Schrift. Hirzel wirft auch die Frage auf, ob seine nachlässigere Behandlung des Hiates mit dem Attizismus zusammenhängt.

In einem Punkte hat Weißenberger (*222*) Hirzel korrigiert. Plutarch ist zwar Attizist, gehört aber nicht zu den Extremen, gegen die er polemisiert hat. Die Belege für seinen Attizismus folgen dann.

Nachstädt (*223*) zeigt in gründlicher und methodischer Untersuchung, daß alle beide Deklamationen de fortuna von Plutarch stammen und alle Athetesen, die besonders II erfahren hat, grundlos sind; denn das benutzte Tatsachenmaterial, Gedanken, Aufbau, Verknüpfung, Stil entsprechen bis in die kleinsten Eigenheiten den Eigentümlichkeiten Plutarchs. Singularitäten fehlen fast ganz, und die wenigen sind unverdächtig. Stichhaltige Widersprüche mit echten Schriften fehlen ebenfalls. Deklamation II zerlegt er in zwei Teile 1—8, 8—13. II_2 sei zuerst entstanden, dann II_1, dann die vita Alexandri, zuletzt I. Dieser chronologische Versuch unterliegt Bedenken.

Radermacher (*225*) zeigt, daß Plutarch in der Schrift de se ipso citra invidiam laudando von Rhetoren abhängt, ohne die spezielle Quelle aufweisen zu können. Das Thema berührt sich mit Alexander π. ῥητορικῶν ἀφορμῶν. Dann weist er auf zwei andere Schriften hin πρὸς τοὺς διὰ τοῦ ῥητορεύειν μὴ φιλοσοφοῦντας, eine Programmschrift im Streite beider Disziplinen, natürlich zugunsten der Philosophie, und εἰ ἀρετὴ ἡ ῥητορική, worin wohl kaum das Thema zugunsten der Stoa bejaht war.

Die untergeschobenen *Biographien der 10 Redner*, von denen Bornardakis (*222*) im 5. Bande eine neue Bearbeitung gegeben hat, berühren Keil (*184*) und Weißenberger (*223*). Keil findet, wie schon oben erwähnt, in den vitae des Isokrates, Lykurg, Hypereides, Andokides und Demosthenes periegetische Stücke, die durch Cäcilius zu Pseudoplutarch gelangt sind, und die aus Heliodor dem Periegeten stammen. Weißenberger meint, daß für die Sprache ein Beweis der Unechtheit gar nicht erst nötig ist; besonders der Hiat ist gröblich vernachlässigt. Als Quellen kommen besonders Cäcilius und Dionys in Betracht, die Psephismata sind unecht und zum Teil nachgebildet dem des Lykurg, CIA II 1, 240.

19. Die Figurenautoren.

226. R. Müller, de Lesbonacte grammatico. 1890. 2. Aufl. 1900. — Rez.: W. Schmid, WklPh 1900, S. 404; C. Hammer, BphW 1900, S. 1607.

227. J. Brzoska, PW I 1456 und 2330.

Daß *Tryphon* Verfasser der Schrift περὶ τρόπων ist, ist nach Wilamowitz (*34*), S. 43 sehr wohl möglich, aber unsicher.

Müller (*226*) hat 1900 seine Dissertation vom Jahre 1890 nochmals neu drucken lassen. Da sie bisher hier noch nicht herangezogen ist, sei ihr Inhalt kurz angegeben. Die Schrift des Lesbonax ist in 2 Rezensionen erhalten, aber nur als Exzerpte. Hauptvertreter der

einen Gruppe, die Müller vorzieht, ist der Laurentianus LIX 17, der der anderen Laurentianus LX 27 und ein Bodleyanus, diese letztere ist nach Gregor von Nazianz bearbeitet. Aus ihr floß eine weitere Bearbeitung, die die erste Rezension, aber nicht nach der Fassung des Laurentianus, verwertete. Arethas hat die Rezension A gekannt. Den Text des *Lesbonax* hat Müller in zwei Kolumnen nebeneinander drucken lassen, jede recensio für sich. Ihm folgt ein Kommentar, meist Quellen und Parallelen beibringend, wobei die Homerscholien eine große Rolle spielen. Über den Verfasser läßt sich nichts Sicheres sagen, außer, daß er dem ersten nachchristlichen Jahrhundert angehört. Dann folgen quaestiones onomatologiae. Die ἐθνικὰ werden mit Recht dabei auf die Stoa zurückgeführt. Schmid fügt bei, daß Lesbonax in keinen Beziehungen zum Attizismus steht. Hammer tritt für die zweite Rezension als die treuere ein und spricht aus, daß Cäcilius eine Hauptquelle für die Figurenautoren gewesen sei.

Die über *Alexander Numeniu* gewonnenen Resultate faßt Brzoska (*227*), S. 1456 zusammen, der ja in mehr oder weniger hohem Maße die Quelle für alle Figurenautoren ist, was nach Steusloff dargelegt wird. Neben seiner Spezialschrift περὶ τῶν τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως σχημάτων gab es eine allgemeine τέχνη ῥητορική περὶ ἀφορμῶν ῥητορικῶν, woraus im Parisinus 1741 Exzerpte zwischen Genethlius und Menander stehen. Für den anonymus Segnerianus war er neben Neokles die Hauptquelle. Er war Theodoreer und berührt sich in der Methode vielfach mit Dionys von Halikarnaß und Cäcilius. Ob er aus letzterem auch für die Partien außer der Figurenlehre geschöpft hat, ist noch nicht klar. Theon hat ihn benutzt, ebenso steckt manches aus ihm in den Hermogeneskommentaren. Vgl. auch Croiset, (*10*) V, S. 629.

Über die Quellen *Herodians*, in dem viel aus Alexander Numeniu stammt, und zahlreiche Übereinstimmungen mit Lesbonax sich finden, siehe Müller (*226*), S. 90.

Eine Übersicht über die *anonymi* περὶ λέξεως findet sich bei Brzoska (*227*), S. 2330.

20. Die Progymnasmata.

228. J. Brzoska, PW I 2328, 2797.

229. H. Gräven, Die Progymnasmata des Nikolaus. H 30 (1895), S. 471.

230. Greek papyri ed. Grenfell and Hunt series II, Oxford 1897. — Vgl. Sudhaus, RhMPh 56 (1901), S. 309.

231. The Oxyrrhynchus papyri ed. Grenfell and Hunt. London I. 1898. II. 1899. — Vgl. Rühl, RhMPh 54 (1899), S. 152. Wilamowitz, GGA 1898, S. 686; 1900, S. 35.

232. F. Kenyon, Fragments d'exercices de rhétorique conservés sur papyrus. Mélanges Henri Weil. Paris 1898, S. 243.

233. A. Hausrath, Das Problem der äsopischen Fabel. NJklA 1 (1898), S. 306.

234. J. Jacobs, de progymnasmaticorum studiis mythographicis. Marburg 1899.

Über die Fabel als die elementarste Form der Progymnasmen spricht Hausrath (*233*), auch darüber, wie allmählich im Unterricht die einfache Wiedererzählung von Fabeln erschwert wurde. Ferner wird der Versuch gemacht, in den erhaltenen Sammlungen von Fabeln eine Anzahl von Produkten der Rhetorschule nachzuweisen. Dann folgt eine Behandlung der τόποι μύθων. Die feinen Unterschiede von λόγοι Αἰσώπειοι, Λιβυστικοί, Αἰγύπτιοι, Κίλικες, Καρικοί waren für die Progymnasmatiker selbst schon bloße Namen, nur die λόγοι Συβαριτικοί waren bekannter.

Jakobs (*234*) betrachtet die Progymnasmata als mythographische Quellen, da sie gern als Beispiele für das διήγημα mythographische Stoffe wählen. Er zieht neben der einen Gruppe, die theoretische Abhandlungen bietet mit nur wenigen Beispielen (Theon, Hermogenes, Aphthonius, Nicolaus) auch Beispielsammlungen heran, wie Libanius, Severus und Byzantiner. Elf finden sich in den Geoponika. Auch Paläphatus wird ausgebeutet. Zuerst wird kurz die Theorie des διήγημα bei den Progymnasmatikern besprochen, die zum Teil aus älteren Grammatikern, zum Teil aus älteren Rhetoren stammt. Dann folgt eine Übersicht über die von den einzelnen Autoren behandelten Sagen, wofür Verfasser zum Teil eigens die Handschriften eingesehen hat, über die einzelne Mitteilungen eingeflochten sind. Daran schließt sich eine kritische Ausgabe ausgewählter fabulae mit Nebeneinanderstellung der verschiedenen Versionen, unter Beigabe des kritischen Apparates, testimonia und Angabe der Abweichungen von sonstigen Versionen derselben Sage. Den Schluß bildet eine tabula fabularum, d. h. ein Verzeichnis aller in den Progymnasmata behandelten mythischen Stoffe, ebenfalls von einzelnen erläuternden Anmerkungen begleitet.

Saintsbury (*35*) bespricht die Progymnasmen S. 89.

Über die einzelnen Schriften ist folgendes zu bemerken: *Theon* setzt Wilamowitz (*34*), S. 6 in die Mitte des ersten nachchristl. Jahrhunderts.

Aphthonius bespricht *Brzoska* (*226*), S. 2797. Die von Photius noch gelesenen μελέται waren möglicherweise gleich den Fabeln Beispielsammlungen für die Progymnasmen. Seine Progymnasmata erreichten, da sie die des Hermogenes verdrängten, eine ungeheure Verbreitung und Verwendung als Quelle, die eigentlich bis in unsere Zeit reicht.

Croiset (*10*) V, S. 982 bringt nichts Neues.

Gräven (*229*) weist hin auf den im codex 11 889 des brittischen Museums dem Aphthonius als Erläuterungen beigeschriebenen theoretischen Teil der Progymnasmen des *Nicolaus* von Myra. Vielleicht liegt dem Aphthoniuskommentar, den Finkh zur Rekonstruktion bei Spengel rhet. gr. III 449 benutzt hat, eine ähnliche, aber auf besserer Überlieferung beruhende Handschrift zugrunde. Der nämliche bemerkt (*59*), S. 299, daß in den Beispielen des Nicolaus dem letzten Akzent eines Kolons meist zwei unbetonte Silben voransgehen.

Zum *anonymus* I 597 Walz bringt Brzoska (*228*), S. 2328 bei, daß er sicher Christ war und nach Basilius und Gregor von Nazianz lebte, aber wohl kaum viel später als diese anzusetzen ist.

Praktische Proben aus dem Bereich der Progymnasmata geben die beiden in den Papyri zutage gekommenen Schüleraufsätze, über Adrast (*231* I) und vom Vatermörder, der in der Wüste seine verdiente Strafe durch einen Drachen findet (*230*).

Angeschlossen sei die Erwähnung zweier weiterer der Rhetorschule entstammenden Papyrusbruchstücke, des Aufrufs an die Athener, einem Briefe Alexanders, der ihre Knechtschaft involvieren soll, zu widerstehen (*231* II) und der Bruchstücke dreier Deklamationen, die Kenyon veröffentlicht hat (*232*) nach der Rückseite des Papyrus 236 des britischen Museums. Nr. 1 und 3 behandeln eine δίκη ξενίας, Nr. 2 eine δίκη κλοπῆς, von der Kenyon Argument und Anfang publiziert hat.

21. Aristides. Hermogenes.

235. H. Rabe, de Christophori commentario in Hermogenis librum περὶ στάσεων. RhMPh 50 (1895), S. 241.

236. H. Becker, Hermogenis Tarsensis de rhythmo oratorio doctrina. Münster 1896. — Rez.: May, WklPh 1896, S. 732; Hammer, BphW 1896, S. 1265.

237. K. Fuhr, Zwei Hermogeneskommentatoren. RhMPh 51 (1896), S. 45 u. 164. — Dazu Krumbacher, ByZ 5 (1896), S. 357.

238. W. Schmid, PW II, S. 892.

*239. Bursy, de Aristotelis πολιτείας Ἀθηναίων partis alterius fonte et auctoritate. Dorpat 1897. — Dazu Krumbacher, ByZ 6 (1897), S. 442.

240. H. Rabe, Der anonyme Hermogeneskommentar in Messina. RhMPh 55 (1900), S. 154.

241. L. Radermacher, analecta Ph 59 (1900), S. 161.

Einzelne Nachträge aus dem Parisinus 1741 zur τέχνη des *Aristides* publiziert Radermacher (241), S. 165. Schmid (*238*), streift in seinem Artikel auch das Technische. Sehr hübsch und eingehend ist die Orientierung über die Scholien zu Aristides und die Geschichte ihres Bekanntwerdens.

Norden (*22*) hat die Bedeutung von Aristides' Technik überhaupt nicht gewürdigt, in der Hauptsache tritt nur die Polemik gegen die „Asianer" seiner Zeit hervor, aber wenn die Form es fordert, zeigt sich Aristides auch in ihrem Stil erfahren.

Hermogenes, der Theoretiker, der für die ganze spätere Zeit kanonisches Ansehen gewonnen hat — vgl. Schmid (*5*), S. 160: Vom Ende des zweiten Jahrhunderts herrscht unter den Griechen die Lehre des Hermogenes, wofür gute, aber bei weitem nicht alle Belege beigebracht werden — hat in der Literatur unserer Periode fast keine Berücksichtigung gefunden.

Man hätte wohl erwarten können, daß Norden (*22*) auf den Theoretiker der späteren Rhetorik genauer eingegangen wäre, als geschehen ist. Doch das, was er sagt, ist sehr beachtenswert. (I 360; 382) Philostrats bekanntes Wort, II 7 deutet er richtig. Er war in seiner Jugend toll (d. h. Sophist) und wurde im Alter vernünftig. Da fielen alle, die toll geblieben waren, über ihn her. In seinem Alter schrieb er seine Werke, die durchaus nicht so scholastisch sind, als gewöhnlich angenommen wird, und in denen ein gutes Stück Polemik steckt. Nordens Gedanken hat bereits Croiset (*10*) V, S. 631 verwertet, der aber philosophischen Geist in des Hermogenes Darstellung vermißt, ein für ein durchaus für die Praxis geschriebenes Buch unbilliges Verlangen.

Becker (*236*) stellt alles, was Hermogenes in περὶ ἰδεῶν über den Rhythmus lehrt, zusammen. Von den Kommentatoren ist für das Verständnis des Meisters nur Syrian von Wert. Der Rhythmus ist Hermogenes zwar ein wichtiger Teil der Rhetorik und ihrer Theorie, darf aber nicht überschätzt werden. Zweifelhaft dürfte sein, daß Hermogenes die letzte Silbe eines Kolons nicht habe als anceps gelten lassen wollen. Parallelen zu Dionys von Halikarnaß sind für die Entwickelungsgeschichte der ἰδέαι nicht ohne Wert. Interessant und für das Verständnis von Rhythmik und der Ideen gleich förderlich ist der zweite Teil, in dem zusammengestellt wird, welche Anforderungen Hermogenes an λέξις und Rhythmen der einzelnen Ideen stellt, und in dem die von ihm aus Demosthenes gegebenen Beispiele auf ihre Zweckmäßigkeit hin geprüft werden.

Referent (*13*) zeigt in seiner Dissertation durch eine ausführliche Vergleichung der beiderseitigen Partien, wie Eustathius in seinem

Homerkommentar, freilich nicht als erster, die Ideenlehre des Hermogenes auf Homer angewandt hat, ein Verfahren, das sich bis auf alle Einzelheiten erstreckt. Unsere exegetischen Homerscholien sind bereits in ein corpus zusammengefaßt gewesen, ehe das System des Hermogenes allgemein angenommen war, wodurch wir auf 200—250 als terminus ante quem kommen. Gelegentlich sind einige Hinweise gegeben, daß die Ideenlehre in ihren Keimen viel älter ist als Aristides und Hermogenes.

Thiele (*163*) beklagt, daß Hermogenes in seinem Eklektizismus die στάσεις mit den κεφάλαια τελικά des Theodoros von Gadara kombinierte.

Gräven (*59*), S. 305 will, ausgehend von der Tatsache, daß Lachares und Syrian περὶ εὑρέσεως IV als Werk des Apsines gelesen haben, auf jeden Fall dieses vierte Buch Apsines zuschreiben. Ob die ganze Schrift Hermogenes abzusprechen und Apsines zuzuweisen sei, verspricht er später beantworten zu wollen.

Rabe (*235*) teilt mit, daß der Messanensis S. Salvat. 119 aus dem Ende des 13. Jahrhunderts einen Kommentar zu περὶ στάσεων enthält, dessen Anfang verloren ist. Sein Verfasser war, wie sich aus Randnotizen ergibt, ein Christophorus. Der letzte bekannte zitierte Autor ist Photius. Die Stellen, die bisher unbekannte Zitate enthalten, werden abgedruckt.

Ferner bespricht Rabe (*240*) einen weiteren sehr weitschweifigen im Messanensis S. Salv. 118 enthaltenen Kommentar zu περὶ στάσεων. Der als Probe gegebene Anfang bestätigt seine Versicherung, daß eine vollständige Publikation nicht lohnen würde.

Fuhr (*237*) geht den wenigen Stellen nach, die aus dem Kommentar eines Eustathius zu περὶ στάσεων erhalten sind, der älter ist als der bekannte Erzbischof und Homerinterpret, der in den Hermogenesscholien des Parisinus 1987 aus dem 11. Jahrhundert zitiert wird. Ob nicht doch einiges dem Erzbischof gehören kann, ist eine offene Frage. Von einem weiteren Hermogeneskommentar des Phöbammon geben noch spärliche Andeutungen bei Doxopater Kunde, der ihn ausgeschrieben hat.

Bursy (*239*) weist, wie ich Krumbacher entnehme, für ein Stück der Hermogenesscholien des Gregor von Korinth als direkte Vorlage nach Psellus περὶ τῶν ὀνομάτων τῶν δικῶν.

Über das von Rosenthal (*134*) bei Gregor von Korinth aufgezeigte Theophrastfragment siehe S. 131.

22. Die Zeit nach Hermogenes.

242. J. Brzoska, PW I, S. 2322.

243. H. Pomtow, Die drei Brände des Tempels zu Delphi. RhMPh 51 (1896), S. 329.

244. J. Brzoska, PW II, S. 277.

245. K. Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur. München 1897. 2. Aufl.

246. Ohlert, Zur antiken Rätseldichtung. Ph 56 (1897), S. 612.

247. J. Brzoska, PW III, S. 97.

248. L. Cohn, PW III, S. 2366.

249. U. v. Wilamowitz, Lesefrüchte. H 34 (1899), S. 626.

250. H. Rabe, Ein Phöbammonfragment. RhMPh 55 (1900), S. 632.

Die Techne des *Rufus* edierte unter Neuvergleichung der besten Handschrift, des Parisinus 2918, Hammer in der Neuauflage der Spengelschen rhetores (*113*).

Der neue Text des *Apsines* bei Hammer (*113*) beruht auf Neukollationen der beiden Parisini 1874 (A) und 1741 (B), der letztere diesmal nach Hammer der schlechtere, aber wegen der Lücken in A nicht zu entbehrende. Ammon (*113*) setzt auch hier B für die bessere Textesquelle an und gibt einige Konjekturen. Radermacher (*153*), S. 477 und (*157*), S. 638 bringt ebenfalls einige Vorschläge zur Textkritik.

Brzoska (*244*) faßt alles zusammen, was wir über Apsines wissen können. Er setzt die Lebenszeit unseres Rhetors auf etwa 190—250 an. Die Techne, die genau analysiert wird, ist stark interpoliert. Ihr Verhältnis zu Hermogenes ist unklar. Bei der Einteilung der Gerichtsrede hielt es Apsines mit den Apollodoreern, sonst neigte er mehr nach der Seite der Theodoreer. Hübsch ist die Zusammenstellung der Autoren, die aus Apsines geschöpft haben. περὶ τῶν ἐσχηματισμένων προβλημάτων war wohl eine besondere Schrift. Das verlorene Buch περὶ σχημάτων, das ebenfalls auf Alexander Numeniu fußte, war eine Hauptquelle für Tiberius. Nicht erwiesen ist die seinerzeit von Hammer angesetzte Schrift περὶ φράσεως oder περὶ ἑρμηνείας.

Croiset (*10*) V, S. 781 rühmt das pädagogische Geschick, mit dem die nur für praktische Zwecke bestimmte τέχνη abgefaßt ist.

Daß Gräven des Hermogenes Schrift περὶ εὑρέσεως, sei es ganz, sei es zum mindesten Buch IV, Apsines zuschreibt, ist schon oben erwähnt; vgl. S. 161.

Über den Lehrer des Apsines, der sich eng an ihn angeschlossen zu haben scheint, *Basilikos*, handelt Brzoska (*247*). Sein Werk περὶ ἰδεῶν sei schon vor Hermogenes erschienen.

Minukian liegt bei Hammer (*113*) in neuer Bearbeitung vor. Für ihn ist der Parisinus 1874 zum erstenmal verwertet worden.

In Nr. 4—6 gibt Hammer (*113*) ferner auch die auf *Longin* zurückgeführten Stücke: die Bruckstücke der τέχνη mit Neukollationierung des Parisinus 1741, die Exzerpte aus Longins τέχνη und die Exzerpte ἐκ τῶν Λογγίνου, die, wenn nicht von Longin selbst, so aus einer in seinem Geiste geschriebenen Rhetorik stammen. Vgl. Norden (*22*), S. 360. Eine Emendation bietet Radermacher (*153*), S. 476.

Nach Gräven (*59*), S. 300 führte Longins Schrift οἱ φιλόλογοι auf den Titel φιλόλογοι ὁμιλίαι und bestand aus 21 Büchern, von denen wahrscheinlich jedes einen Spezialtitel, wohl einen Eigennamen, wie die platonischen Dialoge hatte. Des Lachares Longinzitate stimmen angeblich (vgl. dagegen den Referenten (*13*), S. 68) gut überein mit den Exzerpten ἐκ τοῦ Λογγίνου, die er in die φιλόλογοι ὁμιλίαι verweist. Spengel spräche sie ohne jeden triftigen Grund Longin ab. Einige kritische Nachträge zu den Exzerpten aus Laurentianus LVIII 24 gibt eine Anmerkung.

Hirzel (*9*) II, nimmt dagegen die φιλόλογοι ὁμιλίαι als Vorträge, nicht als Dialoge. Ihr Kern war Rhetorik, wenn auch vielleicht mit etwas mehr Zitatenmaterial und Worterklärung versetzt, als sonst üblich. Im Lachareszitat steckt vielleicht die Aufschrift ἐπιστολόγραφος. Das zitierte stammt aus einer Einleitung über den Briefstil. Ähnliche Vorschriften finden sich bei Philostrat (II, 257 Kayser).

Norden (*22*), S. 360 charakterisiert Longin als Verehrer der Alten und Gegner der Sophisten.

Über περὶ ὕψους s. S. 149 ff. Auf den dort besprochenen Aufsatz von Kaibel (*216*) muß aber wegen seiner Beiträge zur Charakteristik Longins hier nochmals besonders hingewiesen werden.

Radermacher (*180*), S. 164 beweist aus dem Ausdruck βασιλεῖς nicht βασιλεύς, daß *Menander* nicht vor Diokletian geschrieben haben kann, da es Caesares gegeben haben muß.

Gräven (*59*) ediert aus dem Parisinus Graecus suppl. 670 Einleitung und einige Fragmente aus *Lachares* περὶ τοῦ τὴν ῥητορικὴν ὑπὸ τοὺς πόδας εἶναι τοὺς ἐν τοῖς μέτροις καὶ μὴ ἀδιαφόρως ὡς οἱ πλείους νομίζουσι. Die Fragmente decken sich zum Teil mit dem bei Pseudo-Castor Erhaltenen. Zum Text gibt er einen Kommentar, besonders wichtige Fragen zur Geschichte der Rhythmik und der Literatur behandelnd. Charakteristisch ist die Textbehandlung der mit ausgeschriebenen Partien aus Dionys von Halikarnaß (103, 3 R) und Hermogenes. Dem letzten Akzent eines Kolons gehen zwei unbetonte Silben voraus, immer im Proömium, oft in der Abhandlung selbst, womit ein Kompromiß geschlossen ist zwischen akzentuierendem und quantitierendem System. Des Lachares größere Schrift περὶ κώλου καὶ κόμματος καὶ περιόδου ist erst später entstanden.

Beim Übergang zu den *Byzantinern* sei zunächst auf die Zusammenstellnng der *anonymi* dieser Zeit bei Brzoska (*242*) aufmerksam gemacht.

Über eine verschollene Handschrift eines *Asklepios* in der Zamoyskischen Bibliothek in Warschau spricht Förster (*176*). Er denkt dabei an den Rhetor und Sophisten, von dem die Demosthenesscholien sprechen.

Müller (*226*), S. 11 zeigt, daß die vier letzten Tropen an des *Chöroboskos* Schrift περὶ τρόπων erst nachträglich aus einer Handschrift der zweiten Rezension des Leshonax angefügt sind. Cohn (*248*) weist darauf hin, daß, wenn der Metaphrastes der bekannte Symon Metaphrastes ist, der Verfasser der Schrift περὶ τρόπων ποιητικῶν nicht der bekannte Chöroboskos sein kann, und macht auf eine noch unbekannte Schrift im cod. Mus. Brittanici Add 5118 aufmerksam: περὶ τῶν τριῶν σχημάτων τῶν συλλογισμῶν Γεωργίου τοῦ Χοιροβόσκου ὥς τινες λέγουσιν.

Zu *Doxopater* vgl. Fuhr (*257*), der chronologische Bedenken gegen die übliche Ansetzungszeit hat, ferner Krumbacher (*245*), S. 461, der ausführlich über die Form des Namens handelt und Δοξοπατρῆς oder Δοξαπατρῆς für die richtige erklärt, sowie Radermacher (*78*), S. 417, der in seinen προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς alte gute, wohl in letzter Linie stoische Quellen nachweist.

Ohlert (*246*) bringt zu dem Volksrätsel bei *Gregor von Korinth* περὶ τρόπων 23, zu dem er auch einige Textesbesserungen gibt, einige Parallelen aus der indischen und germanischen Literatur, nach denen ebenfalls das Feuer seine Eltern (das Holz) verzehrt.

Radermacher (*241*), S. 162 gibt einen Neudruck des kleinen μέθοδος προςφωνητικῶν λόγων nach den Parisini 1983 und 2977. Aus dem ersteren stammt wahrscheinlich der Oxoniensis, nach dem Cramer anecd. Oxoniensia IV, 153 edierte. Bei diesen Exzerpten ist wohl die ars des Pseudo-Dionys benutzt. Der anonymus περὶ σχημάτων (VII 617 W) ist nach Parisinus 1983 neu zu edieren.

Daß nach Immisch (*136*) das rhetorische corpus Monacense, dessen Grundstock Aphthonius und Hermogenes sind, Plaudes herausgegeben hat, ist schon oben erwähnt (S. 130).

Marx (*141*) in den prolegomena zur Rhetorik ad Herennium S. 54 zeigt, daß die von Maximus Planudes oder Theodorus Gaza stammende griechische Übersetzung von rhet Her. III 16—24, deren Abdruck beigegeben ist, starke Mißverständnisse aufweist und deshalb für die recensio des Originales wertlos ist.

Rabe (*250*) trägt zu Nr. 235 das *Phöbammon*fragment aus dem Christophoruskommentar zu Hermogenes nach. Müller (*226*), S. 9 zeigt, daß unsere Phöbammonhandschriften unvollständig sind, was aus den in den Leshonaxtext eingedrungenen Partien erhellt.

Sopater gibt V 6 W einen Auszug aus Aristoteles' συναγωγή τεχνῶν, was Gercke (*76*), S. 344 aus einem Vergleich mit Cic. Brut. 47 folgert. Ebenso hat er des Aristoteles Politien exzerpiert; vgl. Wilamowitz (*2*), S. 292. Pomtow (*243*), S. 350 hält Sopater mit Jebb für den Verfasser der Prolegomena zu den Aristidesscholien, S. 740 Dindorf.

Wilamowitz (*249*) bedauert es, daß Rabe die Rezension seiner *Syrian*ausgabe nur auf die Handschriften aufgebaut hat, nicht auf die Hermogeneskommentare, da ihn die Handschriften nur verkürzt erhalten haben.

Radermacher (*28*) erklärt, daß er in seinem früheren Aufsatze über die Rhetorik des Timäus (*78*) *Troilus* zu Unrecht ignoriert habe. Der Timäusbericht hat bereits in einer εἰσαγωγὴ εἰς ῥητορικήν gestanden, die im fünften Jahrhundert exzerpiert worden ist.

Jahresbericht über die Literatur zu Thukydides für die Jahre 1900—1903.

Von

S. Widmann
in Hadamar.

I. Handschriftliches.

Durch Veröffentlichung des zweiten Bandes (ll. V—VIII), der gleichzeitig in der Bibliotheca script. gr. et rom. Teubneriana in editio maior mit dem nötigsten kritischen Apparat und ohne diesen in editio minor erschien, schloß K. Hude 1901 ff. seine kritische Ausgabe ab. Hinzugefügt sind die Lesarten des cod. Parisinus 1734 (15. Jahrh.) H (VI 92, 5 bis VII 50, 1), der mit dem Vat. 126 B bis zu einem gewissen Grade aus einer Quelle geflossen zu sein scheint.

Das erste Oxyrhynchosfragment (IV 36—41) stimmt mit keiner der beiden Handschriftenklassen überein, das dritte (II 90—91) mit der durch CG vertretenen Klasse, die Hude jetzt als c bezeichnet, beide in einigen wahrscheinlichen Lesarten mit M, den H. Stuart Jones, vom ersten Buch abgesehen, für seine Textausgabe (Oxford 1898) neu kollationierte und bei Übereinstimmung mit G besonderer Beachtung für würdig hält. BAEFM faßt Hude jetzt als Gruppe b zusammen. Wo Ç und G von dieser abweichen, fordert Jones sorgfältige Prüfung; in Zweifelfällen gibt er C den Vorzug, bei Übereinstimmung von CGE oder CGM im allgemeinen diesen. Eine gewisse Bedeutung mißt er nicht mit Unrecht der Tatsache bei, daß die beiden Hauptfamilien in den zwei ersten Büchern je an mehr als 200 Stellen voneinander abweichen, sonst nur an etwa je 50 Stellen. Im ganzen urteilt er, wie Herbst, über die Überlieferung des Schriftstellers günstig und dies mit Recht.

Siehe S. Widmann in Wochenschr. f. kl. Philol. XVIII 1901 Nr. 2.

Gegen D. Serruys, der veröffentlichte: 1. Die Außenblätter des cod. Urbinas Gr. 92 (Thukydideshandschrift des 14. Jahrh.) MAH XX,

5 p. 307—316. 2. Deux plans stratégiques dans les manuscrits de Thucydide MAH XXI, 3/4 p. 403—409 und 3. A propos d'une édition récente de Thucydide RPh 1901 III p. 235—252 schrieben Jones „Sur les manuscripts de Thucydide" RPh 1901 IV p. 289—294 und K. Hude „Encore une fois Laur. LXIX 30" (L 13. Jahrh.). Serruys glaubte mit dieser Handschrift eine neue Entdeckung gemacht zu haben und wollte die drei Gruppen bilden X (C allein), Y (ABEF) und Z (GL und teilweise M). Aber L ist schon von Hude kollationiert und in Übereinstimmung mit Jones als eine der schlechteren Handschriften bezeichnet. An drei Stellen zeigt er, wie unberechtigt die Achtung ist, die Serruys diesem Kodex schenkt, I 39, 1. 91, 1 und III 67, 7.

Von neuem legt K. Hude seinen Standpunkt bezüglich der Rivalen C und B dar, indem er im Vorwort zum 2. Bande der großen Ausgabe betont, daß er B auf eine gute Quelle zurückführe und die Fehler des C nicht in Abrede stelle; aber auf Grund seiner genauen Kenntnis der Handschriften behauptet er, daß B öfters gerade in der besseren Lesart die korrigierende Hand verrate. Darin muß man ihm beipflichten, kann aber zweifeln, ob die auch von Herbst behauptete „überarbeitende" Hand eigenmächtig verfuhr oder, wie dies bei cod. H der Fall zu sein scheint, nach anderer Vorlage änderte.

S. Widmanns Besprechung in Wochenschr. f. kl. Phil. 1902 Nr. 40 und ZG LVII. Jahrgang 1903 S. 165—172.

Sehr verständig urteilt Franz Müller über den Vat. B in dem mit dem Bilde des Altmeisters Herbst geschmückten 3. Teil der „Erklärungen und Wiederherstellungen zu Thukydides" (aus Herbsts Nachlaß) Buch VII, Leipzig 1900 (Programm Nr. 262). Er mißbilligt durchaus Herbsts Animosität gegen B und bemerkt: „Vor allem sollten solche Lesarten des Vat., die einen guten Sinn geben, nicht a limine als Korrektur oder als fehlerhaft zurückgewiesen werden." Vgl. Widmann, WklPh XVII 1900 Nr. 35. Hude (Vorwort zu Bd. II p. VI) stimmt gleichfalls der Behandlung, die Vat. B durch Herbst erfuhr, nicht zu. Übrigens hat Herbst selbst an mehreren Stellen des Buches VII sich schließlich zu B bekehrt.

An einer Stelle, abgesehen von der längst korrigierten VI 50, 4 Ἀθηναίους, kommt bei Hude auch der cod. Danicus zu Ehren: VI 37, 2 ὅμοροι für ὅμορον der übrigen Hss. Schon Krüger vermutete ὅμοροι. Mit Sicherheit läßt sich hier nichts entscheiden, da ι und ν so oft verwechselt werden wie ι und η, weshalb also auch unentschieden bleiben wird, ob οἰκήσαντες (Marchant, H. Weil) oder οἰκίσαντες zu lesen ist. Siehe den letzten Jahresbericht S. 209.

Cordewener: De Thucydidis Vaticani codicis quod ad librum VII. et VIII. attinet praestantia cum Vaiiae Historiae belli Peloponnesiaci

interpretatione collata. Utrecht 1897. glaubte den Beweis liefern zu können, daß Vallas Übersetzung eine verlorene griechische Vorlage getreu wiedergebe. K. Hude zeigt im Vorwort zur großen Ausgabe der Bücher V—VIII p. IV sq., daß der Humanist mehrere Handschriften, vorzugsweise freilich B, aber auch C z. B. VIII 101, 2—3, benutzt hat. Auch Jones (Bd. I Vorwort) erklärt: „Interpretatio latina, quam fecit L. Valla, nullo modo codicis instar haberi debet.“

Mehr Bedeutung legt K. Hude mit vollem Recht den Scholien von Patmos bei. Die Handausgabe der Scholien, welche der fleißige Gelehrte für die Bibliotheca Teubneriana vorbereitet auf Grund von neuen Handschriften-Kollationen, wird einem längst gefühlten Bedürfnis abhelfen.

In der Beurteilung einzelner Stellen kann man anderer Ansicht sein als Hude, im allgemeinen muß man seine Gruppierung und Wertung der Handschriften für begründet und richtig halten.

Daß Dionysius von Halikarnassus öfters mit C übereinstimmt, ist bereits früher festgestellt von Sadée (1878) und K. Hude. S. Widmanns Besprechung von Hudes großer Ausgabe Bd. I S. X f. in ZG Jahrgang LIII 1899 S. 126.

Neue Beiträge zur Frage nach dem Verhältnis des Dionysius zur Textüberlieferung sind: W. R. Roberts' Artikel: Dionysius of Halicarnassus as an authority for the text of Thucydides (with special reference to Thucyd. VIII 64, 5 as quoted in Ep. ad Ammaeum II 11). ClR 1900 V p. 244—246 und W. Warren and J. P. Postgate, On Dion. Hal. de Thucydidis idiomatis epistulae. ClR 1902 II p. 120.

Je mehr die Ansicht, daß die Textüberlieferung des Thukydides verhältnismäßig gut ist, an Boden gewinnt, desto merkwürdiger ist die Abhandlung von Ἰωάννης Σ. Σταυρίδης, Περὶ τῆς νοθεύσεως τοῦ Θουκυδίδου ὑπὸ τοῦ πρώτου ἐκδότου αὐτοῦ καὶ τοῦ χρόνου, καθ' ὃν αὕτη ἐγένετο, καὶ ἀναγραφὴ τῶν ἐν αὐτῷ παρεισάκτων χωρίων μετὰ εἰκασιῶν περὶ τῆς μορφῆς τοῦ ἀρχικοῦ κειμένου. Ἀνατύπωσις ἐκ τῆς „Νέας Ἡμέρας“. Triest (in Kommission bei O. Harrassowitz, Leipzig). Sie ist von Franz Müller in der Berliner philol. Wochenschr. 1902 Nr. 23 (7. Juni), von mir in WklPh 1902 Nr. 17 (23. April) als wertloses Machwerk gebührend abgefertigt und wird hier nur als Kuriosum registriert.

II. Der Schriftsteller und sein Werk.

Als Gegner der Ullrichschen Hypothese mit ihren Abarten tritt Eduard Meyer in seinen „Forschungen zur alten Geschichte II. Halle 1899“ und in seiner „Geschichte des Altertum“ Band III. Stuttgart 1901 auf. Er betrachtet das Geschichtswerk des Thukydides (§ 155)

als „vollkommene Einheit, beherrscht von der Auffassung des einen 27jährigen Krieges, geschrieben vom Standpunkt des Falles Athens aus, wenn auch hier und da (so zweifellos IV 48, 5) aus den älteren Entwürfen eine Wendung stehen geblieben sein mag, die sich mit diesem Standpunkt nicht vertrug". Nach Meyers Auseinandersetzungen scheint auch A. Bauer die Ullrichsche Hypothese „nicht mehr haltbar". N.JklA 5. Jahrgg. 1902 IX. u. X. Bd. 4, S. 236.

Danach fallen auch „die jüngst auf Aristoteles 'Αθ. πολ. gestützten, gegen die Thukydideische Darstellung der Revolution der Vierhundert gerichteten Vorwürfe in nichts zusammen". Vgl. gegen U. Köhler Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1900 S. 803, A. Bauer a. a. O. S. 237.

Den Widerspruch zwischen Thukydides und Aristoteles in der Erzählung von der Tat des Harmodios und Aristogeiton behandelt F. Kropp NJklA 5. Jahrgg. 1902 IX. u. X. Bd. 9. Heft S. 624—631 und kommt zu dem Schlusse: „Es kann keine Rede davon sein, daß Aristoteles die Erzählung des Thukydides einfach ad absurdum geführt hätte. Zeuge steht gegen Zeuge, die beiden gewichtigsten Zeugen des Altertums, von denen keiner eine Ansicht ohne Gründe aussprach. Aber die Gründe werden uns nicht vollständig vorgelegt, und deshalb ist für uns eine Entscheidung nicht mehr möglich" (S. 627).

Ausdrücklich lehnt Ed. Meyer a. a. O. die Tätigkeit eines Interpolators, Redaktors und korrigierenden Herausgebers ab; das für die folgenden Jahre gesammelte Material sei unbeachtet zugrunde gegangen.

Fr. Cauer, Thukydides und seine Vorgänger. Sybels HZ 1899 III S. 409 f. Franz Müller, zu Thukydides. Aus dem Nachlaß L. Herbsts Tl. III, Leipzig 1900 spricht sein ernstes Bedenken darüber aus, daß Cauer mit besonderem Bezug auf VII 86, 5 dem Schriftsteller Ironie gegen Nikias zuschreibt. Bei dieser Gelegenheit stellt M. die einschlägige Literatur zusammen.

Eine „Kritische Analyse der sogenannten Thukydideischen 'Archäologie'" unternimmt J. Kopacz in WSt XXIII 2 p. 185—208.

H. Stein, Zur Quellenkritik des Thuk. I. Die erste sizilische Unternehmung. II. Hermokrates. RhMPh 55, 531 ff. weist Benutzung des Antiochos von Syrakus durch Thuk. nach (im Wortlaut bei der Episode über Lipara III 88 = Antiochos bei Pausan. X 11, 3 f.). Den weiteren Folgerungen und Steins Auffassung des Thuk. stimmt Ed. Meyer nicht bei Gesch. d. Altertums IV 1901 § 577 Anm. Ebenso hält er Steins Versuch, Spuren Hermokrateischer Schriftstellerei bei Thuk. und Xenophon nachzuweisen, für verfehlt. Die Reden VI 32—41, 76—87 sind echt thukydideisch. Gesch. d. Alt. IV § 653 Anm.

Über die **Familie** und die **Lebensdaten** des Thnkydides bringt die neneste Zusammenstellung der Quellennachrichten und der Literatur Joh. Kirchner Prosopographia Attica I Berlin 1901 p. 469 sq. (Vgl. Kirchner, Festschrift des Friedr.-Wilh.-Gymn. Berlin 1897). Zu Thuk. I 117 auch S. 473. Er stellt folgende Stammtafel auf:

Ὄλορος βασιλεύς		
|		
Ἡγησιπύλη ∾	Μιλτιάδης	520
Κίμων	Δ ∾ Ο Ἁλιμούσιος c. a.	487
	|	
	Ὄλορος	454
	|	
	Θουκυδίδης	421
	|	
	Τιμόθεος	388

III. Beiträge zur Kritik und Erklärung sowie zum Sprachgebrauch.

Hermann Kallenberg, Der Hafen von Pylos (Wissensch. Beil. znm Jahresbericht des Friedrichs-Werderschen Gymn. zu Berlin 1902).

Grundy, An investigation of the topographie of the region of Sphakteria and Pylos (Journal of Hellenic stndies XVI 1896 S. 1—54) ferner in der Sitzung der Hellenic Soc. v. 3. Nov. 1898 Abh. 3707 p. 681 und Steup (Thnkydides-Ausg. l. IV, 3. Aufl. 1900 S. 266 ff.) erkennen beide in der jetzigen Lagune Osmyn-Aga den eigentlichen Hafen von Pylos (so schon Arnold in seiner Thuk.-Ausg.). Aber Grundy nimmt an, daß Thuk. nur von der Bucht von Navarin gewußt und somit manche Angaben seiner Gewährsmänner, die sich auf die Lagune bezogen, auf jene gedeutet habe. Steup bestreitet, daß Thuk. irrige Ansichten nnd Angahen habe nnd verdächtigt nnr IV 31, 1 ἀνέβαινον — φυλακτήριον τῆς νήσου. Kallenberg hält mit Recht die Verdächtigung für nicht ausreichend begründet nnd verteidigt auch IV 8, 6 παρατείνουσα καὶ ἐγγὺς ἐπικειμένη, zeigt aber, daß παρατείνουσα nicht auf die Lagune von Osmyn-Aga paßt; πρὸς τὴν ἄλλην ἤπειρον bedeutet = nach dem Festlande auf der anderen, südlichen Seite zu; der Erklärung von IV 13 τὸ κατὰ τὸν λιμένα τεῖχος von der Ostseite von Pylos stimmt K. zu, bestimmt aber genauer „im Nordosten von Pylos“. Den von St. angenommenen Eingang von der Bucht von Navarin zur Lagune denkt

sich K. so breit, daß die Lagune als ein Anhängsel der großen Bucht angesehen werden konnte; hier suchten wohl auch die Athener Schutz vor dem Sturme (IV 3). Der gleichen Ansicht ist im wesentlichen Burrow Pylos and Sphakteria (Journ. of Hell. stud. 1896 S. 55—76). Das οὐ σμικρῷ 13, 4, an dem St. Anstoß nimmt, scheint K. „durchaus angebracht", da Thuk. die Geräumigkeit der Bucht hiermit hervorhebt und hervorheben mußte. Der Ausdruck ἀλίμενος 27, 1 paßt trotz St.s Bedenken am besten auf die Westseite der Insel, zur Not auch auf deren Ostseite. 8, 7 hat Thuk. an eine Besetzung der südlich vom Südeingang gelegenen Küste gedacht, während die Spartaner diese Sperre nicht beabsichtigt haben. Somit hat der Schriftsteller tatsächlich irrige Angaben gemacht, nach Awdrys Ansicht (A new historical aspect of the Pylos and Sphacteria incidents. Hell. stud. XX S. 14—19) auf Grund von Aussagen spartanischer Gefangenen. Zweierlei wird als feststehend hervorgehoben: 1. Thuk. war nicht an Ort und Stelle, 2. die Lagune Osmyn-Aga war ein Teil der Bucht von Navarin. Vgl. Ed. Meyer, Gesch. des Altertums IV S. 382 1901.

J. Liljeblad, De assimilatione syntactica apud Thucydidem, quaestiones I ad genera, numeros, casus pertinentes. Commentatio academica. Upsala 1900, XII, 114 p. v. G. Behrendt, BphW 1901 Nr. 41, p. 1256 ff. Sorgsame Materialiensammlung.

Fleißige Arbeiten sind auch:

C. Thulin, De optativo iterativo apud Thucydidem. Lundae 1901 und von demselben De obliqua oratione apud Thuc. Lundae 1901 und 1902 (Acta universitatis Lundensis. t. XXXVII et XXXVIII). 92 p. Für die Kritik und die Erklärung fällt übrigens nicht viel ab. Denn unbedingte Geltung haben die aufgestellten Gesetze nicht, und so kann eine Lesart höchstens als wahrscheinlich bezeichnet werden, z. B. I 27, 1 εἰ ἐθέλει, 72, 2 εἰ ἀποκωλύει, IV 30, 4 εἰ βούλονται. VIII 45, 4 beweist er εἶεν als richtig (S. 31). I 63, 1 ὁποτέρωσε διακινδυνεύσῃ, II, 4, 6 Konj. In den Hauptsätzen der indirekten Rede überwiegt nach Temp. präter. der Indikativ den Optativ, in Nebensätzen ist fast ohne Ausnahme der Indikativ gelassen; auch der deliberative Konjunktiv bleibt meistens; in Nebensätzen bleibt ferner der Konjunktiv mit ἤν nach Verben des Sagens, sonst steht mehr der Optativ mit εἰ und ὅπως. S. Widmann in WklPh XX 1903 Nr. 37 Sp. 1003. A. Hauvette, Rcr 1902 Nr. 37 p. 202. K. Hude, DL 1902 Nr. 14 p. 857.

Nur zitieren kann ich: A. W. Ahlberg, Några anmärkningar till imperfektets och aoristens syntax hos Thukydides. In: Från Filol. Föreningen i Lund, språkliga uppsater II.

Ch. F. Smith, Traces of epic usage in Thukydides. TrAPhA XXXI p. 69—81.

Robert Somerville Radford, Personification and the use of abstract subjects in the attic orators and Thukydides. Part I. A dissertation presented to the board of University studies of the Johns Hopkins University for the degree of doctor of philosophy. Baltimore 1901.

Die Dissertation stellt fest, daß bei Th. im ganzen 310 Fälle von „Non-Personal subjects" vorkommen, 113 in den Reden, im Vergleich zu den Rednern also recht viele. Besonders beliebt bei dem Historiker ist die Personifikation von πόλεμος. Mit Recht hält R. an der bekannten Stelle II 36, 3 auch Ἕλληνα πόλεμον fest. Häufig sind die Personifikationen von Landschaften, namentlich ἡ Ἑλλάς und Städten, bemerkenswert der persönliche Gebrauch von Abstrakten, z. B. τιμωρία IV 62, 4. Bei der Vorliebe des Th. für die Personifikation verteidigt R. das überlieferte βουλομένην V 65, 2, das auch K. Hude mit Recht festhält. In einem kleinen Schlußkapitel bespricht der Verf. auch die Periphrasis und führt aus Th. an, I 69, 5 αἵγε ὑμέτεραι ἐλπίδες ἤδη τινάς που ἔφθειραν You have ruined many ere now through the hopes which you have excited, VI 17, 1. 18, 6. III 61, 1 und bei ἀρετή II 42, 2 Their virtues have made the city glorious in the particulars which I have commended. IV 81, 2 the memory of Brasidas' honesty and ability. III 56. III 14, 2. I 68, 1 τὸ πιστόν Your own trust worthiness. I 36, 1 τὸ δεδιός. Die personifizierten Konkreta gehören bei Th. vornehmlich dem militärischen Gebiet an. IV 100, 1 ist ἧπερ εἷλεν auf μηχανή bezogen ganz richtig, und nicht, wie Krüger meinte, in ᾗπερ εἷλον zu korrigieren (S. 13).

Ἀργυριάδης, κριτικαὶ καὶ ἑρμηνευτικαὶ διορθώσεις εἰς Θουκυδίδην. III. 1901, von G. Behrendt BphW 1901 Nr. 47 als überflüssig bezeichnet, mir nicht zugegangen.

I 89 ff. Mauerbau, hält Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. III § 270, 1901 den Text für richtig, läßt aber dahingestellt, ob die Beschreibung wirklich korrekt ist.

Zu II 12 s. G. Wörpel, Thucydideum. NphR 1902 Nr. 15 S. 337—338.

Mit II 15 befassen sich wieder eine Anzahl von Arbeiten, so A. W. Verrall, The site of primitive Athens (Thuc. II 15 and recent explorations) ClR 1900 V p. 274—279, der mit Recht keine Lücke annimmt.

S. Wide, Thukydides II 15 och det gamla Athen före Thesens das vortheseische Alt-Athen). Ett bidrag till Enneakrunosfrågan. NTF VIII 4 p. 145—173.

L. R. Farnell, Qnestions concerning Attic topography and religion with reference to Thncydides II 15 CIR 1900 VII p. 369 —376.

Ich habe in dem letzten Jahresbericht S. 203 f. meine Ansicht dargelegt und freue mich, daß Charles H. Weller, „On the interpretation of Thuc. II 15" CIR 1902 III p. 158—160 gleichfalls durch richtige Anffassung des Überlieferten die Stelle erklärt und ausspricht: „Were no other book and no ruins extant, no one would have any doubt as to Thucydides's meaning."

Zu II 47—54 Pest, worüber eingehend im letzten Jahresbericht S. 190 ff. Mitteilung gemacht wurde, liefert W. Ebstein in Göttingen nene schätzenswerte Beiträge im „Janus VII, Année 1902 1 et 3 livr." In der ersten Arbeit widerlegt er die von Henry M. Fisher. M. D. in Philadelphia, nenerdings geänßerte Ansicht (N. Y. Med. Jonrn. 1901 Oktober 5, p. 639), daß es sich bei der athenischen Pest um Bubonenpest gehandelt habe; hoffentlich ist jetzt diese nnbegründete Meinnng endgültig abgetan. Im zweiten Artikel fügt E. ergänzend hinzu, daß die erste zuverlässige Nachricht über die Bubonenpest den alexandrinischen Ärzten des ersten vorchristlichen Jahrhnnderts zu verdanken ist und sich in der altindischen Medizin irgendwelche zuverlässige Angaben über diese nicht finden.

Zur Literatur vgl. F. Müller in „Zu Thukydides" Erklärungen und Wiederherstellungen aus dem Nachlaß von L. Herbst 3. Tl. 1. VII (1900): Anmerkung auf S. 31.

E. Beintker, Versuch einer nenen Erklärung von Thukydides III 84 und 67 sowie einzelner Stellen aus Buch I und III (III 59, 2. 45, 6. 64, 4. II 41, 3. 38, 1. 11, 7). Osterprogramm des Gymnasiums von Anklam 1900. 20 S.

Während seit J. Bekker die meisten Heransgeber das Kap. 84 des dritten Buches als unecht einklammern, versuchten F. H. Kämpff, Quaest. Thuc. II (Gymnasialprogramm von Nenruppin 1851) und B. Jowett in seiner Thucydidesübersetzung (Oxford 1881) seine Echtheit zu verteidigen. Cobets Vermntnng, es stamme aus Philistus (Mnem. N. S. VIII 143), wies Naber zurück (XVI 139). Über Göllers Hauptpunkte gegen die Echtheit siehe Arnolds Ausgabe und Poppos große Ausgabe (Kommentar). Der erste Zweifel wurde veranlaßt durch die Bemerkung des Scholiasten im Kasseler Kodex, daß das Kapitel für unecht gelte, und die Obelisken im Münchener Kod. F, ferner durch das Schweigen des Dionysius Hal. in De Thuc. ind. c. 28—33 p. 885—896, wo doch Kap. 82 und 83 eingehender Besprechung gewürdigt sind. Schlagend sind diese äußeren Beweisgründe nicht. Das hebt B. mit Recht

hervor. Poppo macht aus der Bezugnahme von Dio Cassius 52, 34 πολλὰ ἡ φύσις καὶ παρὰ τὸν νόμον πολλοὺς ἁμαρτανεῖν ἐξάγει und ὁ νόμος οὐ δύναται τῆς φύσεως ἀεὶ κρατεῖν) auf die ähnlichen Worte bei Thuk. § 2 wahrscheinlich, daß Dio Cassius das Kapitel gekannt habe. Damit ist indes noch nicht bewiesen, daß es Thuk. geschrieben hat. B. sucht daher zu zeigen, daß die Art des Ausdrucks und die Tiefe der Gedanken des Schriftstellers durchaus würdig sind. Die am meisten anstößigen Worte erklärt er auf andere Weise, als es bisher geschah: Der Satz ὁπόσα (nicht ὁπόσ' ἂν wie Hude will) zerfällt nur in 2 Teile: 1. bis γιγνώσκοιεν, 2. bis zum Schluß; καί vor ὁπόσα entspricht dem οἵ τε μὴ-ἐπιόντες (Madvigs Korrektur ἅ ist falsch): ὑπὸ τῶν τὴν τιμωρίαν παρασχόντων = von denen, die die Gelegenheit zur Rache (Möglichkeit der Bestrafung) geboten hatten, beherrscht; τινὰς zieht B. dem τινές vor (doch ist das nebensächlich); διὰ πάθους gehört zu ἔχειν = leiden lassen (in dauerndes Unglück stürzen (vgl. die analogen Wendungen δι' ὀργῆς ἔχειν, δι' αἰτίας ἔχειν, διὰ χειρὸς ἔχειν, τὰ τῶν πέλας = τὸν πέλας (den Gegner); ἀπὸ ἴσου = von einer gleichen Lage aus; ἐκφερόμενοι = lassen sich fortreißen (findet sich so bei Thuk. nicht), ὠμῶς (sonst nicht bei Thuk., wohl aber das Adjektiv), ἀπαραιτήτως (sonst nicht bei Thuk.); das Fehlen des Artikels bei ἀπὸ ἴσου nur an dieser Stelle gegen 14 andere ist auffällig, beweist aber nichts gegen die Echtheit, da z. B. auch ἐξ ἴσου sich neben ἐκ τοῦ ἴσου findet; καιρός hier = gefährliche Lage (vgl. VII 69, 3); vor παρὰ τοὺς νόμους ist nicht πρὶν ausgefallen, wie Steup meint. Am bedenklichsten ist im Kapitel und in der Verteidigung: οὐ γὰρ ἂν τοῦ τε ὁσίου τὸ τιμωρεῖσθαι προυτίθεσαν τοῦ τε μὴ ἀδικεῖν τὸ κερδαίνειν, ἐν ᾧ μὴ βλάπτουσαν ἰσχὺν εἶχε τὸ φθονεῖν = die Menschen (aus ἀνθρωπεία φύσις) würden nämlich die Rache an ihren Gegnern (die Bestrafung ihrer Gegner) dem ὅσιον und das Gewinnen von Geld und Gut nicht dem Reichtum vorziehen, wenn dabei (bei dem Vorziehen oder diesem Verhalten überhaupt) der Neid nicht seine (?) schädigende (verblendende) Macht ausübte; ἐν ᾧ also = im Falle, wo; wenn dabei. Die Parallelstellen decken sich nicht mit diesem ἐν ᾧ μή. Sonderbar ist namentlich auch, daß bei προυτίθεσαν das Subjekt οἱ ἄνθρωποι zu ergänzen ist, was dann im folgenden Satz steht. Doch reichen tatsächlich die inneren Gründe nicht aus zum Beweise der Unechtheit. — III 67, 3 will er interpungieren λελειμμένοι (sc. εἰσίν) · καὶ οἰκίαι ἐρῆμοι. Da ist Stahls λελ. κατ' οἰκίας ἐρῆμοι doch weit vorzuziehen. Recht hübsch ist die Vermutung § 4 οὐκ ἀνταποδόντες <ἐς> νῦν τὴν ἴσην τιμωρίαν, wofür B. vergleicht Plat. Tim. 20 c ἀνταποδώσειν εἰς νῦν τὰ τῶν λόγων ξένια. Dennoch halte ich an der in meiner Textausgabe aufgenommenen Interpunktion Göllers fest, durch die das Spielen mit dem ἔννομα, ἄνομα, παρανομεῖν scharf hervortritt (ἔννομα γάρ

als Parenthese genommen). — III 59, 2 verbindet B. πεῖσαι τάδε mit προφερόμενοι ὅρκους und schiebt nach ἱκέται ein εἰ ein, so daß dieser Satz von μὴ ἀμνημονεῖν abhinge, läßt aber μεθ' αὑτῶν; zu künstlich. — III 45, 6 schätzt er ἐπὶ πλέον τι αὑτῶν (st. korr. αὐτόν) sc. τῶν ὑποδεεστέρων = je mehr sich jeder . . . etwas davon (der unzureichenden Mittel) vorgestellt hat, d. h. je höher er seine unzureichenden Mittel angeschlagen hat. — III 64, 4 schlägt er ὑπεδείξατε st. ἐπεδείξατε vor.

Gantzer, De Thucydidis libri III capite 84 quid sit statuendum, diiudicatur. Osterprogramm (Nr. 270) des Gymn. zu Aschersleben 1903. In wenig ansprechendem Latein und in recht fehlerhaftem Druck wird besonders aus äußeren Gründen das Kapitel dem Schriftsteller abgesprochen und einem Schreiber des 1. oder 2. nachchristlichen Jahrhunderts zugewiesen.

E. Chambry bespricht in anerkennender Weise (RPh 1902 S. 210 ff.) die Steupsche Ausgabe des 4. Buches (v. Classen), die ich eingehend ZG LV 1901 behandelte. 96, 3 schlägt er διελήφθησαν für διεφθάρησαν vor, das ich (ZG LV S. 294) verteidigt habe. καταλαμβάνων 3, 3 verteidigt er mit Recht gegen St.: s'il voulait, en prenant la place (par la prise de la place), que la ville se mît en dépenses; eine Erklärung, die ich nicht teile (s. meine Bem. ZG S. 290 f.). Auch 4, 1 schützt er, wie ich (S. 291), τοὺς στρατιώτας, desgl. 15, 2 βιασθέντας κρατηθῆναι mit CG und erklärt „ou bien les Spartiates seront réduits par la famine, ou bien ils seront vaincus de vive force par la multitude“; desgl. 24, 1 ἐν τῇ Σικελίᾳ, indem er Συρακόσιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι als Opposition dazu faßt (doch s. Steups Bem. im Anh.). 46, 1 fordert er μετὰ τὴν στάσιν wegen der Deutlichkeit und mit Rücksicht auf III 82, 1. 47, 1 verwirft er <οἱ>, wie auch ich (a. a. O.). 48, 3 tadelt er die Streichung von [ἐκ] bei κλινῶν, 53, 3 die von Stp. vorgeschlagene Umstellung mit Recht, auch 67, 1. 69, 2 „la clarté étant suffisante, je garderais la phrase. 94, 1 <οἱ> πολλοί conjecture bien téméraire. — Auch bezüglich der Erklärungen Stps. ist Ch. an mehreren Stellen anderer Ansicht. 8, 4 teilt er dessen Bedenken gegen Heilmanns und Classens Erklärung der beiden Schiffe nicht. 22, 2 καί gehört nicht zu σαφές, sondern zu νῦν entsprechend dem καὶ πρότερον. 27, 4 ist die Verbindung ἐχθρὸς ὤν (verdruckt ἂν) καὶ ἐπιτιμῶν die natürliche. 33, 2 (nicht 32, 2) καὶ (sogar) ῥαδίως „radicalement impossible“. Auch 43, 2 gehört καὶ zu dem nächsten Wort, ἀποβεβηκότι, nicht, wie St. will, zu πρὸ τῆς Χερσονήσου. Rien n'indique que les Corinthiens partent de l'isthme. 55, 1 καὶ gehört zu ἐς τὴν γῆν „non seulement sur Cythère, mais encore sur leur territoire propre“, nicht zu dem vorhergehenden προσδεχόμενοι (Stp.). 69, 4 bezieht er mit Herbst ἀπορρήξαντες auf διοικοδομήσαντες τὸ πρὸς Μεγαρέας (§ 2). Ch. bedauert schließlich bei

aller Anerkennung der Ausgabe, daß Stp. von Classens Gewohnheit, von schwierigen Stellen eine wörtliche Übersetzung zu geben, abgegangen ist.

Zu IV 118, 5 korrigiert Wilhelm „Vermutungen“ (Ph XIV 1902, 4) κατὰ τὴν ξυμμαχίαν <τὰ δὲ ἄλλα> etc.

Herm. Röhl, Zu griechischen Texten. Jahresbericht des Domgymnasiums zu Halberstadt (Nr. 275) 1903 will VI 86, 5 nach περανεῖ ein Komma setzen, „wodurch dann παραγενόμενον als Akkusativ von ἰδεῖν abhängig wird“ = „so werdet ihr noch einmal wünschen — zu einer Zeit, wo das Wünschen nichts mehr helfen wird — auch nur den kleinsten Teil dieser Heeresmacht zu eurer Hilfe herbeikommen zu sehen“. Gegen diese Änderung spricht die Wortstellung des Satzes ὅτε οὐδὲν ἔτι περανεῖ nach dem καὶ πολλοστὸν μόριον αὐτῆς ἰδεῖν und des Partizips παραγενόμενον ὑμῖν nach ὅτε περανεῖ. Am Ende des vorhergehenden Kapitels ist ferner auch dem ἀπράκτων ἡμῶν ἀπελθόντων das ἡμῶν μὴ παρόντων entgegengestellt. Endlich ist gar nicht gesagt „dieser Heeresmacht“, „eines ganz kleinen Teiles des attischen Heeres“, sondern ganz allgemein μετὰ τοσῆσδε ἐπικουρίας = mit einer so starken Hilfsmacht und dann αὐτῆς = davon, von einer solchen. Es heißt also: „so werdet ihr einst noch sogar einen kleinen Teil davon zu erblicken wünschen, wo es nichts mehr nützen wird, wenn er auch zu Gebot steht (zu Hilfe kommt)“. VII 11, 3 betrachtet R. ἁπλοῦν als ein vielleicht aus VII 4, 1 entnommenes Glossem, da im Briefe des Nikias „durch dieses Adjektiv das über die Schwierigkeit der Lage Gesagte wieder bis zu einem gewissen Grade abgeschwächt“ werde, „was der ganzen Tendenz des Schriftstückes zuwiderlaufe“. Notwendig wäre ja ἁπλοῦν vielleicht nicht; aber warum soll denn Nikias nicht genau berichten, was geschehen ist? Was den Demosthenes VII 42, 4 ermutigt, bedenkt auch Nikias schon, indem er hinzufügt ἢν μή τις τὸ παρατείχισμα τοῦτο πολλῇ στρατιᾷ ἐπελθὼν ἕλῃ. Also auch damit schwächt er das Unangenehme wieder. Es ist nicht alles Glossem, was uns entbehrlich scheint.

Zu Thukydides. Erklärungen und Wiederherstellungen aus dem Nachlaß von L. Herbst, mitgeteilt und besprochen von F. Müller. 3. Tl.: Bd. VII. Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums zu Quedlinburg. Ostern 1900.

Fortsetzung der „Jahresbericht“ S. 188 besprochenen Programme. Herbsts und Müllers verschiedene Wertschätzung des Vat. B ist bereits oben erwähnt. Genaueres s. in S. Widmanns Besprechung WklPh XVII (1900) Nr. 35. Hude DL 1902 Nr. 17.

Der „Nachlaß“ Herbsts gibt ein getreues Bild der unablässigen Prüfung der einzelnen zweifelhaften Stellen, indem er zeigt, wie auch der Altmeister wiederholt seine Auffassung änderte, ein Trost für uns Epigonen. VII 8, 3 nimmt Hude jetzt auch μᾶλλον aus BH auf, wie F. Müller gegen Herbst. 13, 2 ἐπ' αὐτομολίας προφάσει von neuem verteidigt, von Hude jetzt beibehalten. 21, 3 ξυνέπειθε — ἐπιχειρήσειν, Hude ξυνανέπειθε — [τοῦ] ταῖς ναυσὶ μὴ ἀθυμεῖν ἐπιχειρῆσαι. Herbst: ὑποσχεῖν = aufrechterhalten. 27, 4 ἐξ ἀνάγκης = nach ihrer Bundespflicht, wie schon früher richtig erklärt. 28, 1 verteidigt Herbst κατὰ γῆς, was nicht bloß in einem geringeren Pariser Kodex, sondern in allen Hss außer jenem Pariser Kodex steht, aber doch wohl in κ. γῆν zu korrigieren ist. ὁμοίως = auf gleiche Weise entbehrte usw. Nach πάντων aber ist es offenbar, wie sonst = gleicherweise, gleichmäßig, ohne Unterschied; so auch Müller. 28, 2 mit scharfem Ausfall gegen den Vat., der ποὺ gibt, für ποιούμενοι. Hude ἐφ' ὅπλοις + ποιούμενοι. Wie Müller war ich mehr für ποὺ eingenommen, halte aber jetzt beide Überlieferungen für verdorben aus παυόμενοι (oder πεπαυμένοι?) und habe dies eingehender begründet in der Besprechung von Hudes Ausgabe ZG 1902 WklPh 1902 Nr. 40 S. 1090 f.

Auch Jones denkt jetzt an ἀναπαυόμενοι, was ich für weniger richtig halte, da dies „rastend“ bedeutet, während παυόμενοι sc. φυλάσσοντες den Sinn hat, „mit der Wache aufhörend, von der (die Abteilungen κατὰ διαδοχὴν treffenden) Wache ausruhend“. C mit radiertem λ: πλοιούμενοι. 29, 5 ἧσσον [μᾶλλον ἑτέρας], was Müller mit Recht bestreitet, auch Hude behält jetzt ἧσσων μᾶλλον ἑτέρας. 30, 2 die Dreiteilung von Herbst und Müller hervorgehoben. 32, 2 ἐνέδραν τινὰ [τριχῇ]. Müller streicht nach Thom. Mag. τινὰ τριχῇ, ich halte τινὰ fest = eine Art von H., da ein wirklicher Hinterhalt nicht stattgefunden hat (s. WklPh XVII Nr. 35). 43, 5 τὸ ἀπὸ τῆς πρώτης παρατείχισμα, was Hude mit Goeller umstellt ἀπὸ τῆς πρώτης τὸ παρατείχισμα, gefaßt = den Ausläufer oder den Anfang des παρατείχισμα. Ähnlich Hanvette: La partie du mur qui se présentait d'abord à eux. 48, 3 ἀκούσαντας, so auch Hude, während Müller das Präsens mit Recht verteidigt. 49, 1 schwankt Herbst sehr, wie jeder. Hude: ἢ πρότερον, ἐθάρσει <καὶ> κρατηθείς. S. meine Besprechung a. a. O. Vorher billigt er Linwoods πολὺ (für ποὺ) τὸ βουλόμενον, das auch ich in den Text (1898) setzte. 50, 3 καὶ παρασκευάσασθαι, wie auch ich festhielt, während die meisten neueren Ausg. καὶ παρεσκευάσθαι haben. 50, 4 ἂν διαβουλεύσασθαι erklärt „im Falle sie die κίνησις beschlössen“. P. Dessoulavy, De la particule ἄν dans Thucydide (Progr. Acad. de Neuchâtel 1895 p. 28). 54 οἱ Συρακόσιοι μὲν mit Rücksicht auf seine sehr zweifelhafte Regel (Über den Artikel bei Th. Philol. XL 1881 S. 372—382). Hude wie die Mehr-

zahl der Herausgeber ohne Artikel. Vielleicht ist Συρακόσιοι aus einem Glossem zu ursprünglichen οἱ μέν eingedrungen. 56, 3 schützt, wie auch ich, beide μόνον (Hude μόνων (Stahl) . . . μόνοι (Madvig)) und μέρος; das Hude mit anderen Herausgebern streicht. Müller hebt hervor, daß es bei προκόψαντες „vollwichtige Bedeutung" hat = „ein gutes Stück vorwärts kommen". 59, 2 nimmt H. seine Verteidigung des τέ und die Erklärung von εἰκότως (Philol. XXIV S. 630 f.) = und natürlich auch ihre Bundesgenossen (οἱ ξύμμαχοι gestrichen) zurück. Statt ἀγώνισμα (B) fordert er ἀγῶνα der anderen Hss. Das hat auch Hude aufgenommen. 65, 2 ὅπως ἄν. c. Opt., worüber ich in meiner Dissertation De finalium enuntiatorum usu Thuc. Göttingen 1875 S. 58 f. das Nötige gesagt habe. Vgl. Dessoulavy a. a. O. S. 29. — Holwerda (Rh. Mus. 1900 Nr. 3) schlägt vor: ὀλολυγῶν [ἐπιθειασμῶν] καὶ οἰμωγῆς. ὀλολυγή findet sich II 4. Aber wie kommt ἐπιθειασμῶν zu dem klaren Wort hinzu? — 75, 4 stellt Müller die verschiedenen Erklärungen zusammen und führt über einige Beweisstellen zu οὐκ ἄνευ = οὐ μετά die Bemerkungen Herbsts an. Vgl. meine Erörterungen im Jahresbericht 1888—1899 S. 207 f. — 75, 6 findet Herbst „alles in Ordnung", desgl. Jones, Müller nimmt eine Lücke an wie andere. Gegen Hudes Korrektur καὶ [ἡ] ἰσομοιρίᾳ τῶν κακῶν ἔχουσά τινα ὅμως [τὸ μετὰ πολλῶν] κούφισιν wendete sich schon 1891 Stahl (Göttinger gel. Anz. 1891 Nr. 17 S. 675). Trotzdem hat Hude sie in seine Ausgabe aufgenommen. 86, 5 ist Herbst anfänglich gegen die Aufnahme der Überlieferung von B, die er dann doch für richtig hält, Müller führt die einzelnen Erklärungen Neuerer an (vgl. Jahresbericht 1899 S. 208) und wendet sich gegen Fr. Cauer, Th. und seine Vorgänger (Sybels HZ 1899 III S. 409 f.), der die Worte des Thuk. ironisch fassen will.

Zu VII 56 s. J. van Leeuwen, Mn 1902 III p. 331.

Zu Ivo Bruns, Das Liter. Porträt der Griechen 1896 vgl. jetzt Ch. Forster Smith, Character-drawing in Thucydides (American Journal of Philol. XXIV, Nr. 4).

Bericht über die die griechischen Tragiker betreffende Literatur der Jahre 1898—1902.

Von

Siegfried Mekler
in Wien.

Vorbemerkung.

Von der Redaktion des Jahresberichts gegen Ende des Jahres 1901 mit der ehrenden Aufgabe betraut, über die Fortschritte der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Felde des tragischen Dramas der Griechen zu berichten, bin ich gleich meinem Vorgänger, N. Wecklein, in erster Linie bemüht gewesen, möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Dem entsprechend habe ich mich nicht damit begnügt, die gangbaren bibliographischen Hilfsmittel der deutschen, englischen, französischen und anderweitigen Publizistik auszunützen, sondern auch die neuen Erscheinungen des Büchermarktes, namentlich aber die umfangreiche Zeitschriftenliteratur in der mir vorgezeichneten Richtung sorgsam verfolgt und in der Regel, vor allem dort, wo Berichte aus zweiter Hand in Frage kamen, erst der Autopsie trauen zu dürfen geglaubt. Sollte dessenungeachtet die eine oder andere Veröffentlichung meiner Aufmerksamkeit entgangen sein, so mögen die Interessenten des Jahresberichts in freundliche Erwägung ziehen, in wie vielen Sprachen und in wie mannigfachen Organen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit zerstreut vorliegen, z. T. auch in Sprachgebieten, die dem Berichterstatter fremd sind, wodurch er zeitweise genötigt war, mit kurzen Notizen vorlieb zu nehmen, für die er an dieser Stelle den betreffenden Autoren aufrichtigen Dank zu sagen nicht versäumen will.

Artikel, die mir nicht zugänglich waren, sind durch * gekennzeichnet; auch in solchen Fällen habe ich getrachtet, durch Verweisung auf Inhaltsangaben in der Fachkritik die Orientierung zu erleichtern. Schriften, deren Besprechung dem Bericht über ein Nachbargebiet anheimfällt (Aristoteles' Poetik in Anwendung auf die Tragiker, Bühnenaltertümer, Vasenbilder, römische Tragiker usw.) sind soweit berücksichtigt, als sie für das Verständnis der griechischen Tragiker selbst Neues und der Beachtung Wertes darbieten, oder doch mit ihrem Titel namhaft gemacht. Schulausgaben

sind nur ausnahmsweise herangezogen, wenn sie textlich oder sonstwie Nennenswertes enthalten.

Was die quantitative Behandlung der einzelnen Artikel botrifft, so habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, über alles Entlegenere (Arbeiten in fremdsprachlichen Zeitschriften, Akademieabhandlungen, endlich auch gelegentliche Äußerungen über Gegenstände unseres Gebietes in anderweitigem Zusammenhang u. ä.) mit relativ größerer Ausführlichkeit zu berichten; was als leicht zugänglich gelten muß, besonders aber, was wie kritische Ausgaben, Übersetzungen von notorischer Verbreitung u. dgl. für jeden mit den Tragikern überhaupt oder mit einem von ihnen intensiv Beschäftigten einen Teil des unentbehrlichen Hausrats bildet, konnte unbeschadet der geziemenden Würdigung des Neuen und Bedeutenden darin kürzer notiert werden; hier wie dort aber ist der Anzeige, insoweit sie positiven Ertrag oder auch in der Negative bemerkenswerte Leitgedanken bietet, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Zitate beruhen, wo nichts anderes bemerkt ist, bei Äschylus und den Äschylusscholien auf Wecklein (Berl. 1885), bei Sophokles auf meiner Bearbeitung des Dindorfschen Textes (ed. VI., Lpz. 1885), bei den Sophoklesscholien auf Pappageorg (Lpz. 1888), bei Euripides auf Prinz-Wecklein (Lpz. 1898--1902), bei den Euripidesscholien auf Schwartz (Berl., 1887, 1891), bei den Tragikerfragmenten auf Nauck (2. Aufl., Lpz. 1889).

Die griechischen Tragiker im allgemeinen.*)

Neue Tragödienfragmente.

F. Blass, Rh. Mus. LV, S. 96 ff.,

unterzieht die bei Grenfell und Hunt (Greek Pap. II, Oxf. 1897, S. 14 f.) mitgeteilten Reste einer Tragödie (Nr. 690 des Brit. Mus.),

*) G. Körting, Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwickelung der dramat. Dichtkunst. 1. Bd. Geschichte des griech. und röm. Theaters. Paderborn 1897

mag hier nur deshalb genannt sein, weil das Buch im Laufe der Berichtsperiode Beurteilungen gefunden hat, die in direktem Widerspruch zueinander stehen. Während nach Jüthner (Z. f. öst. Gymn. 1898, 328) die „Entscheidungen in strittigen Fragen meist richtiges, selbständiges Urteil bekunden“ (als Hauptfehler wird der gänzliche Mangel an Abbildungen und Plänen gerügt), fertigt Bethe, dessen Prolegomena das Buch mit beeinflußt haben, in einer gelegentlichen Bemerkung (Berl. phil. Woch. 1901, 963) den „flüchtigen Kompilator“ kurz ab. Vgl. Opitz (Bl. f. litt. Unterh. 1898, 694 ff.), der ihm gleichfalls selbständige Forschung abspricht, sowie Wecklein (Bl. f. bayr. Gymn. 1897, 708 f.), der das Buch als „populärwissenschaftlich im besten Sinne des Wortes“ rühmt.

Das Buch von *Cl. Lindskog, Studien zum antiken Drama. I. II.

die er im Lit. Zentralbl. 1897, Sp. 333, vermutungsweise der sophokleischen Niobe zugewiesen, auf Grund der Autopsie einer erneuten Behandlung. Von dem ersten der vier von einem Kartonsarkophag herrührenden, von einer Hand des dritten Jhd. vor Chr. geschriebenen Fragmente (Photogr. bei Gr.-H.) giht Bl. S. 100 folgende Ergänzung (v. 2—12):

ΧΟ. ῡ —] α Φοίβου τῆς θ' ὁμοσπόρο[υ κόρης,
ῡ ἐ]ξελαύνεις δωμάτων τ[ήνδ' αὖ δρόμῳ?
οὐδ'?] ἀστοχίζῃ · πλευρὸν εἰσέ[δυ βέλος.
5 ΚΟΡΗ. ῡ — υ — ῡ] τὴμ πολύστονον [υ —.
πότερον] ἐκεῖσε τῇδ' ἐπουρίσω πόδα

Mit zwei Miszellen. Lund 1897. 175+84+26 S., habe ich ebensowenig kennen gelernt als mein Vorgänger im Bericht über 1896/97, S. 108. Aus den im Berichtslustrum erschienenen Besprechungen desselben, die mir zu Gesicht gekommen sind, hebe ich namentlich die von Bruns (Berl. phil. Woch. 1898, 897 ff.) heraus, aus ihr die beherzigenswerten Worte über Euripides (S. 901): „Aus seinen Dramen tönt uns ein verwirrendes Durcheinander verschiedener Ansichten, neuer und alter, radikaler und konservativer, entgegen, weil es seine Art ist, die Handlung durch Hineinziehen der geistigen Gegensätze seiner Zeit zu beleben. In dem Moment aber, wo er sie zu Worte kommen läßt, steht er ihnen ganz objektiv gegenüher. Er verficht diese Thesen nicht, sondern er benutzt sie nach technischen Gesichtspunkten für seine künstlerischen Zwecke, wie der Maler Licht und Schatten verteilt.“ — Sonst mag noch Haighs Urteil (Class. Rev. 1899, 322 ff.) erwähnt sein: „Der Verf. überzeugt mehr, wenn er fremde Theorien bekämpft, als wenn er eigene aufstellt“; in der Prologfrage äußert sich polemisch Weißmann (N. phil. Rundsch. 1898, 31 ff.).

*A. E. Haigh, The tragic drama of the Greeks (erwähnt im Bericht 1896/97, S. 108) hat einige Beurteilungen erfahren. Earle (Class. Rev. 1898, 37 ff.) hält dem Verf. so manche Unterlassungs- und sonstige Sünde vor, zumal seine uncritical attitude towards his texts. E. selbst hebt als Bekenner der strengen Responsion in den ῥήσεις die Wiederkehr der Worte μεσημβρινοῖσι θάλπεσιν Sept. 418, 433 an gleicher Stelle des Redenpaares hervor und gewinnt für Kreons und Hämons Partien Ant. 639—80 (= 42 Verse) und 683—723 (= 41) die Konformität, indem er mit Herwerden nach 690 Lücke statuiert, etwa τὸ μή τιν' ἀστῶν ἐμφανῶς χρῆσθαί ποτε. In Fraccarolis Anzeige (Riv. di fil. XXVII, 118 ff.) wird bezüglich des Prometheus die Meinung geäußert, wir hätten nur die Wahl zwischen zwei Annahmen: entweder er ist nach des Dichters Tode umgearbeitet, und das ist unwahrscheinlich, weil — der Umarbeiter dem Äsch. ebenbürtig gewesen wäre, oder, was glaublicher, der Dichter hat ihn in den letzten Lebensjahren für das sizilische Theater neu eingerichtet (vgl. die Perser), und der erhaltene Prometheus ist eben der sizilische.

υ ‿‿] ἐς δὲ μύχαλα τάρταρά τε [γᾶς,
ὀτοτοτοτοτοτ]οῖ, πόδα καταπτήξω;
‾υ — υ —] ἁλώσομαι · δέσποιν' [υ —
10 ‾υ — υ — ‾υ — υ] μηδέ με κτάνῃς.
ΧΟ. ‾υ — υ — ‾υ — υ ἀθ]λία κόρη
‾υ — υ — ‾υ — υ — ὄ]μμα στ[ρέφει?

Die Situation läßt sich nicht verkennen: wie in dem Fragment 410 (im plutarchischen Ἐρωτικός cap. 17) einer der Söhne Niobes um Hilfe ruft, so hier eine Tochter. Bemerkenswert ist das neue Verbum ἀστοχίζεσθαι 'das Ziel verfehlen'. Z. 9 deutet Bl. die Möglichkeit λίσσομαι zu lesen an, was aus Gründen des Rhythmus den Vorzug verdienen würde.

In demselben Bruchstück ist sonst nur Z. 1 μανιάδ-, Z. 13 τὸν χόλ[ον, Z. 14 πάροιθε erkennbar. In Nr. 2 und 4 liegen gleichfalls einzelne Worte und Worttrümmer vor, in 3 größere Zeilenreste, worunter λόγων ὑπέρτερον (vgl. Antig. 631) und πῶλος ὣς ὑπὸ ζυγοῦ (vgl. Eur. Or. 45, Eubulos Orthanes [75, 6 K.] bei Ath. 108a), was auf die Ankündigung eines mit neuer Unglücksbotschaft Heraneilenden führt. Ob und wie durch Zusammenlegung der Stücke eine einzige Kolumne gewonnen werden könne, wofür S. 98 f. Anhaltspunkte gegeben werden, bleibt problematisch.

Ein neues Tragikerfragment teilen Grenfell und Hunt, Oxyrhynchus Papyri II 23 ff. unter N. CCXIII mit:

Kol. a. . . . γηρωνπαυ . . . . . .
. . . . πε τῶνδ' ἐπεὶ μόνος φόβων.
καὶ μὴν λι]θουργὲς εἰκόνισμ' ἰδεῖν πάρα,
τῇ μὲν χρό]ᾳ κώφαισιν εἴκελον πέτραις,
5 μορφὴν δ' ἐκ]είνης οἶδα κωμματοσταγεῖς (oder κώμματος στάγας ὅθεν δ.)
πηγάς · δι]ύγρῳ κάλυβι κοιμηθήσεται (der Metaplasmus κάλυβι ist neu.)
μέγιστον ἔ]σχον θάμβος · ἦ γὰρ πνεῦμ' ἔνι
? ἀκαρ]δίοις πέτροισιν ἢ 'μπαλιν σθένει
θεὸς λιθ]ῶσαι . τοιγαροῦν θ[εω]ροῦντί μοι
10 παιδὸς μ]ὲν οἰκτρὰ συμφορὰ δάπτει φρένας,
τὸ δ' ἱστά]ναι μολόνθ' ἑκουσίους μάχας
θεοῖσι] Μοιρῶν ἀντί' ἄζον[ται βρο]τοί.
b. . . . . ς [ὠ]ρφανίσμεθα.
ποῦ μοι τύραννα σκῆ]πτρα; ποῦ δόμων ἕδη;
. . . . . σύ]ντομον σκηπτουχίᾳ
. . . . ν]ῦν ἐρημίᾳ

5 . . . . .]οντες αἰανῆ[ν] λέγω
. . . . . . πετ]είχισμαι κακῶν
. . . . . . σ]φόδρ' εὐτυχῆ κρατεῖν
. . . . δυ]στυχής
. . . . . πάντ]α γὰρ τροχοῦ δίκην
10 ἡγο[υμένη τις δεσπ]ότις κυκλεῖ τύχ[η, cf. Soph. frg. 787, 2.

In den weiteren zugehörigen Resten ist nichts weiter als das Wort κεραυ[νός erkennbar. Die Herausgeber haben erkannt, daß von Niobes Versteinerung die Rede ist, und betrachten Tantalos als den Sprecher (so auch Wilamowitz, G. G. Anz. 1900, 34), der in b. den Verlust seiner Herrschaft und die Wandelbarkeit des Schicksals beklage. Von den beiden Dichtern einer Niobe, Äschylus und Sophokles, kommt nach Blaß' Annahme, der sich die Herausgeber anschließen, aus Gründen des Sprachgebrauchs (denen indes A. Ludwich, Berl. phil. Woch. 1900, 356 und Wecklein, ebd. 508, kein sonderliches Gewicht beilegen) Sophokles allein in Betracht. In die Ergänzungen teilen sich die Hsg. und Blaß. Näheres auch bei Crönert, Arch. f. Papyrusf. I 511. — Wecklein a. a. O. ergänzt und berichtigt die Anfangsverse:

ἐκεῖνος εἶπε τῶνδ' ἐπήβολος φόβων.
ἦ μὴν κτλ.,

ersetzt v. 8 πέτροισιν durch πέτραισιν und schreibt v. 9 ὁρῶντι für das überl. Θ . . PEITAI. Danach würde Niobes Verwandlung von einem Boten berichtet werden. Crönert a. a. O. stimmt zu. S. unten Robert S. 216.

Den 2. Band der Amherst Papyri, hsg. v. Grenfell und Hunt, Lond. 1901, eröffnet das Fragment einer Tragödie, geschrieben von einer Kursivhand des 2. Jhd. v. Chr., gefunden in Dimê (im Fayyûm); die Ergänzungen von Blaß, der auch Hektor als Sprecher von 6 ab erkannt hat. Die Fragezeichen sind die in der Ausgabe gesetzten.

ἄνδρες πρ[ὸ]ς ἄ[στυ?
ταῦτ' ἀγγελῶν σοῖς οὐ καθ' [ἡδονὴν δόμοις
ἥκω · σὺ δ', ὦναξ, τῆς ἐκεῖ φρ[ουρᾶς μολὼν?
5 φρόντιζ' ὅπως σοι καιρίως ἕ[ξει τάδε.
(EKT.) χώρει πρὸς οἴκους ὅπλα τ' ἐ[κκόμιζέ μοι
καὶ τὴν 'Αχιλλέως δοριάλωτ[ον ἀσπίδα.
ἔξω γὰρ αὐτὴν τήνδε κα[ὶ
ἀλλ' ἐκποδών μοι στῆθι, μὴ [διεργάσῃ?
10 ἡμῖν ἅπαντα. καὶ γὰρ εἰς λα[γῶ φρένας?
ἄγοις ἂν ἄνδρα καὶ τὸν εὐθα[ρσέστατον,
ἐγώ τ' ἐμαυτοῦ χεῖρον [

καί πως τ[έθ]ραυσμαι δ[
ἀλλ' οὐδὲν (οὐθεν pap.) η [
15 ἐλθὼν δ' ε[

Den Personenwechsel nach vs. 5 zeigt Paragraphos an. — Hektor, dem ein Bote das Heranrücken der Griechen meldet, begehrt seine Rüstung und wehrt den Versuch, ihn zurückzuhalten, ab. Blaß ist geneigt, die Szene in die Stadt zu verlegen, weil eben Hektor die Rüstung erst anlegt. Er vermutet, das Fragment stamme aus Äschylus' Νηρηΐδες, der einzigen Tragödie, die zwischen Achilles' und Hektors Tod spiele. — In der Anzeige der Publikation, Lit. Zentralbl. 1901, Sp. 1768, erinnert Bl(aß) auch an die ähnliche Sachlage zu Beginn und in der Botenszene der Sieben. —

Die Beziehung auf die Nereiden bezeichnet v. Wilamowitz, Novembersitzung der archäol. Ges. zu Berlin 1901 (Berl. phil. Woch. 1902, 62) als „ganz unzulässig, denn im Lager der Troer können die Meermädchen nicht auftreten“. —

L. Radermacher, Rh. Mus. LVII, 137 f. ergänzt 8 καὶ προβλήσομαι, 12 ἐμαυτοῦ χείρονα γνώμην ἔχω, 14 ἡ μέλλησις und bekämpft seinerseits die Nereidenhypothese vom Standpunkt der Einheit des Ortes, der nur Troja, und der Person des Helden, der demnach nicht Achill sein könne. Er denkt an den Hektor des Astydamas, von dem bisher nur ein Fragment (p. 778 N[2]), Worte des bereits gerüsteten Hektor enthaltend, bekannt war; in dieser Vermutung trifft er mit H. Weil (Journal des Sav., Dez. 1901, 737) zusammen.

Über weitere Inedita s. unter den einzelnen Dichtern.

*C. H. Keene, Sketches of the Greek dramatic poets for English readers. Lond. 1898. 130 S.

*Greek Dramas by Aeschylus, Sophocles, Euripides and Aristophanes, with an introduction by B. Perrin. New York 1900.

*Is. Uri, Eschyle, Sophocle, Euripide, Aristophane. Pièces choisies. Nouvelle éd. Paris 1898.

Griechische Tragödien übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin 1899 ff. 1. Bd. 4 Teile: 1. Sophokles Ödipus 1899, 2. Aufl. 1900, 3. Aufl. 1902. 2. Euripides Hippolytos 1899. 2. Aufl. 1902. 3. Euripides, Der Mütter Bittgang (Hiketides), 1899. 4. Euripides Herakles. 1899. — 2. Bd. Die Orestie. 5. Agamemnon. 6. Das Opfer am Grabe. 7. Die Versöhnung (Eumeniden) 1900, 2. Aufl. 1901.

An Eindringlichkeit der Wirkung wie an Nachhaltigkeit des Erfolges hat das Wilamowitzsche Übersetzungswerk, das mit vier der

die Sammlung einleitenden Tragödien auf eine geraume Zeit zurückreicht (der Agamemnon erschien zuerst 1885, der Hippolyt 1891, der Herakles 1895, die Choëphoren 1896), im Laufe der Berichtsperiode jedes Unternehmen gleicher Kategorie bei weitem in Schatten gestellt, und das gleichermaßen bei Zünftigen wie bei Laien. Hierzu haben neben der hervorragenden Lehrtätigkeit des Übersetzers und anderen persönlichen Faktoren sachliche von nicht geringerem Belang das Ihre beigetragen, erstlich die virtuose Herrschaft über den sprachlichen Rohstoff, die sich in einer bisher von wenigen erreichten Leichtflüssigkeit der Verdeutschung kundgibt, auch wohl vor „modernen“ Freiheiten nicht zurückschreckt, sodann (bei Äschylus) die Verwendung des katalektisch freien Quinars im Dialog und (auch bei den anderen Dichtern) einfacher trochäischer u. a. unserm Ohr gemäßer Rhythmen im Melos, endlich die lebensvollen, wenn auch hie und da für ein exoterisches Publikum hochgegriffenen Einleitungen. Ohne die Übertragungen mit Busche (Berl. phil. Woch. 1899, 962) für „das höchste, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann“, zu erklären, darf man sie getrost mit R. M. Meyer (D. Lit. Z. 1899, 958) als „Denkmal einer neuen Epoche in der Geschichte der deutschen Aneignungskunst“ bezeichnen. „Seine Treue gegen das Original,“ äußert sich Holzner (Beil. z. Münch. Allg. Ztg. 1899, Nr. 87), „ist bewunderungswürdig, aber es ist nicht die sklavische Treue.“ Einzelnes in Diktion, Stil u. dgl. hat seitens der Kritik Bemängelung erfahren, s. Morsch, Ztschr. f. deutsch. Unterr. XVI, 409 ff., Opitz, Neue Jahrbh. 1899, 297 f.; nur in wenigen Punkten sind die erhobenen Anstöße gegründet, wie etwa bezüglich der Verwendung stilwidriger Fremdwörter (Furier u. dgl.). — Aus den einführenden Bemerkungen seien hervorgehoben: zum Ödipus das lebhafte Bemühen, den Helden der Tragödie als einen „moralisch durchaus Unschuldigen und moralisch auch nicht erblich Belasteten“ zu erweisen (s. unten unter Sophokles); Soph. zeige, „wie ein Mensch ohne die mindeste subjektive Schuld objektiv das Abscheulichste begehen kann und dann die Folgen tragen muß, innerlich und äußerlich“. „Von einem Schicksal als einer Ursache, einer wirkenden Kraft ist bei S. nirgend die Rede und konnte keine Rede sein.“ „Wir sehen sich das Geschick des Oed. ganz natürlich menschlich aus den Verhältnissen entwickeln.“ —

Die Einleitung zum H i p p o l y t ist in verkürzter Gestalt aus dem entsprechenden Kapitel der Ausgabe von 1891, S. 23 ff., herübergenommen; analoge Bewandtnis hat es mit der zum H e r a k l e s. Die H i k e t i d e n (vgl. unten Hauvette in Mél. Weil, s. u. S. 255) knüpfen an das Totenfest 475 an, sie können als dramatischer Epitaphios bezeichnet werden. „Die Niederlage von Delion und ihre Folgen haben dem Eur. zuerst den Gedanken eingegeben, die Geschichte zu dramatisieren, wie Theseus

den Bruch des Völkerrechts an den Thebanern gestraft hatte." „Die Tendenz des Dichters ist die Mahnung zum Frieden." Die Beziehungen auf Demosthenes und Kleon seien unverkennbar. Eur. habe „dieses eine Mal durch seine Kunst praktisch in die Geschicke seines Volkes eingreifen wollen, nicht im Dienste und nicht einmal in Übereinstimmung mit einer bestimmten Partei, sondern als der rechte Lehrer seines Volkes". —

In dem die „Versöhnung" einleitenden Kapitel werden in großen Zügen die Stadien der Vermenschlichung und Ethisierung der 'Urgewalten', insbesondere der Σεμναί, bis auf Äschylus herab entwickelt und als Grundidee des Dramas ihre Wandlung aus Erinyen in Eumeniden, und der in ihrer Versöhnung sich ausprägende Fortschritt zur neuen Gesellschaftsordnung dem Verständnis nähergebracht. —

Häberlins Besprechung (Woch. f. kl. Philol. 1899, 908 ff.) enthält ein paar Vermutungen, zu Eur. Hik. 16 f. νεκροὺς . . . θάψαι, γένεθλα τῶνδε μητέρων, χθ. εἴργουσιν, Soph. Oed. R. 876 εἰσαναβᾶσά τ' ἀπ. ὤρ. εἰς ἀν. — Jurenka (Z. f. öst. Gymn. 1898, 403 ff.) will in den Choëphoren nicht nur 208, sondern auch 207 getilgt wissen (vgl. Wecklein z. St.), ebenso 562.

An Publikationen allgemeinsten Inhalts sind zunächst zu nennen:

P. de Saint-Victor, Die beiden Masken. Tragödie-Komödie. Deutsch von Carmen Sylva. 1. Teil. Die Alten. 1. Bd.: Äschylos. 2. Bd.: Sophokles, Euripides, Aristophanes, Kalidasa. Berl. 1899, 1900.

M. Beyer-Saarbrücken, Vom antiken Drama. Nordd. Allg. Ztg. 1900, Beil. Nr. 157.

K. Borinski, Das Theater. (Aus Natur und Geisteswelt. 11. Bändchen.) Lpz. 1899.

Bernarda von N., Griechische Tragödie und modernes Drama. Preuß. Jahrbh., Bd. 105 (1901), S. 427—467.

*R. G. Moulton, The ancient classical drama: Study in literary evolution. 2nd edition. Oxf. 1899.

*L. D. Barnett, Greek drama. Lond. 1900.

*W. L. Courtney, The idea of tragedy in ancient and modern drama. Three lectures delivered at the Royal Institution. With a prefatory note by A. W. Pinero. Lond. 1900.

*Chr. Collin, Björnsons „Über unsere Kraft" und die griechische Tragödie. Übers. v. Cl. Mjöen. Münch. 1902.

E. Faguet, Drame ancien, drame moderne. Par. 1898.

*H. Ouvré, Les formes littéraires de la pensée grecque. Par. 1900.

*G. Larroumet, Nouvelles études d'histoire et de critique dramatique. Par. 1899.

*Ces. Levi, Letteratura drammatica. (Manuali Hoepli 302—303.) Mailand 1900.

*E. Ottino, L'idea tragica. Torino 1898.

Saint-Victors dreibändiges, im Original 1881—1884 erschienenes Werk — der dritte Band betrifft die Modernen (Shakespeare und die Franzosen) — ist ein einziger großer Dithyrambus „eines Amateurs großen Stiles, aber auch eines Poeten, dessen sicherer Instinkt häufig den Entdeckungen der philologischen Wissenschaft vorausgeeilt ist, er ist aus Enthusiasmus geboren und erzeugt Enthusiasmus" (Elösser in der D. Lit. Z. 1901, 3240). Voll Geist und Leben, trägt es doch zum tieferen Begreifen der Dichter und ihrer Schöpfungen nichts bei, leistet also der Wissenschaft keinen Dienst. „Der Verfasser," sagt Engelmann (Jahresber. d. philol. Vereins, 1900, 194 ff.), „hat das Altertum gründlich studiert und seinen Geist erfaßt, und was er begriffen hat, weiß er packend wiederzugeben"; die Lektüre des Originals wie der Übersetzung ist denn auch für jeden Freund einer blühenden Rhetorik, prächtiger Antithesen und Parallelen (Philoktet und Robinson Crusoe, Antigone und Charlotte Corday und dgl.), blendender Mythologeme wie das vom Sonnengott Ödipus, und überraschender Aphorismen ein eigenartiges Vergnügen; die Philologie aber darf das panegyrische Buch ruhig ignorieren.

Was Beyer, in Anknüpfung an die Charakteristik des Sophokles im 2. Band von St.-Victor, über das Verhältnis der drei Tragiker zu einander und über ihren künstlerischen Charakter ausführt, erhebt sich nirgends über das Hergebrachte.

Borinskis Skizze, worin knapp sechs Seiten auf die griechische Tragödie kommen, ist aus Vorträgen hervorgegangen, die im Winter 1898/99 für den Münchener Volkshochschulverein gehalten wurden. Schreibungen wie Leithurgie und Klytemnästra geben zu denken, desgleichen Behauptungen wie die folgenden: „Kann man den Grundton der Äschyleischen Dichtung gleichsam als den Ton der Anklage bezeichnen, so herrscht bei Sophokles der der Verteidigung, des Ausgleichs, der Versöhnung" (S. 26); im Prometheus „triumphiert schließlich Wahrheit und Freiheit selbst über den obersten Gott" (S. 57); mit Phädra hat Euripides die „am wenigsten antik erhabene, vielmehr verzwickte, wie man so sagt: pikanteste Gestalt der griechischen Tragödie geschaffen" (S. 29); das geschichtliche Trauerspiel ist ein Vorrecht der Neuzeit vor dem antiken Theater (S. 68).

Bernarda von N. beleuchtet vom christlichen und zwar katho-

lischen Gesichtspunkt, doch mit bemerkenswerter Unvoreingenommenheit, das Verhältnis des modernen Dramas, genauer das Goethes als Dramatikers, zu den griechischen Tragikern. Da der griechischen Kunst „eine bereits hochausgebildete Technik zu Gebote stand, hat sie Unvergängliches, ewig Bewundernswertes geschaffen". „Äschylos, Sophokles, Euripides verdanken dem unerbittlichen Ernst, mit dem sie der Lösung des Lebensrätsels nachgegangen sind, die erhabene Größe ihrer Kunst". Dagegen „der (heroische) Optimismus des Christentums duldet keine Tragik"; der Agnostiker wieder steht als bloßer Schilderer noch tiefer; woraus folgen soll, „daß eine Hebung der dramatischen Kunst auf die Höhe, welche die altgriechische innehatte, mit jenen beiden Weltanschauungen unvereinbar ist". Über Shakespeare und R. Wagner wird (S. 438, 450) flüchtig hinweggegangen.

Courtneys Buch ist mir lediglich aus der summarischen Notiz des ungenannten Rezensenten im Lit. Zentralbl. (1902, 1369) bekannt, demzufolge „die Betrachtung nicht sehr tief geht".

Ein gleiches gilt von Faguets Buch; soweit es wenigstens die Griechen zum Gegenstand hat, klebt es an den Außendingen der Technik, und nicht einmal diese führt es gebührend auf ihre historischen Gründe zurück. Den Terminus Trilogie kennt F. nicht, geschweige denn, daß er seine Bedeutung für die Struktur z. B. des Prometheus oder der Choëphoren zu würdigen wüßte. Ebensowenig versteht er den Mangel des griechischen Publikums an dem, was er l'intérêt de curiosité nennt, aus dem Verhältnis, das es zur nationalen Sage hatte, abzuleiten. Er sieht in der griechischen Tragödie nicht wie in der französischen „eine geschickt geknüpfte und gelöste Verwickelung, eine gewandte Verkettung von Szenen, wohl aber eine schöne epische Episode von getragener Gangart, deren Tempo durch lyrische, für die Handlung ganz und gar überflüssige Partien noch verlangsamt wird; das Ganze hat wohl die Form eines Dramas, aber oft genug nur eben die Form" (S. 93). So ist die große Streitszene zwischen Ödipus und Kreon, unbeschadet ihrer Patin zugegebenen Wichtigkeit für die Zeichnung der Charakterfehler des Königs, absolument inutile à l'action. Orestes' Gebet (Choëph. 238 ff. K.) ist, ohne jede rechtfertigende Einschränkung, d'une inutilité absolue. In den Sieben, im Oed. Kol. fehlt es an der Einheit der Handlung. Die Szenen des Aias oder der Trachinierinnen, deren Inhalt (Aias' Raserei, das Heraklesorakel) aus den vorangegangenen bereits bekannt ist, sind vom „dramatischen" Gesichtspunkt „schülerhaft". Die Schicksale des Ödipus, über die sich Antigone im gleichnamigen Stück in einer longue digression lyrique verbreitet (es kann wohl nur die keineswegs ausgedehnte Partie 857 ff. gemeint sein), haben „nur eine sehr entfernte Beziehung auf die Handlung".

Der Bericht über das Wagenrennen in der Elektra, obschon einerseits erlogen, andererseits im Augenblick der dem Rachewerk drohenden Gefahr mit bedenklichem Zeitverlust verbunden, darf immerhin als Prachtstück der Rhetorik und als ein Zugeständnis an die hörlustigen Athener dem Dichter zugute gehalten werden.*) — Alles in allem die Gedankengänge eines philiströs angekränkelten Schöngeists von entsprechender Enge des ästhetischen Horizonts. Ch. Dejob meint allerdings (Revue crit. 1898, S. 498): Jamais, je crois, helléniste n'est plus profondément entré dans le sens de l'art grec et n'en a mieux fait sentir le charme. — Bezüglich der Behandlung des modernen Dramas sei auf Schueegans' Anzeige (Literaturbl. f. germ. u. rom. Philol. 1898, 288 ff.) hingewiesen.

Ouvrés Arbeit kenne ich nur aus dem Bericht von J. Ilberg, Neue Jahrbb. V, 1902, S. 507 ff., der die umfassende Beherrschung des Stoffes rühmt. „Les drames bilden den Gegenstand der ausgedehnten und . . . an feinen und treffenden Bemerkungen reichen VII. Kapitels. Äschylus und Euripides reizen sein Talent besonders."

Von dem Buche von Larroumet weiß ich nur durch ein Referat von Rosières, Rev. crit. 1899, 344, daß darin zwei Artikel mit den Titeln Au théâtre de Bacchus und La danse grecque vorkommen.

Über Levis Leitfaden ergibt der Bericht im Lit. Zentr. (1900, 1609) nur soviel, daß auf das griechische Drama 14 Seiten kommen, also nicht ganz ein Zwanzigstel des Buches.

Von dem Inhalt der Arbeit Ottinos gibt die Anzeige von Fraccaroli (Riv. di fil. XXVI, 627) kein Bild.

Für die Anfänge und die Entwickelungsgeschichte der Tragödie kommen in Betracht:

Em. Reisch, Zur Vorgeschichte der attischen Tragödie. Festschrift Th. Gomperz dargebr., S. 451—473.

Derselbe, Artikel „Chor" in Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie, III. Bd., Sp. 2373 ff.

Jane E. Harrison, Is tragedy the goat song? Class. Rev. 1902, S. 331 f.

*Fr. Adami, De poetis scaenicis Graecis hymnorum sacrorum imitatoribus. Lpz. 1901. (= Jahrbb. f. klass. Philol., Supplem.-Bd. XXVI, 216—262).

*) Vgl. hierzu Parmentier (in dem unten zu nennenden Artikel zu Soph. El., S. 336): „Wir lassen uns die falsche Nachricht gefallen, weil sie für die Verwickelung nötig ist, nur verstehen wir nicht, wie Dichter und Publikum daran Gefallen finden konnten, der eine, einen solchen Aufwand an Pathos und Kunstfertigkeit an die Lüge zu wenden, das andere, diesen Aufwand gutzuheißen", und die dort zitierte, sich in gleicher Richtung bewegende Kritik Voltaires.

P. Decharme, Le drame satyrique sans satyres. Rev. d. ét. gr. 1899, 290—299.

L. Campbell, Le point culminant dans la tragédie grecque. Mél. Weil, S. 17—24.

Dom. Bassi, Der Bote in der griech. Tragödie (ital.) Riv. di fil. XXVII, 50 ff.

O. Hense, Die Modifizierung der Maske in der griech. Tragödie, in: Festschrift der Univ. Freiburg 1902, 209—236.

A. Körte, Das Fortleben des Chors im griech. Drama. Vortrag auf der 45. Vers. deutscher Philologen. Neue Jahrbb. 1900, 81—89.

R. Hecht, Die Wahrung des kulturgeschichtlichen Kolorits im griech. Drama. I. Äschylus. *II. Sophokles. Programme v. Tilsit 1899, 1900.

Edw. Capps, The catalogues of victors at the Dionysia and Lenaea. Amer. Journ. of Phil. XX, 1899, 388—405. (Die Tragiker 400—403.)

Derselbe, Chronological studies in the Greek tragic and comic poets. Amer. Journ. of Phil. XXI, 1900, 38—61. (Die Tragiker 39—45.)

Reisch vermißt bei erneuter Prüfung der literarischen Zeugnisse, denen man die Existenz peloponnesischer Bockschöre und mittelbar die Entwickelung der attischen Tragödie aus deren Tänzen zu entnehmen pflegt, u. z. Suidas s. v. Arion und Herodot V, 67, die Beweiskraft und betont zunächst, daß der Historiker τραγικός, das schon im 5. Jhd. mit τραγῳδικός gleichbedeutend erscheint, nicht habe in wesentlich anderem Sinne gebrauchen können, ohne mißverstanden zu werden. Was die Bocksnatur der Satyrn betrifft, so lehre keines der von Wernicke (in Roschers Lex. der Myth. III, 1410) herangezogenen, durchwegs nicht über die alexandrinische Zeit hinauf datierbaren Zeugnisse etwas über den archaischen Typus. Ebensowenig werde, nach Löschckes Ausführungen, für diese Bocksart durch das bekannte Äschylusfragment 207 τράγος, γένειον ἄρα πενθήσεις σύ γε bewiesen. Dagegen sei die Gleichsetzung der Benennungen Σιληνοί und Σάτυροι im 5. Jhd. (Euripides, Eupolis; vgl. Sokrates im platonischen und xenophontischen Symposion) eine ebenso unzweideutige Tatsache wie der Halbgaultypus der auf Vasenbildern erscheinenden Satyrspielchoreuten. Von ihnen seien die wieder auf anderen Vasen vorkommenden Bocksmenschen zu trennen und nichts nötige, mit Wernicke, Körte, Hartwig eine im Laufe des

5. Jhd. erfolgte Umgestaltung der Böcke in Rosse zu statuieren; vielmehr seien in den bocksähnlichen Tänzern Πᾶνες zu erkennen. Überhaupt spreche alles dagegen, daß die Choreuten des attischen Satyrspiels einst Bocksgestalt hatten. Waren die „peloponnesischen Böcke" in Attika fremd, so wäre es denkbar, daß man bei Herübernahme ihrer Chöre die Böcke, „um nicht durch fremdartige Gestalten anzustoßen", durch die heimischen Silene ersetzt, aber den Namen Σάτυροι beibehalten hätte; „aber es ist nicht abzusehen, wie man hätte dazu kommen sollen, die Bocksatyrn, wenn sie einmal durch Jahrzehnte als der charakteristische Chor des Satyrspiels geläufig geworden waren, nachträglich allmählich durch allerlei Zwischenstufen in Silene umzuwandeln, dabei aber doch den mittlerweile für die „Böcke" vertraut gewordenen Namen Σάτυροι auf sie zu übertragen." Überdies berechtigen uns die Duris- und die Brygosvase, auch für den Anfang des 5. Jhd. uns Silene als Satyrspielchoreuten vorzustellen. — Wie steht es nun aber mit jenen angeblich peloponnesischen Bocksatyrn? Weder ist der Gattungs- und Individualname Satyros auf den dorischen noch der Name Silenos im 6. und 5. Jhd. auf den ionischen Kulturkreis beschränkt; schon für diese frühe Epoche dürfen wir die Identität beider voraussetzen und die Pferdemenschen, „die von der solonischen bis zur euripideischen Zeit auf den Vasenbildern nicht nur die ständigen, sondern überhaupt die einzigen Begleiter des Dionysos sind", unbedenklich Satyrn nennen. — Ungelöst bleibt die Frage nach der Urbedeutung von τραγῳδός, τραγῳδία und deren Beziehung zu den Satyrchören. Möglich, daß τράγος wie ταῦρος ein Kultname für Dionysos und τραγῳδία also von Haus aus ein „Bockspreislied" war, oder auch, daß die τράγοι wie die ἵπποι, ἄρκτοι u. a. als Kultgenossenschaften zu denken, τραγῳδία demnach in der Tat eine τράγων ᾠδή war. Die landläufige Erklärung habe somit vor anderen nichts voraus, sie sei eine unbewiesene These und nicht einmal eine gute Hypothese. — Zum Schluß kommt R. auf die eingangs genannten Stellen zurück, aus denen er folgern zu dürfen glaubt, daß den alten Dionysoschören das mimetische Element, vielleicht auch die Gegenüberstellung eines einzelnen und des Chors, nicht gefehlt hat. — Die Worte bei Aristoteles, διὰ τὸ ἐκ σατυρικοῦ μεταβαλεῖν, dürfen nicht gepreßt werden, am wenigsten in dem Sinne, daß der Chor der Tragödie aus dem des Satyrspiels erwachsen sei. — In einer Note, S. 461₂, werden Zweifel an der Richtigkeit der Beziehung des Verses ἡνίκα μὲν βασιλεὺς ἦν Χοιρίλος ἐν σατύροις auf den Tragiker dieses Namens ausgesprochen.

In dem Artikel bei Pauly-Wissowa handelt Reisch auf Sp. 2385—2403 über den dramatischen Chor (Tragödie, Satyrspiel, Komödie), und zwar werden, die Tragödie betreffend, dessen mutmaßliche Anfangs-

stadien (Adrastoschöre, Arion), die Rolle, die er innerhalb der Handlung spielt, und sein Verhältnis zu den Schauspielern, seine Zusammensetzung (Zwölf- und Fünfzehnzahl), seine Gliederung in στοῖχοι und ζυγά, die Auswahl der Choreuten, das Verhältnis des Chors zum Dichter und Choregen, seine Ausstattung, sein Ein- und Abzug, seine Vortragsweise in der klassischen Zeit, endlich die Frage seines Fortbestandes in hellenistischer Zeit besprochen. — Vgl. Körte N. Jbb. 1900, S. 81.

Jane Harrison will τραγῳδία als „Speltgesang" verstanden wissen, von den Satrae-Satyroi, den Begleitern des „Gerstenweingotts" Bromios, zur Zeit der Gärung des Malzbiers gesungen. Ohne die von der Verf. gebührend hervorgehobenen Schwierigkeiten der landläufigen Erklärung als „Bocksgesang" zu verkennen, vermisse ich doch für diesen Deutungsversuch jede Spur einer einleuchtenden Begründung, fürchte vielmehr, daß er zur Verwirrung der Frage noch mehr beitragen könnte.

Adamis Arbeit kenne ich nur aus zweiter Hand. Eine Übersicht des Inhalts bietet Körte D. Lit. Z. 1901, Sp. 2515. „Anrufung der Gottheit mit gehäuften Beinamen, Erwähnung ihrer Abstammung und ihrer Nachkommen, Aufzählung der ihr besonders lieben Plätze, Preis der Wirkungen ihrer Epiphanie auf die belebte und unbelebte Welt, Bitte, auch jetzt ihre Macht zu betätigen oder den Gläubigen zu erscheinen, das sind die Teile der Hymnen, welche dem Verf. mit Recht als bedeutsam erscheinen." Vgl. die Anzeige von Jurenka, Berl. phil. Woch. 1902, 545 ff, der ich den Satz entnehme: „Der Hauptzweck der Schrift ist ohne Zweifel erreicht: es ist ja auch an sich verständlich, daß die dramatischen Dichter dort, wo der Chor der Bürger in die Lage kommt, eine bestimmte Gottheit anzurufen, eben jene Form der Anrufung wählten, die ihre wirklichen Mitbürger in praxi anwendeten."

Wenn Decharme die gegen die Triftigkeit der Annahme eines „Satyrspiels ohne Satyrn" sprechenden Gründe zusammenfassend vor allem die Schwierigkeit bestreitet, die sich aus der Einführung der Satyrn in beliebige im Freien spielende Handlungen ergeben soll, ferner an den recht losen Zusammenhang erinnert, der auch in der späteren Tragödie zwischen den Chorliedern und der Handlung besteht, hierauf das Zeugnis des Diomedes (488, 7 P.) auf seinen wahren Wert zurückführt, um schließlich gewisse an Sophokles' Ἡρακλῆς ἐπὶ Ταινάρῳ, Ποιμένες, Ἴναχος und Ions Ὀμφάλη anknüpfende Schlußfolgerungen zu entkräften, so bürdet er sich ohne Not ein onus probandi auf, das von Rechts wegen den Verfechtern jener contradictio in adiecto obläge. Es muß wohl, solange kein glaubhaftes Gegenzeugnis vorliegt, bei dem bleiben, was von Spanheim bis auf Bergk und Weil als das Natürliche gegolten hat, daß Satyrdramen einen Satyrnchor hatten. — Ob Herodians (und

Eustathios') Notiz λέγονται δὲ Εἵλωτες καὶ οἱ ἐπὶ Ταινάρῳ σάτυροι (Nauck Frg. p. 178) einen Nebentitel Εἵλωτες begründet, wie D. S. 296 zur Erwägung stellt, scheint mindestens fraglich.

Campbell fixiert, ohne den Anspruch auf Neuheit des Gedankens, den wahren Kulminationspunkt einer Reihe von Tragödien, ihr Apogäum. In den Persern z. B. tritt es mit V. 683 (Erscheinung des Dareios) ein, im König Ödipus mit V. 1185, im Augenblick der Enthüllung der Wahrheit. Von da ab ist der Anteil des Zuschauers anders geartet. Die Frage steht nicht mehr: Wird der König untergehen, sondern: Wie wird der Untergang auf ihn wirken? In der Kunst, diesen Anteil auf der Höhe zu erhalten, zu der ihn das Schicksal des Helden emporgeführt hat, und die dadurch in ihm erzeugte Erregung auszunützen, besteht der heikelste Teil der Aufgabe des Tragikers. Bezüglich des Schwerpunkts und der Einheit der Handlung im Aias setzt sich C. mit den Ausführungen von Haigh und Jebb (Einleitung S. XXVIII f.) auseinander.

Bassi weitet die knappen Sätze bei Bergk, Gr. Littg. III, 208, Note 66, zu einem breitspurigen, uninteressanten Artikel über die Rolle aus, die der Bote bei den drei Tragikern spielt. Erwähnt sei daraus, daß, obwohl „die Einführung des Boten so alt ist wie die Tragödie selbst", doch Äschylus relativ selten von ihm Gebrauch macht: viermal in vier Tragödien, während Sophokles in 7 Stücken 13 Botenreden, Euripides in 17 deren 28 zählt. Unter den euripideischen Boten ist der sentenziöseste der erste der Helena, der in der kurzen ῥῆσις 711—733 dreimal ins Gnomische abschweift. Die Boten bei Sophokles und Euripides sind nicht bloße Erzählmaschinen, sondern Menschen von persönlicher Eigenart; um dies zu erhärten, müssen auch die unbedeutendsten Züge herhalten: (S. 66) l' ἄγγελος dell' Oreste apostrofa Elettra, dannata col fratello a morte, con parole di viva commiserazione: ὦ τλῆμον, ὦ δύστηνε . . . (v. 852), ὦ τάλαινα (v. 858). Und so fort mit Grazie. Alles in allem eine fleißige Materialsammlung, mit der wenig erreicht ist. Daß (S. 56) οὐκ ἐξαθρήσας οἶδ' (Nauck p. 832) ohne weiteres als Vers des Thespis hingenommen (wie ja auch Bergk a. a. O. tut) und damit ernstlich gegen Philostr. v. soph. 1, 9 operiert wird, der mit πολλὰ τῇ τραγῳδίᾳ ξυνεβάλετο . . . ἀγγέλοις τε καὶ ἐξαγγέλοις Äschylus zum Erfinder der Botenrolle machen wolle, mag hingehen; aber B. läßt auch (S. 66) den Stümpervers Iph. A. 1580 als euripideisch passieren und führt ihn an erster Stelle ins Treffen zu obiger Beweisführung, daß die Boten hanno per lo più molta affezione per i lori padroni: hier konnte kritischere Scheidung der Geister nicht schaden.

Henses Untersuchung schlägt wohl in das archäologische Gebiet, darf aber als höchst beachtenswerter Beitrag zur Interpretation verschiedener Stellen, die teils auf körperliche Veränderung, teils auf Stimmungswandel handelnder Personen Bezug nehmen, nicht unerwähnt gelassen werden. Den wenigen sicheren oder wahrscheinlichen Beispielen einer Änderung der Maske stehen ungleich mehr solche gegenüber, „in welchen die alten Meister einer Modifizierung der Maske, ohne die Naturwahrheit zu verletzen, aus dem Wege gingen“. In jenen kritischen Augenblicken, wo die starre Maske zur veränderten Situation nicht gestimmt hätte, wußten sie sie dem Anblick der Zuschauer durch allerlei taktische Kunstgriffe zu entziehen (S. 211). H. geht davon aus, daß sie „die Maske nicht lediglich als eine Antiquität mitführten, sondern sie unter Würdigung der durch sie sich ergebenden Schwierigkeiten in ihre dramaturgischen Erwägungen aufnahmen“, und hebt die verhältnismäßige Seltenheit der Maskenmodifizierung hervor. Auf Grund vergleichender Betrachtung der Blendungsszenen im Ödipus, der Hekabe (Polymestor) und des Kyklops stellt er fest, „daß die alten Meister wenigstens im letzten Drittel des 5. Jhd. kein Bedenken trugen, eine schon vor der Peripetie aufgetretene Person nach derselben in einer ihre vollzogene Blendung sinnfällig darstellenden Maske vor Augen zu führen“. „Es ist kein Zufall, daß sich in den dramatisch noch wenig entwickelten älteren Stücken des Äschylos eine Maskenveränderung nicht finden lassen will, so wenig es Zufall ist, daß Stücke, die auf der Höhe der dramatischen Kunst stehen, wie der Agamemnon (der Blutstropfen an Klytaimestras Stirn, 1388 ff.), der Ödipus, der Hippolytos (die Entstellung seiner Lockenfülle, 1343 f.) ihr erschütterndes Finale nicht ohne die Veränderung einer Maske vor Augen stellen.“ — Zweifelnd vermutet H. zu Hipp. 172 ff. τί ποτ' ἔστι μαθεῖν ἔραται ψυχή, τί δεδήληται δέμας ἀλλόχροον, στυγνὸν δ' ὀφρύων νέφος αὐξάνεται βασιλείας; Zu Antig. 528 f. und zum Ödipus des Euripides s. unten. — Vgl. auch Henses Artikel Rh. Mus. LIX, 1904, S. 170 ff. — Zielinski (N. Jbb. kl. Alt. 1902, 608) ist im wesentlichen Punkt, der Notwendigkeit, in Fällen wie die Blendung des Ödipus die Maske zu modifizieren, einverstanden, in bezug auf Eum. 991 f. („Der Dichter schlägt den Zweifel, der sich in dem Zuschauer bei dem Anblick der greulichen Masken regen mußte, mit göttlichem Worte nieder“) und Soph. El. 1296 ff., 1309 ff. (Motivierung der Nichtveränderung der Maske) nicht überzeugt.

Körte beantwortet die Frage, ob das hellenistische Drama einen Chor hatte, für sämtliche drei Gattungen entschieden bejahend, „wenn er auch durch die Veränderung der Geschmacksrichtung und den sinkenden Wohlstand immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde“. Für die Tragödie in Alexanders d. Gr. Zeit geben die beiden aristotelischen

Zeugnisse Pol. III 3, 1276b und 'Αθ. πολ. 56 den Ausschlag. Aus der Folgezeit kommt vor allem die von Homolle 1890 publizierte delische Inschrift von 279 v. Chr. in Betracht, wo Requisiten für den Chor aufgeführt sind, den die Komöden und der Tragöde Drakon erhalten haben, ἐπιδειξάμενοι τῷ θεῷ, was nach unwiderleglichem Sprachgebrauch eine Aufführung bedeutet. Das Satyrspiel betreffend, wird die Beweiskraft der literarischen Belege durch den Umstand unterstützt, daß die Theaterinschriften von Magnesia als Verfasser von Tragödien und Satyrdramen dieselben Personen aufweisen, und „es ist schlechthin unmöglich, sich von Tragödiendichtern geschriebene Satyrspiele Aias, Protesilaos, Palamedes ohne enge Verbindung der Helden mit dem Chor vorzustellen".

Von den beiden Abhandlungen von Hecht ist mir nur die Äschylus betreffende zugekommen. Das Ergebnis faßt der Verf. S. 20 zusammen: „Äsch. hat die Menschen der heroischen Zeit in ihrem Denken, Glauben, Empfinden, in ihren Kenntnissen, Gebräuchen, staatlichen, rechtlichen und privaten Einrichtungen fast ganz wie Griechen seiner Zeit dargestellt oder sie zu Vertretern seiner eigenen großartigen Persönlichkeit gemacht. Nur in verhältnismäßig wenigen Zügen ist der Charakter der homerischen oder doch wenigstens einer älteren Zeit in Sitten, Einrichtungen, einigen Äußerlichkeiten der Tracht und Bewaffnung und der Sprache gewahrt." In der Frage, ob hier bewußte Absicht oder gemäß dem zurzeit noch unentwickelten historischen Sinn ein naives Verfahren vorliegt, neigt H. zu letzterem.

Capps ergänzt im Katalog der tragischen Dichter CIA II 977 a 6 (Μεσά)τος, but with misgivings, in view of the treatment which this poet has received. Er bestreitet ferner Köhlers Lesung in c 1 [Θεοδέκτ]ας I in Anbetracht des nur vier Buchstaben fassenden Raumes. Sicher stehe nur 'Αστυδάμας (s. b u. c). Drei Tragiker dieses Namens gab es: der jüngste, um 279, wird CIA II 551 genannt, der älteste führte nach Diodor 14, 43 zuerst 398 auf. Der parische Marmor kennt einen Sieger A. 372. „Das Vorkommen des Namens A. in der Nähe des Karkinos und Aphareus frg. b kann der Clintonschen Annahme, daß der parische Marmor hier wie sonst einen ersten Sieg meint, zur Bestätigung dienen." Ferner „kann die Tatsache, daß die Namen Karkinos, Theodektes und Aphareus nicht in c vorkommen und daselbst nicht hergestellt werden können, als Hinweis betrachtet werden, daß dies Fragment nicht das Gegenstück von b darstellt". Ob es den Listen aus dem Ende des 5. und Anfang des 4. Jhd. oder denen aus dem Anfang des 3. zuzurechnen ist, kann ohne die übrigen Namen nicht entschieden werden. Die Namen Kritias und Euripides, die den gegebenen Raum füllen, eignen sich für die erstere Zeit. Der jüngere Eur., der

die Bacchen aufführte, dichtete bald danach unter eigenem Namen;*) Kritias' Erfolge müssen vor 403 fallen: die Zeit stimmt sehr wohl mit dem Ansatz des älteren Astydamas bei Diodor. Es kann also an ein Stück der Lenäenliste ca. 400 gedacht werden. — Bei dem Αἰσχύλ[ος] in s (und t?) nimmt C. nicht den berühmten Dichter an, der schon in a vorkommt, sondern weist auf den alexandrinischen Tragiker des Namens hin.

In dem zweiten Artikel wird Welckers Ansatz für Theodektes mit Hilfe des Frg. b, wo er zwischen Karkinos-Astydamas und Aphareus erscheint, bekämpft, und sein Tod 10—15 Jahre früher, als W. rechnet, also ca. 350 angenommen, sein Geburtsjahr ca. 390. „Als Th. 351 eingeladen ward, an dem Wettkampf bei Mausolos teilzunehmen, war er kein Jüngling von 24, sondern ein gereifter, in gesichertem Ansehen stehender Mann von 40 Jahren. Alexander d. Gr. kann ihn (trotz Pseudokallisthenes 3, 17) nicht persönlich gekannt haben, lernte ihn aber durch Aristoteles schätzen.“ — Ein zweiter Teil desselben Artikels handelt von den beiden Astydamas. ἐνίκησε schlechtweg im Marm. par. hat nichts zu bedeuten, es ist hier wie bei Äschylus, Euripides und Menander (im neuen Fragment Athen. Mitt. XXII, 1897, 200), wo πρῶτον gesetzt ist, vom ersten Sieg zu verstehen. Wenn wir nunmehr im Katalog der städtischen Dionysien sehen, daß ein Astydamas seinen ersten Sieg zwischen 376 und 362 erfocht (beide Daten sind, wenn auch nur annäherungsweise, aus inneren Gründen unabhängig von der Inschrift abgeleitet), so ist der Schluß unabweisbar, daß der Astydamassieg 372 sein erster (astischer) Sieg war, und was nur eine scharfsinnige Hypothese von Clinton war, ist jetzt als bewiesene Tatsache anzusehen. — Der Sieger von 372 muß aber, wenn Diodor an der obigen Stelle recht behalten soll, der jüngere Ast. sein. C. bezieht dementsprechend die Angaben des Suidas (Westerm. Biogr. 145, 24—26) ἔγραψε τραγῳδίας σμ' auf den jüngeren Tragiker dieses Namens und schreibt bei Suid. v. σαυτὴν ἐπαινεῖς und Photius (Nauck trg. frg. p. 780) 'Αστυδάμαντι τῷ <'Αστυδάμαντος τοῦ> Μορσίμου εὐημερήσαντι, um so eine einfachere Lösung der Schwierigkeiten zu erzielen, als dies Susemihl (Rh. Mus. 49, 473) möglich war.

An dieser Stelle sei auch aus E. Rohdes aphoristischen Bemerkungen über die griechische Tragödie, die O. Crusius (E. R., ein biograph. Versuch, Tüb.—Lpz. 1902) aus Briefen und Tagebuchblättern mitteilt, die eine, S. 226, (Cogitata n. 17, vom J. 1870) reproduziert: „Übrigens wäre ein dankbare Aufgabe, zu untersuchen, ob nicht das griechische Drama, statt in den üblichen Fabeln, vielmehr in der Dar-

*) Bei Suidas (Westerm. Biogr. S. 147, 49) will C. νεώτερος τοῦ ἐνδόξου γενομένου schreiben und den Neffen verstanden wissen.

stellung der Mysterien seinen Ursprung habe. Seltsam wäre ja, wenn dem nicht so wäre, da in dieser Darstellung schon vor der Einführung des Bühnendramas eine vollständig entwickelte dramatische Vorführung fremder Leiden und Taten ausgebildet war. — Sollten also die σκηνή aus der Darstellung der Priester, der Chor aus der schauenden Gemeinde der Mysten hervorgegangen sein, die in Eleusis wie im Theater nicht ganz müßig war, aber mehr den Stimmungen als den Taten Verkörperung gab?"

Th. Gomperz würdigt (Griechische Denker II, 5—13) die drei großen Tragiker als Mitnrheber und Zeugen der Wandlungen, die sich im Denken und Fühlen, in Glaube und Sitte der Griechen des fünften Jahrhunderts vollziehen. Äschylus', „des größten der griechischen Dichter", humaner Optimismus wird an dem versöhnenden Schluß der Promethie und der Orestie exemplifiziert. Sophokles „steht Homer wieder einigermaßen näher als sein Vorgänger". Er ist minder gedankenstark, hat aber die größere Beobachtungsgabe, „daher die buntere Mannigfaltigkeit und die schärfere Ausprägung der individuellen Gestalten, daher auch die geminderte Einheit der Welt- und Lebensansicht". Der Grundzug seines Wesens ist Resignation. Euripides' Pessimismus geht Hand in Hand mit dem Mangel an Stetigkeit des Denkens. Ein Vorkämpfer der Aufklärung und unablässiger Parteigänger der Gleichheit aller Menschen, hat er zur Versittlichung des Götterglaubens das Seine beigetragen. Er „folgt den alten Überlieferungen wieder mit größerer Treue" und „setzt diesem Bild der Götterwelt lauten Tadel, unverhüllten Widerspruch entgegen". — Gegen die auch von G. vertretene Auffassung der Bakchen als einer Palinodie spricht sich Nestle in dem unten zu nennenden Buche S. 75 aus.

Aus Jak. Burckhardts griechischer Kulturgeschichte, wo die Tragiker wiederholt den Gegenstand der Erörterung bilden, hebe ich heraus, was Band IV (1902), S. 225 über den Aias gesagt ist: „Seine eigentliche Schuld . . . ist nicht Trotz gegen die Götter, sondern nur das Gefühl übergewöhnlicher Kraft . . . Damit zeigt er eine Gesinnung, die über das menschliche Maß hinausgeht, und deshalb wird er von Athene nach dem uralten, wilden mythischen Motiv, woran der Dichter seine Psychologie heftet, verblendet und töricht gemacht, so daß er Vieh und Hirten tötet. Aber es ist wohl zu beachten: er würde, noch bei gesunden Sinnen, bloß weil ihm Achilles' Waffen vorenthalten wurden, die Führer des achäischen Heeres nachts mit Arglist ermordet haben. Daraufhin würde ihn ein jetziges Theaterpublikum nicht mehr tragisch finden." *)

*) Nachträglich sei hier auch erwähnt, weil in den Bericht 1896/97 nicht aufgenommen: Conr. Haym, De puerorum in re scaenica Graecorum

Tragische Mythen.

R. Holland, Die Sage von Daidalos und Ikaros. Progr. der Thomasschule in Leipzig 1902.

In Hollands literarhistorischer Betrachtung der Daidalos-Ikarossage sind die S. 7—20 den Tragikern gewidmet. Es kommen dabei der Daidalos und die Kamiken des Sophokles, sowie die Kreter des Euripides in Betracht. Die Reste aller dieser Stücke sind indessen so geringfügig und die Ableitung der bei alexandrinischen und römischen Dichtern nnd Mythographen usw. wie auch in der Bildkunst erscheinenden Motive nnd Sitnationen aus der attischen Tragödie so unsicher, daß jeder ins einzelne gehende Rekonstruktionsversuch problematisch bleiben muß. H. sncht anf Welckers, Kuhnerts, Körtes, Roberts u. a. Untersuchungen weiterzubauen, gelangt aber auch über Möglichkeiten nicht hinaus. Mit Weicker u. a. nimmt er an, daß der Daidalos wegen des Talos ein Satyrstück war. Im Fragment der Genfer Iliasscholien (Nanck Ind. trag. p. XI) will er εἰλεῖν vom Hineindrängen in die Insel, das Talos zu besorgen hatte, verstehen. Mit τεκτόναρχος Μοῦσα frg. 162 rufe Daidalos den Beistand der Göttin zum Baue der Flügel an, frg. 165 ἀλλ' οὐδὲ μὲν δὴ κάνθαρος τῶν Αἰτναίων πάντως (vgl. Psendodiog. I 59) spreche Talos beim Anblick des emporfliegenden Daidalos. Noch andere fragmenta incerta werden S. 15 f. hierhergezogen. — In den Καμίκιοι wird frg. 300 geschrieben ὄρνιθος ἦλθ' ἐπώνυμον πέρδικος . . . <κτανών>, 303 ὁδόν ergänzt und die Worte auf den Weg durch die Lüfte gedeutet, 304 πισταὶ (πτέρυγες) vermutet. Frg. adesp. 34 wird erweitert zu οἴκημα κ. πολυπλόκοισιν ἔξοδον | πλανῶν. — In den Kretern wird die Monodie, auf die Arist. Ran. 849 Bezug nimmt, dem Ikaros in den Mund gelegt im Augenblick, da er mit seinem Vater emporschwebt; seinen höhnenden Worten entgegne Minos mit ἀλλ' ὦ Κρῆτες frg. 471, ja die ganze Partie der Frösche von 1352 an sei einer Monodie des Minos (wobei aber 1355 ὁ τλάμων geändert werden muß) entlehnt. Auch frg. inc. 988 wird den Kretern zugewiesen. Vieles von dem Erwähnten ist ansprechend ersonnen, überzeugungskräftig fast nichts. —

G. Knaack (Herm. 1902, 598 ff.) nimmt Hollands Untersuchungen zum Anlaß weiterer Schlüsse. Er sieht in dem Ikarosbericht des Aristobul bei Arrian Anab. VII, 20, 3 ein voralexandrinisches Zeugnis der Sage und in den Kretern des Euripides dessen Original. Die Vermutungen

---

partibus. Diss. Halle 1897. In der Besprechung Ztschr. f. öst. Gymn. 1900, 225 f. erinnert Reiter daran, daß nach O. Müller auch Bergk, Gr. Lit.-G. III, 197, der Vorführung von Kindern auf der Bühne ein kleines Kapitel gewidmet hat. S. auch v. Holzinger, Bericht üb. d. Lit. d. griech. Komödie, Bd. CXVI (1903. I), S. 176.

zur Rekonstruktion des Dramas werden von K. selbst mit großer Reserve vorgetragen.

Den Orestesmythus verfolgt A. Olivieri (Riv. di filol. XXVI, 1898, 266 ff.; vorher XXIV und XXV) durch die klassische Literatur und behandelt S. 273—283 den Anteil des griechischen Dramas.

Die Choëphoren (dies in XXV ausgeführt) gehen großenteils auf Agias zurück: la fonte del drama eschileo è in tutto epica. Sophokles geht in der Frage der Begründung der Erbschuld hinter Äschylus zurück und sucht sie in Myrtilos' Tod durch Pelops' Hand; Euripides greift noch weiter bis auf Tantalos zurück. Er nimmt dem Mythus die äschyleische Idealität, um sie durch eine neue, die der Freundschaft des Orestes und Pylades, zu ersetzen.

Hieran möge sich die sorgfältige Untersuchung von

H. Menß, Tyche bei den attischen Tragikern, Progr. Hirschberg 1899, S. 3—17, reihen, die ein interessantes Kapitel zur Entwickelungsgeschichte dieses religionsgeschichtlich wichtigen Begriffs darstellt. Bei Äschylus überwiegt weitaus die sächliche Bedeutung des Wortes, die Göttin „ist vorhanden (Ag. 642, Hik. 506), aber in untergeordneter Stellung, kaum mehr als eine 'Augenblicksgottheit', eine Personifikation des Gelingens". Auch Sophokles „räumt der Tyche nur einen bescheidenen Platz ein: wo er sie als Gottheit ansieht (K. Oed. 1080), ist sie auch ihm die Göttin des Glückes. Neu ist bei ihm die scharfe Opposition gegen die Neigung, die τύχη, das Geschick schlechthin, d. h. im Gegensatz zu göttlicher Weltleitung den Zufall, als Herrscher über das Menschendasein anzusehen". Euripides bedient sich der τύχη als 'unpersönlicher Schicksalsmacht', nicht aber als Glücksgöttin; eine Gottheit dieses Namens existiert für ihn nicht. — Vgl. die Anzeige von Wecklein, Berl. phil. Woch. 1900, 41 f.

Sprache und Stil der Tragödie.

*A. de Mess, Quaestiones de epigrammate attico et tragoedia antiquiore dialecticae. Diss. Bonn 1898.

*O. Lautensach, Grammatische Studien zu den griechischen Tragikern und Komikern. II. Augment und Reduplikation. Hannover und Leipzig 1899.

Chr. Riedel, Alliteration bei den drei großen griechischen Tragikern. Diss. Erlangen 1900.

A. B. Cook, Unconscious iterations. Class. Rev. 1902, 146 ff., 256 ff.

H. Hoffmann, Bemerkungen zur Übertragung des Epithetons bei den drei großen griechischen Tragikern. Progr. Kempten 1899.

W. Headlam, Metaphor, with a note on transference of epithets. Class. Rev. 1902, 434—442.

M. Fnochi, Le etimologie dei nomi proprî nei tragici greci. Stndi ital. di fil. cl. vol. VI, 273—318. — *Separat Flor. — Rom 1898.

*v. Meß' Dissertation habe ich nicht kennen gelernt. Ihrem Endergebnis ('spero me aliquatenus demonstrasse et lapidum et codicum testimoniis sermonem poeticum Atticum non ad unam normam redigendum, sed praeditum esse varietate quadam, quae ex eius historia atque fontibus explicetur') stimmt Haeberlin (Wocb. f. kl. Phil. 1899, 829 f.) zu, während Wecklein (Berl. phil. Woch. 1899, 1473 ff.) und Sitzler (N. phil. Rundsch. 1900, 149) Bedenken hegen.

Zu Lautensachs Studien, 1. Teil, s. Jahresber. 1896/97, 110. —

Den Ergebnissen des * 2. Teils beistimmend, vermutet Wecklein (Berl. phil. Woch. 1900, 737 ff.) zu Eur. Hipp. 687 οὐ κατέσχου, Tro. 156 τάρβος ἀίσσει, Rhes. 811 ἐξοπώπατε, welche Vorschläge sämtlich in dessen Ausgabe aufgenommen sind.

Riedels Doktorschrift beabsichtigt eine „möglichst vollständige und sorgfältige Sammlung der Alliterationen bei den Tragikern", schließt aber die Fragmente, die manchen nicht unwesentlichen Zuwachs abgegeben hätten, von der Bearbeitung aus. Der Gebrauch der Figur ist bei Äschylus sehr ausgedehnt, am stärksten bei π, dem α zunächst kommt (in den Persern kommen unter 51 α-Anreimen 37 den Chorpartien zu; ähnlich ist das Verhältnis in Hik., Agam., Choeph.). Die Eumeniden zeigen deutlich ein Abnehmen des Kunstmittels, während es in den Persern die verhältnismäßig häufigste Verwendung findet. In diesem Stück, das insgesamt 338 einschlägige Stellen aufweist, beträgt die Zahl der π-Alliterationen allein 137 (49 lyr., 88 dial.), worunter ein Fall 8facher, 3 Fälle 5facher, ebensoviele 4facher Parechese. Bei Sophokles ist die alliterierende Wortfolge schon erheblich seltener: das für die π-Gleichklänge berechnete Verhältnis 18 : 10 gilt auch im allgemeinen für die von beiden Dichtern gebrauchten Alliterationen. Auch innerhalb der sophokleischen Produktion ist ein Rückgang bemerkbar: neben dem Aias mit 294 steht der um so viel längere Oed. Kol. mit genau so vielen und der um ein geringes längere Philoktet mit nur 217 Fällen. „Es zeigt also S. in seiner älteren Periode auch in dieser Beziehung noch engere Anlehnung an seinen Vorgänger." Für die verwandte Figura etymologica hat S. unverkennbar größere Vorliebe als sein Vorgänger (S. 76 f.). Auch Euripides läßt ein Zurückgehen der Figur wahrnehmen: π findet sich in der überhaupt 226 Fälle darbietenden Medea 76mal, in den fast ebenso umfangreichen Bakchen (mit im ganzen 171 Fällen) nur mehr 46mal. Doch muß R.

zugestehen, daß sich sonstige Anhaltspunkte für chronologische Rückung aus diesen Beobachtungen für Eur. nicht ergeben. Was den berüchtigten Sigmatismus betrifft, „hat Äsch. im Verhältnis nicht weniger reine σ-Alliterationen, eher noch mehr.“ Auf alle Fälle aber wird Bergks Behauptung (Gr. Litg. III, 154), Eur. verschmähe diese Lautmalerei, durch den Nachweis von mehr als 1000 π-Anklängen bei Euripides, worunter ja allerdings ein beträchtlicher Bruchteil unbeabsichtigt sein mag, von über 250 Sigmatismen usw. widerlegt. „Der Rhesus erweist sich auch durch seine auffallend starke Menge von Alliterationen als nicht mit der sonstigen Art des Eur. übereinstimmend.“ Während bei Eur. die rhetorischen Figuren sich sichtlich mehren, hat der Rhesus kein Beispiel der fig. etymol., die in keinem euripideischen Stücke fehlt.

Cook gibt interessante Daten zu dem Kapitel der unwillkürlichen und der halbbewußten Wiederholung. Shakespeare, Tennyson, Browning und — die Tagesblätter liefern in gleichem Maße den Stoff wie die Alten, betreffs deren an das 26. Kapitel in Boeckhs Gr. trag. princ. und die Arbeiten von Treplin, Wesener, v. Sybel und Schröder (De iteratis) usw. erinnert wird. Die Konkordanz zwischen Hekabe und Troades (S. 151 ff.) bietet, wie zu erwarten, zahlreiche Reminiszenzen; es werden mehr als zwanzig Fälle gezählt; Schröder hatte nur eine dürftige Auswahl. — Auch der Reim, die Paronomasie, das Wortspiel und ähnliche Concetti werden gestreift; bemerkenswert ist u. a. die viermalige Wiederkehr von δοκεῖν bei Soph. OR. 399 ff., die achtmalige von λόγος und λέγειν bei Eur. Tro. 903—916, u. ä. — Tro. 1095 will C. εἴμ' ἁλίαισι schreiben.

Durch Hoffmanns fleißige, aber wenig selbständige Arbeit erfährt das Verständnis der Hypallage weder nach der sprachphilosophischen noch nach der stiltheoretischen Seite eine nennenswerte Förderung. An Kühner, Frey (im 3. Kapitel der Äschylusstudien), Dettweiler und Gerber anknüpfend, wird das Material nach inhaltlichen und formalen Gesichtspunkten leicht übersehbar gruppiert, doch fehlt es zuweilen an der nötigen Vorsicht. Bakch. 1298 τὸ φίλτατον δὲ σῶμα τοῦ παιδός (der Rumpf im Gegensatz zum Haupt des Penthens) bildet ebensowenig eine Trajektion als Med. 1162 ἄψυχον εἰκὼ προσγελῶσα σώματος, wo von Kreusa die Rede ist, die sich im Spiegel besieht!

Headlams Artikel über Metapher und Enallage ist wie jede noch so kleine Arbeit dieses selbständigen Denkers und glücklichen Finders ergiebig für die Kritik und Erklärung der Tragiker. Er geht aus von dem anfänglichen Auskunftsmittel der Übertragung des Epitheton, um Eigennamen, vorzugsweise geographische, metrisch verwenden zu können; die Enallage wird dann um ihrer selbst willen verwendet und gesucht. So erkläre sich das homerische (B 54) Νεστορέῃ παρὰ

νῆι Πυλοιγενέος βασιλῆος, so das catullische (64, 75) iniusti regis Gortynia tecta, so auch 'Αριστομένειον ὦ τέκος bei Bakchylides (6, 12). Wie sich die Tragiker, zumal Äschylus, dieser Figur bedienen, wie sie für die Fortführung der Metaphern aus den Doppelbedeutungen der Worte Nutzen ziehen usw., das wird unter Herbeiziehung treffender Belege klargestellt und dabei Gelegenheit genommen, einzelnes Überliefertes zu rechtfertigen — so μυελὸς ἀνάσσων Ag. 76 durch Hinweis auf die dem Marke zukommende leitende Stellung im Weltschöpfungsprozeß des platonischen Timaios (73 B) —, anderes mit Hilfe von Parallelen zu bessern, so Eur. frg. 815, wo κτεῖναι in κτίσαι geändert wird, vgl. Choeph. 440.

Fuochi nimmt den Begriff der Etymologie weiter als Lersch (Sprachphil. III 3 ff.) und subsumiert auch die zahlreichen historisch-geographischen (inklus. mythischen) Namendeutungen wie Eur. Ion 1590 Δῶρος μέν, ἔνθεν Δωρὶς ὑμνηθήσεται. Demgemäß ist sein Register bei weitem reichhaltiger: während Lersch (11 ff) die Tragiker mit ca. 25 Beispielen erledigt, ergeben seine Sammlungen deren mehr als hundert. Den Mittelpunkt des Interesses bildet die Gruppe der 'etimologie fatali', nomen et omen, die wieder positiver Natur sind wie Soph. fr. 880 ὀρθῶς δ' Ὀδυσσεύς εἰμ' ἐπώνυμος κακοῖς· πολλοὶ γὰρ ὠδύσαντο δυσμενεῖς ἐμοί nach Homer, oder antiphrastischer wie Äsch. Prom. 85 ψευδωνύμως σε δαίμονες Προμηθέα καλοῦσιν. Ihnen schließen sich die „Assoziationen“ an: Soph. Ai. 904 ὡς ὧδε τοῦδ' ἔχοντος αἰάζειν πάρα, das Gebiet des eigentlichen Wortspiels mit „redenden“ Namen, zumeist Eigen-, seltener Gattungsnamen (ἀοιδοτάταν ἀηδόνα Eur. Hel. 1109, ἐνιαυτός Eur. frg. 862). — Eur. Phoen. 58 τὴν δὲ πρόσθεν Ἀντιγόνην (Nummer 66) gehört nicht in diesen Zusammenhang.

Über Neutra auf -μα handelt *A. W. Stratton (Chicago Studies in Cl. Philol. II, 1899, 134—198); nach seinen Sammlungen, die nur, wie Thumb (die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus, S. 216₃) bemerkt, das Material nicht erschöpfen, finden sich unter 1060 Formen 652 aus der Tragödie, 194 aus Epos und Lyrik zusammen, 305 aus der Komödie.

Statistisches Material zur Frage der Verwendung oder Vermeidung des Typus a) πλεκταῖσιν ἀρτάναισι gegenüber b) ῥείθροισι χειμάρροις gibt für Äschylus' Perser und sämtliche Stücke des Sophokles Joh. Schöne, De dialecto Bacchylidea, Leipz. Stud. 19, 1899. S. 249. Danach ist das Verhältnis der Form a zu b in den Persern 4 : 7, bei Sophokles 25 : 84, wobei der Aias mit 11 b zu 0 a die untere, der Philoktet mit 9 b zu 5 a die obere Grenze bildet. Vernünftigerweise werden diese Daten nicht für chronologische Folgerungen verwertet.

Die Diodor und anderen Prosaikern gewidmeten sprachstatistischen

Sammlungen J. La Roches, Wiener Stud. XXI, 17 ff., enthalten einiges Wenige zu Sophokles und Euripides (von den Formeln αὐτῇ νηΐ, αὐτῇ σὺν φόρμιγγι, αὐτοῖσι τοῖς πόρπαξιν, σὺν αὐτοῖς τοῖς ἀνδράσιν sind die beiden letzteren den Tragikern fremd).

In Ph. Thielmanns Arbeit über periphrastische Verba im Griechischen (Bl. f. d. bayr. Gymn.-Schulw. 1898, 55—65), die sich an desselben Verf. Erörterungen über ἔχω mit Partizip (Abhandlungen, W. v. Christ dargebr., 294 ff.) anschließt, sind in erster Linie (Herodot und) die Tragiker herangezogen. Behandelt sind die Verba des Gehens und Wollens.

Obwohl in J. Vahlens Berliner Sommerprogramm 1902 die Tragiker nur akzessorisch zum Wort kommen (S. 9 ff.), sei doch auf die methodologisch mustergültige Untersuchung hingewiesen. V. geht, die vielverkannte Stelle Cic. de rep. I 36 (S. imitabor ergo Aratum, qui . . . a Jove incipiendum putat. L. Quo Jove?) zum Ausgangspunkt nehmend, den Spuren dieses astrictius genus interrogandi auf lateinischem und griechischem Sprachgebiet*) nach und lenkt die Aufmerksamkeit auf zwei Tragikerstellen, wo jedesmal in kurzem Zwischenraum einer „echten" Frage eine, wenn der Terminus gestattet ist, schetliastische (V. definiert: interrogationes quae intime ad antecedentis orationis formam sese applicantes repudiant cum admiratione id quod ante dictum est ab altero) folgt (Soph. Trach. 421 ποίοις ἐν ἀνθρώποισι — 427 ποίαν δόκησιν nach δόκησιν) oder vorhergeht (Eur. Hel. 567 ποίας δάμαρτος nach σῆς δάμαρτος — 572 ποίων δὲ λέκτρων).

Metrik.**)

A. Church, Daktylen, Anapäste und Tribrachys bei Äsch., Soph. und Eur. (Engl.) Class. Rev. 1900, 438.

P. Masqueray, De la symétrie dans les parties épisodiques de la tragédie grecque. Mél. Weil 283—290.

Church gibt die Resultate einer Zählung der den Iambus vertretenden Daktylen, Anapäste und Tribrachen im Bereich der drei großen Tragiker (Eigennamen ausgenommen). Bei Äschylus schwanken die Zahlen zwischen 36 (Prometheus) und 73 pro mille (Septem), bei Sophokles zwischen 26 (Elektra) und 87 (Philoktet), bei Euripides endlich

*) Daß es auch uns nicht fremd ist, zeigt beispielsweise das „Welch einen Handschuh?" im Prinzen von Homburg (V, 5).

**) Vgl. den auf das griechische Drama bezüglichen Teil des Jahresberichts von H. Gleditsch, Bd. CII. (1899. III.), S. 32—40, wo die Erscheinungen der Jahre 1892—1897 besprochen sind. [Oben S. 54 ff.]

weist der Hippolyt das Minimum 28, (Medea 37, Alkestis 52), der Orestes das Maximum 400 auf, genau viermal soviel als die Hekabe und doppelt soviel als der Herakles. Der Rhesus kommt mit 71 der Alkestis zunächst. Der Durchschnitt ergibt für Äschylus 49, für Sophokles 48, für Euripides (einschließlich des Rhesus, ausschließlich des Kyklops) 164 aufs Tausend.

Die Spitze der Betrachtungen Masquerays kehrt sich gegen Oeris Responsionstheorie, die ihm schon deshalb als „insoutenable en elle-même" gilt, weil im Gegensatz zu der symmetrischen Anlage der chorischen Partien, wo der égalité de formes die similitude de pensées entspricht, die fortschreitende Handlung der Epeisodien einen unregelmäßigen, stoßweisen Gang bedinge. Wollte man die Zahlensymmetrie etwa auf Corneilles Cinna anwenden, so müßten in dem 356 Alexandriner zählenden fünften Akt zwei Verse als Interpolation erklärt werden in Anbetracht des Umstandes, daß der erste und der zweite je 354 umfassen. „Die Theorie ist falsch und sie des längern erörtern reiner Zeitverlust". Der Parallelismus der Redenpaare in den Sieben g. Th. und die teils volle, teils annähernde Gleichheit der ῥήσεις und ἀντιρρήσεις in der Antigone, Medea usw. sind Tatsachen, die ihre besonderen Gründe haben und nicht ohne weiteres der von Oeri gewollten Verallgemeinerung fähig sind.

Den Aufsatz von G. Dottin, Les composés syntactiques et la loi de Porson dans le trimètre iambique des tragiques grecs, Revue de philol. 1901, p. 197—219, der, nebenbei bemerkt, keinerlei kritischen Ertrag liefert, überlassen wir dem Bericht über Metrik.

Textkritik.

Fr. H. M. Blaydes, Adversaria in varios poetas Graecos ac Latinos. Halle 1898.

Derselbe, Spicilegium tragicum. Halle 1902.

W. Headlam, Critical notes. I. Tragicorum fragmenta ed. Nauck. Class. Rev. 1899, 3—5.

Derselbe, Transposition of words in MSS. Class. Rev. 1902, 243—256.

H. v. Herwerden, Ad tragicorum graecorum fragmenta. Mél. Weil, 179—191.

B. Lakon, Κριτικὰ καὶ ἑρμηνευτικὰ εἰς τοὺς Ἕλληνας δραματικούς. Ἀθηνᾶ XII, 1900, 385—446.

In Blaydes' Miszellanbuch nehmen die Tragiker ungefähr zwei Fünftel des Raumes ein, u. zw. ist Äschylus mit allen Stücken außer der

Orestie vertreten, während von Sophokles und Euripides nur die Fragmente eingehender bedacht, die erhaltenen Stücke bloß sporadisch berücksichtigt sind. Das Urteil des Rezensenten im Lit. Zentralbl. 1898, S. 2014, daß die Kompilation „spurlos in der wissenschaftlichen Literatur verschwinden" wird, teile ich aus voller Überzeugung, gebe aber unumwunden zu, daß sie als ein Spezimen außergewöhnlicher Belesenheit in den verschiedensten Gebieten antiken Schrifttums manche brauchbare Parallele bieten dürfte, vorausgesetzt, daß man die unerquickliche Durcharbeitung nicht scheut. Manches derart ist hübsch beobachtet: so beleuchten einander Horaz carm. 1, 4, 15 vitae summa brevis spem nos vetat incohare longam und frg. adesp. 127 ἄφνω δ' ἄφαντος προσέβα μακρὰς ἀφαιρούμενος ἐλπίδας . . . Ἅιδας, oder Catull 31 insularum ocelle und Eur. Phoen. 802 ὄμμα Κιθαιρών; doch ist nur weniges von einigem Belang, der größte Teil schon von anderen nachgewiesen. Unter den mehr als fünfhundert Beiträgen zur Textverbesserung stellt sich das Verhältnis des Unnützen, Banalen, Fehlerhaften oder sonst Unannehmbaren zum Trefflichen etwa wie 20 zu 1; rechnet man ab, was andere wie Stanley, Gesner, Valckenaer usw. vorweggenommen haben (die betreffenden Verbesserungen konnte Bl. in der von ihm zugrunde gelegten Nauckschen (2.) Fragmentsammlung und bei Wecklein im Äschylus, den er nicht benutzt, finden), so gestaltet sich der Stand noch ungünstiger. Brauchbar sind: Soph. frg. 880 ἐπώνυμος κακῶν, Eur. frg. 16, 1 ἐν αἰχμῇ τ', 295, 2 πονηρῷ τ φ φθόνῳ, 621 τὰ δ' ἐνθένδ' (der Eventualvorschlag τἀνθένδε δ' natürlich nicht). Verschiedenes ist ganz unbegreiflich, so Pers. 76 ξεῖνον oder πλεῖστον statt des prächtigen θεῖον, ebd. 404 ἑξῆς ἐχώρει, Hik. 754 ἐν μεσημβρινῷ θάλπει (weil die Wendung auch in den Vögeln 1096 stehe!), ebd. 953 δημόκραντος (neben κέκρανται!), Eur. frg. 553, 2 καλόν statt σοφόν!

Das vier Jahre später erschienene **Spizilegium**, das sich ausschließlich auf tragischem Gebiet bewegt, offenbart des Autors Manier womöglich noch augenfälliger. Am reichhaltigsten ist Äschylus bedacht und unter dessen Stücken wieder der Agamemnon (mit ca. 40 Seiten), am schwächsten Euripides. Die Nachträge zu den zehn Seiten, die den Eumeniden gewidmet sind, nehmen selbst wieder fünf ein; krasser noch ist die Disproportion in der Antigone, auf die vier Seiten (98—101) kommen, worauf deren acht (206—213) und schließlich noch eine (251) folgen; doch dies ist noch nichts gegen den König Ödipus: da betragen die Addenda zu den fünf Seiten (115—119) Ährenlese allein achtzehn Seiten (223—232, 253—262)! Es heißt wahrlich den Leser und Exzerptor auf eine harte Geduldprobe stellen, wenn ihm zugemutet wird, nach Dingen, die zusammengehören, an zwei und drei getrennten Stellen Nachsuche zu halten. — Die Zahl der Hariolationen — anders

kann man das Gros der vorgeschlagenen Verbesserungen nicht nennen — ist anch hier Legion, von Wert nnr ein winziger Bruchteil.

Headlam gibt zn mehr als hnndert Fragmenten der Tragiker knrzgefaßte Bemerkungen, worin verhältnismäßig vieles volle Beachtung verdient, einzelnes den Nagel anf den Kopf trifft. Nnr das Gelnngenste sei heransgehoben: Äsch. 134 ποδένδετος δὲ ξ. ἱππ. σκάζει, 177 βίος ὅτῳ (oder βίοτος ᾧ) λύπας φ., 206, 2 κοὐδὲν εὔζαεῖς ἀτμοί, Soph. 299 βουστάδας αὐλὰς ἐπιχερσεύει, 342 ἐφ' ὑψηλαῖς σπιλάδεσσι Σουνιτῶν, 532, 5 τοὺς δὲ δουλείᾳ σ<υνοίκους ἀργαλέας> ζυγὸν ἔσχ' ἀνάγκας (vgl. Bakch. 10, 72 Bl.), 588, 3 τελευτήσῃ δρόμον, 618 κἀνάσχεσθε σιγῶσαν, 757 προσῇ, Eur. 2 ὠνόμαξεν, 162, 4 ἥδιστον λαθεῖν, 334, 1 κἀφθόνοις ἤδη βροτῶν, 470 πρὶν ἄλλον ἐκφλ. με κἀμαθῆ λόγον, 518 καὶ θάλοισι δώμασι (von den beigebrachten Parallelen ist nnr eine schlagend, Agam. 740 K.), 543, 5 τί κρεῖσσον, 639 μάτην ἄρ' οἴκοις ἄν, 738 πολλοὶ γεγῶτας ἄνδρας οὐκ ἔχ. ὑπ. δ. αὑτούς, 740, 4 ἀβάτους τε πρὸ τοῦ, 860 Φοίνισσα ἅλμη, 894 τἀλλότρια μὴ ἔχειν das Original der Parodie, vgl. Hel. 908, 1058 λέκτρ' ἃ τοῖς καλοῖς ἔχειν δίκ., Aristarch 2, 3 οὔπω κρατηθείς (vielmehr wohl οὔτοι).

In dem zweiten Artikel weist Headlam an zahlreichen der Überlieferungsgeschichte entnommenen Beispielen die Neigung der Schreiber nach, die invertierten Wortstellnngen der poetischen Diktion dnrch die der Prosa zu ersetzen, wie Soph. Ant. 998 τέχνης τῆς ἐμῆς σημεῖα κλύων st. τέχνης σημ. τ. ἐμῆς, nnd macht von dieser unter anderm in Frage- nnd Relativsätzen (z. B. Iph. Aul. 1366 δρᾶν τί χρή st. τί χρὴ δρᾶν Kirchh., ähnlich Gaisf.) kritisch wichtigen Beobachtung für eine Reihe eigener Vorschläge (anch anf lyrischem nnd komischem Gebiet) Gebranch. Unter den mehr als dreißig besprochenen Stellen — aus erklärlichen Gründen überwiegen darunter die chorischen — verdienen namentlich hervorgehoben zu werden: Agam. 101 f. τότε δ' ἐκ θυσιῶν φροντίδ' ἄπληστον φαίνουσ' (mit triklin. Hss) ἀγάν' Ἐλπὶς ἀμύνει, mit Tilgnng des 'Scholion' τὴν θυμοφθόρον λύπης φρένα, Enm. 851 σὺ μέν <που> κάρτ' ἐμοῦ σοφωτέρα; Soph. Phil. 1153 ὅδε χωρὶς ἐρύκεται 'is restrained apart' parenthetisch zwischen ἀνέδην ἕρπετε, Eur. Tro. 565 καρατόμος νεανίδων ἐρημία, frg. 943 ὥραις ἁρμονίᾳ ζευγνύς, Ion frg. 18 πρὸς Κρῆτα πορθμὸν ἐκτεμὼν Βοιωτίας ἐχώρισ' ἀκτῆς, Astydamas 8, 4 μόλις δ' (mit Hense) . . . ἄνδρ' εὑρεῖν ἕνα, adesp. 548 λιβάσι μὴ παρηίδα | τὴν σὴν κατάσπενδε. Einiges andere Vorgeschlagene bleibt, weil allzu radikal geändert wird, unsicher.

Einiges die Tragiker Betreffende enthält W. Headlams auf neue Strophenbau-Theorien hinanslanfende Arbeit Greek lyric metre, Journ. of hell. stud. 1902, 209—227: Soph. Ant. 796 τῶν μεγάλων οὔ τι πάρεδρος θεσμῶν, 850 f. ἰὼ δύστανος, οὐ | βροτοῖσιν οὔτ' ἐν νεκροῖς = 869 ἰὼ κύρσας γάμων | ἰὼ κάσις δυσπότμων, Trach. 520 ἀμφίπλικτοι κλίμακες, Eur. Hel.

1479 γενοίμεθα Λίβυες <ὡς, schon Badham> | οἰωνοὶ στοιχάδες (so die Aldina nach Weckl.) ὄμβρον | λιποῦσαι χειμέριον | v. πρ. = 1496 δι' αἰθ. ἱέμ. | λαμπρῶν ἄστρων ὑπ' ἀέλλαι-|σι, παῖδες Τυνδαρίδαι, | οἵ v. οὐρ., adesp. 129, 3 πάντων κρατιστεύων, πολέμοις, 6 τὰ πάντα oder σύμπαντα, 9 Ἄρης <ὀπαδεῖ od. λατρεύει>. Die Wilamowitzsche Schreibung ἔστειχ' ἴσος Ἄρει βίαν Äsch. frg. 74, 7 wird wegen des der Strophe fremden glykonischen Maßes abgewiesen.

Herwerden bespricht dreißig Fragmente (Sophokles 9, die Adespota 7, Euripides 5, Äschylus 4, Achäus 2, Iophon, Chares und Hippothoon je 1) und bringt zu fast allen Änderungen in Vorschlag, die an Wert sehr ungleich zu nennen sind. Schlagend ist keine, beachtenswert die zu Eur. 567 τὰς βροτῶν γνώμας σκοπῶν · <ὧν> (als Subjekt des ἕλκειν καὶ μεθιέναι sei τὸ θεῖον vorher genannt gewesen: dann aber doch wohl σκοποῦν), zu Äsch. 192, 7 ἵππων θερμῶν, 275, 4 δρύψει, Soph. 481, 7 Διὸς γενοίμην ἀφθίτου σοφώτερος, die überwiegende Mehrzahl nicht überzeugungskräftig, ein Teil durchaus willkürlich. Adesp. 299 ἔνεισιν ἐν δειλοῖσιν ἀνδρείοι λόγοι bedarf keiner Korrektur, sondern des Redetons auf dem Schlußwort. Die sententiöse Stelle Iophon 2, 3 verträgt nicht die Interpolation eines Vokativs anstatt μᾶλλον. Soph. 801 enthält deutlich eine dreifache Onomatopöie, wie aus Naucks Schreibung ἀτρείδαν ersichtlich war. Soph. 234, 8 verdient der Vorschlag, καλῶς mit Beziehung auf das Iliasscholion N 21 durch βάκχαις zu ersetzen, Erwägung, das Wort müßte aber an die Spitze des Verses treten (H. läßt ὄπωρα drucken). Achäus 26 muß λάταξ, wie die Kottabosparallelen bei Athenäus zeigen und Kaibel gefühlt hat, unangetastet bleiben. Adesp. 458, 8 wäre ἀντίβοιον statthaft, bildete nicht unglückseligerweise geradeso wie nach dem überlieferten ἀντόμοιον das Wort μισητὸν Position!

In den Observationes miscellaneae ad Plutarchi Moralia von S. A. Naber (Mnem. 1900 S. 85 ff., 129 ff., 156 ff.) werden einige Tragikerfragmente, die Plutarch aufbewahrt hat, besprochen. Ich mache daraus namhaft: Eur. 388 ἔρως ψ. δίκαιος, 960 ὦ τί μάταν τέτασθε . . . κατεργάσεσθαι δ. — 387 hat schon Wilamowitz die Worte μοῦσα καὶ σειρὴν μία der Tragödie zugeteilt.

Auch in den Bemerkungen zu Plutarchs Moralia von G. A. Papabasileiu (Ἀθηνᾶ X, 1898, 168 ff.) kommen mehrere Tragikerfragmente zur Sprache. Brauchbar ist kaum ein einziger Vorschlag. Adesp. 496, 2 soll πόλοις = πολὺ μακρὰν sein!

An Lakous Bemerkungen wird man keinen allzu strengen Maßstab legen, wenn man hört, daß er Professor der Mathematik (in Athen) war, dessen Mußestunden der Tragikerlektüre gewidmet waren. Nebst 5 aristophanischen und 7 sophokleischen Stellen werden über 40 euripi-

deische besprochen, dabei manches von anderen längst Vorweggenommene als neu vorgetragen; daß L. dabei an Kritikern wie Scaliger, Reiske, Elmsley, Vorgänger hat, könnte ein günstiges Vorurteil erwecken. Leider enttäuschen nicht nur allerlei sachliche und formale Fehlgriffe und Verkehrtheiten, sondern auch Schülerfehler. Anspruch auf Beachtung haben immerhin die Vorschläge zu Hipp. 11 ἀγνὰ Πιτθ. παιδεύματα und zu Phoen. 211 Ζεφ. πν. ἀπύσαντος, vgl. Il. 14, 393 ἄνεμος ἠπύει.

M. L. Earle, Class. Rev. 1898, S. 395 vergleicht Soph. Ant. 376 ἐς δαιμόνιον τέρας ἀμφινοῶ mit den Schlußworten von Bacchyl. XV, 35 Bl. δέξατο Νέσσου πάρα δαιμόνιον τέρας — 'this poem seems to have been familiar to Sophocles' — und vermutet ferner Eur. Phoen. 1091 πύργων ἀπ' (für ἐπ') ἄκρων στάς (analog dem Ausdruck ἀπ' ὀρθίου σταθεὶς πύργου 1223 und στὰς ἐξ ἐπάλξεων 1009 desselben Stücks). Aber gerade die Bacchylidesstelle XVI 83 εὐπάκτων ἐπ' ἰκρίων σταθείς, die zur Änderung den Anstoß bietet, sollte vor Gleichmacherei warnen.

H. Richards (Class. Rev. 1902, 393 ff.) vermutet Äsch. Prom. 1063 λίαν ὡρισμένος, Soph. K. Oed. 772 τῷ γὰρ ἂν κἀμείνονι λέξαιμ' ἂν = ἀξιωτέρᾳ, vita Aesch. 312, 80 Weil ἐπ' Αἰσχύλῳ ἐπιόντα (so schon Jahn).

Weiteres bei den einzelnen Dichtern und unter Adespota.

In der im Bericht über 1896/97 unerwähnt gebliebenen, übrigens von Schreib- und Druckfehlern strotzenden Erstlingsschrift von Kas. Janowski, Observationes in nomina vestium a tragicis graecis prolata, Diss. Berl. 1897, die im Grunde dem Referat über die Privataltertümer zufällt, finden sich auch Konjekturen zu einigen Fragmenten. Soph. 333 ist ὡς ἐμῷ treffend gerechtfertigt: die Worte mochte ein Satyr sprechen (die Κρίσις war ein Satyrstück), der das Gewand einer der beteiligten Göttinnen in die Hände bekommt und anlegt.

Nachleben der Tragödie.

Cl. H. Moore, Notes on the tragic Hypotheses. Harvard Stud. XII, 1901, 287—298.

*P. Caccialanza, Quaenam verborum παρ' οὐδετέρῳ κεῖται ἡ μυθοποιία sententia sit. Rom 1898 (so nach Bibl. phil. class. Bd. XXV, Nr. 2302).

Alb. Mühl, Quomodo Plutarchus Chaeronensis de poëtis scaenicis Graecorum iudicaverit. Progr. der Studienanstalt Neuburg a. D. 1900.

H. Richards, On the word δρᾶμα. Class. Rev. 1900, 388—393.

Derselbe, On the use of the words τραγῳδός and κωμῳδός. Class. Rev. 1900, 201—214.

K. Krumbacher, zur Bedeutungsgeschichte des Wortes τραγουδῶ (Byz. Z. XI, 523).

Die Monosticha des Menander-Gnomologiums, welche die von Rich. Förster im Rh. Mus. LIII (1898) S. 547 ff. beschriebene

Miszellanhandschrift der Zamoyskischen Bibliothek in Warschau, Sign. 125 Cimel., auf fol. 213r ff. enthält — nach Bestand und Anordnung der Eklogen eine augenscheinliche Dublette des Laurentianus C (Plut. LX n. 14) bei Sternbach, Curae Menandr. S. 40 [207] ff. — ergeben nichts Wesentliches: auffällig ist nur, daß der Hsg. die eingesprengten Verse der sophokleischen Elektra 945 (S. 555) und (von jüngerer Hand) 989 (S. 554), ohne sie als solche zu bezeichnen, mit den „neuen, welche schon durch den Versbau ihren späten Ursprung bekunden" (S. 553), über einen Kamm schert. Sonst finden sich (wie bei Sternb. Menandrea S. 21) Eur. fr. 683, adesp. 107 (κρείττονες wie im Zitat bei Cicero ad fam. 9, 7, 2); ferner erscheint in der alphabetischen Reihe, also von seinem Partner mon. 240 (= Diog. Sin. fr. 2, p. 809 N) getrennt, jener Trimeter, den nach Gregor von Nazianz τις ἀντέφησε τῶν φιλοφρόνων: ἐανὶς φρενῶν μοι μᾶλλον ἢ βυθὸς τύχης (Sternb. W. Stud. X, 13).

Die Abhandlung von G. Lehnert, Zur aristotelischen κάθαρσις, Rh. Mus. LV, 112 ff., wo für die nicht ethische, sondern pathologische Deutung des Begriffs alte und neue Zeugnisse gesammelt sind, sei dem Jahresbericht über Aristoteles überlassen; desgleichen die von *K. Schönermarck, Die tragischen Affekte bei Aristoteles I (Beilage z. Jahresber. d. Ritterakad. zu Liegnitz, 1901).

Moore macht die ὑποθέσεις der Tragödien zum Gegenstand einer womöglich noch eingehenderen Analyse, als Schneidewin (1852) und Trendelenburg (1867) sie gegeben haben. Aristophanisch sind ihm nur die zehn zu Prom., Eum.; Ant.; Alk., Bacch., Iph. T., Kykl., Med., Or. und Rhes., während die direkte Herleitung der argumenta zum Ion, den Troades, dem Oed. Kol. und dem Agamemnon aus dem Didaskalienwerk durch stilistische und andere Gründe widerraten werde. In einem zweiten Artikel vergleicht M. die wenigen als dikaiarchisch beglaubigten ὑποθέσεις nach Stoff und Form mit den aristophanischen und vermutet für die der Helena, ohne strikte Beweismittel beibringen zu können, dikaiarchischen Ursprung.

Mühl verzeichnet die indifferenten, die zustimmenden und die mit wechselndem Tenor absprechenden Erwähnungen der tragischen (und komischen) Dichter bei Plutarch, sowie die wenigen eigentlichen Beurteilungen ihrer Kunst und Moral, die sich bei ihm finden, und gelangt, ohne sich auf tiefere Begründung aus Pl.s Stellung zur Poesie einzulassen, zu dem nicht neuen Ergebnis, Plutarchs Unbefangenheit den Genannten gegenüber lasse zu wünschen übrig. — In dem sophokleischen ταχεῖα πειθώ im Artaxerxes c. 28 (p. 13) sehe ich lediglich ein Zitat, in den Worten εἰ καὶ τραγικῶς bei dem Äschyluszitat de primo frig. c. 14 (p. 15) nichts Mißbilligendes. Etwas kindlich mutet an letzterer Stelle die Konstatierung an, vim aquae vel ignem compescentis Aeschylum expertum esse.

Richards kommt, auf eine umfassende Statistik des Sprachgebrauchs bis auf Lukian und Alkiphron herab gestützt, zu dem Ergebnis, mit Ausnahme von zwei Stellen (dem bekannten Ekphantidesfragment 2 αἰσχύνομαι τὸ δρᾶμα Μεγαρικὸν ποιεῖν I 9 K. und vielleicht dem adesp. com. 613, III 518 K. ἤδη δὲ λέξω τὸν λόγον τοῦ δράματος) finde sich in gut attischer Zeit keine Verwendung des Wortes δρᾶμα im ausgesprochenen Sinne von κωμῳδία. Anfangs auf tragische und satyrische Stücke beschränkt, schloß es im spätern Gebrauch die Komödie ein (z. B. Luk. adv. ind. 27 ἀνέγνως καὶ τοὺς Βάπτας τὸ δρᾶμα ὅλον).

Ähnliche Zwecke verfolgt die andere Arbeit von Richards.

Krumbacher erkennt in den Worten einer syrischen Formel „und der Friede des heiligen Geistes, des Tragöden, der psallierte, und des Parakleten, der gepriesen wird“ die Bedeutung „Sänger“, vgl. ngr. τραγουδῶ und τραγοῦδι.

Tragödie und bildende Kunst.

J. H. Huddilston, *The attitude of the greek tragedians toward art. Lond. 1898.

Derselbe, *Greek tragedy in the light of vase painting. Lond. 1898.

Derselbe, Die griechische Tragödie im Lichte der Vasenmalerei. Neue Ausgabe v. Hense. Freiburg i. Br. 1900. Mit 29 Abbildgn.

R. Engelmann, Archäologische Studien zu den Tragikern. Mit 28 Abbildungen. Berl. 1900.

K. Robert, Kentaurenkampf und Tragödienszene. Zwei Marmorbilder aus Herkulanum nebst einem Exkurs über das Heraklesbild in Casa del Centenario. 22. Hallisches Winckelmannsprogramm. 1898.

Derselbe, Niobe auf einem pompejanischen Marmorbild. Hermes 1901, 368—387.

Von Huddilstons mir nicht zugänglich gewesener Doktorschrift, die das Verhältnis der Tragiker zur Kunst zum Gegenstand hat, gibt H. Bulle (Berl. phil. Woch. 1899, 992 f.) eine Skizze. Der ungenannte Beurteiler in der Academy (1365, 10) läßt sie a truly formidable erudition entfalten; kühler äußert sich S. R(einach) in der Rev. d. ét. gr. 1898, 352, der den Versuch, das Interesse des Verfassers des Rhesos für bildende Kunst zugunsten der Autorschaft des Euripides zu verwerten, als ein faible argument ablehnt. — Das zweitgenannte Buch desselben Autors kenne ich in seiner deutschen Gestalt. Es fällt durchaus dem Bericht über Archäologie zu, da es, lediglich die auf Vasenbildern dargestellten Szenen erhaltener Dramen durchmusternd, diese nur so weit berührt, als für die Einführung in das Verständnis des

Bildwerks vonnöten ist; auf die Wiederherstellung verlorener Tragödien auf Grund von Werken der bildenden Kunst verzichtet es, bietet aber einigen Ersatz in der Katalogisierung (S. 86 f.; 211 ff.) der mit Wahrscheinlichkeit zur äschyleischen (Lykurgie, Φρύγες) und zur euripideischen Produktion (Aiolos, Alkmene, Andromeda, Antigone, Antiope, Bellerophon, Chrysippos, Hypsipyle, Meleagros, Stheneboia und Telephos) in Beziehung gesetzten Vasengemälde.*) — Eine genauere Untersuchung des Verhältnisses der Vasenbilder zur Bühnendarstellung vermißt Körte (Berl. phil. Woch. 1898, 1459 ff., woraus besonders die grundsätzlich verschiedene Behandlung der Münchener Medeaamphora hervorzuheben ist, zu S. 172 ff. der Übers.); derselbe deckt (ebd. 1901, 961 f.) zwei in der Besprechung der Originalausgabe absichtlich verschwiegene Irrtümer des Verf. auf. Mehreres Fehlerhafte merkt Engelmann an, Jahresber. des philol. Vereins (1902, 241 f.); vgl. in den gleich zu nennenden Archäol. Studien S. 52. Als Buch eines Anfängers für Anfänger bezeichnet die von diesem Gesichtspunkt sehr nützliche Arbeit S. R(einach) an der oben angeführten Stelle; sie enthalte viel Verfehltes, aber keinen neuen Gedanken. „Die Zahl der Vasenbilder, heißt es daselbst, die mit zweifelloser Sicherheit auf das Theater zurückgehen, ist bis jetzt äußerst gering.“

Engelmanns Studien,**) die Vorläufer eines Atlas der von der Tragödie beeinflußten Vasenbilder, bringen die Reste von fünf sophokleischen und vier euripideischen Dramen mit Vasendarstellungen in Beziehung. Die Stichhaltigkeit der hierfür geltend gemachten archäologischen Argumente zu prüfen, ist nicht dieses Orts; nur einige der philologisch-kritischen Folgerungen, die für die in Frage stehenden Dramen gezogen werden, sollen hier zur Sprache kommen.

Sophokles. Die Figuren einer vatikanischen Vase (Arm. CCXCIV) deutet E. als Odysseus, Antenor und Helena und führt das Bild auf Ἑλένης ἀπαίτησις zurück. Frg. 178 beziehe sich darauf, daß Helena oder eine ihrer Frauen Menelaos sprechen hört und an der Aussprache usw. den Lakonier erkennt. Daß frg. 179 auf Helena zu beziehen sei, ist ihm gewiß, daß sie bei der Zurückforderung in Troja gegenwärtig sei, glaubt er aus den schwer verderbten Worten schließen zu dürfen. — Ein Vasenbild der Sammlung Jatta in Ruvo (Mon. ant. IX, tav. 15), das die Zerreißung der Söhne Laokoons durch das Schlangenpaar darstellt, hat schon Jatta auf das sophokleische Stück bezogen. E. sucht, von dem Preislied auf Poseidon (frg. 342) ausgehend, den Gang der Tragödie zu skizzieren: Festfeier der Troer

*) S. 43 d. Übers. werden Sophokles' Νίπτρα ohne weitere Begründung 'ungefähr 428' angesetzt.

**) Vortrag auf der Bremer Philologenvers. 1899 über archäol. Studien zu Euripides.

(Arktinos bei Kinkel Ep. gr. fr. 49 εὐωχοῦνται οἱ Τρῶες ὡς ἀπηλλαγμένοι τοῦ πολέμου) und vielleicht Beratung wegen des hölzernen Pferdes, Störung des von Laokoon gebrachten Opfers durch das Erscheinen der Schlangen, Botenbericht über die Tötung der Kinder, Abzug des Äneas auf dies Vorzeichen hin (frg. 344). In welcher Weise der Tragiker sich Laokoons Schicksal vollziehen ließ, darüber klärt uns das Vasenbild ebensowenig auf als Vergil und die Marmorgruppe. — In der Cornetanervase (Mon. dell' Inst. XI tav. 33), die Körte auf Meleager, Dümmler, Löhr und Böhlau auf andere Mythen gedeutet haben, sieht E. (schon Arch. Ztg. 1884, S. 72, und Verh. d. Görlitzer Philologenvers. 1890, S. 290) den Abschied des Neoptolemos von Mutter und Großvater dargestellt. Als Stütze für diese Deutung dienen verschiedene Vasenszenen, vor allem die des Louvre, Ann. d. Inst. 1860, t. d' agg. I mit den Namen Neoptolemos, Lykomedes und Daid(ameia), sowie der auf Neoptolemos bezügliche Teil des ersten Bildes des jüngeren Philostratos (6, 14 ff. Schenkl Reisch). Demnach wird das Vorbild für die Maler in den Σκύριοι gesucht, als deren Stoff bereits Tyrwhitt (im Kommentar zu Arist. Poet. S. 149 der 4. Ausgabe) die Abholung des Neoptolemos vermutet hat (vgl. Robert, Bild u. Lied S. 34), während noch Nanck, wie die Verweisung (S. 253) auf die 96. Fabel des Hygin zeigt, an der Heyne-Brunckschen Beziehung des Stückes auf die Abholung des Achilleus festhielt. Frg. 513 wird mithin mit Robert als von Neoptolemos an Phoinix (ὦ γεραιέ) gerichtet angesehen, dessen Jammer um Achilleus (v. 6) der Sohn des Helden zu beschwichtigen suche. Geringer ist allerdings die Beweiskraft der Fragmente 510 (oder enthielten die Worte φιλεῖ γὰρ ἄνδρας πόλεμος ἀγρεύειν νέους ein Spiel mit dem Namen des Achilleussohnes?) und 512, von dem E. nur zu sagen weiß, daß „die Worte οὐδὲν γὰρ ἄλγος οἷον ἡ πολλὴ ζόη für den vom Alter niedergedrückten Lykomedes wohl geeignet erscheinen“. Im übrigen wird (S. 49) die Nennung einer Tragödie Νεοπτόλεμος bei Aristoteles Poet. 1459 b 6 eben auf die Σκύριοι des Sophokles zurückgeführt. — Als die pièce de resistance des E.schen Buches bezeichnet Th. R(einach) (Rev. d. études gr. 1901, 317) die im folgenden Kapitel (womit zu vergl. die Ausführungen Jahrb. d. Inst. V 171) vorgetragene Kombination der linken Seite eines Vasenbildes der Sammlung Czartoryski in Paris*) (Gaz. archéol. 1881, T. 1. 2, besprochen daselbst S. 6—14 von J. de Witte) mit der Anagnorismusszene der Tyro. Der Dienst, den die Louvrevase der Σκύριοι-Hypothese erweist, hat hier sein Analogon in dem etruskischen Spiegel Gerhard T. 170, auf dem Turia (Tyro) und ihre Söhne Nele (Neleus) und Pelias sich am Brunnen finden (vgl. Spiegel Bd. V T. 89, wo die Benennung der Figuren fehlt);

*) Vielmehr Krakau, wie S. Reinach Rev. crit. 1900, 109, berichtigt.

mit anderen Worten, diese Darstellung fußt nach E. auf Sophokles. Während nun weder Nauck (p. 272) noch Trieber (Rh. Mus. 43, 575) einen Versuch machen, Τυρώ A und B dem Inhalt nach zu scheiden, macht E. auf die (von Nauck verschmähte) Sagenvariante bei Hygin (fab. 60) aufmerksam (vgl. fab. 239 und 254), deren Schwerpunkt in der Feindschaft der Äolussöhne Sisyphus und Salmoneus liegt, im Gegensatz zur Version bei Apollodor I, 9, 8 (vgl. Diod. Sic. 4, 68), für dessen Quelle Sidero und Tyro die Hauptpersonen bildeten. Dieser letzteren Form des Mythus stehen nicht allein die Bildwerke näher, die den Moment des Zusammentreffens der Mutter mit ihren Söhnen, unmittelbar vor der Rache an Sidero, veranschaulichen (vgl. Schol. Eur. Or. 1691), auch die Anspielungen auf die auf keinem der herangezogenen Bildwerke fehlende σκάφη, in der die Kinder ausgesetzt sind, bei Aristophanes (Lysistr. 138) und Aristoteles (Poet. c. 16 p. 1454 b 25) erweisen sie als die populärere. Von dem hyginischen Bericht bemerkt E.: „Der Stoff erinnert in vielen Punkten an die Thyestessage und konnte recht wohl in einer Tragödie bearbeitet werden, ich zweifle deshalb auch nicht daran, daß uns in dieser Erzählung das Argument der einen Sophokleischen Tyro erhalten ist.“

Soweit nun die Fragmente nicht schon durch die Überlieferung der einen oder der anderen Tragödie zugeteilt sind — es ist das bei ungefähr einem halben Dutzend, 589—595 bei Nauck, der Fall — bleibt die Zuweisung ein Geschäft auf sehr schlüpfriger Grundlage. E. selbst gesteht zu, daß frg. 599 (Erscheinen der Schlangen am Speisetisch), mit dem er die auf dem erwähnten Spiegel abgebildete Schlange in Verbindung bringt, nicht notwendig der einen von beiden Tragödien zugesprochen werden müsse. Auch den Einordnungen von frg. 590, 592, 601—604 traut er nur zum Teil einige Beweiskraft zu. Neben diesen unsicheren Vermutungen verdient der bestechende Gedanke besondere Hervorhebung, wonach das einzige Fragment eines sonst unbekannten sophokleischen Πελίας (446 N.), λευκὸν αὐτὴν ὧδ' ἐπαίδευσεν γάλα, im Hinblick auf das Diodor-Exzerpt VI, 7, 5 (Tyro διὰ τὴν λευκότητα καὶ τὴν τοῦ σώματος μαλακότητα ταύτης τῆς προσηγορίας ἔτυχεν, Properz 3, 26 candida Tyro) den Tyrofragmenten zuzurechnen, jener Tragödientitel also nicht in Πηλεύς zu korrigieren, sondern ähnlich dem Nebentitel Bellerophontes der euripideischen Stheneboia u. ä. zu verstehen sei. Allerdings hat E. selbst vor Jahren (Alkmene S. 11) vor dem „früher vielfach beliebten Verfahren, unbequeme Titel von Tragödien dadurch zu beseitigen, daß man sie als Doppeltitel erklärt“, warnen zu müssen geglaubt. —

Der Zusammenhang des kyzikenischen Tyro-Epigrammes Anth. Pal. 3, 9 mit Sophokles wird von E. abgewiesen und auch von Wilamowitz, von dem S. 50 eine bezügliche Äußerung mitgeteilt ist, nicht behauptet. —

Euripides. Der erste Aufsatz, Alkmene betreffend, ist der verkürzte und in einigen Punkten modifizierte Abdruck einer bereits 1882 als erstes Stück der „Beiträge zu Euripides“ im Programm des Berliner Friedrichsgymnasiums erschienenen Arbeit. Was dort über die leichte Einfügung aller „irgendwie charakteristischen“ Fragmente in den angenommenen Mythus von dem der Alkmene durch Amphitryon angedrohten Feuertod bemerkt ist, wird hier mit Einschluß der Zuweisung von frg. 67 des Alkmeon und unter Beifügung der von frg. inc. 1002 (κορμοῖσι πεύκης) wiederholt. Der ehedem S. 14 aus den Annali 1872 herübergenommene, mittlerweile von Wilamowitz Anal. Eur. 150 abgelehnte Hinweis auf die Episode bei Herodot I 87 (Kroisos auf dem Scheiterhaufen) ist hier ebenso wie die „Anspielung“ auf Plataäs Errettung durch den Gewitterregen (Thuk. II 77) fallen gelassen. — Die Behandlung der Andromeda geht von einem Vasenbild des Brit. Museums (Archaeol. XXXVI, Taf. 6) aus, das, wie E. wahrscheinlich machen will, „unter dem Einfluß einer Theatervorstellung entstanden ist“. Danach hätte ein Dichter, E. meint, Euripides, dem Beispiel des Äschylus im Prometheus folgend die Fesselung Andromedas coram publico vor sich gehen lassen und der Umstand, daß die Monodie Ὦ νὺξ ἱερά vom Scholiasten zu Ar. Thesm. 1065 als εἰσβολή bezeichnet erscheint, würde nicht zur Annahme eines Vorhanges nötigen, bei dessen Aufgehen Andromeda an den Felsen geschmiedet erschiene.*) „War kein Vorhang vorhanden, dann mußte Andromeda vor den Augen der Zuschauer angebunden werden, war der Vorhang erfunden, dann konnte man das Stück mit der Monodie der angebundenen A. beginnen lassen.“ Auf Grund der erwähnten und weiterer bildlicher Darstellungen wird nun eine Szenenfolge des euripideischen Stückes vermutet (Kepheus den Prolog sprechend, die Monodie, Perseus' Erscheinen und Gebet an Eros, Wiederauftreten des Kepheus, um nach dem Schicksal seiner Tochter zu forschen, Botenbericht über den Kampf mit dem κῆτος, Einholung der befreiten Andromeda, Verhandlungen zwischen Perseus, Kepheus und Kassiopeia); „sie besonders ist es, die den Kepheus in seiner Weigerung bestärkt, sie ist es, die durch ihren Hochmut die Sache zum Äußersten treibt, so daß schließlich zur Lösung des Knotens das Erscheinen eines Gottes nötig ist“. Als dieser wird wegen zweier Vasenbilder Aphrodite angenommen. — An der Hand einer hier zum erstenmal publizierten Vase von Ruvo, jetzt in Bari (Myth. Lex. II S. 2620), wird ein Bild der mutmaßlichen Handlung des Meleager entworfen und der Versuch gemacht, die Fragmente den einzelnen Szenen und Personen zuzuweisen;

*) Alb. Müller nimmt (Berl. phil. Woch. 1900, 1475) die Vorhangfrage zum Anlaß, eine Äußerung Josef Lewinskys über die herabgeminderte Illusionsfähigkeit de heutigen Theaterpublikums mitzuteilen.

manches hiervon ruht auf unsicherer Grundlage, so die Folgerung einer Szene zwischen Atalante und Althaia aus frg. 525 (εἰ δ' εἰς γάμους ἔλθοιμι), das jene zu niemand anderem sagen könne als zu Althaia, „die durch persönliches Vorgehen gegen At. die drohende Gefahr einer Verbindung eines Sohnes mit der unweiblichen Jungfrau abzulehnen (soll wohl heißen abzuwenden) sucht". — Endlich spricht E. im Anschluß an die genauere Reproduktion des bei Nauck S. 567 abgedruckten medizeischen Scholions des Gregor von Korinth zu Hermogenes (Rhet. Gr. VII 1321 Walz) Vermutungen zur Stheneboia aus. — S. 63 verzichtet E. auf die Wiedergabe der seinerzeit in den „Beiträgen zu Euripides" S. 16 ff. versuchten Rekonstruktion der Alkmene, „weil man sich bei einem solchen Versuch, je mehr man in das einzelne eingeht, um so mehr der Gefahr der Willkür aussetzt"; auch in der Selbstanzeige (Jahresber. d. philolog. Vereins 1900, 205) würdigt er das Risiko, dem man sich bei Benutzung der Vasenbilder zu jenem Zweck aussetzt, und gewärtigt, „nicht in allen Fällen für seine Schlußfolgerungen allgemeine Zustimmung zu finden".

Die Kritik zeigt sich durchaus nicht einig. Während es nach Alb. Müllers Ansicht (Berl. phil. Woch. 1900, 1473 ff.) „dem Verf. in der Tat gelungen ist, seinen Aufstellungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen", sieht Bethe (D. Lit. Z. 1900, 2082 f.) „keinen Vorteil darin, durch neue unsichere Deutungen und Beziehungen wieder den Schein eines Wissens zu erwecken, das uns bisher versagt ist", und lehnt schon aus Gründen der Chronologie mehrere der Kombinationen ab.

Von den beiden auf szenische Darstellungen bezüglichen Teilen der erstgenannten Robertschen Arbeit, dem zweiten und dritten, ist jener der bei Wieseler, Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens Taf. XI 5 abgebildeten, bei Helbig im Katalog der Kampanischen Wandgemälde Nr. 1464 und sonst behandelten farbigen Marmorplatte mit drei weiblichen Figuren im Bühnenkostüm gewidmet, die zuerst Thiersch und Feuerbach auf eine Szene des erhaltenen Hippolyt zurückgeführt haben. R. weist die Bedenken, die gegen diese Deutung erhoben werden können, ab und sieht in dem Bilde die Kopie des Anathems, das der im J. 428 siegreich gewesene Choreg des Euripides stiftete. Der Schwerpunkt seiner Ausführungen liegt in den kostümgeschichtlichen Folgerungen, weshalb sie im übrigen dem archäologischen Bericht überlassen bleiben und nur bemerkt sein mag, daß H. L. Urlichs (Woch. f. kl. Philol. 1899, 1109), Th. R(einach) (Rev. d. ét. gr. 1899, 430) und R. Engelmann (Jahresber. d. archäol. Vereins, 1900, 184 ff.) der Deutung auf Phaidra zustimmen, nur daß Reinach die Geste der Amme, die allerdings nach Tafel II a l'air de cacher une épée sous son κόλπος, nicht recht verständlich nennt.

Der Exkurs wirft die Vermutung auf, in dem pompejanischen Freskogemälde bei Dieterich (Pulcinella S. 5 ff., Taf. I) liege eine Szene aus Euripides' Auge vor: links Herakles, in der Mitte Auge und der Chorführer, rechts Aleos. Auf Grund der Darstellung des Moses von Chorene (Nauck 436 f.) und der Rekonstruktion bei Wilamowitz Anal. Eur. 186 ff. entwirft R. mit großem Scharfsinn ein beiläufiges Szenarium, in dessen Verlauf — und das soll die obige Szene sein — „sich die beiden Eltern des ausgesetzten Kindes gegenüberstehen, ohne sich zu erkennen"; „Aleos hat sich krank zum Tempel der Athene Alea geschleppt, wo er sich matt auf den Stufen des Altars oder des Götterbildes niedergelassen hat. Schlag auf Schlag sind sich dann gefolgt die Meldung, daß der Alte mit dem Kind ergriffen ist, die Entdeckung, daß Auge die Mutter ist, das Gericht über Auge. Da tritt Herakles auf, Auge richtet ängstlich ihre Blicke auf ihn, von dem sie Rettung hofft. Aleos, voll Scham und Zorn über die Schande seiner Tochter, wagt noch nicht den Helden anzusehen, aber er richtet sich doch langsam von seinem Sitze auf, um ihm entgegenzugehen." Nun folgte der Befehl, Auge ins Meer zu werfen, Herakles' Wiedererscheinen mit dem gefundenen Telephos und Auges Errettung. — Diesem Lösungsversuch gegenüber verhalten sich Urlichs und Engelmann a. a O. sowie Weizsäcker (N. phil. Rundsch. 1899, 559) ziemlich skeptisch; Engelmann glaubt „auch jetzt noch, daß das Bild sich auf den Antigonemythus bezieht". Wie damit das einzige, was auf dem Bilde sichersteht, die an Keule und Löwenrachen kennbare Figur des Herakles, sich vereinen lasse, bleibt leider unerörtert.

In der zweitgenannten Abhandlung bringt Robert das 1872 gefundene, Niobe mit zwei Töchtern darstellende, u. a. bei Roscher (Myth. Lex. III 410 Fig. 7) publizierte, pompejanische Marmorbild mit Sophokles in Verbindung. Unter Hinweis auf Plut. 760 d (frg. 410 N.) wird die Version, daß die männlichen Niobiden auf dem Kithäron den Tod finden, als schon dem 5. Jhd. geläufig erklärt und unbedenklich auch dem Sophokles zugeschrieben. Den bündigen Beweis hierfür sieht R. in den von Blaß (s. oben S. 180 ff.) behandelten Fragmenten (Grenf.—Hunt, Gr. Pap., Sec. Ser. p. 14, n. VI a). Frg. 3, 4 πῶλος ὣς ὑπὸ ζυγοῦ passe vortrefflich auf eine Niobide. „Die Niobide, die in frg. 1 auftritt, ist von der in frg. 3 auftretenden verschieden, die eine ist bereits getroffen, die andere noch nicht." Sophokles hatte also mindestens zwei Niobiden, kaum mehr; zwei hat auch der Marmor. — Des weitern wird die Hypothese vorgetragen, das Original des Bildes sei das choregische Weihgeschenk für die Niobe des Soph. gewesen; vorher aber gesteht R. selbst zu, daß wir nicht wissen, ob das Stück den Preis bekam. Da das Bild auch auf die Florentiner Gruppe gewirkt hat, habe „die alte Vorstellung von dem Zusammenhang der Florentiner Gruppe mit dem sophokleischen

Drama instinktiv das Richtige getroffen". — Am Schluß nimmt R. Stellung zu Blass' Annahme (Lit. Zentralbl. 1899, 1657, vgl. Wilamowitz Gött. G. A. 1900, 34), daß in den Oxyrh. Pap. II, CCXIII, p. 25 ff. ein weiteres Fragment desselben Stücks erhalten sei, u. z. aus dem Schluß: Tantalos vor seiner zu Stein verwandelten Tochter. „Daß das Bruchstück sophokleisch ist, wollen wir Blaß gern zugeben, aber aus der Niobe stammt es nicht; vielmehr gilt es weiter zu suchen." — Gegen Roberts Ausführungen verhält sich ablehnend G. E. Rizzo, Riv. di fil. 1902, 462 ff.

C. Watzinger, De vasculis pictis Tarentinis capita selecta. Diss. Bonn. Darmst. 1899

gehört mit ihrem zweiten Teil, Tragödienszenen auf unteritalischen Vasen (S. 33 ff.), in das Gebiet des Berichts über szenische Archäologie. Vgl. Thiersch, Berl. phil. Woch. 1899, 1328. 1364; Dragendorff, D. Lit. Z. 1900, 2235.

Die kleineren Tragiker.

Phrynichos.

Zur Alkestis s. Ebeling unter Euripid.

R. Reitzenstein (Philol. N. F. XI, 1898, S. 51) sieht in dem anapästischen Fragment der Alcestis des Lävins (bei Gellius XIX, 7, 3) eine Nachbildung der Worte des Phrynichos (frg. 2, S. 720) aus dem gleichnamigen Stück, die er ergänzt: σῶμα δ' ἀθαμβὲς γυιοδόνητον τείρει <γῆρας> (senio obpressum). — Die Beziehung unterliegt starken Bedenken, nicht so sehr weil die Erotopägnia einem andern Literaturgebiet angehören, als aus dem Grunde, daß keines der griechischen Epitheta mit keinem der lateinischen (obeso, exsensa, tardingemulo) stimmt; was soll auch ἀθαμβὲς in R.s Ergänzung? Es wird wohl bei dem τήρει des Musurus und der von Bergk angenommenen Situation sein Bewenden haben und mit gelinder Nachbesserung der Toupschen Korrektur zu lesen sein: σῶμα δ' ἀθαμβὲς γυιοδονήτων τήρει <καμάτων o. ä.>, 'bewahre den Körper (es konnte auch Alkestis selbst die Angesprochene sein) vor gliedererschütternder Anstrengung'; die Konstruktion genau wie in εὐνῆς ἄζυγες γαμηλίου und ähnlichen Verbindungen.

Robert (Hermes 33, 156) bespricht die Version der Meleagersage im fünften bacchylideischen Epinikion (124 ff.) und bringt mit dem Hinweis auf den Bericht, den Meleager im Schattenreich dem Herakles über die Kuretenschlacht erstattet, in der er den Tod gefunden, Welckers einstige Vermutung (Gr. Tr. 22) zu Ehren, daß dieser Kampf den Inhalt der Πλευρώνιαι des Phrynichos (S. 721 Nauck) bildete

und nicht die vorausgehende kalydonische Jagd. „Die Szene ist in Pleuron (vgl. Bacch. 151), den Chor bilden die geängstigten Frauen der Belagerten wie in den Sieben des Äschylos . . . Wir haben uns das Stück nach dem Muster der Äschyleischen Hiketiden, allenfalls auch der 'Επτά, vorzustellen. Die Erzählung von der kalydonischen Jagd und dem Streit um das Eberfell, der Bericht über die Schlacht und den Tod der Thestiaden, endlich die Meldung vom Tod des Meleagros, der Jubel über die Aufhebung der Belagerung und die Befreiung von Kriegsnot reichten völlig aus, um das Stück zu füllen . . . Als Personen genügten Thestios, einer oder zwei seiner Söhne und zwei Boten".

Ein neues Bruchstück der Phönissen (S. 722 N.) erschließt Diels (Rh. Mus. 56, 29—36) aus den Anfangszeilen des Ammoniosscholions zu Φ 111 (Grenfell-Hunt Oxyrb. Pap. II, p. 59, Kol. III, 4 ff.), indem er die Ergänzungen der Herausgeber und Blaß' teilweise benützt und sich das Zweifelhafte des Versuchs nicht verhehlt:

> Φρύ(νιχος ὁ τραγ)ικὸς ἐν Φοινίσσαις 'δείλη' (διχῶς·)
> ἐς δὲ πρ)ωΐην δεείλην πλείο(νες δισμυρ)ίων
> ἄνδρες ἐκτείνοντο (καὶ τρὶς ὀψί)ην ἐς δειέλην.

Übrigens deutet er den Schlachtbericht lieber auf Platää als auf Salamis.

Die auffallend große Zahl der Ionismen in dem Doppeltetrameter führt auf die Vermutung, daß in der ῥῆσις des voräschyleischen Dramas überhaupt diese aus der Vorgeschichte des Iambeion erklärliche Dialektfärbung noch vorwaltete. „In dieser Zeit vor den Perserkriegen, wo die Kunst und Kultur in Attika noch in ionischer Stilisierung befangen war, ist eine ionische oder vielmehr ionisierende Gestalt des Dialogs keineswegs unglaublich." Erst mit Äschylus siegt der Iambus und die Atthis. — Vgl. hierzu die Bemerkungen Radermachers, Berl. phil. Woch. 1902, 1286. —

Im selben Fragment ergänzt D. das vorhergehende Dichterzitat zu Τμᾶρες ὅσοι ναίουσι Πελασ(γοὶ πρὸς δέελ)ον, einem adonischen Trimeter, und denkt an Äschylus als Verfasser. Zum Fragment 60 dieses Dichters wird gelegentlich vermutet: τίς ποτ' ἔσθ' ὁ μουσόμαντις; ἀλλ' ὁρᾶθ' ὅσον σθένει.*)

*A. Olivieri, Una citazione di Frinico. Riv. di fil. 1902, 295—303.**)

---

*) Arthur Ludwich (Königsberger Vorlesungsverzeichnis 1902, S. 12) ergänzt (als hesiodisch) Τμ. ὅσ. ν. πέλας δεέλην "Ηπειρον und läßt das Phrynichoszitat mit δείλη πικρή· ἐς γε πρωΐην beginnen. — Wilamowitz (Gött. Gel. Anz. 1900, 41) hatte auf eine Herstellung der Worte verzichtet.

**) P. Girard, remarques sur Pratinas (Mél. Weil, S. 131—139), betrifft das Hyporchem bei Athenäus XIV, 617c, bleibe also füglich dem Jahresbericht über die Lyriker überlassen.

Ion.

*J. A. Scott, A tragic fragment of Ion. In: Studies in honour of Gildersleeve.

„Aus Plutarchs Vergleichung zwischen Alkibiades und Coriolan, I S. 458, 21 ff. (Teubn.) ἀλλ' ὀργῇ χαριζόμενος, παρ' ἧς οὐδένα φησὶν ὁ Δίων ἀπολαβεῖν χάριν' sucht Sc., indem er ὁ Δίων als ὁ δ' Ἴων auffaßt, folgende Verse des Ion zu gewinnen: 'ὀργῇ χαρίζου μηδαμῶς παρ' ἧς χάριν οὐδεὶς ἀπέλαβε'." Woch. f. kl. Philol. 1902, 897. Scotts Annahme ist auf alle Fälle haltlos.

Th. Reinach, un fragment d'Ion de Chios. (Rev. d. ét. gr. 1901, 8—19)

betrifft das elegische Fragm. ἑνδεκάχορδε λύρα, Hill.-Crus. 126, XXXVI.

Achaios.

Frg. 19 (p. 751 N.), das in dunkler Paraphrase eine lakonische σκυτάλη beschreibt, führt J. H. Leopold (Mnem. 1900, 369) unter den Zeugnissen für diese Einrichtung auf und sucht κύρβις mit dem Hinweis auf die altathenischen κύρβεις zu rechtfertigen, indem das tertium comparationis die Beschreibung beider mit behördlichen Anordnungen bilde.

Agathon.*)

W. Rhys Roberts, Aristophanes und Agathon. Journ. of hell. stud. 1900, XX, 44—56. Vgl. v. Holzinger, Jahresber. üb. gr. Komödie, Bd. CXVI, 1903, 169.

Roberts untersucht, welcher Wert Aristophanes für die richtige Schätzung Agathons zukomme. Die Fragmente bei Aristoteles u. a., verglichen mit den bezüglichen Szenen der Thesmophoriazusen (vgl. Plato Symp. 197 f., Philostr. v. soph. 1, 9), lassen einigermaßen erkennen, wie richtig der Komiker die sententiöse, antithetische Manier des Tragikers erfaßt hat.*) Die ästhetische Gegnerschaft, die Arist. zeigt (Thesm. 100, 130 ff.), ist gemildert durch persönliche Sympathie (Frö. 84). R. zweifelt nicht, daß „er Agathon den drei großen Tragikern zunächst stellte und ihm vermutlich einen eigenen Platz angewiesen hätte". Am Schluß des Artikels werden für eine immer noch fehlende systematische Würdigung der aristophanischen Kritik an Äsch., Eur. und den minores ein paar leitende Gedanken ausgesprochen.

*) Über Theognis (Nauck p. 769) als Angehörigen der kekropischen Phyle handelt, wie ich aus Kirchners Prosopogr. att. n. 6736 entnehme, *Loeper im russ. Journ. d. Min. f. Volksaufkl. 1896, Mai, S. 90 f.

Chairemon.

O. Crusius (Festschrift Theodor Gomperz dargebr. S. 381 ff.; vgl. E. Szanto ebendas. S. 289) folgert aus der unten S. 222 f. zur Sprache kommenden Siegesinschrift eines Schauspielers, daß auch Chairemon, der von Aristot. (rhet. III, 12) bis auf Bergk (Gr. L. G. III, 620), Christ (G. d. gr. L.[4] 287) und Dieterich (Pauly-Wiss. III, 2026) den zweifelhaften Ruhm des ἀναγνωστικός, des Buchdramatikers genießt, im dritten Jhd. v. Chr. auf dem Repertoire der schauspielerischen Virtuosen gestanden haben müsse.

Dionysios.

C. O. Zuretti, L'attività letteraria dei due Dionisii di Siracusa. Riv. di fil. XXV, 529—557. Fortgesetzt XXVI, 1—23.

Was im zweiten Teil, S. 3 f., über die Tätigkeit des ältern Dionysios als Tragiker bemerkt wird, ist von geringem Belang.

Die Lebenszeit des Tragikers Theodektes fixiert Susemihl, Rh. Mus. LIV 631 f., indem er die biographischen Daten bei Plutarch, Stephanos von Byzanz und Suidas mit den didaskalischen Nachrichten im CIA II kombiniert, genauer, als dies bisher möglich war, auf ± 381 — 340; die dramatische Produktion des vormaligen Rhetors verlegt er demgemäß in die elf Jahre 353—342, in denen somit Th. zehn Tetralogien, dreimal drei Einzelstücke und den Maussolos = 50 Dramen, wie Suidas angibt, zu verfassen Zeit gefunden hätte. — S. hierzu oben Capps.

Diogenes von Sinope.

Eine Reminiszenz an das oft zitierte frg. 2 (vgl. oben S. 209) enthält, wie der Herausgeber, L. Sternbach (Eos VIII, 1902, S. 65), gesehen hat, das Gedicht des Tzetzes Εἰς Τύχην (Cod. Laur. Conv. Soppr. 627, f. 20 v, saec. XIII), v. 9:

ἐμοῦ σταλαγμὸς βελτίων τοῦ σοῦ πίθου.

Es spricht die Εὐτυχία zur Φρόνησις.

Ist v. 14 οὐ συμπαρέστης, οὐ συνεργὸς εὑρέθης nicht auch einem Tragiker entlehnt?

---

*) Aus A. S. Ways in dem Artikel mitgeteilten Übersetzungen Agathonscher Antithesen sei die von frg. 12 (p. 766 N.) hier wiedergegeben:

If I speak truth, I shall not please you well,
If I must please you, truth I shall not tell.

Sosiphanes.

Frg. 2, 2 (p. 820 N.) ἡνίχ' ὧδ' ἵκου, nunc cum huc venisti, Herwerden Mnem. 1899, 392.

Der Tragiker Apollonides wird, wie Crönert, Arch. f. Papyrusf. I, 109 1, nachweist, von Philodem in der Schrift über die Frömmigkeit nicht nur 39, 1 Gomp. zitiert (s. Nauck p. 825), sondern auch in dem versprengten Stück Apogr. Oxon. VI, 206, wo er mit Euripides zusammen genannt ist und zwar, wie es den Anschein hat, als Zeuge für Verwandlungen des Zeus seinen Liebschaften gegenüber.

Wilamowitz verweist (Hermes 1899, 608 f.) die Namen Biotos (Nauck S. 825) und Chares (S. 826) aus der Liste der Tragiker, den letztern, weil aus den Zitaten bei Lydus, Stobäus und Gregor von Nazianz nur auf ein paränetisches Florilegium in Iamben geschlossen werden könne, die betreffenden Lehrsprüche dem trivialen Genre angehören und von Chares niemand etwas wisse; den erstern, weil das eine erhaltene Fragment, das allerdings tragische Farbe zeige, gegenüber der Existenz eines inschriftlich bezeugten Komikers Biottos und dem viermaligen Vorkommen des Komödientitels Medea nicht viel bedeuten könne. — Hierauf ist, um nur das Wesentlichste zu nennen, folgendes zu antworten: Chares betreffend, daß den Versen γαστρὸς δὲ πειρῶ bei Gregor unmittelbar vorangeht ἤκουσα τοῦτο τῆς σοφῆς τραγῳδίας, wenn er also aus einem Florilegium schöpfte, er dort die Provenienz des Stücks bezeichnet gefunden haben wird; und was Biotos anbelangt, daß die Annahme zweier Dichter nichts Bedenkliches hat, wenn man aus Kirchner Prosopogr. 2855—63 ersieht, daß der Name, auf attischem Boden wenigstens, nicht allzu selten war.

E. Capps, The 'tragic poet' Alcaeus (Class. Rev. 1899, 384—386) leitet Suidas' Artikel über den 'attischen Tragiker' Alkaios, ὃν τινες θέλουσι πρῶτον τραγικὸν γεγονέναι, nicht mit Meineke und Dieterich (bei Pauly-Wissowa s. v.) aus mißverständlicher Auffassung des Komödientitels Κωμῳδοτραγῳδία (Macrob. Sat. 5, 20, 12; Com. Att. frg. I 760 K.) ab, sondern verwertet die Stelle der Thesmophoriazusen 159—170, wo der (laut den Scholien erst von Aristophanes von Byzanz statt 'Αχαιός eingesetzte) Name zwischen denen der Lyriker Ibykos und Anakreon und der Tragiker Phrynichos, Philokles etc. genannt ist. 'Es war unvermeidlich, daß irgendein Grammatiker hierin eine Anspielung auf einen Tragiker Alkaios erblickte'. — Im Anschluß hieran gibt C. etliche Ergänzungen und Berichtigungen zu Haighs Tragic Drama of the Greeks und notiert schließlich ein ergötzliches Versehen desselben, der (wie schon Meineke, h. cr. 498) die beiden von Suidas genannten Tragiker des Namens Nikomachos, der eine aus Athen, der andere aus Alexandreia

(Troas), als identisch erklärt (von beiden wird ein Οἰδίπους angeführt) nnd hinznfügt, daß der Nikomachos, der einmal den Enripides besiegte, „in Alexandreia geboren war, dann aber nach Athen ging“.

T. G. Tucker, On the fragments of the minor tragedians, Class. Rev. 1901, 451, vermutet Achäus 4, 4 καὶ πνοῶν κύτος, was den Brustkasten bedenten soll, Chairemon 13, 1 κόμαισιν ὡραΐσματ', adesp. 112, 3 f. ὅθεν ἅπασιν ἤρξατο, τρέφειν δτ' αἰθὴρ ἐνεδίδου θν. πν., 473 μεστὰ πάντα γίγνεται, 497 δ. λ. κάκ', ἀναφρονῶν.

Von dem virtuosen Fälscherkniff des Dionysios Metathemenos oder Spintharos, dessen unter Sophokles' Namen pnblizierter Parthenopaios (Nauck S. 839) dem Herakleides von Pontos so lange als echt galt, bis ihn die boshaften παραστιχίδες eines Bessern belehrten, berichtet L. Diog. V, 92. Hierzu kommt jetzt eine ältere Quelle in dem Papyrus 164 des Index der Akademiker (S. XVI u. XXI meiner Ausgabe); es konnten daselbst zwei pezzi, auf deren einem W. Crönert den Namen Spintharos erkannt hatte, kombiniert werden zu etwa folgendem Wortlant: κ)αὶ πο(λυθρύλητος? μ)ὲν Σπιν(θάρου τέχνη,) ὃς τὸν Παρθ(ενοπαῖον ὡς ἔλε)γό(ν τινες γράψας Σο)φο(κ)λ(έους ἐπέγραψε. Vgl. Crönert, Hermes 38, 374.

H. Vysoký, Znm Tragiker Archestratos (Philol. 1899, 498—500)*) erläutert die von V. Bérard (Bull. de corr. hell. 1893 S. 14) pnblizierte tegeatische Weihinschrift eines Schauspielers, gibt Kranz 2, 4 die Möglichkeit zu bedenken, daß es nicht 'Ηλ]έ[κτρ]α[ι, sondern 'Ανδρομ]έ[δ]α[ι oder Σθεν]ε[βοί]α[ι hieß (wovon ersteres, wie Crusins bemerkt, wegen des zu geringen Zwischenranmes von drei Buchstaben ausgeschlossen ist), ergänzt Kr. 3, 5 'Αν]ταίωι (von Phrynichos und Aristias gab es Stücke dieses Namens), und äußert Bedenken, ob der Kr. 4, 3 genannte enripideische Ache(loos) mit dem Kampf des Ach. mit Herakles um Dejaniras Besitz ansreichenden dramatischen Stoff bot — ein Zweifel, der der Antaiosfabel gegenüber ebenso sehr oder so wenig berechtigt wäre. Gegen Bérard wird die Identität des Dramatikers Archestratos, des Verfassers eben dieses Antaios, mit dem gleichnamigen Antor der Ἡδυπάθεια abgewiesen, gewiß mit Recht; aber V. vermntet, es sei an A., den „dramatischen Dichter und Chorodidaskalos“, (den Dieterich bei Panly-Wiss. II, 1, 459, Kirchner Prosop. Att. N. 2403 verzeichnet) zu denken, ebenso gewiß mit Unrecht: schon das von ihm zitierte ὃν . . . συχνοὶ χορῶν διδάσκαλον ἀναγράφουσι bei Plutarch Aristid. 1 wie die ihm nicht gegenwärtigen χορηγικοὶ τρίποδες (ebenda) (s. Lipsins bei Alb. Müller, Gr. Bühnenalt. 418) konnten ihn eines Besseren belehren.

*) Über Arch. spricht Vys. auch České Mus. filol. IV (1898), S. 308.

Nenerdings hat Dittenberger die Inschrift behandelt (Sylloge[2] N. 700). Anch er ergänzt Antaios, enthält sich aber in betreff der Person des Dichters, den er wie V. von dem sizilischen Gastrologen trennt, eines positiven Vorschlags. Wohl aber sieht er in der Tatsache, daß ein anderwärts früh verschollenes enripideisches Stück, der Acheloos, noch im 3. Jhd. v. Chr. an den dodonäischen Naien zur Aufführung kam, einen neuen Beleg für die arctior necessitudo zwischen dem epirotischen Orakel und dem Acheloooskult.

R. Herzog (Ein Athlet als Schanspieler, Philol. 1901, 440) erörtert die Inschrift nochmals, liest im zweiten Kranz statt Μηδ]ε[ί]αι nach den von ihm auf der Abbildung bei Perdrizet (Bull. de corr. hell. 1900, 285 ff.) wahrgenommenen Spuren vielmehr 'Αλ]εξά[νδρωι, im dritten mit Dittenberger 'Ανταίωι und vermag, da die einzige weibliche Rolle (Elektra oder Medea 2, 4) nun in Wegfall kommt, klarzumachen, daß „alle Rollen des Mannes auf seine Boxerfähigkeiten zugeschnitten sind", womit wir einen wenig erfreulichen Ausblick auf die Entartung der schauspielerischen Kunst im hellenistischen Zeitalter erhalten. Vgl. oben S. 220 unter Chairemon.

Adespota.

Mit frg. 281 hat Th. Gomperz (Die herkul. Biographie des Polemon S. 148) den Anfang der Kolumne S des herkul. Index der Akademiker in Beziehung gesetzt; demzufolge habe ich in meiner Ausgabe des Index (S. 61) über den vorhandenen Raum von zwei Zeilen in der Weise verfügt, daß der von L. Diog. IV 25 gebotene Wortlaut des Zitats wiedergegeben ist in der Form (ὃ δ' ἐν γῆς φίλης μυχοῖσι καλὸν ἔφ)η κρυφθῆναι.

Zu demselben Fragment bemerkt Gercke (Herm. 1902, 401), ὄχθοισι (so Stob. 40, 8), wofür die besten Hss. des Laert. Diog. IV 25 das unsinnige ἐχθροῖσι geben, verdiene neben der bei letzterem zur Vulgata gewordenen Lesart μυχοῖσι, einer allerdings „völlig sinngemäßen und metrisch richtigen Besserung eines intelligenten Lesers" entschieden den Vorzug.

S. A. Naber (Mnem. 1899, 190) bringt es fertig, allen Ernstes die bei Plutarch Alkib. 23 stehenden Worte οὐ παῖς 'Αχιλλέως ἀλλ' ἐκεῖνος εἴη ἂν αὐτός, οἷον Λυκοῦργος ἐπαίδευσεν, deren Anfang das Fragment 363 bildet, zu zwei Trimetern auszuweiten; leider unterläßt er aufzuklären, was der spartanische Nomothet in der Tragödie, beispielsweise im sophokleischen Φιλοκτήτης ὁ ἐν Τροίᾳ, zu suchen hatte!

Frg. 481, 4 hält Herwerden (Mnem. 1899, 393) mit Recht σωτηρίαν gegen Wachsmuths Änderung ἱκετηρίαν aufrecht.

Frg. 498 ἄγει τὸ θεῖον τοὺς κακοὺς πρὸς τὴν δίκην (vgl. Meyer,

Urbin. Sammlung von Spruchversen S. 30) findet sich als Moral am Schluß des von Grenfell u. Hunt, Greek pap. II 84, S. 134 mitgeteilten Schulpensums in 'ägyptischer' Orthographie: ἄει τὸν θεῖον . . . δέκην, vgl. Sudhaus, Rh. Mus. 56, 309 f., der sich indes des oft zitierten Verses nicht entsonnen zu haben scheint. S. übrigens Grenf.-H. Oxyrh. pap. I, 191.

Das in den Scholien zu Dionysius Thrax S. 381 Hilg. stehende „bedenkliche" Tragikerbruchstück

πασῶν δ' ἀρίστη γαῖα Μεσσήνη ἔλαχεν,
εὔδενδρος ὡς οὐδείς τις (übl. τῆς) Ἑλλάδος χθονός

vergleicht Wilamowitz (Hermes 1902, 323) mit dem geographischen Fragment des Euripides 1083 bei Strabo VIII, 366.

O. Roßbach (Berl. phil. Woch. 1899, 1630f.) sucht die sechs iambischen Versschlüsse bei Grenfell u. Hunt, New Class. Fragm., Series II, Oxf. 1897 p. 3, dem sophokleischen Chryses (p. 287 Nauck) zuzuweisen. Die Beziehung des φθείρουσιν auf die Pest im Achäerlager, die des ἐμπολῶσιν ἡδονῆς auf den aus Liebe zu Chryseis dem Zorn Apolls trotzenden Agamemnon, sind diskutierbar. Dagegen sollte die attische Biene für den fragwürdigen Akkusativ μάντεα (so dreimal auf einer Seite!) nicht verantwortlich gemacht werden.

K. Kuiper (Mnem. 1900, 240 ff.) gibt eine Textrekognition der Ἐξαγωγή des Ezechiel samt biblischen und tragischen, zumal euripideischen Parallelen und sucht schließlich die Lebenszeit des Verfassers — nach Ptolemäus Euergetes — und dessen Heimat — nicht Alexandreia, sondern Samaria — auf Grund textlicher Indizien zu bestimmen, die zum größern Teil an Stichhaltigkeit zu wünschen übrig lassen.

Äschylus.

P. J. Möbius und F. Studniczka prüfen (N. Jahrbb. 1900, 161—176) den Anspruch des seit Melchiorri als Äschylus gedeuteten bekannten Marmorkopfs des Museo Capitolino Nr. 82 (Nr. 9 in Christs Griech. Literaturgesch.[4]) auf diesen Namen, jener von kraniologischer, dieser von archäologischer Seite her. Während M. den stark asymmetrischen Kopf als das Bild eines der großen griechischen Mathematiker anspricht, beschränkt sich St. darauf, die für Äschylus sprechenden Argumente einer zu negativem Ergebnis führenden Kritik zu unterziehen und auf Xenokrates zu raten. Hingegen möchte er der „grandiosen" Tragikerstatue im Braccio nuovo des Vatikan (Helbig, Führer I[2] Nr. 26), deren Euripideskopf ergänzt ist, den Namen des Äschylus geben.

W. Bannier sucht im Rh. Mus. LV, 479, die Argumentation Dieterichs, ebdas. XLVIII, 141 (vgl. Jahresb. f. 1892—95, S. 60), wonach der mediceische Katalog der äschyleischen Stücke ursprünglich fünf Kolumnen zu 18 Titeln, mithin 90 Titel, die auch bei Suidas

stehende Zahl, enthielt, zu berichtigen. Indem er den Φρύγιοι neben den Φρύγες Existenz nud den Ψυχαγωγοί ihre Stelle am Schluß der zweiten Kolumne beläßt, rechnet er fünf 19 zeilige volle Kolumnen, d. i. 95 Titel, womit die Lesart der recentiores im βίος: ἐποίησε δράματα ο' καὶ ἐπὶ τούτοις σατυρικὰ κ'. ἀμφίβολα ε', '70 Tragödien, 20 Satyrstücke, nnd außerdem 5 zweifelhafte Stücke' sich ebensowohl verträgt wie Snidas' Ansatz, der eben nur die echten Stücke zählt; anch verzeichnen nicht bloß andere Kataloge die νόθα in der Reihe der übrigen, der fragliche Katalog selbst nennt die falschen Αἰτναῖαι neben den echten.

*Tragoediae, ed. Lewis Campbell. Lond. 1898.

*Tragoediae cum fabularum deperditarum fragmentis, poetae vita et operum catalogo, rec. A. Sidgwick. Oxf. 1900. In: Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis.

*Tragedies and fragments, transl. by E. H. Plumptre. 2 vols. Lond. 1901.

D. Dornseiffer, Quaestiones Aeschyleae criticae. Progr. Linz a. Rh. 1899.

W. Headlam, Aeschylea. Class. Rev. 1898, 189—193; 245—249.

Derselbe, Upon Aeschylus. Class. Rev. 1900, 106—119; 194—201.

A. O. Prickard, Upon Aeschylus. Class. Rev. 1900, 437 f.

W. G. Rutherford, Three emendations in Aeschylus. Class. Rev. 1899, 368.

*L. D. Barnett, Notes on Aeschylus. Proceedings of the Cambr. Philol. Soc. XLVI—XLVIII.

*J. Denissow, Bemerkungen zu Äschylus (russ.). Filol. Obozr. XII, 181—194; XV, 71 f. (S. Jahresber. 1896/97, S. 118.)

Rich. Hildebrandt, Zur Stilistik des Äschylus. Jahrb. d. Pädagogiums zum Kloster U. L. Frauen in Magdeburg 1902.

*Fr. J. Bielecki, Les mots composés dans Eschyle et dans Aristophane. Progr. Luxemb. 1899.

*J. T. Less, The metapher in Aeschylus. In: Studies in honour of Gildersleeve. S. Woch. f. kl. Philol. 1902, 897.

C. Loeschhorn, Ad Aeschylum. Mnem. N. S. 29, 1901, 82—91.

*J. Denissow, Der Dochmius bei Äschylus (russ.). Charkow 1898.

H. Haas, Der Zug zum Monotheismus in den homer. Epen und in . . . Äschylus. Arch. f. Religionswiss. III, 1900, 52—78, 153—183.

A. Milchhöfer, Die Tragödien des Äschylus auf der Bühne. Kieler Winckelmannsprogramm 1900.

W. Kirchbach, Äschylus und die Modernen. Gegenwart, 58. Bd., 1900, 357—361.

Aus dem Text der Campbellschen Ausgabe, die ich nicht gesehen habe, teilen Wecklein (Berl. phil. Woch. 1900, 105 f.) und H. G. (Rev. d. ét. gr. 1900, 209) weniges mit; überzeugende Kraft hat keiner dieser z. T. schon aus früheren Jahren datierenden Vorschläge. Wecklein a. a. O. vermutet Agam. 670 ἀνόρμου κύματος.

Auch in Sidgwicks Edition habe ich nicht Einsicht nehmen können. Eine Auswahl aus seinen uniformly good genannten Textänderungen gibt der Rezensent Hermath. XXVI, 228 ff., es ist aber, vielleicht mit der einen Ausnahme, frg. 360 ἀλκὴν πυρός, keine brauchbare darunter.

Dornseiffers Beiträge zur Kritik und Erklärung (11 Stellen, worunter 7 in den Eumen., betreffend) liefern dürftige Ausbente. Erwägenswert ist vielleicht Eum. 926 γαίας ἐξ ἀμβράξαι 'emporsprudeln, -sprießen', ähnlich übrigens bereits Scholefield und Heyse, und 942 τὸ μὴ περᾶν ὄζον λοβῶν 'ut non rumpatur nodus folliculi'. Ob die vielbehandelten χαλκοῦ βαφαὶ Agam. 617 durch die Deutung 'wie das (in Wasser) getauchte Erz (darin dem Eisen ungleich, das man dadurch härtet) nicht angegriffen wird, ebenso usw.' erheblich gewinnen werden, steht dahin.*) Die Zurückführung ganzer Verse oder Versstücke wie Pers. 148 f. und Eum. 7 f. auf Glosseme geht von wenig wahrscheinlichen Voraussetzungen aus. Wie Pers. 165 οὐδαμῶς ἐμαυτῆς οὖσα δείμασιν soll bedeuten können 'nequaquam metu mei compos non sum', ist nicht abzusehen. Eum. 954 φανερῶς δέ γέ πως ist wohl der lächerlichste Versuch, der je gemacht worden, um die Stelle einzurenken.

Headlam schüttet in dem erstgenannten Artikel auf dem engen Raum von kaum neun Seiten ein kleines Füllhorn von Vermutungen zu Äschylus und dessen Scholien, sowie zu anderen Autoren aus. Wertvoll sind hiervon die Bemerkungen über den relativen Reichtum der Perser an Ionismen zum Behuf der Wahrung der Lokalfarbe (auch auf die Fragmente troischer Stücke des Sophokles wird hingewiesen; doch vgl. Diels in dem oben S. 218 genannten Artikel S. 36), die Erklärung von Agam. 406 f. Kirchh. μάταν γάρ, εὖτ' ἂν ἐσθλά τις δοκῶν ὁρᾶν — παραλλάξασα als euphemistische Aposiopese und die hiermit verbundene Sammlung von griechisch-lateinischen Parallelen, die Herleitung der Eum. 648 ff. vorgetragenen Zeugungstheorie aus Ägypten, vgl. Diod. Sic. 1, 80.**) Nennenswert sind ferner Prom. 117 τερμόνιον ἵκετ' ἐπὶ

*) Der wörtlich aus Hermanns Kommentar (z. Stelle) herübergenommene Satz auf S. 3 'expressit' bis 'iactare solent' hätte als solcher bezeichnet werden sollen.

**) Nach dem Journ. of hell. stud. 1899, S. XXXIX, legte W. G. Headlam in der Sitzung des Cambridge Branch of the Hell. Society vom

πέδον, Pers. 423 ναυαγίων τ' ἀνθοῦσα (wegen des gleich folgenden ἐπλήθυον; vgl. Ag. 637 n. a.), Suppl. 520 γᾶς ἀπὸ τᾶσδ' ἐνοίκου (= ἀπ' ἐνοίκου τᾶσδε γᾶς, by descent from an inhabitant of this land), 576 Fragezeichen nach κρατύνει, so daß in Strophe und Antistrophe Frage und Antwort einander entsprechen, 817 f. τί σύ, δουπιαχαπύτα; κέλομαι βοὰν μεθέσθαι (τί γάρ;) φρεναπατᾶν, 832 βαθέα, βαθύμιτρε, κακὰ παθών, 865 δάκος, ἄχ<ος μέγα>, (in dem grenlichen Nonsens der Überlieferung dieses Stasimon ist jeder nene Gedanke willkommen), Agam. 109 ξύμφρον' ἀγωγάν, 413 πένθει' ἀτλησικάρδιος, 457 ἤ τι θεῖον ἐστάλη ψύθος, 1443 νέον ἴχαρ, Cho. 767 τὰ σώφρον' αὖ μ. ἰδεῖν, Eum. 885 νίκης, μὴ κάκης. Einige der Vorschläge zu den Persern und den Sieben sind in den Apparat der Weckleinschen Sonderausgaben (1901 und 1902) aufgenommen (Sieb. 996 W. will Headlam nicht δόξαντα κ. δόξοντ' schreiben, sondern δοκοῦντα beibehalten.) — Gänzlich abzuweisen ist die Zumutung, Pers. 773 K. νέος ἐὼν νέα φρονεῖ und Sieb. 745 μεταξὺ δ' ἀλκὴ δι' ὀλίγου als Reminiszenzen aus Archilochos anzusehen. — Sonst wird noch konjiziert: Äsch. frg. 60 λάλος, ἀδρατεύων σθένει (was so viel sein soll als ἀδρανέων), Eur. Heraklid. 999 ἀκούσεται γοῦν, frg. 774, 49 αἴρουσ' ἐπὶ χάρμασιν, ferner werden Komikerstellen behandelt: Arist. Thesm. 968 (S. 248), Anaxandr. 1, 5 f. (II 136 K.) (S. 247), Menand. frg. 350 (III 102 K.) (S. 191); endlich Moschion π. γυν. παθ. 24, 12 (S. 190).

Auch die im zweiten Artikel vereinigten Vermutungen **Headlams**, die sämtliche Tragödien des Äsch. umfassen, gründen sich auf achtungswerte Sprach- und Literaturkenntnis. Ich mache als Förderungen des Textes besonders namhaft: Prom. 358 Kchh. θεὸς δς ἀντέστη θεοῖς, 572 ἄγουσι <χθονός,>, Pers. 557 διδυμόπτεροι κυανώπιδες, 983 πεπλήγμεθ', οἶδ' οἶδα, δαίμονος τύχᾳ (Variante des Schol.), Agam. 50 ὑπατηλεχέων, 127 ὀκνῶ γάρ, Cho. 791 εὖ δὸς ἀναδεῖν δόμον ('zu bekränzen'), Eum. 254 δδ' αὖ τέγεον ('geschützte') ἀλκὰν ἔχων. Viel anderes ist unsicher, manches allzu kühn, aber jede der zur Diskussion gestellten Erklärungen oder Änderungen erweckt den Eindruck, wohlerwogen zu sein, und keine verlengnet den stilkundigen Kritiker. — Soph. Phil. 716 ∾ 727 wird λεύσσων δὲ στατὸν εἰς ὕδωρ = θεὸς πλάθει πυρὶ παμφαής, frg. 122 τιμήθυτον κουρεῖον vorgeschlagen.

Prickard zeigt, daß Headlams Berufung auf das Scholion zu dem schwer verderbten Vers Cho. 531 K., ἐπιμελείας ἠξιοῦτο, nicht notwendig auf (σπαργάνῃ) 'κομίζετο führt, da bei den Scholiasten zu Euripides und Apollonios Rhod. auch andere sinnverwandte Verba ebenso glossiert werden; für Headlams Korrektur Cho. 843 ὡς αὐτόσ' αὐτόν weist er Coningtons Priorität nach.

---

10. Dez. 1898 vor: Egyptian Thought in Aeschylus. — Ist schon beachtet worden, daß Dracontius de raptu Hel. 7 ff. mit Aesch. zu polemisieren scheint?

Rutherford teilt Prom. 686 K., stilwidrig genug, noch der Io zu, weil ἔα und ἄπεχε im Munde des Chors ungeeignet sein sollen: schreibt Sieh. 12 λασθησμὸν ἀλδαίνοντα σ. π., 'sein Leben gering achtend' — das Lichtenbergische Messer, da weder das Nomen nachweisbar ist noch unter den hesychischen Glossen, die R. beibringt, sich ein Verbum findet, das jenem zugrunde gelegt werden könnte wie das bei βλαστημὸς usw. der Fall ist; fordert Sieb. 999 ὄντ' ἂν ἀνστατῆρα (schon Vierke).

Hildebrandts überaus fleißige Arbeit hat die Enaliage, die Figur ἀπὸ κοινοῦ und das Zeugma zum Gegenstand. Der erste, umfangreichste Teil (3—26) gliedert sich a) in die Gruppierung der Beispiele nach den durch das Attribut vertretenen Genetivfunktionen (explikativer, subjektiver, objektiver, qualitativer) und Adverbialia (temporaler, lokaler, instrumentaler und kausaler Art), b) in die Zusammenfassung der der Translation persönlicher Eigenschaften dienenden Begriffsgruppen: φρήν, βουλή u. dgl.: θράσος, φόβος; λόγος, ἀρά; σῶμα, χείρ; μοῖρα, θάνατος usw. Den zweiten Teil leitet eine kleine Sammlung gleichartiger Wendungen aus Goethes und Schillers Lyrik ein. Das συνυπακούεσθαι ἐκ τοῦ ἐπαγομένου (schol. Ag. 537) betrifft 'verschwiegene' Substantiva, Verba, Adjektiva, Pronomina, Adverbia, Präpositionen und Konjunktionen. Von Einzelbemerkungen sei die auf Ag. 249 κρόκου βαφάς bezügliche hervorgehoben: das Safrankleid (so auch Wilamowitz) könne wegen 243 πέπλοισι περιπετῆ nicht gemeint sein, es sei vielmehr mit Schneidewin und Todt der Blutstrom zu verstehen (vgl. 1110 κροκοβαφὴς σταγών).

Edw. L. Green (Proceedings of the Amer. Philol. Assoc. 1902, XXXVIII—XL), entwirft eine Liste der mit Präpositionen komponierten Verba bei Äschylus. Die Statistik ergibt, daß am häufigsten (129 mal) ἐπί, am seltensten (4 mal) ἀμφί in Zusammensetzungen erscheint. Neben 403 monoprothetischen Kompositionen kommen 32 diprothetische und 1 triprothetische (προὐξεπίσταμαι) vor. βαίνω findet sich mit zwölferlei Präpositionen verbunden, ἔρχομαι mit 10, εἶμι nur mit 3; εἰμί mit 9, γίγνομαι mit 2; λέγω (εἶπον) mit 6, ἀγγέλλω mit 4, αἰτῶ mit 2; γιγνώσκω mit 5, ὁρῶ mit 4, φοβοῦμαι mit 2. Je 'farbloser' also, folgert Gr., ein Verb ist, desto größer ist die Zusammensetzungsquote; mit der wachsenden Determinierung der Verba der Bewegung, der Existenz, des Sprechens und Empfindens nimmt sie ab.

Bielefeldis Arbeit ist mir ebenso wie dem Referenten über die griech. Komiker (Jahresber. CXVI, 1903, S. 183) unbekannt geblieben. Der erste Teil weist nach Wecklein (Berl. phil. Woch. 1902, 548) die keines Beweises bedürftige Tatsache nach, „daß die Zusammensetzungen . . . bei Äschylus dem κόμπος der Sprache dienen, bei Aristophanes eine komische Wirkung erzielen“.

Die dem Jahresbericht über Metrik zufallenden Bemerkungen Loeschhorns zu verschiedenen melischen Partien aus Agam., den

Choëphoren und Hiketiden mit Hinblick auf deren Behandlung bei J. H. H. Schmidt u. a. ergeben nichts für die Kritik des Äschylustextes.

Ein ausführliches Referat über die „äußerst gewissenhaften“ Dochmins-Analysen Denissows gibt Wiedemann (Woch. f. kl. Philol. 1899, 993 ff., 1028 ff.); vgl. Gleditsch (Berl. phil. Woch. 1899, 1569 ff.), der Verbesserungen von D. und Korsch mitteilt, z. B. von letzterem Agam. 1119 μηχανήματι κτυπεῖ.

Haas, der als Pfarrer in Tokio lebt, will im Schlußkapitel (S. 163 ff.) seiner größtenteils referierenden Darlegungen zeigen, wie „die Versittlichung der Götter des hellenischen Volkes ... in Äschylus eine ideale Höhe erreicht“. Den Prometheus betreffend, findet H. die hier herrschende Vorstellung von Zeus um nichts weniger erhaben als sonst bei Äsch.; „es ist derselbe Zeus im gefesselten Prom. und in den anderen äschyleischen Dramen, nur daß er im ersteren in seinem Werdeprozeß, in seiner Sturm- und Drangperiode vom Dichter vorgeführt wird“. Auf weitere Einzelheiten des an der Oberfläche bleibenden Aufsatzes einzugehen verlohnt sich nicht.

Aus Anlaß der drei vom „Akademischen Verein für Wissenschaft und Kunst“ im Berliner „Theater des Westens“ veranstalteten Nachmittagsvorstellungen der Orestie vom 24. und 28. Nov., 6. Dez. 1900, deren zweite er selbst gesehen, plädiert Milchhöfer dafür, nur den Agamemnon, das „menschlichste“ der drei Stücke, aufzuführen, und erwartet von den deutschen Universitätsstädten, daß sie die Berliner Anregungen aufnehmen werden. „Man soll Äsch. überhaupt nicht modernisieren wollen. Es gilt zu erproben, ob sich nicht jener Überschuß an poetischem Gehalt und dramatischer Kraft neben dem spezifisch Hellenischen noch vollauf bewährt.“ Im Eingang des am 10. Dez. 1900 gehaltenen Vortrags wird der Ursprung des griechischen Dramas bis auf Äsch. herab skizziert, auf die älteren Stadien der Bühnenausstattung im engen Anschluß an Wilamowitz und Dörpfeld hingewiesen und das Theater des Äschylus in Kürze beschrieben, der, mit Shakespeare verglichen, „mehr wie eine gewaltige, unwiderstehlich fortschreitende Feuersbrunst“ wirke. —

Aus gleicher Veranlassung spinnt Kirchbach Beziehungsfäden zwischen dem antiken Drama und Shakespeare, Goethe, Schiller, Ibsen. „Die Orestie ist nicht eine sogenannte Schicksalstragödie, sondern sie ist das höchst moderne großartige Schauspiel der physischen Erblichkeit des Charakters und des Übels, hinaufgesteigert in die Konsequenzen der Gesellschaftsgesetze, der Rechtsempfindungen, die als Rache, Gewissen und daraus resultierende Fortpflanzung des Bösen selbst eine ethische Gesellschaftserblichkeit hervorbringen.“

Die Orestie.

*J. Hampel, Was lehrt Äsch. Orestie für die Theaterfrage? Prag 1899, bleibe dem Bericht über szenische Archäologie überlassen.

Agamemnon ed. Fr. H. M. Blaydes. Halle 1898.

Choephoroi, cum annot. crit. et comment. ed. Fr. H. M. Blaydes. Halle 1899.

Eumenides. Annotatione crit. et comm. exeg. instr. Fr. H. M. Blaydes. Halle 1900.

*Oresteia. Transl. and expl. by G. C. W. Warr. Lond. 1900.

*E. D. A. Morshead, The house of Atreus, being the Agamemnon, Libation-Bearers and Furies of Aeschylus, transl. into Engl. verse. Lond. 1901 (Golden Treasury Series). S. Draheim, Woch. f. kl. Philol. 1902, 177—179.

*F. Weingartner, Orestes. Eine Trilogie nach der „Oresteia“ des Äschylus. Lpz. 1901.

*S. Tanejew, Oresteia. Musikalische Trilogie nach Äschylus. Text v. A. Wenkstern. Deutsch v. H. Schmidt. Musik v. T. Lpz. 1901.

*Bruns-Molar, Die Äschyleische Oresteia. Deutsche Gesangskunst, I, 7.

J. B. Browder, The time elements of the Orestean trilogy. In: Bull. of the Univ. of Wisconsin, N. 62, Phil. and Lit. Ser. vol. 2, N. 1.

Th. Zielinski, Die Orestessage und die Rechtfertigungsidee, Neue Jahrbb. f. d. klass. Altert. 1899, S. 81—100, 161—185.

Die kurz nacheinander publizierten Stücke der Blaydesschen Orestieausgabe geben neuerdings Zeugnis von der phänomenalen Arbeitslust und Schaffenskraft des greisen englischen Philologen, freilich auch von der unverändert unökonomischen, wahllosen Manier der Stoffanhäufung und Textbehandlung. Zu Ag. 525 wird Karsten zitiert, der die Form τοισίδε dem Äschylus abspricht, 1080 aber τοισίδε πείθομαι geschrieben. Zu 1131 liest man knapp hintereinander: θροεῖ recte Franz, verum esse θροῶ ostendit sequens θροεῖς. Qu. τὸ γὰρ ἐμὸν θέλω (vel πρέπει) πάθος ἐπεγχέαι vel τὰ γὰρ ἔμ' ἀθρόως etc. 1578 (φαίην ἂν ἤδη νῦν) wird νῦν ἤδη konjiziert, ohne zu bedenken, daß so der Vers in die Brüche geht. Beispiele dieser Art Kritik, der Frey (N. phil. Rundsch. 1900, 289 ff.; vgl. ebd. 1900, 433 ff.) mit dem Charakteristikon „geistreicher Unernst“ noch zuviel Ehre erweist, lassen sich schockweise namhaft machen, während das zugleich Neue und Gute überaus selten bemerkbar wird.

Die Ausgabe läßt mithin im großen und kleinen, im guten und schlechten die Physiognomie der älteren textkritischen Arbeiten aus gleicher Feder erkennen. Der Rezensent im Lit. Zentralbl. 1898, 2014 faßt die Züge dieses Bildes zusammen: Liebe zum Dichter sei nicht zu bestreiten, aber an Selbstzucht fehle es, Apparat und Kommentar beständen in einer saloppen Kompilation. Selbst Starkie, der (Hermath. XXVI, 157—179) in der Besprechung des Agamemnon Bl. „von allen lebenden Philologen wohl den echtesten Vertreter der Schule Bentleys, Heaths, Elmsleys und Porsons" nennt, muß zugeben, daß „wenige seiner Besserungen in künftigen Texten des Agam. stehen werden". Schärfer noch ist Weckleins Verdikt (Berl. phil. Woch. 1899, 1537 ff., vgl. ebd. 1901, 1249 ff.): „Von einer kritischen Methode ist kein Schein vorhanden", und in ähnlichem Sinne rügt Bruhn (D. Lit. Z. 1900, 416) das „geschmacklose Spiel, das er mit dem alten Dichter treibt", wogegen Jurenka (Ztschr. f. öst. Gymn. 1900, 118 f.) Bedenken trägt, „den Vertreter einer jetzt leider immer seltener werdenden Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit mit billigem Hohn zu kränken". Die Apologie ist gegen den Rezensenten — li im Lit. Zentralbl. (1899, 1471 f.) gerichtet, dessen scharfe Skizze der Bl.schen Arbeitsweise aber keineswegs übertreibt. — Eine Reihe von Stellen des Agamemnon behandelt kritisch Starkie a. a. O.; zu den Choëphoren s. Ellis (Hermath. XXVI, 1 ff.), zu den Eumeniden Tyrrell (Class. Rev. 1900, 364 f.). Aus den Bemerkungen Radermachers zu dem letztgenannten Stück (Berl. phil. Woch. 1902, 1281 ff.) verdient die zu 827 Weil κλῇδας hervorgehoben zu werden: die äschyleische Vorstellung hat ihre Analogien in den Schatzkammern der Winde, Sterne und Gewitter im äthiopischen und denen des Schnees und Hagels im slawischen Henochbuch.

Was Frey a. a. O. zu Agam. 1171 vermutet, θερμόπνους τάχ' ἐν πέδῳ παλῶ (= παλοῦμαι, ich werde heißatmend bald am Boden zucken), ist nicht brauchbar.

Die Warrsche Oresteia bildet, wie ich der Academy (LX, 1901, 104) entnehme, den Anfang einer mit Illustrationen ausgestatteten Sammlung The Athenian Drama.

Browders Doktorschrift verfolgt die Absicht, den Nachweis zu erbringen, daß Äschylus die bereits vorhandene Chronologie des Orestesmythus nicht durch eine neue selbstgeschaffene ersetzt, sondern „sie übernommen, aber überall da vorsätzlich verdunkelt (purposely obscured) hat, wo sie auf die Einheit der Handlung störend einwirkte". Den Dichter leitete dabei das Bestreben, die zeitlich weit getrennten Abschnitte der Handlung nach Möglichkeit als ein Continuum erscheinen zu lassen. So werde das Jahre umfassende Intervall zwischen Agam. und Choëph. anfänglich als eines von wenigen Tagen dargestellt, um sodann in dem Maße, wie die Handlung fortgeht, auf seinen wirklichen

Umfang gebracht zu werden; ähnlich werde das zwischen Choëph. und Eumen. von dem perspektivischen Umfang einer Stunde auf die „wirkliche Länge" von drei Tagen zurückgeführt. Br. geht, um diese Auffassung zu erhärten, alle einschlägigen Stellen der Trilogie (Cho. 934 ἔμολε μὲν δίκα Πριαμίδαις χρόνῳ, 961 πολὺν ἄγαν χρόνον usw.) durch, von den mehr oder minder bestimmten Anzeichen langen Zwischenraums bis zu den von Th. D. Seymour, Class. Rev. VIII, 1894 (vgl. Jahresber. 1892—95, S. 70; vgl. das ebd. 1896—97, S. 122, zu L. Dyer, The plot of the Agamemnon, Bemerkte) für einen kurzen Zwischenraum geltend gemachten Gründen. Seine Einwände gegen diese letzteren sind von triftigen Erwägungen eingegeben und entziehen ihnen Punkt für Punkt den Boden. Äschylus, wird zunächst gezeigt, ist im Gegensatz zu Sophokles (in der Elektra) durch die trilogische Form gebunden. Im Übergang vom Agam. zum folgenden Stück war er zur Verhüllung des zeitlichen Sachverhalts genötigt; in den Choëphoren „ist unsere Täuschung vollständig bei dem Erscheinen von Leidtragenden, die um einen eben Begrabenen zu trauern scheinen. Schrittweise erhellt sich das Dunkel, bis bei Vers 934 die Vorstellung da ist, daß seit Agamemnons Tod eine wirkliche Reihe von Jahren verflossen ist". So erkläre sich die (von Seymour auffallend gefundene) Seltenheit von Zeitangaben, zumal in der ersten Hälfte des Stückes. Auch das Seymoursche Argument der Nichtbeseitigung des blutigen Gewandes durch Klytämestra, weil sie angeblich keine Zeit fand, das corpus delicti aus dem Wege zu räumen, wird in seiner Haltlosigkeit aufgezeigt. „Ihre ganze Haltung am Schluß des Agam. ist die des feindseligen Triumphs. Weit entfernt, ihre Untat zu verhehlen oder dies auch nur zu versuchen, verkündet sie sie laut, schwelgt darin. Sie hat von der Zeugenschaft des blutigen Kleides nichts zu befürchten . . . Jedenfalls, ob sie es nun als Siegestrophäe aufbewahrte oder in Vergessenheit geraten ließ, hatte sie nicht die geringste Ursache, es als Schuldbeweis zu vernichten." — Vgl. die Besprechung von Wecklein, Berl. phil. Woch. 1903, 449 ff.

Zielinskis glänzend geschriebener, durch gewandte Dialektik auch den Widerstrebenden gefangen nehmender Essay folgt dem Orestes-Sonnenmythus auf seinen Vermenschlichungs- und Versittlichungsetappen von der physischen Urstufe über die homerische Sagenform, über Delphi und Sparta nach Athen und arbeitet den Widerstreit der areopagitischen gegen die apollinische Rechtfertigungsidee, der athenisch-richterlichen gegen die delphisch-priesterliche Blutsühne heraus. Die Schlußabschnitte münden in die äschyleische Orestie ein. In den Eumeniden, wird hier ausgeführt, ist es nicht Apollo, der kraft seiner Herrschaft über die Gewissen den Muttermörder entsühnt, vielmehr sucht er als dessen Mitangeklagter das Gericht auf dem Areshügel auf (in 81 κἀκεῖ δικαστὰς

τῶνδε καὶ θελκτηρίους μύθους ἔχοντες μηχανὰς εὑρήσομεν soll Apollos Ohnmacht sich kundgeben), und attischer Bürgersinn siegt über den delphischen Theokratismus. — Dieser einschmeichelnden Antithese gegenüber möchte man nur die eine Frage aufwerfen: wenn tatsächlich, wie Z. im Anschluß an Robert hervorhebt, „die tragischen Dichter überhaupt die Motive ihrer Vorgänger nicht stillschweigend aufgeben, sondern, wo es nur angeht, als unausgeführte Pläne rudimentär fortbestehen lassen", sind da nicht in vorderster Reihe ästhetisch-technische Gründe entscheidend gewesen, weit mehr als historisch-politische Antagonismen? Und wer sagt uns, wie viel oder wie wenig Äschylus in der „delphischen" Orestie vorfand, der er nach Z.s eigenem Zugeständnis „folgt", freilich nur, „um die Abweichung im entscheidenden Punkte um so greller hervortreten zu lassen". Wenn dies wirklich zutreffen sollte, würde es m. E. nur das eine beweisen, daß er sich als Künstler und als Athener des rechten Weges wohl bewußt war, ohne darum von der Bühne herab ex professo antidelphische Politik treiben zu wollen.

Agamemnon.*)

*Agamemnon, by A. Sidgwick. 5th. ed. rev. Oxf. 1898.

*Agamemnon. Greek Text with English verse, transl. by Upper 6th form boys of Bradfield College. Oxf. 1900.

*Agamemnon, as performed at Cambridge Nov. 16—21, 1900. Verse transl. by Miss A. Swanwick. Lond. 1900.

Agamemnon. Texte, traduction et commentaires p. P. Regnand. Paris-Lyon 1901. (Annales de l'Université de Lyon, N. S. II, 6.) — Vorher eine *Übersetzung der Chöre des Agam. in des Herausgebers Etudes védiques et postvédiques (Ann. de l'Univ. de Lyon, fasc. 38.)

Machwerke von der Sorte des Regnaud'schen Agamemnon sind, zur Ehre der französischen Philologie sei es gesagt, heutzutage eine Seltenheit. Der Professor der Universität Lyon druckt den Vers 99 so: παιὼν γενοῦ τῆσδε μερίμνης, mit der Fußnote: Weil, d'après Vossius, γίγνου au lieu de γενοῦ; also fällt τε vollständig unter den Tisch. 'E salvo il senso, ma addio anapesti' bemerkt hierzu Vitelli (Atene e Roma 1901, 157 ff.). Die benachbarten Schlußanapäste lauten bei R. genau nach

*) Über P. O. Schjøtts norwegische Übersetzung (Videnskabs. Skr. hist.-fil. kl. 1896, II), Christiana 1896, spricht Lindskog, D. Lit. Z. 1899, 458 f. Es ist daraus zu ersehen, daß es eine Übersetzung in Prosa ist.

Die 1897 in Král. Vinohrady (Prag-Weinberge) erschienene tschechische Übersetzung von V. Kočvara bildet, wie aus J. Králs Besprechung (Listy filol. 1898, 206 f.) entnommen werden kann, die Dialog- und Marschrhythmen des Originals getreu nach.

M: τοτὲ δ' ἐκ θυσιῶν ἀγανὰ φαίνεις (unter dem Text werden Weils und Weckleins Vorschläge einfach notifiziert — dagegen ist nichts einzuwenden) ἐλπὶς ἀμύνει φροντίδ' ἄπληστον τὴν θυμοφθόρον λύπης φρένα, wiedergegeben durch tandis que parfois une douce espérance sortant de (ces) sacrifices écarte l'inquiétude insatiable et l'idée d'une peine qui ronge l'esprit, und weiterhin erläutert durch folgende gelehrte Note: si l'on se rend compte qu'en personnifiant le chagrin (λύπη) le poète peut parler de la pensée (φρὴν) du chagrin, pour dire une pensée chagrine (ἓν διὰ δυοῖν), on verra qu'il y a lieu de conserver la leçon des Mss. τὴν θυμοφθόρον λύπης φρένα, sans y substituer les corrections inutiles proposées par la plupart des éditeurs! Zu 131 Weil: aucune raison dirimante pour substituer ἄγα à ἄτα. Zu 134: les corrections diverses qu'on a fait subir à οἴκῳ sont inutiles. V. 1291 Ἀιδου πύλας δὴ τὰς λέγω προσεννέπω empfängt die wirklich originelle Übersetzung je m'adresse en les (die Götter) invoquant à ces portes de l'Hadés. V. 612 (χαλκοῦ βαφάς) wird der Knoten mit Eleganz zerhauen: pas plus qu'un glaive (qui se) serait teint (dans mon sang). Und nun die Perle: 1308 τί τοῦτ' ἔφευξας: dis-moi ce qui te met en fuite! — Auf die geziemende Abfertigung, die R. von seiten Harmands (Rev. d. ét. gr. 1901, 318) zuteil wird, reagiert er (ebd. 401) in ebenso verworrener als nichtssagender Weise. Wieviel an den von R. bei Äsch. gefundenen Spuren alt-arischer Mythen ist, mögen andere beurteilen; daß er nicht griechisch kann, hat er mit aller Deutlichkeit bewiesen.

F. A. Hall (Proceedings of the Amer. Philol. Assoc. 1902, XXXII f.) will die ungewöhnliche Ausdehnung der Parodos, der die Meldung von Troias Fall unmittelbar vorausgeht und das Erscheinen erst des Herolds, dann des Königs in kurzen Zwischenräumen folgt, sowie den großen Nachdruck, der in dieser ganzen ersten Hälfte des Stücks auf die lange, nun geendete Kriegszeit gelegt wird, mit der künstlerischen Absicht begründen, seine Hörer über die nahe Zusammenrückung jener in Wirklichkeit weit auseinanderliegenden Etappen der Handlung hinwegzuheben. Vgl. oben S. 232.

32 τὰ δεσποτῶν γὰρ εὖ πεσόνθ' ὡς ἥδομαι J. C. Vollgraff (Mnem. N. S. XXVIII, 1900, 13—15).

P. Foucart (Rev. de phil. 1899, 112—116) entnimmt dem Bericht Herodots (8. 98) über die königlichen Kuriere in Persien, wo der griechische Fackellauf zur Erläuterung der Relais dient, und dem patmischen Scholion des Lexikon Segerianum (οἱ ἔφηβοι, ἀλειψάμενοι παρὰ τοῦ γυμνασιάρχου, κατὰ διαδοχὴν τρέχοντες ἧπτον [cod. ἥπτοντο] τὸν βωμόν· καὶ ὁ πρῶτος ἅψας ἐνίκα, καὶ ἡ τούτου φυλή) das Material seiner höchst einleuchtenden Erklärung der Verse 324—326: nehmen wir fünf konkurrierende Phylen zu 40 Läufern an, die, etwa im Abstand von 25 Metern hintereinander aufgestellt, in der geschilderten Weise von

der Stadtmauer (dem Dipylon) zum Altar des Prometheus, etwas über einen Kilometer, liefen, so war derjenige Sieger, der πρῶτος καὶ τελευταῖος δραμών, die Fackel von dem vorletzten Läufer seiner Reihe empfangen und zuerst entzündet hatte, „der erste mit Bezug auf die Mitbewerber der anderen Phylen, der letzte mit Bezug auf die Kette der Läufer seiner eigenen Phyle". — In der Sitzung der Association pour l'encouragement des ét. gr. v. 2. März 1899 setzten Th. Reinach und M. Croiset dieser Erklärung die ihren entgegen, worüber die Revue d. ét. gr. XII, 241 berichtet, ohne jedoch Näheres mitzuteilen.

Der Artikel von J. R. Sitlington Sterrett, the torch-race. A commentary on the Agamemnon of Aeschylus vv. 324—326, Am. Journ. of Phil. XXII, 393—419, der für die Lampadedromie reiches Material aus der griechischen und römischen Literatur beibringt, gelangt S. 408, ohne Foucarts zu gedenken, zu ähnlichem Ergebnis: Wie beim Fackelwettlauf der erste, der mit brennender Fackel das Ziel erreicht, zugleich der letzte in der Reihe oder dem στοῖχος ist, dem er angehört, so ist das Feuerzeichen, das dem Wächter auf dem Palastdach erscheint, das erste, aber auch in der Kette das letzte. Allerdings, fügt St. mit Recht hinzu, hinkt das Gleichnis in etwas, insofern hier nur Eine Kette in Betracht kommt, nicht, wie dort, mehrere.

*L. Parmentier, Eschyle Agamemnon 433 ss. Revue de l'instr. p. en Belg. XLIII, p. 19.

Prickard (Class. Rev. 1900, 434—436) entscheidet sich nach erneuerter Prüfung der für die vielbehandelte Zuteilung der Verse 467—480 K. in Betracht kommenden Gründe dafür, daß nicht nur nichts im Wege stehe, die Partie bis 478 mit den Handschriften Klytämestra zu geben, sondern auch ihr lebhafter, bilderreicher Charakter dem Wesen der Königin entspreche, während das Verspaar am Schluß, der „geläufige insipide Kommentar" zu dem eben vernommenen Gebet (εὖ γὰρ κτλ.), im Munde des mattherzigen, gedrückten, übrigens nie mehr als sechs Iamben auf einmal sprechenden Chors, der des Gebetes wahre Bedeutung nicht begreifen kann, sehr wohl angebracht erscheine. σοι 474 sei, von Kl. gesprochen, a natural sarcasm on the dull scepticism of the Chorus.

Belger, Ἄτη δίλογχος, Berl. phil. Woch. 1899, p. 186—189, nimmt in der Kontroverse Trendelenburg-Hauser, Bendis betreffend (vgl. Berl. phil. Woch. 1899, S. 90 f.), das Wort, wobei die δίλογχος Ἄτη im Agamemnon (621 K.) weitläufig erörtert wird. Δίλογχος, das Trendelenburg (zur selben Stelle, Bendis S. 14) von „zwei Spitzen" Einer Lanze versteht, ist vielmehr gemäß Hesychius' zweiter Interpretation (s. v. δίλογχον) ὅτι δύο λόγχας φέρει aufzufassen; es ist kein stehendes Epitheton der Ate, sondern „bezeichnet eine vorübergehende Situation",

die nämlich, daß Ate „ein Geschoß auf den ganzen Staat, das andere anf die Bürger schleudert“.

670 ἐν ὁλκῷ (mit Verweisnng anf οἴδματος ὁλκοί Apoll. Rh. 1, 1167) G. F. Abbott, Class. Rev. 1899, S. 401.

Blaß (Ad Aeschyli Agamemnonem, Mél. Weil, S. 9—15) stenert Vermntnngen zu fünf Stellen bei: 697 Weil ἀκτὰς παγεσιφύλλους (densis foliis opertas), 930 εἶπ' οὖν τάδ' (anf Grnnd des Weilschen εἶπον) oder εἰπεῖν . . . λέγω (das vorhergehende χωρὶς ποδοψήστρων κτλ. wird mit Hinweis anf Stellen wie Agam. 637, Soph. O. Kol. 808, adesp. 560 erklärt: ‘anders klingt das Wort Fnßmatten, anders Purpurteppiche, darnm sollten diese nicht zu jenen herabgewürdigt werden’), 1145 f. κακοῖς τ' ἀηδὼν βίον (‘non enim ideo Cassandra cnm lnscinia comparatur, qnod ntriqne sit qnem fleat, sed propter vitam miserrimam’). ἰὼ ἰὼ λίγει', ἇς [ἀηδόνος] <ἀπέλασαν> μόρον περιβαλόντες (recc.) οἱ πτερ. δ., 1236 ff. ἐπωλόλυξέ τε . . . δοκεῖ τε, unter Annahme einer zn 973 f., dem doppelzüngigen Gebet Klytämestras, gehörigen Parepigraphe ὀλολύζει; endlich 1461 ἔρις τρίδματος (= 1550 ἀλαθείᾳ φρ.).

*C. Lucco, Per l'interpretazione di nn passo dell' Agamemnone di Eschilo (963—965). Boll. di fil. cl. IX, 135—137.

Ein Ungenannter bei Gildersleeve (Am. Journ. of. Phil. XXIII, 1902, 349) vermntet 966 f., mit Bernfnng anf 882 f.: τίπτε μοι τόδ' ἐμπίδων δῆγμα (dies schon Stephanns) προσστικτήριον καρδίας τ. π. Der Scherz ist nicht übel nnd dem Schalk wohl znzntranen, der sich in der Brief mention auf das ridendo dicere verum so gewandt versteht.

968 K. πλημμονᾶς γέμων ἄγαν Wilamowitz Herm. 1899, 612 (πλησμονᾶς schon Schütz).

Wyse, On the meaning of σφενδόνη in Aesch. Agam. 997, Class. Rev. 1900, 5, zieht für die Erklärnng der Worte καὶ τὸ μὲν πρὸ χρημάτων κτησίων ὄκνος βαλὼν σφενδόνας ἀπ' εὐμέτρου οὐκ ἔδυ πρόπας δόμος, die man, Hermann folgend, dnrch „mit wohl abmessendem Wnrfe“ wiederzugeben pflegt, mit Glück die auf den Tempelban bezügliche delphische Inschrift Bull. de Corr. Hell. 1896, p. 197 ff. (Dittenb. Syll.[2] Nr. 140) heran, in der die Kosten für die Herstellnng einer σφενδόνα ποτὶ τὸ ἐγ Κίρραι μαγάνωμα verzeichnet erscheinen, d. i. (nach Bourguet, Dittenberger und Baunack) des zu einem Krahn für den Steintransport gehörigen, seiner Form wegen mit einer Schlender vergleichbaren Seiles oder Tragbands. Daß Äschylns eine derartige Vorrichtung vorschwebte, hat schon vorher Verrall gemutmaßt (he suggests that some kind of instrument for suspending and weighing heavy goods was kalled a sling).

G. C. Warr, Clytemnestras' Weapon (Class. Rev. 1898, 348—350), sncht den Widersprnch zu lösen, der für ihn nnd andere hinsichtlich der bei Agamemnons nnd Kassandras Ermordnng gebranchten Waffen besteht. Drei Stellen (1216, 1490, Cho. 1008 Kchh.) sprechen von einem Schwert, zwei andere bieten ἀμφιτόμῳ βελέμνῳ (1481) und ἀμφήκει δορί (1103). 'Die Epitheta sind ohne Zweifel auf ein „zweischneidiges" Schwert anwendbar, nicht aber die Snbstantiva.' Die Gleichung δόρυ Beil sei anch dnrch σχισμός (1103), ἐπίξηνον (1231), κόπτει (Enm. 625) nahegelegt. Also seien beide Waffen zur Verwendung gekommen: den Doppelstreich gegen Agamemnon (1338) führe das Beil, den dritten (1340) das Schwert des Ägisthus. In der Telemachie (δ 535) ist des Schwertes nicht ausdrücklich gedacht, wohl aber in der Nekyia (λ 424); Sophokles (El. 99) und Euripides (Hek. 1279 mit dem Schol.) kennen nur das Beil. — Ein Exknrs in Tuckers Choëphorenausgabe, S. 263 ff., ist derselben Frage gewidmet. 'Bei Äschylus kommt die Axt nicht vor. Die einzige direkt oder indirekt erwähnte Waffe ist das Schwert des Ägisthus.' Und Headlam (Class. Rev. 1902, 352) meint hierzn mit gutem Grnnd, der Dichter habe die Sache mit Vorbedacht der Phantasie überlassen nnd anch sonst äußere Details geflissentlich nnbestimmt gehalten. Vgl. übrigens Blaß, Herm. 1897, 159.

*L. Parmentier, Eschyle, Agamemnon 1207 (K.) Rev. de l'instr. pnbl. en B. XLIII, 175.

1266 ἴτ' ἐς φθόρον · κάτω γὰρ ὧδ' ἀμείβομαι (even thus, without adornment, I pass to the world below) R. A. Nicholson, Class. Rev. 1899, 272.

K. Kleobnlis, Krit. Bemerkungen zu Äsch. Agamemnon ('Αθηνᾶ XI, p. 425—442), nach dessen Tode von D. Mostratos publiziert, sind nicht das Druckpapier wert, auf dem sie sich präsentieren. Ist es schon arg genng, daß 96 πελάνῳ βασιλείῳ in μελάθρων βασιλείων „verbessert", 1599 mit nnfaßbarer Verständnislosigkeit ἀπὸ σφαγῆς ὁρῶν d. i. ἐννοήσας ὅτι προέρχονται τὰ κρέα ἐκ σφαγῆς τῶν παίδων geschriehen wird, daß von 1315 (οὔτοι δυσοίζω θάμνον ὡς ὄρνις φόβῳ ἀλλ' ὡς nsw.) in einem Atem behanptet wird: νομίζομεν λίαν καλῶς ἔχοντα, ἀλλ' εἰ καὶ τὸ χωρίον οὕτως ἔχον εἶνε εὔληπτον, ὅμως δὲν τεκμηριοῖ καὶ διατί ὁ ὄρνις φοβεῖται τὸν θάμνον, um daran die nnglaubliche Vermntung φοβῶν σάλῳ, d. i. ἡ τῶν τοῦ θάμνου φύλλων κίνησις zn knüpfen, so wird dies alles durch die den gründlich zerstörten Worten 1657 f. στείχετε δ' οἱ γέροντες πρὸς δόμους πεπρωμένους τούσδε, πρὶν παθεῖν ἔρξαντες καιρόν gewidmete Versicherung übertroffen: τὸ χωρίον καθ' ἡμᾶς ἔχει λίαν ὀρθῶς καὶ ὁ νοῦς εἶναι σαφέστατος!

H. Weber (Philol. LVII, 392—397) rechtfertigt Agam. 420 K. die Überlieferung ὁ χρυσαμοιβὸς δ' Ἄρης σωμάτων . . . πέμπει ψῆγμα . . . ἀντήνορος σποδοῦ γεμίζων λέβητας εὐθέτου (εὐθέτους mit Auratus fast alle Hsg.): die Asche ist der Preis, den Ares für die Leichen der Männer 'voll erlegt' hat (vgl. εἰσφορὰς τιθέναι u. ä.) und nun heimsendet. — Choëph. 60 interpungiert er τὰ δ' αἵματ' ἐκπ. ὑπὸ χθονὸς τροφοῦ, τίτας φόνος, πέπηγεν; 66 f. schreibt er πόροι . . . συμβάλλοντες τὸν χερομυσῆ φόνον καθαίροντες λούσειαν ἂν μάταν, von seiten des Rhythmus schwerlich richtig.

*A. Olivieri, Sulla guerra di Troia nell' Agamemnone di Eschilo. Riv. d. st. ant. III, 130 f.

Die Choëphoren.

The Choephori, by T. G. Tucker. Cambridge 1901.

*de Choëphoren en de Eumeniden, vert. door W. Hecker, Groning. 1899.

*J. Kasprowicz, Ein Chorlied aus Aischylos' Tragödie „Choëphoroi" (572 ff. K.). Eos VI, 1900, 17—19. Polnische Übersetzung in gereimten Strophen.

F. Blaß, Zu Aischylos' Choëphoren. Hermes XXXIII, 179—182.

Tuckers reich kommentierte und mit Exkursen usw. ausgestattete Ausgabe (s. S. 237 unter Warr) darf man getrost — ich zitiere Radermacher (Berl. phil. Woch. 1902, 1285 f.) — „erheblich gediegener, überlegter und wertvoller" als Blaydes' ebendort besprochene Eumeniden nennen, unbeschadet des wenig erfreulichen Eindrucks, den die (von Wecklein, Berl. phil. Woch. 1903, 929 ff., und Headlam, Class. Rev. 1902, 347 ff.*) verworfene) Verrallsche Manier hervorruft. Als besonders gelungen nennt der Rezensent Hermath. XXVIII, 1902, 234 die Verbesserung 811 ἀλφάνει. Headlam macht ein paar Vorschläge, darunter 388 φρέν' ὃ σεῖον, for how can I hide what still keeps quivering my breast.

Blaß ordnet in der Antistrophe 32 ff. mit Tilgung des notdürftig aus φόβος korrigierten und durch Arnaud und Heath in dieses zurückverwandelten φοῖβος: τορὸς γὰρ ὀρθόθριξ δόμων | ὀνειρόμαντις ἐξ ὕπνου κότον πνέων | ἀωρόνυκτον ἀμβόαμα μυχόθεν ἔλακε περὶ φόβῳ, so daß sich drei, bzw. vier iambische akatalektische Reihen, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, ergeben, denen die strophischen, ἰαλτὸς ἐκ δόμων ἔβαν | χοᾶν προπομπὸς ὀξύχειρι σὺν κόπῳ · | πρέπει παρῆς φοίνισσ' ἀμυγμοῖς ὄνυχος ἄλοκι νεοτόμῳ, allerdings, wie Bl. zugeben muß, nicht durchaus konform sind (φοίνισσ' ἀμυγμοῖς, ∾ — τον ἀμβόαμα), aber durch Fälle wie Sept. 740.

*) 'So far as I see, there is no solecism which could not be defended on this plan.'

748 Wl. (πόνοι δόμων νέοι παλαι — ∾ χρηστηρίοις θνᾄσκοντα γένν —) hinlänglich geschützt erscheinen.

Prickard (Proceedings of the Oxford Philol. Soc., 24. Mai 1901, s. Class. Rev. 1901, 429) ergänzt 713 Wl. ὀπισθόπους δὲ τούσδε καὶ ξυνεμπόρους <εἰς πανδοκεῖον πέμπε μέτριον πρόσω>. Hierin ist μέτριον zu neckisch: es muß ja doch im Argos der Atridenzeit auch für Leute, die unter der χρημάτων ἀχηνία litten, Gasthöfe minderer Sorte gegeben haben!

Die Eumeniden.

*Eumenides, ed. by L. D. Barnett, Lond. 1901. (Illustr. Gr. Series.)

*Eumenides, ed. by T. R. Mills. Introd., text, notes, vocab., test papers a. transl. Lond. 1901.

— kleinere Ausgabe, Lond. 1901.

*Eumenides. Translation. By F. G. Plaistowe. Lond. 1900.

P. Cesareo, de Eumenidum specie ab Aeschylo adumbrata. Riv. di fil. XXVII, p. 260—276 (auch selbständig Turin, 1899) sieht den Urgrund der angeblichen Dunkelheit der Verse 322—329 darin, daß Äschylus selbst kaum sensum obscurorum verborum, ex ore Eumenidum, tanquam sua sponte, manantium, vere ac plane perspectum habuerit, beruft sich zum Überfluß auf Goethes bekanntes Verhalten gegen Eckermann hinsichtlich der Deutung der „Mütter“ und erhebt schließlich diese Entdeckung zum textkritischen Prinzip! Nur so wird es ihm möglich, 307 K. hinter Canter zurückzugehen und ἅμα beizubehalten, et codice Mediceo et adverbio nulla ratione definito fretus, nur so, 327 ff. τοῦτο γὰρ λάχος etc. für versus ne clari quidem ipsi poetae auszugeben, und so fort mit Grazie in infinitum. Wo wir den Gedanken des Dichters nicht zu erraten vermögen, kann auch keiner vorhanden sein: daß dies kein Scherz ist, sagen klärlich C.s Worte S. 271: si involutis sententiis animos legentium vel audientium terrere Aeschylus constituit, qua ratione, qua via sincera eius verba ex corruptis codicibus elicere poterimus? Nihil ratio divinare potest quod rationis sit expers. Doch genug. — Der Tenor der Schrift wird auch von Harmand (Rev. d. ét. gr. 1899, 403) abgelehnt.

Zwölf Stellen des Dramas behandelt H. v. Herwerden (Mnem. 1900, 392—395). Was er bietet, sind z. T. wohlfeile lusus ingenii, wie 480 Kchh. τὸν θεσμόν oder 641 κοὐδὲν ἄρθμιον μένει (nihil manet in compagibus suis), z. T. kühne Umgestaltungen des Textes, wie 921 φλογμός τ' ὀμματοστερὴς δύναιτο μὴ περᾶν unter Tilgung von φυτῶν, oder 1020 (daktylisch gemessen) σπονδαὶ ἐς αἰὲν δ' αἵδε μενοῦσιν. 97 schreibt H.

οὐχ ἐχνίζεται, 215 θέσμιος f. μόρσιμος, 254 ὃ δ' αὖτ' ἐς ἀλκὰν βλέπων, 457 κρύψασα, λουτρῶν δ', 546 ὅταν λάχῃ (mit Wakefield) τόνοις, 888 εὐήλιον πνέοντ' ἐπιψύχειν χθόνα; 122 tilgt er δέ, weil Klyt. den schlaftrunkenen Eumeniden nur schon Gesagtes wiederhole. Ganz unsicher, wie er selbst gesteht, ist die Ersetzung von 370 αὐδᾶται in αἰωρεῖ. — Die obengenannte Stelle 641 (654 W.) wird Mnem. 1901, 209 nochmals besprochen und jetzt κοὐδὲν ἄσφαλτον μένει geschrieben; ebd. wird für 792 W. (= 822) γελῶμαι προδήλως vermutet.

A. B. Cook, On some archaeological points in Aeschylus' Eumenides. Proceedings of the Cambridge branch of the Hellenic Society. Session 1897—8. Journal of Hell. Studies XVIII (1898), S. XIII f. sieht in 173 παλαιγενεῖς Μοίρας eine Anspielung auf die beiden Moirenstatuen im Tempel von Delphi, die Pausanias 10, 24, 4 erwähnt, in 1002 Παλλάδος ὑπὸ πτεροῖς einen möglichen Hinweis auf eine archaische geflügelte Burggöttin (vgl. den Schatz der Knidier in Delphi, Bull. de corr. hell. XVIII, 190). Zu 1029 φοινικοβάπτοις wird Material aus der magischen Literatur beigebracht, um zu beweisen, daß red or purple is in every case a prophylactic colour.

Nach der Revue des ét. gr. XII, 1899, 505 erörterte G. Dalmeyda in der Sitzung der Association pour l'encouragement des ét. gr. vom 6. Juli 1899 den Widerspruch zwischen 424 (βροτοκτονοῦντας ἐκ δόμων ἐλαύνομεν) und 608, wo die Erinyen den Grund nennen, weshalb sie Klytämestra nicht verfolgt haben, ein Problem, über das die Erklärer mit Stillschweigen hinweggehen und das der Lösung bedürfe. Was Weil, S. Reinach u. a. dazu bemerkt haben, wird nicht ausgeführt.

Die Perser.

Äschylos Perser, erklärt von W. S. Teuffel. Vierte Aufl. von N. Wecklein. Lpz. 1901.

Perser, herausgegeben und erklärt von H. Jurenka. Lpz. 1902. (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben I.)

Die Perser, verdeutscht und ergänzt von H. Köchly. Herausgegeben von K. Bartsch. Zweite unveränderte Aufl. Heidelb. 1900

I Persiani, con note di V. Inama. Torino 1900. (Collezione di classici greci e latini con note italiane.)

*J. Czengeri, Aisch. Perzsáiból. Egyet. Phil. Közl. 1900, 42 ff.

H. Jurenka, Szenisches zu Äschylus' Persern. Wien. Stud. XXIII, 213—225.

P. N. Papageorgiu, Eine Äschyleische Stelle nachgewiesen bei Eustathios. Byz. Ztschr. IX, 379 f.

Wecklein hat die vierte Anflage der Teuffelschen Perser durch Fortlassung des allgemeinen Teils noch etwas handlicher gestaltet und ihr in einem Bilde der Dareiosvase und einem Kärtchen von Salamis nützliche Unterrichtsbehelfe beigegeben. Die frühere Verlegung der Handlung vor den Palast von Susa ist zugunsten der Angabe der Hypothesis παρὰ τῷ τάφῳ Δαρείου fallen gelassen und die Bemerkungen über die „Bühne" im Gegensatz zur Orchestra im Sinne der Dörpfeldschen Lehre sind unterdrückt. Der Kommentar hat auch sonst durch kleine redaktionelle Änderungen, Zusätze u. dgl. gewonnen, der Text ist in der Hauptsache der gleiche geblieben. Die dritte der S. 14 in Vorschlag gebrachten Korrekturen zu Arist. Frö. 1029 ἡνίκ' ἤκουσα κόπον kann den 'ursprünglichen Text' keinesfalls veranschaulichen, weil sie fehlerhaft ist.

Jurenka will mit der pädagogischen Zweckmäßigkeit seiner Schulausgabe Wissenschaftlichkeit verbinden. An etwa 90 Stellen weicht er von dem zugrunde gelegten Weilschen Text ab, gegen 20 mal zugunsten des Mediceus. In 25 Fällen setzt er eigene Lesarten ein, um „durch eine zwar gewaltsame, dafür aber leicht verständliche Konjektur dem jungen Leser zu Hilfe zu kommen". Aber Schreibungen wie 632 μόνος ὅς (= οὗτος) θνητός περ ἂν εἴποι sind nicht einwandfrei, die Tilgung von 347 und 685 durch keinerlei triftige Gründe gerechtfertigt. Vgl. Wecklein (Berl. phil. Woch. 1902, 1153 ff.), der auch einzelnes im exegetischen Teil der Ausgabe bemängelt. Reiter (Österr. Mittelsch. XVII, 127) wendet sich gegen den Versuch, die noch nicht spruchreifen metrischen Theorien neueren Datums in die Schule einzuführen.

Köchlys Verdeutschung ist ein bis auf die geänderte Orthographie getreuer Abdruck der Ausgabe von 1880. „Es ist schade," bemerkt Wecklein (Berl. phil. Woch. 1901, 226), „daß in der zweiten Auflage nicht wenigstens die gröbsten Fehler ausgemerzt worden sind." Jurenka zufolge (Ztschr. f. öst. Gymn. 1901, 82) hat „die Technik des Übersetzens altklassischer Dramen Fortschritte gemacht, zu deren Höhe diese nicht mehr hinaufreicht".

Inamas kommentierte Ausgabe ist den Bedürfnissen der scuole secondarie angepaßt, erleichtert demnach das Studium des Stückes durch praktische Zugaben wie den metrischen Anhang, dem Bassi (Riv. di fil. XXIX, 321 ff.) das Prädikat eines lavoro mirabile spendet, und selbst durch Erläuterungen wie ἀφῄλατο da ἀφάλλομαι oder ἤλγησ' ἀκούσας udii con dolore. Von fleißiger Durcharbeitung der Literatur zeugend, „macht sie auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch" (Wecklein, Berl. phil. Woch. 1901, 964 f.).

Czengeri hat 1903 im Verlage der Ungar. Akademie in Budapest eine vollständige Übersetzung des Äschylus im Versmaß des Ori-

ginals erscheinen lassen (vgl. D. Lit. Z. 1904, 2738), von der a. a. O. eine Probe gegeben ist.

Aus Jurenkas Darlegungen, die im übrigen dem Bericht über szenische Archäologie überlassen seien, ist der Versuch hervorzuheben, den Gebrauch des Kothurns in den **Schutzflehenden** und den Nichtgebrauch in den **Persern** aus verschiedenen Indizien zu erweisen und aus der so konstruierten Verschiedenheit auf die Priorität des letztern Dramas zurückzuschließen. In der oben besprochenen Ausgabe des Stückes macht indes J. von diesem hypothetischen Ansatz keinen Gebrauch, sondern führt die Hiketiden als ältestes, die Perser als zweitältestes der erhaltenen Dramen an.

Papageorgiu erkennt in den Worten in Eustathios' Erzählung der Einnahme von Thessalonike 2 ὤμοι δαίμονος ὃς οὕτω βριθὺς τηλικαύτης πόλεως εὐετηρίᾳ ἐνήλατο καὶ κατέστρεψεν eine Reminiszenz an Perser 518 f. ὦ δυσπόνητε δαῖμον, ὡς ἄγαν βαρὺς ποδοῖν ἐνήλου παντὶ Περσικῷ γένει. Vgl. zu Soph. Ant.

H. **Winckler** deduziert (Altoriental. Forschungen. 2. Reihe. I, 3, S. 138—142) aus 767 ff. „eine bessere Kenntnis der persischen Verhältnisse, als sie Herodot besaß". Wenn Mardos-Bardiya in Übereinstimmung mit der Behistuninschrift als Rebell bezeichnet, aber doch noch als König gezählt werde, sei „nichts einfacher, als für die beiden folgenden dasselbe zu vermuten". Vers 780 wird demgemäß in Schutz genommen mit Hinweis auf die Namen der Inschrift Martiya (= Μάραφις) und Vahyazdata, welche beide in Persien und Susa sich eine Zeitlang als Könige behaupteten; der zweite Name allerdings kann für Äschylus nicht das Vorbild des Namens des siebenten Königs Ἀρταφρένης gebildet haben, wie W. selbst zugesteht.

J. J. **Hartman** (Mnem. 1898, 379) erblickt in 288 φεῦ, τῶν Ἀθηνῶν ὡς στένω μεμνημένος und dem folgenden μεμνῆσθαι (vgl. V. 826) eine Anspielung auf das δέσποτα, μέμνεο τῶν Ἀθηναίων bei Herod. 5, 105.

Ad. **Bauer** konfrontiert in den Jahresheften des Österr. Instituts IV, 1901, 90 ff. die Berichte über die Schlacht bei Salamis zum Behuf des Nachweises (S. 107), „daß, von einer leicht erklärlichen fehlerhaften topographischen Angabe bei Herodot abgesehen, seine und des Äschylus Darstellung der Schlacht von Salamis mit dem Gelände ebenso wie mit gewissen allgemein militärischen Gesichtspunkten sich vollkommen vereinbaren läßt, daß kein Grund vorliegt, diese Berichte für unglaubwürdig zu halten". — Auch B. J. **Wheeler** (Transactions of the Amer. Philol. Assoc. XXXIII, 1902, 127 ff.) gelangt*) gegen Loeschcke

*) 'Ohne die neueren Arbeiten von Hauvette und Grundy zu kennen' Kroll (Berl. phil. Woch. 1904, 950).

(Jahrbb. f. Phil. 1877, 25 ff.) nnd W. W. Goodwin (Papers Amer. School I, 239 ff.) zu dem Ergebnis, daß Äschylus', des Augenzeugen, der zweifellos den Vorzug verdiene, und Herodots Bericht miteinander in vollem Einklang stehen.

In einem Essay über antike Geisterbeschwörung und Magie (Class. Rev. 1902, 52 ff.) verficht W. Headlam gegen Hermann, Schütz und neuere Erklärer*) die durch reichliche Parallelen, zunächst schon durch die jüngeren Scholien gestützte Erklärung von 685 στένει, κέκοπται καὶ χαράσσεται πέδον, wonach nichts anderes als die ψυχαγωγοὶ γόοι des Chors den Boden spalten, um dem Geist des Dareios den Weg an die Oberwelt zu bahnen. „Von Homer angefangen liegen zahlreiche Detailschilderungen von Exorzismen vor, und von Homer angefangen wird in zahlreichen Fällen der Boden mit Händen oder Füßen bearbeitet; aber es findet sich kein Beispiel, daß dadurch Geister beschworen würden, es bildet keinen Bestandteil des magischen Rituals, während Spaltung oder Erschütterung des Erdbodens immer wieder auf die Kraft der Beschwörung zurückgeführt wird." 580 ἀλοσύδνας τᾶς ἀμιάντου wird durch den Hinweis auf die Zendreligion illustriert: Can he be clean again, o holy Ahura Mazda! who has brought a corpse with filth into the waters, or into the fire, and made either unclean? — Erwähnt sei noch, daß H. in der Psilose in M V. 639 ἱέντος nnd an anderen Stellen der Chorlieder (540, 579, 644, 661, 679) Belege dafür findet, daß in dem Drama „die Perser, wenn sie schon grlechisch reden, den asiatischen Dialekt sprechen". Agam. 422 wird zweifelnd ἄλλιστ' ἀφημένων vermutet, Cho. 815 πλυτῶν δωμάτων, Sept. 769 κρεισσοτέκνων τ'. Das in Soph. frg. 366 beschriebene Opfer wird mit Enr. frg. 912 verglichen nnd als ein chthonisches erklärt.

659 στρατὸν εὔποδ' ᾤκει (soll heißen: befehligte ein tüchtiges Landheer, gegenüber Xerxes' verhängnisvoller Seepolitik), 677 ff. τί τάδε δυνατὰ δυνατὰ (so schon Blomfield) περὶ τὰ σὰ (schon Hermann), δίδυμα δι' ἄγος ἓν ἁμάρτια (as a double penalty for a singie sin) πᾶσαν γᾶν τάνδ' ἐξεφθίνθαι; <αἱ> τρίσκ. ν. T. G. Tucker, Class. Rev. 1898, 25.

Prometheus.

*Prometheus bound. Introd. by C. R. Haines. London 1898.

*Prometheus vinctus. Ed. by F. G. Plaistowe and T. R. Mills. Lond. 1900.

*Prometheus vinctus. Ed. by E. E. Sikes and St. J. B. Wynne Willson. Lond. 1898.

*) S. 58 wird der Anteil, den Zomarides an der Weckleinschen Zographosausgabe hat, nicht ganz richtig bewertet; s. Vorwort S. ιζ'.

Prometheus. Ed. by H. Rackham. Cambridge 1899. (Pitt Press Series.)

*Prometheus Bound. Transl. into English by P. E. More. Lond. (Boston) 1899.

*Prometheus Bound. Transl. into English verse by E. D. A. Morshead. Lond. 1899.

The Prometheus Bound. Rendered into English verse by E. R. Bevan. Lond. 1902.

Die kleine Schulausgabe von Sikes und Willson kenne ich nur aus Besprechungen und gelegentlichen Erwähnungen. Wecklein (Berl. phil. Woch. 1899, 577 ff.) rühmt ihr Selbständigkeit der Auffassung und tüchtige Sprachkenntnis nach, wenn auch der Stoff nicht voll beherrscht werde, macht auch einige ansprechende Verbesserungen namhaft (z. B. 809 μηδ' ἀτιμάσῃς λιτάς cf. Hik. 383). Unbrauchbar ist 818 πέρα σύ, was ich bei Girard, R. d. ét. gr. 1899, 160 verzeichnet finde, wie mehrere andere von Rackham adoptierte Lesungen, aus dessen Einleitung auch zu entnehmen ist, daß die Hsg. eine neue Vergleichung des M zugrunde gelegt haben, die die Vitellische an ein paar Stellen berichtige. In der Anzeige N. phil. Rundsch. 1899, 104 f. glaubt Frey aus den Konkordanzen zwischen Λυόμενος und Δεσμώτης folgern zu dürfen, daß die Stücke unmöglich hätten aufeinander folgen können.

Die niedliche Ausgabe von Rackham bietet weder in den explanatory noch in den critical notes etwas Bemerkenswertes. Die einzige selbständige Textänderung, 748 ὑπερβαλοῦσαν, ist weder neu noch gut. An einigen Stellen sind Vorschläge der neuen Ausgabe von Sikes und Willson aufgenommen.

Bevans Übersetzung, ein Meisterstück splendider typographischer Ausstattung, gibt die dialogischen Teile in Blankversen, die lyrischen Stellen in modernen Reimstrophen wieder.*) Ein Urteil über die Güte der Leistung steht mir nicht zu. Die genommenen Stichproben zeigen unter anderem, daß volle Kongruenz von Vers zu Vers nicht gesucht und beispielsweise die Stichomythie 755 ff. K. in eine Reihe von ἀντιλαβαί aufgelöst ist. In Form von Fußnoten werden gelegentlich Wendungen aus der biblischen Sprache (Buch Hiob), Shakespeare, Milton

---

*) 130 μηδὲν φοβηθῇς lautet wie folgt: Fear nought from us, but know This band is friend, not foe, We that on swiftest pinions hither sail, — Nay, but with pain we bent Our sire to give assent, — Borne to this hill along the streaming gale. To deepest caverns rang Of stricken iron clang, And straight amazement cast out maiden fear: I flew with speed amain, Upon a wingèd wain, I flew, my sandals left, burning to see and hear.

zur Vergleichung herangezogen; im Zusammenhang hiermit wird in der Preface der Grundsatz vertreten, daß für heutige Leser the spirit of Aeschylus can be expressed only in language of an archaic complexion. Die Introduktion erörtert, ohne Neues von Belang zu sagen, das Verhältnis des Dramatikers zu Hesiod und skizziert die Personen der Tragödie. Die große geographische Partie betreffend, wird bemerkt: „Ios Beziehungen zur Haupthandlung sind sehr lose. Sie bestehen darin, daß sie wie Prometheus ein Denkmal der Tyrannei des Zeus und daß sie ferner die Ahnherrin des Befreiers Herakles ist. Um diesen Berührungspunkten Bedeutung zu verleihen, war die ausführliche Erzählung ihrer Wanderungen, der vergangenen und der zukünftigen, nicht unbedingt geboten. Sie bilden sichtlich ein Objekt für sich und das Hauptmotiv, um dessentwillen Io eingeführt wird. Die geographische Partie war vielleicht im Originaltext beträchtlich länger als in der jetzigen Gestalt“ — letzteres eine Behauptung, die zu beweisen kein Versuch gemacht wird. — Einige prinzipielle und einzelnes anlangende Einwendungen bei Gildersleeve (Amer. Journ. of Philol. XXIII, 1902, 467 ff.), der die Kritik von Übersetzungen geistvoll mit der Messung von Asymptoten vergleicht.

O. Navarre, De l'hypothèse d'un mannequin dans le Prométhée enchaîné d'Eschyle. Rev. d. ét. anc. III, 1901, 105—114.

*J. E. Harry, A misunderstood passage in Aeschylus (Prom. 119). Transact. of the Amer. Philol. Assoc. XXXII, 1901, 64—71.

E. R. Bevan, Ἀκραγής and Agrigentum. Class. Rev. 1902, 200.

P. Girard, Sur un passage interpolé du Prométhée d'Eschyle. Rev. d. ét. gr. 1899, 149—168.

Navarre verficht, z. T. gegen eine ihm vorliegende, noch unveröffentlichte *Arbeit (vgl. Rev. d. étud. gr. XI, 1898, 519) von Maurice Croiset über die Darstellung des Prometheus (worin der Nachweis versucht ist, „daß alle scheinbar so schwierigen szenischen Effekte des Stücks sich mit den gewöhnlichen mechanischen Mitteln des fünften Jahrhunderts haben erreichen lassen“), die seit Welcker öfters angenommene, auch von Weil a. a. O. verteidigte Puppenhypothese mit unleugbarem Geschick. Er betont nebst der vollständigen Unbeweglichkeit der Figur während des ganzen Stücks und der Stummheit des Prometheus während der Anschmiedungsszene einmal die nur unter der Annahme eines mannequin vorhandene Möglichkeit, die Eintreibung des Keils im Anfang und den Felssturz am Schluß der Tragödie szenisch glaubhaft und technisch durchführbar zu machen, dann die einfache Struktur des durchwegs mit zwei Schauspielern sein Auslangen findenden Dramas (nach Croiset in einer früheren Schrift spätestens 466 aufge-

führt), endlich den Umstand, daß dem Darsteller des Prometheus zwischen v. 81, wo er in der Rolle des Hephaistos abgeht, und 87, wo Kratos die Bühne verläßt, hinlänglich Zeit bleibt, hinter die Puppe zu schlüpfen. — Für die Bedeutung von 1094 μὴ φρένας ὑμῶν ἠλιθιώσῃ, das Croiset lediglich von einer momentanen Geisteszerrüttung versteht, wird auf Herod. 5, 85 verwiesen. Hier seien auch die S. 106 zitierten *Extraits d'Eschyle von Mondry Beaudouin, Par. 1896, genannt, woraus N. die Interpretation von 65 στέρνων διαμπάξ, quer über die Brust (statt durch die Br.) erwähnt.

Nach der Revue des ét. gr. XII, 1899, 504 sprach Vasnier in der Sitzung der Association pour l'encouragement des ét. gr. vom 4. Mai 1899 über die Konstruktion des Wagens der Ozeaniden.

J. A. Nairn (Class. Rev. 1898, 209) will 440 K. προυσελούμενον (und Ar. Ran. 730 προυσελοῦμεν), beides metrische Korrektur Porsons für προσελ-, nicht gelten lassen, sondern nimmt beiderseits früh verschollenes προσποδεῖν (= προπηλακίζειν, vgl. Weckl.-Zomar. zu Prom. 113) an. It is certainly curious that in each case it took the same form, omitting Ϝ and changing ΟΔ to ΕΛ. Schon dies hätte bedenklich machen sollen; daß beide Dichter σποδεῖν und κατασποδεῖν sagen, beweist nichts für die Existenz jenes anderen Kompositum. — Auch v. Holzinger, Jahresber. Bd. CXVI, 1903, S. 266, lehnt die Vermutung ab.

M. L. Earle spricht sich (Class. Rev. 1900, S. 20) entschieden zugunsten des μᾶσσον ἤ ὡς ἐμοὶ γλυκύ 628 K. der jüngeren Hss. aus, wobei auf den Widerspruch hingewiesen wird, der zwischen Weckleins Worten (Athener Ausg. II 170) φαίνεται δὲ πιθανώτερον, ὅτι ἐλλείπει ἐνταῦθα τὸ μεταξὺ τοῦ συγκριτικοῦ καὶ τοῦ κώλου τῆς συγκρίσεως ὑπάρχον ἤ . . . und den unmittelbar folgenden καὶ ἡ ἔννοια εἶναι: ὡς ἐμοὶ ἀρεστόν ἐστι, μὴ φρόντιζε πλέον περὶ ἐμοῦ bestehe. Der Scholiast, der τὸ ἀκούειν anmerkt, hat sicherlich ὡς im kausalen, nicht im komparativen Sinn verstanden.

Die Änderung von K. Lincke zu v. 799 K. τοῦτο φροίμιον λέγω (Philol. N. F. XIII, 1900, 186 f.) ist längst von Wakefield vorweggenommen.

Bevan (Class. Rev. 1902, 200) postuliert für 801 K. Ζηνὸς ἀκραγεῖς κύνας γρῦπας die Deutung „Adler = Hunde“, d. i. adlerköpfige, und zählt das singuläre Wort mit Hinweis auf den Adler der Münzen von Akragas der Gruppe sizilischer Idiotismen bei, die Äschylus nach Athenäus IX 402b seinem Wortschatz einverleihte.

P. Girard will die Verse 816—818, 823—843, 845, 875 f. Wl., zusammen 27 Trimeter der Io-Szene tilgen, wodurch er zugleich eine genaue Symmetrie der beiden Hälften der Prophezeiung des Prometheus (786—815 = 845—874) gewinnt. Den Anlaß für die größte dieser Interpolationen erblickt er in der Glorifizierung des zwischen 440 und 420 „wieder modern gewordenen“ Dodona,

gesteht übrigens selbst zu, daß das Stück, von Nebensachen abgesehen, in Sprache und Stil dem übrigen ebenbürtig ist. Überdies stelle 839—841 eine Dittographie zu 732—734 (τῆς σῆς πορείας) dar, wie 875 f., die in der Zeit der nichttrilogischen Wiederaufführungen älterer Stücke entstanden sein mögen, eine zu 870. Der erste der Einschübe wieder bilde ein ungeschicktes, weder in Ios vertrauensvoll schweigendem Zuhören noch in Prometheus' zuversichtlicher und klarer Schicksalskündung begründetes Füllsel. — Die ganze Diatribe, aus der n..r noch die einleuchtende Verbesserung 792 πόντον (so M) περῶσ' ἄφλοισβον, d. i. die endlose Einöde, hervorgehoben sei, macht bei aller Sauberkeit und Schärfe der einschmeichelnden Argumentation doch den Eindruck, als sei sie ihrem Hauptgedanken nach a posteriori, der Zahlentheorie zuliebe, ausgesonnen. Um nur zwei Dinge zu nennen: warum wird nicht auch der erste Teil der Wegbeschreibung, 707—735, in die Symmetrie einbezogen? und: wer wird leugnen, daß Prometheus' τεκμήριον für die Wahrheit seiner Vorhersagen, der Exkurs über das von Io bereits zurückgelegte Wegstück, dramaturgische Bedeutung empfängt als Ruhepunkt inmitten jener Verheißungen mit ihren (von 707 bis 873) wohlgezählten 22 Futura, δράσεις 744 u. dgl. außerhalb der ῥῆσις stehende natürlich ungerechnet? Die Dittographie anlangend, könnte man mit gleichem Recht an 792 ἔστ' ἂν ἐξίκῃ wegen 810 ἕως ἂν ἐξίκῃ Anstoß nehmen oder umgekehrt; das etymologische Spiel in 840 Ἰόνιος liebt, wie G. selbst betont, Äschylus nicht minder wie seine Nachfolger.

A. v. Mess, Der Typhonmythus bei Pindar und Äschylus. Rh. Mus. 56, 167 ff., sucht die enge Verwandtschaft zwischen den Typhonpartien im Prometheus 367—388 und bei Pindar Pyth. 1, 15—28 aus gemeinsamer epischer Quelle, etwa einer verlorenen hesiodischen Dichtung, zu erklären. Auf die Nennung Hesiods im Schol. Prom. 367 legt er selbst weniger Gewicht, desto mehr auf die epischen Anklänge bei Äschylus, sowohl hinsichtlich der metrischen Form (Häufung der Anapäste im ersten Iambus und positio debilis) als des Wortgebrauchs (hier ist im Grunde das dem attischen Drama sonst ganz fremde σμερδνός 371 das einzige Beweisstück). — Dem Hauptergebnis stimmt Usener zu in dem anschließenden Artikel S. 174.

Gustavus Meliénus, De Ius fabula capita selecta. Inaug.-Diss. Upsala 1901.

Melién, ein Schüler K. Roberts, läßt auf die Betrachtung der älteren Stadien der Iosage im Epos und bei Bakchylides eine verständnisvolle Analyse der Io betreffenden Partien der Hiketiden und des Prometheus folgen, um die Unvereinbarkeit der beiden in diesen Stücken vorliegenden Versionen des Mythus klarzulegen und den Nach-

weis zu erbringen, daß der Dichter der in den älteren Hiketiden noch als μιξόμβροτον βοτόν dargestellten Io im Prometheus, wo sie persönlich auftritt, aus Erwägungen der Bühnentechnik die menschliche Gestalt und die symbolischen Kuhhörner gibt; dieser Entwickelung geht die Metamorphose in der bildenden Kunst parallel. (S. S. 249.) — Vgl. Sam Wide, D. Lit. Z. 1902, 1636, Bloch, Berl. phil. Woch. 1904, 244.

Die Fragen der Datierung und der Überarbeitung des Stückes werden von verschiedenen Ausgangspunkten her ventiliert in den Schriften von:

C. B. Gulick, The Attic Prometheus. Harvard Stud. X, 1899, 103—114.

J. C. Hoppin, Argos, Io and the Prometheus of Aeschylus. Harvard Stud. XII, 1901, 335—345.

Sprachgeschichtliches zu Äschylos' Prometheus. Vortrag v. J. Wackernagel auf der Straßburger Philologenversammlung 1901. Bericht hierüber in den Verhandlungen d. 46. Vers., Lpz. 1902, S. 65, und Woch. f. kl. Philol. 1901, 1297 f.

K. Wenig, In welcher Gestalt ist uns Äschylus' Tragödie Προμηθεὺς δεσμώτης erhalten? (Böhm.) Listy fil. 1901, 161—173; 321 —342.

Gulick setzt das Stück in seiner Urgestalt in den Anfang der siebziger Jahre, das erhaltene (er ist ein entschiedener Anhänger der Betheschen Interpolationshypothese) in das Jahr 415; für die erstere Datierung spreche der Umstand, daß Prometheus alle die in den V. 463 —519 namhaft gemachten Wohltaten, die sonst auch anderen Heroen wie Palamedes, Nauplios, Erichthonios usw. zugeschrieben erscheinen, mit großem Nachdruck sich vindiziere, was auf die Zeit unmittelbar nach Platää weise, als mit den alten Kulten auch der des πυρφόρος erneuert wurde. Der zweite Ansatz wird einesteils auf die Vergleichung mit dem rationalistischen, durchaus unpersönlich gehaltenen kulturgeschichtlichen Kapitel der euripideischen Hiketiden (201 ff.), anderesteils auf die Prometheus-Reminiszenzen der 414 aufgeführten Vögel gestützt. — Wie fadenscheinig alle diese Argumente sind, liegt auf der Hand. Auch die gegen Meineke gerichtete Annahme (S. 113), die Nennung des Schauspielers Mynniskos von Chalkis im βίος des Äschylus (p. 312 Weil) ziele auf dessen Beteiligung an den Wiederaufführungen äschyleischer Stücke im Zeitalter des peloponnesischen Krieges, wird schon durch den Wortlaut der βίος-Stelle (Αἰσχύλος ... τὸν δεύτερον αὐτῷ προσῆψε Μ. τὸν Χ.) widerlegt. In welchem Verhältnis zu diesem Mynniskos der von Plato im Syrphax verspottete

Namensbruder und der Schauspieler der didaskalischen Inschrift C. I. A. II 971b stehen, bleibt unsicher.

Hoppin versucht die Datierung des Stückes mittelst eines scharfsinnigen Indizienbeweises, zunächst auf Grund der Kunstdenkmäler, insbesondere einer in seinem Besitz befindlichen, von Petersen (Röm. Mitteil. 1893) kurz beschriebenen, jetzt zum erstenmal publizierten rotfigurigen Hydria des strengen Stils, die er spätestens 470 ansetzt, mit Io in Kuhgestalt, Argos und Hermes. Im Anschluß an Engelmann (de Ione) schließt er: die Io als Färse darstellenden Monumente sind älter als der Prometheus, die sie als βούκερως παρθένος (v. 612) zeigenden bereits von ihm beeinflußt. Die frühere Form des Mythos erscheint auf jener Hydria und vier Vasen, in den Hiketiden (303) und der 19. Ode des Bakchylides, die spätere, durch ein Oxybaphon von Ruvo und großgriechische Vasen vertretene, im Prometheus. Die Bakchylidesode und die Hiketiden, die ohnedies als das älteste erhaltene Stück des Äschylus gelten, liegen vor 475, der Prometheus, dem die späteren Darstellungen folgen, kann kaum vor dieses Jahr fallen. H. verlegt demnach das Stück zwischen die Ansätze von Gulick und Christ, 478—468, u. z. eher nach unten.

Wackernagel will, auf bisher nicht verwertete Anzeichen der Diktion des Prometheus gestützt, die überlieferte Textform auf eine „frühestens in der Zeit des archidamischen Krieges" besorgte Überarbeitung zurückführen. Seine Gründe sind: Das sonst vereinzelte Passivfutur auf -θήσομαι erscheint im Prom. fünfmal (87, 787, 892, 943, 1113 Weckl.), neben zwei Medialfuturis; „besonders auffällig ist συληθήσεται, weil auch Sophokles die passiven Formen bei Verbis contractis noch nicht hat." Der Perfektgebrauch zeigt zwei bemerkenswerte Erscheinungen: wiederholtes Vorkommen des sonst erst bei Pindar sichern, „im wesentlichen" erst dem vierten Jhd. eigenen Perfectum logicum des Aktivs sowie der vor Euripides nicht auftretenden -κα-Form von Verben auf -ζω (227 προὐτεθεσπίκει, 610 γεγυμνάκασιν). χρείη (229) hat erst Sophokles (sechsmal). Der elliptische Befehlsatz mit ὅπως (68) begegnet sonst erst in der 2. Hälfte des fünften Jhd., σοφιστής 'Schlaukopf' (62, 976, vgl. σόφισμα 1043) „widerspricht dem Gebrauch der äschyleischen Zeit" φυγγάνω (529, 541) ist erst in Sophokles' Elektra (132) und bei Thuk. (7, 44 a. E.) nachweisbar. Endlich ist βασιλικός (895) gegenüber dem älteren βασίλειος eine erst bei Plato auftretende Neubildung. — Dem Gewicht dieser Tatsachen verschließt sich Ref. keineswegs, ohne verschweigen zu wollen, daß sie an Überzeugungskraft einander sehr unähnlich sind. So kann es wohl nicht als zufällig angesehen werden, daß sämtliche drei Belege für σόφισμα bei Äschylus im Prometheus stehen (nebst der angef. Stelle noch 475 und 486); zeigt nun τοιαῦτα μηχανήματ' ἐξευρὼν . . αὐτὸς οὐκ ἔχω σόφισμ' ὅτῳ τ. ν. π.

πημονῆς ἀπαλλαγῶ im Verein mit ἀριθμόν, ἔξοχον σοφισμάτων, ἐξηῦρον deutlich genug, daß in dem von Hermes verhöhnten ἀσθενὲς σόφισμα der Inbegriff der prometheischen Erfindungsgabe, allenfalls Superklugheit, zu suchen ist, so folgt ohne Zwang für das zweimalige σοφιστής die Bedeutung, aus der die spätere technische erwachsen ist, 'der Kunstfertige', das zweitemal „nicht ohne eine gewisse Bitterkeit" (Gomperz, Griech. Denker I 464), und die Begriffssphäre des 'Schlaukopfs, Rabulisten' wird nur eben gestreift. Das verträgt sich sehr wohl mit dem Gebrauch des Wortes bei Pindar und Herodot, wie noch bei Kratinos und Euripides.

Von Wenigs Ausführungen liegt mir eine Skizze vor, die der Verf. auf meinen Wunsch zu besorgen die Güte hatte. Ich entnehme ihr folgendes: (Kap. I.) Die dialogischen Partien der Tragödie bieten weder von metrischer noch grammatischer noch auch technischer Seite irgendwelche Anhaltspunkte für die Annahme einer Umarbeitung. (Kap. II.) Das Auftreten des dritten Schauspielers im Prolog kann dem Dichter, der ja auch in der Orestie deren drei auf die Bühne bringt, nicht abgesprochen werden. Dagegen ist W., den Betheschen Gründen folgend, der Ansicht, daß der Schluß des Stückes umgearbeitet ist. (Kap. III.) Die Annahme, daß Okeanos und die Okeaniden erst in späterer Zeit auf der Flugmaschine kamen, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher. Kap. IV diskutiert die metrische Komposition der Chorika. Die Verwendung von drei akatalektischen trochäischen Tetrapodien in der Strophe 415 f. Wil. gilt W. als unbedenklich; „diese Tetrapodie erscheint überhaupt in der Tragödie sehr selten, auch bei Eur., kann also nicht als symptomatisch für die euripideische Komposition erklärt werden." Die 'logaödische' Strophe 128 ff. mißt er nach den neuen Theorien choriambisch (vgl. Sieben 720). „Im dochmischen Chorikon 687 ff. wird wieder der Umstand bemängelt, daß daselbst Daktylen zwischen die Dochmien eingestreut sind, was erst bei Eur. vorkomme, aber man vergißt, daß die Daktylen ihr Vorkommen nur einer Konjektur verdanken." Die daktylo-trochäische Komposition, die sich bei Äsch. auch sonst findet, ist allerdings bei Eur. viel häufiger, aber in neun Stücken dieses Dichters gibt es überhaupt keine Daktylotrochäen. Wie wenn diese allein auf uns gekommen wären? Wir müßten den entgegengesetzten Schluß ziehen. Rechnet man sie ab, so bleibt noch immer das Verhältnis der Stückzahl 10 : 7. „Am meisten wurden jedoch die daktyloepitritischen Strophen angezweifelt, da sich diese Komposition bei Äsch. nur in dieser Tragödie findet, dagegen oft bei Eur. Auch in diesem Falle muß ich betonen, daß die Daktyloepitriten schon vor Äsch. in der lyrischen Poesie sehr beliebt waren. Wir finden sie auch in der ältesten sophokleischen Tragödie, im Aias. Man kann also diese Komposition nicht modern, d. i. euripideisch nennen. Auch in der

Technik einzelner Verse ist nichts Neues zu finden. Der von Röhlecke angezweifelte Ithyphallikos kommt schon bei Simonides vor."

Während die Io-Monodie nichts Unäschyleisches aufweist, läßt die astrophisch durchkomponierte Prometheus-Monodie allerdings einen auffallend neueren Typus erkennen. Die Kürze der melischen Partien im Prom. ist schon von andern bemerkt, sie nehmen ein Siebentel aller Verse ein (in der Orestie ein Drittel, in den übrigen Dramen die Hälfte). — W. fügt schließlich bei, der erhaltene Prometheus scheine ihm für eine spätere Aufführung eingerichtet zu sein, wobei nur das Notwendige geändert, keine radikale Umarbeitung vorgenommen wurde. „Die langen, später nicht mehr beliebten Chorika wurden abgekürzt (nicht metrisch umgearbeitet); auch der Schluß mußte dann passend abgerundet werden, da der δεσμώτης vom folgenden λυόμενος losgelöst und selbständig aufgeführt wurde."

Was Th. Schäfer, Äschylos' Prometheus und Wagners Loge. (Festschr. d. 45. Vers. deutscher Philol. u. Schulm. in Bremen. 1899. S. 1—93) in breit ausgeführter Charakterisierung für den Nachweis der Verwandtschaft Loges mit Prometheus, Mimirs mit Okeanos usw. vorträgt — er resümiert S. 61: „so ist es Äschylos und Wagner gelungen, die zerstreuten Erzählungen lokaler Volkssagen zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen und die widersprechenden Züge der Persönlichkeiten des Prometheus und des Loge zu einem lebendigen Gesamtbild gewaltiger Charaktere zu gestalten, die durch sie fortan feststehende Typen in den Augen ihres Volkes geworden sind, beide einander so ähnlich in ihrem Grundwesen, in ihrer seelischen Entwickelung" etc. — beansprucht nicht und vermag auch nicht, dem Verständnis des Dramas oder der Trilogie neue Wege zu weisen. Der Versuch, die Stationen der Io sinnbildlich zu deuten, S. 25 f., sie auf deren allmähliche Läuterung von menschlichen Fehlern und Leidenschaften zu beziehen (Skythen, Chalyber, der Hybristes sollen vor Frevel und Übermut, die Amazonen vor Trotz und Eigenliebe warnen usf.), verdient keine ernstliche Widerlegung. Die Trilogienfrage wird kaum gestreift, der πυρφόρος, ohne der Westphalschen Hypothese zu gedenken, an die Spitze gestellt. —

Auch N. Terzaghi, La irreligiosità nel Prometeo di Eschilo, At. e R. 1902, 646—661, zieht die germanische Göttersage (Völuspa, Oegisdrekka usw.) heran, um die Gestalt des äschyleischen Prometheus, die mit dem hesiodischen nichts gemeinsam habe als den Feuerraub und mit der Theodizee des Tragikers in so schroffem Widerspruch zu stehen scheine, begreiflicher zu machen und zugleich den letzteren von dem Vorwurf der Irreligiosität zu befreien. Es ist für ihn gewiß, daß das den Menschen verweigerte, in Fesseln gelegte und gegen den Himmel sich auflehnende Feuer in dem gemeinsamen Sagenschatz der arischen

Völker eine Rolle spielte; diese mythischen Elemente habe Äsch. übernommen, ohne daran gewaltsam zu ändern. Das trilogische Moment wird, als auf allzu unsicherer Grundlage beruhend, für die Beurteilung der Charakterentwickelung des Zeus und Prometheus und damit für die Beantwortung der Hauptfrage nicht weiter in Rechnung gezogen.

Die Schutzflehenden.

Die Schutzflehenden. Mit Einleitung und Anmerkungen von N. Wecklein. Lpz. 1902.

*The Suppliants, transl. by W. Headlam. 1900.

H. Jurenka, Ad Supplices Aeschyleam Adversaria. Pars I. Wiener Stud. XXII, 1900, 181—193.

Weckleins Ausgabe, die der der Sieben (s. u.) auf dem Fuße folgte, schließt den Reigen seiner Bearbeitungen äschyleischer Stücke. Da Einleitung und Kommentar im wesentlichen aus dem 2. Bande der Zographosausgabe (Athen 1896) herübergenommen sind, erübrigt nur vom Text zu bemerken, daß er, mit dem der Berliner Ausgabe (1885) verglichen, den Vorzug der glatteren Lesbarkeit besitzt, indem an etwa hundert Stellen ältere und neuere Verbesserungen aus der Adnotatio eingesetzt sind, wovon ein kleiner Teil W. selbst zum Urheber hat. — Vgl. Jurenka, Berl. phil. Woch. 1903, 1409 ff.

Aus Jurenkas exegetisch-kritischer Behandlung von ungefähr zwanzig dem Anfang der Tragödie entnommenen Stellen sei als beachtenswert herausgehoben 215 κόπων οἴκτειρέ μ', ἢ ἀπόλωλα πᾶς.*) 191 ὀπτῆρ' ἐσεῖεν (nach Herwerdens ὀπτῆρας εἶεν) ist nur scheinbar überzeugend: weder erscheint das Verbum für den Begriff des Abordnens oder Voraussendens angemessen, noch kann bezweifelt werden, daß Danaos' Worte von 186 bis 196 dem von ihm erblickten Gesamtheer und insbesondere ἀπήμων bis ξὺν ὀργῇ dem Heerführer, nicht einem Kundschafter gelten. Dem Anstoß des Numeruswechsels ἀρχηγέται — ἐπόρνυται begegnet die Todtsche Korrektur τῶνδε στόλος in befriedigender Weise. — V. 3 schreibt J. λεπτᾶν τ' ἀμάθων, mit nicht statthaftem Dorismus, 6 ff., wo er unter αὐτογενῆ φυξανορίαν die freigewählte Männerscheu versteht, ἀσεβῆ ὀνοταζόμεναι <στυγερόν τε> entgegen dem Gebot der Synaphie, 272 χρανθεῖσ' ἀνῆκε γαῖ' ἀμήνιτ' οὐκ ἄκη in dem Sinne von οὐκ ἀμήνιτα, was ebensowenig zulässig zu nennen ist wie die Außerachtlassung der Porsonschen Regel (vgl. 986).

*) Doch ist vielleicht ἢ ἀπόλωλέ τις vorzuziehen, nach dem aus Cho. 57 φοβεῖται δέ τις und sonst bekannten Gebrauch des Indefinitum.

Die Sieben gegen Theben.

Sieben gegen Theben. Mit erklärenden Anmerkungen von N. Wecklein. Leipz. 1902.

*Septem contra Thebas. Ed. by F. G. Plaistowe. Lond. 1900.

*Septem contra Thebas. Transl. by F. G. Plaistowe. Lond. 1899.

*Les Sept contre Thèbes. Essai d'une traduction en vers français p. Ch. Załuski. Nice 1900.

*Sedm proti Thebám. Přeložii Fr. Loukotka. V Praze 1900. (Eine Probe, *Übers. der Verse 341—1030, im Programm des akad. Gymn. in Prag, 1897, S. 29—58.)

*R. Schild, De responsione, quae in Aeschyli fabula Thebana inter binas nuntii regisque orationes intercedere creditur. Progr. d. Realgymn. Nordhausen 1900. S. 3—16.

Wecklein's Bearbeitung ist, ähnlich denen der übrigen Stücke, ein Umguß der griechischen Ausgabe, wobei „vieles weggeblieben ist, was sich für deutsche Leser entbehrlich erwies". Der erklärende Teil bildet nunmehr mit den früher in den Anhang verwiesenen textkritischen Bemerkungen ein Ganzes, womit der Kommentar an Benützbarkeit sehr gewonnen hat. — Ein paar Bemerkungen in der Anzeige Berl. phil. Woch. 1904, 225 ff. Die Vorschläge Sitzlers in der Besprechung der Ausgabe (Gymn. 1903, 237) sind, soweit sie nicht schon anderweitig Vorgebrachtes von neuem aussprechen, wertlos.

T. D. Seymour (Class. Rev. 1901, 28 f.) stützt v. 3 βλέφαρα μὴ κοιμῶν ὕπνῳ, das der Bezeichnung der frühen Tagesstunde zu Beginn des Stückes zu dienen habe, gegen Heimsoeths Korrektur κοιμῶνθ' durch den Hinweis auf homerische Beispiele der mit Kasus-Attraktion verbundenen Epanalepsis.

Fragmente.

Edm. v. Mach, The death of Ajax on an Etruscan mirror in the Museum of fine arts in Boston. Harvard Studies, XI, 1900, p. 93—99, zieht für die Wiedergewinnung der Originalform des frg. 83 der Thressai aus den im Scholion zu Aias 833 vorliegenden Spuren einen etruskischen Spiegel heran, der Menarfa und Eifas Telmunus zeigt: dem bis auf eine Körperstelle unverwundbaren Helden will der Selbstmord nicht glücken, da das mit aller Wucht gehandhabte Schwert sich wie ein gespannter Bogen biegt; da weist ihm die Göttin jene Stelle. M. revidiert Hermanns und Weckleins Herstellungsversuche; seine eigene Rekonstruktion (τόξον ὥς τις ἂν τείνων στρέφῃ, | <τοσόνδε καὶ χαλκοῦν> ἐκάμπτετο ξίφος | τοῦ χρωτὸς ἐνδιδόντος οὐδαμῇ σφαγῇ. | πρὶν δὴ παροῦσα μασχάλην αὐτῷ

μόνην | ἔδειξε δαίμων) betont mit Recht die Notwendigkeit, an παροῦσα δαίμων festzuhalten,*) leidet aber im übrigen an mehr als einem methodischen Mangel.

A. Hauvette, Les Eleusiniens d'Eschyle et l'institution du discours funèbre à Athènes. (Mél. Weil, S. 159—178)

verlegt, hierin den Aufstellungen v. Wilamowitz' folgend, die Einsetzung des athenischen λόγος ἐπιτάφιος in das Jahr 475, das Jahr der Einnahme von Eion und Skyros und der feierlichen Einholung der Gebeine des Theseus, und konstruiert hierauf mit dem Minimum von Überlieferung, das für die 'Ελευσίνιοι zu Gebote steht (dem einen Satz in Plutarchs Theseus c. 29, wonach τῶν Εὐριπίδου 'Ικετίδων, in denen Theseus die Bestattung der vor Theben Gefallenen im Kampf erzwingt, καταμαρτυροῦσιν οἱ Αἰσχύλου 'Ελευσίνιοι, ἐν οἷς καὶ ταῦτα λέγων ὁ Θησεὺς πεποίηται, daß er nämlich die Thebaner πείσας καὶ σπεισάμενος dazu vermochte), einen beachtenswerten Indizienbeweis für die Datierung dieses Dramas. Es muß jünger sein als der von Kimon neubelebte Kult des nationalen Heros, es war erfüllt von dem weitherzigen, auch Thebens und Argos' Ruhm neidlos kündenden Patriotismus der Zeit der „Perser", muß aber andererseits von den Sieben, die den gleichen Mythus sozusagen vom innerthebanischen Gesichtspunkt darstellen, um ein mehrjähriges Intervall abstehen; und wenn dies Stück keinen eigentlichen Schlachtbericht enthalte, so habe das — und dies ist das schwächste Glied in der Beweiskette — seinen Grund vermutlich darin, weil dafür in den 'Ελευσίνιοι schon vorher gesorgt war.**) Also wären die Grenzpunkte 475 und 470, innerhalb dieses Zeitabschnittes eher ein früheres Jahr. — Endlich, wenn Dionys von Halikarnaß V, 17 von den ἔπαινοι der athenischen Tragiker redet, οἳ κολακεύοντες τὴν πόλιν ἐπὶ τοῖς ὑπὸ Θησέως θαπτομένοις καὶ τοῦτ' ἐμύθευσαν, hat er gewiß auch Äschylus im Auge, auf dessen verlorenes Drama überdies die Leichenrede Adrasts in den euripideischen Supplices hinweist, die mit v. 846 ff. und den so durchaus unkriegerischen Elogien des Kapaneus usw. wie die Parodie eines Schlachtberichts anmutet. Diesen gab, wie H. vermutet, Adrast im Verlauf seiner Leichenrede in dem Drama des Äschylus. — In der Anzeige von Wilamowitz' Hiketidenübersetzung (Rev. crit. 1899, 334 f.; vgl. Anm.**

*) So auch der Rezensent Hermath. XXVII, 1901, 436, der überdies das vom Scholiasten gebotene τις nicht missen möchte.

**) Vgl. hiermit Wilamowitz, Der Mütter Bittgang, S. 11: Äsch. Sieben geben keinen Schlachtbericht, „sehr auffällig, wenn er nicht eben eine eigene ältere Schilderung zu wiederholen vermied. Damit rückt diese mit Sicherheit vor des Dichters sizilische Reise, 476—74 etwa. Die Einsetzung des Totenfestes und die Weihung des Friedhofes im J. 475 ... hat Äsch. nicht mitgemacht. Mit ihr kann auch die eleusinische Geschichte nichts zu tun haben."

vor. S. nnd oben S. 185) gesteht H. zu, daß die von Äsch. behandelte eleusinische Sage mit der Stiftung des Theseusfestes von 475 in keinem notwendigen Zusammenhang stehe, will aber die Möglichkeit offen lassen, daß der Dichter, auch wenn er damals nicht in der Heimat weilte, in einem nm 473 geschaffenen Werk die attische Ortssage mit dem patriotischen Thesenskult verknüpfte.

Zu den vielen bis tief in byzantinische Zeit herabreichenden Beispielen für die Verwendung des äschyleischen Bildes τοῖς αὐτῶν πτεροῖς ἁλισκόμεσθα, die Nauck² zu frg. 139 (und Addenda S. XXIII) nachweist, kommt die Wendung ἁλώσῃ τοῖς ἰδίοις πτεροῖς in dem in cod. 454 der Pariser Nationalbibl. enthaltenen Hiobkommentar des Bischofs Julian von Halikarnaß, Rh. Mus. LV, 329, 21; ebendaselbst 334, 21 (vgl. Hauler, Eranos Vind. 335) wird der Euripidesvers frg. 598, 3 in Verbindung mit menandrischen, z. T. neuen Versen zum Behnf der Theodizee des monophysitischen Apologeten zitiert, und zwar selbst als Menandervers. Vgl., was der Herausgeber, Usener, a. O. S. 337 zur Überlieferungsgeschichte des letztern Verses weiterhin bemerkt.*)

In dem metrischen Traktat Oxyrh. Pap. II S. 46 liest man Kol. XI, 2 ff.: τ]άδε πάσχειν ἐθέλεις, ὁποῖον ἐν τῷ Προμηθεῖ τίθησι πάλιν Αἰσχύ[λος ο]ὕτως· [. . . .]ων δυσκελάδων. Nach Grenfell-Hunts einleuchtender Annahme sind auch die erstzitierten Worte äschyleisch. Sie erinnern von fern an Prom. 1100 ὅ τι χρὴ πάσχειν ἐθέλω, während das zweite Zitat, das im δεσμώτης nicht vorkommt, aus einem andern Stück der Trilogie entnommen sein muß. Der Zusammenhang ergibt, daß das vor δυσκελάδων gestandene Wort anapästische Messung hatte, also etwa κελάδων. vgl. γάμος δύσγαμος u. ä. — Eine ebd. S. 45, Kol. V, 6 sich findende Erwähnung des Äschylus als Erfinders oder Miterfinders eines nicht näher zu bestimmenden Metrums bleibt ganz unergiebig. Vgl. A. Ludwich, Berl. phil. Woch 1900, 359.

Julius Jüthner, Der Raub des Orestes im Telephosmythos, Wiener Stud. XXIII, 1 ff., kombiniert die Telephosdarstellungen auf zwei von L. Pollak publizierten Hieronvasen mit dem Bericht des Thukydides über Themistokles' Gewaltstreich bei Admet einerseits und dem Scholion Arist. Ach. 332 andererseits und gelangt zu folgenden Schlüssen: da das eine, aus der Zeit vor 470 stammende Gefäß den Raub des Orestes noch nicht zeigt, wohl aber das andere um 450 geschaffene, muß Äschylus, von dem das Scholion sagt, ὁ Τήλεφος κατὰ τὸν τραγῳδοποιὸν Αἰσχύλον . . . τὸν Ὀρέστην εἶχε συλλαβών, der Schöpfer dieses in den Kyprien noch fehlenden dramatischen Motivs sein. Aus seinem, nicht erst aus Euripides' Telephos erwuchs die auf dasselbe Motiv ge-

*) Zum Aeschylusfrg. vgl. Programm d. Elisabethgymn. in Wien 1903, S. 10.

gründete Themistokleslegende; noch weniger kommt bei der Bereicherung des Mythos um diesen Zug der durch Kaibel als Satyrstück erwiesene sophokleische Telephos in Betracht.

C. Robert (Hermes 1902, 159) vermutet in der Darstellung der Gräen auf einem Tonbecher im Archäol. Museum der Universität Halle das Abbild einer Szene aus Äschylus' Phorkides. Sie heißen hier Pemphredon, Perso und Enyo und sind nicht als alt und häßlich, sondern als jung und schlank dargestellt.

Frg. 351 (ὅτι νυν ἦλθ' ἐπὶ στόμα) will H. Jackson (Journ. of Philol. XXVII, 1901, S. 159 f.) getilgt sehen, da es aus der bekannten bei Aristoteles (Eth. Nicom. III, 2, 1111ᵃ 8 ὃ δὲ πράττει ἀγνοήσειεν ἄν τις, οἷον λέγοντές φασιν ἐκπεσεῖν αὐτοὺς ἢ [J. verm. ἃ] οὐκ εἰδέναι ὅτι ἀπόρρητα ἦν, ὥσπερ Αἰσχύλος τὰ μυστικά) berührten Anekdote zu stammen scheine: der Dichter selbst habe sich in der Mysteriensache mit der Unbedachtheit seines Ausdrucks entschuldigen wollen. — Auf den Umstand, daß alle drei Zeugen, die das Fragment überliefern, das νῦν haben und ἐπὶ στόμα hinter das Verbum stellen, ist vielleicht kein Gewicht zu legen, Themistius wenigstens hat den Satz gewiß nicht mehr im Original gelesen; aber daß Plato hundert Jahre nach Äschylus' Tod eher ein von diesem gesprochenes Wort als ein Zitat aus ihm mit κατ' Αἰσχύλον einleiten sollte, ist wenig glaublich.

Fr. Marx kommt in den Wiener Studien XX, S. 191 f., im Verlaufe seiner Revindikation der Schrift περὶ ὕψους an Longin, auch auf die von Cicero ad Att. 2, 16, 2 auf Pompejus gemünzten Verse φυσᾷ γὰρ οὐ σμικροῖσιν αὐλίσκοις ἔτι, ἀλλ' ἀγρίαις φύσαισι φορβειᾶς ἄτερ (frg. Soph. 701) zu sprechen. Indem er ihnen mit Berufung auf das Zitat bei Johannes Sikeliota (bei Nauck TGF. S. 89) das von Cicero in den Indikativ verwandelte φυσῶν beläßt, weist er sie dem Teil der ῥῆσις des Boreas in der äschyleischen Oreithyia zu, der dem π. ὕψ. 3 nach der ersten großen Lücke erhaltenen frg. 281 vorausgeht (vgl. τὸ τὸν Βορέαν αὐλητὴν ποιεῖν p. 5, 6 Vahl.), und läßt den Windgott nach der Drohung, das Meer mit aller Sturmgewalt aufzuwühlen, die Landleute auffordern, ihr Herdfeuer zu löschen, widrigenfalls er fürchte, <μὴ> καὶ καμίνου σχῶσι μάκιστον σέλας. Sophokleisch ist an dem obigen Verspaar nur, was der jüngere Dichter nach dem Ausweis der bald folgenden Worte (π. ὕψ. p. 5, 16) zu irgendeinem Zweck sich aneignete und Longin oder bereits Cäcilius auf Klitarchs στόμφος anwendete. — Daß die Verse bei Cicero Äschylus angehören, hat u. a. auch Immisch Rh. Mus. XLVIII, 513 vermutungsweise ausgesprochen.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

W. Kroll.

Hundertsechsundzwanzigster Band.

Dreiunddreissigster Jahrgang 1905.

Zweite Abteilung.

LATEINISCHE KLASSIKER.

LEIPZIG 1906.

O. R. REISLAND.

Inhalts-Verzeichnis

des Hundertsechsundzwanzigsten Bandes.

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

W. Kroll.

Dreiunddreissigster Jahrgang.

1905.

Mit den Beiblättern:

Bibliotheca philologica classica
Jahrgang XXXII (1905).

Biographisches Jahrbuch für Altertumskunde.
Jahrgang XXVIII (1905).

Der ganzen Reihe

Band 125 bis 128.

Sechstes und siebentes Heft.

Band CXXVI Seite 1—144. — Band CXXVIII A Seite 75—148.

Leipzig.

O. R. Reisland.

Karlstrasse 20.

Der Subskriptionspreis des „Jahresberichtes" (jährlich erscheinen 12 Hefte) beträgt netto 32 Mk., derselbe erlischt vier Wochen nach Erscheinen des ersten Heftes, und kostet der Jahrgang dann netto 36 Mk.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Ausgegeben Mitte Oktober 1905.

INHALT:

Zweite Abteilung.

Vierte Abteilung.

Bericht über die Lucrezliteratur aus den Jahren 1901 bis 1903.*)

Von

Adolf Brieger in Halle.

I. H. Munro, T. Lucreti Cari de rerum uatura libri sex with uotes and translation. 5. Auflage.
II. T. Lucreti Cari de rerum uatura liber tertins. editet with introduction, notes and index by J. D. Duff, Cambridge 1903. *Pichon, Lucretius, morceaux choisis. Paris.
III. J. van der Valk. De Lucretiano carmine a poeta perfecto et absoluto. 1902.
IV. Giri, due questioni Lucreziane. Rivist. fil. XXIX, 30—44.
V. G. Giri, alcuni luoghi controversi del quinto libro di Lucrezio. Riv. fil. 1902, 209—234.
VI. E. Stampini, Lucretiana. Riv. fil. 1902, 315—339.
VII. Carlo Pascal, osservationi sul primo libro di Lucrezio. Riv. fil. 1902, 545—558. (Carlo Pascal, la declinazione atomica in Epicuro e Lucrezio. Riv. fil. 1902 II p. 335 ff. S. d. folgende Nr.)
VIII. Carlo Pascal, studii critici sul poema di Lucrezio. Roma-Milano. 1903.
IX. Postgate, Epilegomena on Lucretius. Classic. Review 1903, p. 33—42.
X. Ellis, Lucr. III 493 sqq. Journ. of Philol. N. 55, 18, 19.
XI. W. Merrill, on Lucretius. Clas. rev. 1902. III 189.
XII. G. Birdwood, Athenaeum. 190 3. 3937 p. 466.
XIII. Fr. Harder, zu Martialis und Lucretius. Wochenschr. f. class. Philol. 1902 p. 164—167.

---

*) Die Bücher, die ohne Nummer und durch einen Stern bezeichnet sind, haben dem Referenten nicht vorgelegen.

XIV. G. Wörpel, zu Lucretius III 43. Wochenschr. f. Class. Phil. 1902 p. 365 f.

*Counson, Lucrèce en France. Musée Belge. 1902 p. 403—422.

XV. A. Brieger, Epikurs Lehre vom Raum, vom Leeren und vom All und die Lucrezischen Beweise für die Unendlichkeit des Alls, des Raumes und des Stoffes. 1901. Philol. N. F. XIV, p. 510—540.

XVI. P. Shorey, Plato, Lucretius and Epicurus. Harward-studies 1901 vol. XII.

XVII. R. A. Fritsche, der Magnet und die Atmung in antiken Theorien. [Lucrez VI 906—1087] Rh. Mus. N. F. LVII, S. 363—389.

XVIII. Titus Lucretius Carus. Von der Natur der Dinge. Übersetzt von Ludwig v. Knebel. Neu herausgegeben von O. Güthling. Leipzig, Reklam 1901.

XIX. M. Schanz, der Lucrezübersetzer Max v. Seydel, N. Jahrb. f. class. Alterthum, 1903, 262—71.

XX. A. Brieger, Bericht üb. die Lucrezliteratur der Jahre 1899—1900. Bu. Jhrbert. 1901. c. VIII 2. Abt. 145—161.

I. An der Spitze dieses Berichtes hebe ich die Tatsache hervor, daß Munros große Lucrezausgabe im Jahre 1903 zum fünften Mal erschienen ist. Das ist ein Zeichen dafür, daß die Beschäftigung mit dem Gedichte de rerum natura, um dessen Kritik wie um dessen Erklärung sich der ausgezeichnete englische Gelehrte die größten Verdienste erworben hat, eher zu- als abgenommen hat. So sind gegenwärtig zwei neue Ausgaben des Lucrezischen Gedichtes, mit eingehenden Kommentaren ausgestattet, im Erscheinen begriffen. Sowohl von C. Pascals als von J. van der Valks Ausgabe liegt bis jetzt nur das erste Bändchen, das erste Buch enthaltend, vor, und beide Bücher rechtfertigen die günstige Erwartung, mit der man ihnen nach den früheren Arbeiten beider Gelehrten (s. IV, VII und VIII) entgegensah.

II. Vom dritten Buche de rer. nat. ist eine wertvolle Einzelausgabe erschienen. Sie rührt von Duff her, der sie auf die Aufforderung der Syndici der Cambridger Universitäts-Presse übernommen hat. Man hat ihn ausgewählt, weil er im J. 1887 das 5. Buch de r. nat. mit einem recht brauchbaren Kommentar herausgegeben hat, s. Jhrsbr. 1889 S. 214. Wie damals, so hat er auch jetzt Leser im Auge gehabt, die Lateinisch gelernt haben, aber ohne eine eigentlich philologische Vorbildung an die Lesung des Lucrez herantreten. Bei der Herstellung des Textes hat er große Sorgfalt angewendet und zeigt

ein gutes Urteil. Heinze*) hat ihn nicht überzeugt, daß die Folge, in welcher die einzelnen Partien des B. III überliefert sind, durchaus die vom Dichter gewollte sei, und ebensowenig glaubt er mit der Annahme zweier Lücken auskommen zu können. Nun Einzelnes.

83. *hunc . . . hunc* soll 'dieser, jener' bedeuten. *hunc esse timorem . hunc vexare . . hunc rumpere et . . . suadet* (Duff). Der Punkt hinter *timorem* reisst zusammengehöriges auseinander, ohne ihn aber ist es unmöglich, das dreifache *hunc* nicht als anaphorisch aufzufassen, s. S. 11. 173 *terraeque petitus suavis.* Wenn auch das Liegen angenehm sein kann, so doch nicht das Fallen. 198 Nachdem Ref. vor 32 Jahren, Jhrsb. 1873 S. 1119, die Wiederherstellung von (*lapidum collectum*) *spicarumque* gefordert hat, ist ihm, nach Giussani, nun auch Duff gefolgt, mit der von ihm gegebenen Erklärung. 252 *huc* = *in medullas* (Heinze). *Ossibus atque medullis* gehört zusammen, und die Behauptung, daß jeder Schmerz, der bis dorthin dringe, tödlich sei, ist zu verkehrt, als daß man sie dem Lucr. durch Interpretation aufbürden dürfte. Munros *huc* = ad quartam naturam war richtig. 284 *aliis aliud subsit magis emineatque.* Brg. *alias.* Die Verteidigung der handschriftlichen La. beruht auf der Verkennung der Tatsache, daß hier nicht von Temperamenten, sondern von Gemütszuständen die Rede ist. Munros *etenim* für *etiam* S. 288 ist unbedingt notwendig. 358 *cum expellitur aevo.* Daß das verkehrt ist, bezeugt D. selbst, indem er sagt, dies werde vom Leibe gesagt, während es eigentlich (more appropriately) vom Menschen gesagt werden sollte. 404 *truncus* soll ein Substantiv sein. Warum? Und in *circum membrisque remota* (corr. quadr. *remot.* obl. *remotus*) soll *membra* den Rumpf, im Gegensatze zu den Gliedern (!), bezeichnen. Eine solche Improprietät traut man einem Lucrez zu! Ref. hält sein *animae vi cum membrisque remota* bis jetzt noch für das einzig mögliche. 462, 472, 473, 463 sqq. So schreibt D. mit Giussani. Da 472 sq. sich ebenso gut an 471 schließt, so hat Ref. die Verse 463—471 mit Doppellinien umschlossen. Der Fall ist gerade so, wie bei IV 267—321, 322—361, 362—371 (Bern.), wo sich der letztere Abschnitt sachlich an 367, den ersten, formell, *adumbratim: umbra*, an den letzten anschließt, s. Proleg. zu 364. In beiden Fällen handelt es sich um Zeichen der Unfertigkeit des Werkes. 492. D. nimmt mit Brg. eine Lücke hinter diesem V. an, vermutet auch mit demselben, daß es *vi* für *vis* geheißen habe, läßt aber *vis* drucken, vgl. S. 4. In der Kühnheit der Umstellungen folgt D. Giussani, s. Jhrsbr. 1898 S. 12, nicht. Außer der oben erwähnten hat er mit ihm gemein: 592—606 hinter 575. Er stellt ferner hinter 606: 676—679, die an der

*) S. Jhrsbr. 1898 S. 19 ff.

Stelle, wo sie überliefert sind, durchaus passen. Die Reihenfolge der Abschnitte von 525 an ist bei ihm folgende: 548—575, 592—606, 576—599, 580—591, 607—614. Die letztere Umstellung, in der ihm Giussani vorangegangen ist, erscheint als eine entschiedene Verbesserung. Daß 607—614 auf 591 folgen sollte, hat Brg. durch Einklammerung der dazwischenstehenden Verse angedeutet. Mit Giuss. stellt D. ferner 526—547 hinter 669. Jedenfalls entsteht, von einem Fall abgesehen, s. o., auch durch diese Umstellungen keine Reihenfolge, wie man sie in einem vom Dichter vollendeten Werk erwarten könnte, und das dritte Buch bleibt, trotz Heinze und Valk, s. u., ein Hauptzeugnis für die entgegengesetzte Annahme. 658 sqq. *micanti serpentis cauda, procero corpore truncum* (f. *utrumque*). Das *truncum* rührt von mir her, nicht von Giuss. und die letzte Gestalt der ganzen Lesung ist zwischen uns beiden vereinbart. 741 sqq. *et fuga cervis . . a patribus datur*. Man erwartet ein drittes Objekt zu *sequitur*, und dies ist ja in *cervos* überliefert. Die Lücke ist also wahrscheinlicher. 760. D. enthält mit Unrecht seinen Lesern die Notiz vor, daß nicht *sin* sondern *sic* überliefert ist. Daß die Stelle ohne *sic* mit einer Lücke davor sinnlos ist, habe ich Proleg. XXVI nachgewiesen. 843—861 zwischen Doppellinien, mit Brg. 917. *quod sitis exurat miseros atque arida torres*. D. sagt nicht, daß *torres* eine Lachmannsche Konjektur ist. Das überlieferte *torrat* ist unanstößig. 991 *quem volucres lacerant*. Auch D. findet es anstößig, daß hier die Geier, die den Tityos zerfleischen, durch die — Vögel erklärt werden, 'die den Verliebten zerfleischen' s. Proleg. LVI.

III. Van der Valk's Abhandlung ist eine Doktordissertation, wie man sie nicht allzuhäufig findet. Der Verfasser beherrscht nicht nur das ganze, immer mehr sich ausdehnende Gebiet der modernen Lucrezliteratur, sondern legt seine Untersuchung auch durchaus verständig und zweckmässig an. Und wenn es auch nicht notwendig war, das Thema so zu erweitern, wie er es tut, so wird die Hauptuntersuchung dadurch doch nicht beeinträchtigt. Er will beweisen, nullam esse causam cur putemus Lucretium carmen suum de rerum natura imperfectum reliquisse. Das atque absolutum des Titels läßt er hier fort, das er dann ja auch im Laufe der Untersuchung tatsächlich fallen läßt, s. 10. Natürlich steht und fällt die Ansicht, daß Lucrez sein Gedicht unfertig hinterlassen habe, nicht mit der Wahrheit oder Unwahrheit der Angabe, daß er an intermittierendem Wahnsinn gelitten und als Selbstmörder geendet habe. S. Brandt hat, Jahrb. f. Philol. 143, 225—239, nachgewiesen, daß Lactanz die Sage von Lucrez' Wahnsinn und Selbstmord nicht gekannt hat und ebensowenig Arnobius, s. Bericht 1895, 195 ff. — sie hätten sie benutzen müssen als Beweise des

göttlichen Zorns gegen den Gottlosen — und ich habe daraus gefolgert, daß Hieronymus die Sage nicht bei Sueton, dem berühmten und vielgelesenen Sueton, gefunden haben kann, daß sie vielmehr, aller Wahrscheinlichkeit nach, einer von Hieronymus erwähnten Lucrezbiographie eines ungenannten und autoritätlosen Verfassers entstammt sein wird und daß es tendenzlösen Gegnern des Lucrez nahe genug lag, derartiges zu erfinden. Daraus folgt aber doch nicht, daß die Angabe von der Ciceronischen Emendation gleichfalls unglaubwürdig ist. Die Möglichkeit dieser hat keine andere Voraussetzung, als daß der Dichter vor Vollendung seines Lebenswerkes gestorben ist, und das ist bei seinem verhältnismäßig frühen Tode durchaus nicht unwahrscheinlich. — An jener Stelle des Hieronymus ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, vor *aliquot libros* *<de rerum natura>* ausgefallen, denn die Annahme, daß der Kirchenvater nichts von dem materialistischen und atheistischen Gedichte des Epikureischen Dichters gewußt hätte, wäre wahrhaft ungeheuerlich. Das verwaiste unvollendete Werk hat dann M. Cicero, sei es persönlich sei es durch einen Amanuensis, was viel wahrscheinlicher ist, emendiert oder emendieren lassen, d. h. es von Schreibfehlern befreien und, wo die Ordnung der einzelnen Abschnitte gestört erschien, so gut es anging diese herstellen lassen. Das ist Munros Ansicht und wesentlich auch schon die Lachmanns. Wenn das Werk so emendiert ist — es hatte das eben nötig — so ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der Herausgeber mehrfach auch verschiedene Gestaltungen desselben Gedankens oder derselben Gedankenreihe, die er als solche nicht erkannte, unterzubringen gehabt hat. Meistens wird die eine Gestaltung dann, um mit Lachmann zu sprechen, seorsum a carminis continuitate geschrieben sein, während der Dichter das Manuskript nicht zur Hand hatte. Daß dies auch noch heute vorkommt, kann ich als ‚fördernder Berater' bei der Entstehung des Großeschen Volkramsliedes — s. Großes Widmung — bestimmt bezeugen. Im übrigen verweise ich hier auf meine Besprechung des Valkschen Buches in der Berl. philol. Wochenschrift 1903, S. 296 ff.

Valk unterscheidet vier Klassen derer, die Lucrez Werk für unvollendet halten. Ich gehe nur auf zwei derselben ein. Die zweite, welche die umfaßt, die im Fehlen der ausführlichen Erörterung über die Wohnsitze der Götter, die V 155 verheißen, einen Beweis der Unfertigkeit des Gedichtes sehen, und die vierte, die derer, welche annehmen, Lucrez habe einzelne Partien 'seorsum a carminis continuitate' geschrieben, waren nicht als abgeschlossen zu scheiden, denn nicht wenige werden beides annehmen. Was das erste betrifft, um dies hier abzumachen, so finde ich es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß diese Partie vor oder nach der Redaktion verloren gegangen sei. Lucrez hat sie

schreiben wollen und nicht geschrieben, aber die Ankündigung auch nicht getilgt: also ist das Gedicht 'imperfectum'.

Valk unternimmt es nun, in singulos locos inde a Lachmanno ab editoribus vel seclusos vel transpositos vel lacunae signo adstrictos inquirere et ostendere nullum eorum locorum, quos ut seorsum a carminis continuitate scriptos editores secludunt, carmen interrumpere. Da Lücken, die ja durch Schuld der Abschreiber oft genug auch in vollendeten Werken vorkommen, an sich nichts dafür beweisen können, daß das Gedicht in unvollendetem Zustande in die Hände der ersten Abschreiber gekommen ist, so war die Berücksichtigung der betreffenden Stellen nicht durch das Thema erfordert, aber auch diese Untersuchung wird man gelten lassen, da sie manches aufhellt. Indem der Verfasser das Gebiet seiner Forschung so erweitert hat, ist ein Buch von verhältnismäßig großem Umfang entstanden (164 Seiten), ein vielfach anregendes und in mehr als einem Sinne nützliches Buch. Der Ref. kann natürlich hier nur auf einen verhältnismässig geringen Teil der von V. behandelten Stellen eingehen.

In Kap. II handelt V. 'De versibus, qui iam ab aliis suo loco nulla lacunas statuendi ope vindicati sunt'. Die erste von ihm besprochene Stelle, I 6—9 gehört in keinem Sinne hierher, weil ja niemand hier eine Lücke angenommen hat. Was aber meine Einklammerung dieser Verse betrifft, so habe ich nicht behauptet, daß die Herausgeber sie mit Unrecht hierher gestellt, sondern daß der Dichter selbst, als er das Proömium einmal wieder überlas, sie eingeschoben habe.

Es handelte sich für mich hier, wie an nicht wenigen andern Stellen, die ich einklammere — um einen von Giussani gebrauchten, der Geologie entnommenen Ausdruck anzuwenden, um die 'Stratigraphie des Gedichtes'. Die wichtigste Spur der Unfertigkeit des Werkes die B. I enthält, konnte V. nicht berücksichtigen, weil noch niemand auf sie aufmerksam gemacht hatte. Mein Aufsatz 'Epikurs Lehre vom Raum' usw. ist ungefähr gleichzeitig mit seinem Buch erschienen. Es handelt sich um das *postremo* des Verses 998 cf. S. 19.

In B. II ist aus Nonius als V. 43a. *fervere cum videas classem lateque vagari* eingeschoben. Ich nehme an, daß das Zitat unvollständig ist. Valk widerspricht. Wo bleibt hier die durch den Parallelismus geforderte ‚aequalitas' oder 'aequabilitas' s. V. p. 134 ff., die, wenn irgendwo, doch hier am Platze wäre?

Die größte Anzahl von einzelnen Versen und größeren Stellen, die sich in den Zusammenhang nicht einzufügen schienen, enthält das dritte Buch. Heinze aber hat einen Text dieses Buches herausgegeben, welcher weder Einklammerungen, noch, von zwei Fällen abgesehen, Umstellungen enthält, und bestreitet in seinem Kommentar die

Notwendigkeit von Einklammerungen. Gegen ihn spricht Ref. im Jahresbericht für 1896 S. 1. V. erkennt nun p. 16 Heinzes Verdienst im allgemeinen an, tadelt aber Heinzes Behauptung (p. 44), 'Lucrez entsage hier geflissentlich jeder auffälligen Gruppierung', indem er dem Referenten beistimmt, und außerdem tadelt er es, daß der Gelehrte 'fundamentum, quo ratio Lachmanniana innititur, tollere neglexit'. Was Heinze, auch nach Giussanis Urteil, Rivista 1900 p. 217, unterlassen hat, das versucht Vaik in seinem Buch, wie wir schon gesehen haben und noch weiter sehen werden. Ich bespreche hier nur eine Stelle. Hinter III 805 soll keine Lücke sein, während Brg., Phil. 27, 54 und Ausgabe, eine solche annimmt. *Quid enim diversius esse putandum aut magis inter se disiunctum discrepitansque, quam mortale quod est immortali atque perenni iunctum in concilio saevas tolerare procellas?* Giuss. nimmt hier mit Brg. Anstoß, Postilla Lucreziana, Lucr. I 222. Er bezeichnet im Text hinter 801 keine Lücke, sagt aber a. a. O.: questa lacuna è molto probabile, doch meint er, es sei ‚una syncope logica' möglich. Eine solche Annahme durfte nur der machen, der überhaupt im Lucreztext keine Lücke findet, was, wie bei Giussani, so auch bei V. nicht der Fall ist, s. Philol. Wchschr. a. a. O. 299, auch bei Heinze nicht, der doch, um keine Lücke annehmen zu müssen, vermutet, v. 802 (bei ihm 804) sei erst bei einer Umstellung von 796—802 (798—804) hinzugefügt. V. wird übrigens zugestehen müssen, daß ein solcher Vorgang zur Widerlegung seiner Annahme eines opus perfectum und absolutum beitragen würde. In Betracht kommt auch, daß 796—802 einen vollen, abgeschlossenen Sinn geben, während 803 geradezu schreit nach einer Ergänzung, s. Heinze a. a. O.

Kap. III überschreibt v. d. V. ‚De locis, quos vindicare conor'. Zuerst spricht er von I 50—61, in denen Brg. eine von Lucr. selbst verworfene Partie sieht, deren Erscheinen im Texte also ein Beweis für die Unvollendung des Werkes wäre. V. meint, diese Verse leiteten das Lob des Himmelstürmers Epikur ein. Damit das möglich sei, muß V *caeli deumque* für ein ἓν διὰ δυοῖν erklären, ein solches kennt Lucr. aber nicht, und abgesehen davon ist kein Zusammenhang denkbar, in dem die Bezeichnung der Götter als 'himmlischer' Götter schlechter paßte als hier. Die Götter Epikurs wohnen ja in den Intermundien, nicht *in mundi partibus ullis*. Wenn V. I 205—207 nicht hinter 214 gestellt haben will, so ignoriert er ganz den Unterschied, der in bezug auf die Notwendigkeit einer Klausel zwischen einem einzelnen Argument und einer Reihe von Argumenten besteht. Recht hat er dagegen, wenn er die Existenz einer Lücke zwischen I 469 und 470 leugnet. Ich selbst habe nicht angeben können, was in dieser gestanden haben kann. Wenn er aber erklärt 449—482 'nullam video causam cur cre-

damus huic loco poetam postremam manum non admovisse, so hat er unrecht. Der Anstoß, den 469 f. auch mit Bernays *saeclis* gibt, ist nicht zu beseitigen. Wenn etwas *eventum* von Menschen und zugleich vom Schauplatz ihrer Taten (s. u.) ist, 467, 481 f., so ist es sinnlos, zu sagen, das eine sei *eventum* von dem einen und das andere von dem andern. Daß es nicht heißt '*esse*', sondern *dici*, will doch nichts besagen, oder meint v. d. V. etwa, Lucrez sage: Man kann es so nennen, wenn es auch nicht so ist? Neben dieser verfehlten Partie, welche die Frage, was Ereignisse der Vergangenheit jetzt sind, aufstellt und sie in jedem Sinne falsch beantwortet — denn Ereignisse der Vergangenheit sind doch nichts als eventa derer, die sie denken — steht eine andere Partie, die die Frage beantwortet, was Ereignisse — denn darauf kommt es an, wenn auch die Beispiele aus der Vergangenheit genommen werden — an sich sind: Sie sind eventa ihrer Täter — saeclis wenigstens dem Sinne nach richtig — und ihres Schauplatzes. Das hat Hand und Fuß, wenn Lucrez auch darin irrt, daß er diesen Schauplatz zum Körper in einen Gegensatz stellt und ihn mit dem Raume gleichsetzt, 472, 481 sq., der kein eventum haben kann, V. 443 *facere et fungi sine corpore nulla potest res.* Wenn es nun unwahrscheinlich ist, daß Lucrez den Unsinn des Verses *namque aliud* etc. nicht später gemerkt hätte, so ist es nicht minder unwahrscheinlich, daß er nicht gesehen hätte, daß doch zuerst von den Ereignissen im allgemeinen und dann von denen der Vergangenheit die Rede sein mußte, und die dritte Unwahrscheinlichkeit ist, daß er die beiden ihrem Inhalte nach sich so nahe berührenden Abschnitte mit gleichem Einführungswort aneinander gereiht hätte. Die Verse 469, 470 findet auch Giussani schlecht. Jedenfalls ist die ganze Partie durchaus unvollkommen, und fehlte sie, so würde niemand etwas vermissen, und wenn Giussani meint, Lucrez würde 'in una revisione' auf das erste Argument — das ist allerdings schief — verzichtet oder es dem zweiten angepaßt haben, so sieht auch er in diesen Versen ein Zeichen dafür, daß dem Gedichte die letzte Hand des Dichters gefehlt hat. Die Wichtigkeit dieses Zeichens mag es entschuldigen, wenn ich hier auf den oft behandelten und auch gemißhandelten Abschnitt 464—482 so ausführlich eingegangen bin.

Eine für den Zustand, in dem das Werk in die Hände der Abschreiber kam, bezeichnende Stelle ist V. 1379—1411. Es mißlingt Valk, p. 146, durchaus der Beweis, daß Lucr. verständigerweise erst sagen könne, die Menschen der Urzeit seien vom Gebrauche der Rohrpfeife *minutatim* zu dem der Flöte gelangt, dann, 1403 sqq. wieder von dem der Rohrpfeife sprechen und 1407 — nach einer doch wohl unzweifelhaften Lücke, denn sonst wäre ja von den musikalischen Fort-

schritten der Nachtwächter die Rede — von dem Stande der Musik bei seinen Zeitgenossen reden: *et numerum servare genus* etc. s. Giuss. Bd. IV p. 163, 164. Ein solches Durcheinander konnte doch nicht vom Dichter beabsichtigt sein, noch konnte es durch die Abschreiber entstehen, wenn ihnen ein vom Dichter selbst fertig gemachtes Original vorlag.

Van der Valk erklärt p. 151: Nullus in carmine Lucretiano locus esse mihi videtur qui secludendus sit quod seorsum a carminis continuitate scriptus carmen interrumpat. Deinde, quod locos lacunosos aut sua sede remotos contineant codices Lucretiani ex uno archetypo descripti, inde minime effici carmen a poeta non perfectum et absolutum esse cuivis harum rerum perito indici apparet. Das klingt unbescheidener als es gemeint ist. Was den zweiten dieser Sätze betrifft, so sagt er ja etwas Richtiges aus, s. S. 6. Aber mit dem ersten steht es anders. Ich glaube in dieser Kritik der van der Valkschen Arbeit nachgewiesen zu haben, daß es im Gedichte de rerum natura genug Partien gibt, die entweder formell oder ihres Inhaltes wegen nirgends eingereiht werden können, zum teil auch sich als weniger gelungene ältere Versuche erweisen, oder so ungeschickt und verworren sind, daß der Dichter, wie wir ihn aus den vollendeten Abschnitten seines Werkes kennen gelernt haben, sie, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, an das Gedicht die letzte Hand zu legen, entweder einfach gestrichen oder umgearbeitet haben würde. Ich sehe also, im Gegensatze zu van der Valk, Causam eamque sufficientem cur carmen Lucretianum imperfectum relictum putemus.

Soviel ich aber auch an dem Valkschen Buch auszusetzen habe und so entschieden ich auch leugnen muß, daß er das bewiesen hat, was er zu beweisen unternommen, seine Arbeit ist doch das nützliche Werk eines tüchtigen Gelehrten.

Von den ‚due questioni lucreziane', die Giri erörtert, ist die erste die, ob in der Deutung der Höllenstrafen, Lucr. III 976—1021, die Strafe des Ixion ausgefallen ist. Es handelt sich um die Auffassung der Stelle des Serv. in VI Aen. 596, die Lachm. zu III 1005 anführt. Ipse Lucretius dicit per eos, quibus ‚iam iam casurus imminet' lapis, superstitiosos significari — — per eos autem, qui saxum volvunt, ambitum vult — significari etc. Per rotam autem ostendit negotiatores usw. Diese letzteren Worte sind von den mythographi des Mai so aufgefaßt worden, daß Lucretius das Subjekt von ‚ostendit' sein soll. Jacob Bernays hatte das bestritten und Lachmann stimmt ihm bei, wogegen Munro hinter V. 1011 Lm., wo offenbar etwas ausgefallen ist: lucis egestas, Tartarus etc. den Abschnitt von Ixion mit ausgefallen sein läßt. Brg. folgt ihm, ohne sich aber seine Meinung über das, was

ausgefallen sei, anzneignen. Giri macht dafür, daß hier die Erwähnnng des Ixion ausgefallen sei, Sen. Ep. 24, 18 gelten, eine Stelle nach der Ixion zu der Epikureischen cantilena gehört; so schon Munro. Die oben angeführten Worte des Servins sprechen allerdings dafür, daß er diese Fabel bei Lucrez gefnnden hat: daß es hier ostendit heißt, was im Gegensatze zn dicit esse, dicit *significari*, *volt significari* nach Heinze ‚sicher anf Vergil gehen' soll, will doch nichts besagen, dagegen läßt es sich hören, wenn Heinze sagt, die Dentnng, die Servins gebe, sei ganz anderer Art als die Lucrezianische. Sollte Servins hier nicht etwas, das Lucrez von der Geldgier des mercator gesagt hatte, nm derentwillen er sich von den Wirbelstürmen umtreiben ließe, vgl. Horat. carm. I 1, 15 sqq., mißverstanden haben? Recht hat Giri jedenfalls damit, daß hier nicht zwei Lücken anzunehmen sind, wie Ginssani das tut, nämlich vor und hinter 1011, sondern daß es genügt, wenn eine und zwar hinter 1011 angesetzt wird.

Ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie leicht sich manchmal Gelehrte von einem irregehenden Vorgänger anf einen Irrweg verlocken lassen, gehen Lachmann und Munro bei IV 129—140. Referent ist ihnen leider gefolgt. Seit Lambin, dem die überlieferte Reihenfolge dieser Verse ‚anfs schmählichste verwirrt' erschien, werden diese so umgestellt, daß anf 129—132, wo von der Bildnng der συστάσεις in der Luft die Rede ist, 135 folgt, wo dann von ihnen gesagt wird, sublime feruntur nnd daranf, in den Versen 141 hq., von ihrer beständigen Verwandlung gesprochen wird, woranf sie in den Versen 133 sq. mit den Wolken verglichen werden. Giri verdient Lob, weil er erkannt hat, daß hier eine Verschlechterung vorliegt. Wenn irgendwelche phantastischen Gebilde, die sich zufällig ans Atomen gebildet haben nnd die, wenn sie ins Ange oder in den Geist kommen, von den von Körpern (στερέμνια) ausgegangeneu Bildern nicht nnterschieden werden können, so ist es doch klar, daß sie nicht hoch oben, oder wenigstens nicht nnr hoch oben dahinschweben können, denn dann könnten sie ja nicht dnrch die Poren nnd ausnahmsweise dnrch die Angen in uns eindringen. Und warum sollen sich die Systasen nnahlässig verändern, warum nicht längere Zeit nnverändert nmherschwehen können? Wenn wir die überlieferte Ordnnng der Verse beihehalten, so hahen wir einen durchans vernünftigen und klaren Znsammenhang. Der qnasi-Soloecismns *nubes, quae . . . formata* ist, wie Giri nnd vor ihm der Ref. Proleg. nachweist, ohne allen Anstoss. Die in der Lnft entstandenen Systasen (129—132) werden mit Wolken verglichen, nnr ihrer Entstehnng nach, s. VI 451—494, nnd der Vergleich wird dann, in Homerischer Weise, über den Vergleichspnnkt hinans ansgeführt 133—140, was das so interessante Verwandlnngsspiel ja unzweifelhaft gar wohl verdient.

V. Das fünfte Buch enthält eine ganze Anzahl von Stellen, die in neuerer Zeit den Scharfsinn der Kritiker herausgefordert haben. Einige von diesen behandelt G. Giri mit Gelehrsamkeit und Geschick z. B. V 168—180. G. glaubt die Partie ohne die Lambinsche Umstellung von 175, 176, 174 erklären zu können unter Beibehaltung des handschriftlichen an. Ich könnte nur wiederholen, was ich Ibr. 1898 J. 1 G. unter Verweisung auf Cic. de n. d. I 27 gesagt habe: Nur vom Leben der ewigen Götter kann in den Versen at (für *an*) *credo, in tenebris vita ac maerore iacebat, donec diluxit rerum genitalis origo*, die Rede sein, aus dem Grunde, den der Dichter selbst einige Verse später angibt. Giuss. hat also unrecht, wenn er sagt: *vita* = vita nostra non ha ombra di difficoltà. Nachdem der Dichter jenen ironischen Ausspruch getan hat, fährt er 177 fort: Auch Mitleid mit den Menschen hätte die Götter nicht zur Weltschöpfung bestimmen können, denn die Nichtexistierenden konnten doch nicht bemitleidenswert erscheinen.

VI. Stampini behandelt in seinen Lucretiana eine Anzahl Stellen aus dem dritten Buche mit Gelehrsamkeit und Feinheit. Die erste ist 79—84, eine berüchtigte Stelle: — — *obliti fontem curarum hunc esse timorem, hunc vexare pudorem, hunc vincula amicitiai rumpere et in summa pietatem evertere suadet.* Gegen Heinze, der die Überlieferung unverändert beibehalten will, polemisiert St. wohl zu eingehend. Mit Recht behauptet er, daß die von Heinze angeführte Vergilstelle, Georg II. 505sqq. ganz anderer Art sei. Von allen bisher gemachten Emendationsversuchen, vgl. S. 3, scheint Stampinis *u a vi* der beste. War dies als ein Wort geschrieben, so erschien es verderbt und ein der Umsicht entbehrender Abschreiber konnte daraus leicht *suadet* machen. Metrisch ist, wie St. gut nachweist, *sua vi* durchaus nicht anstößig. Für sicher kann die Konjektur natürlich nicht gelten. Dem *quam sis* (für et *quantis intervallis*) Heinzes III 394 hätte ich vielleicht ein besseres Prädikat als non male geben sollen; es erscheint mir jetzt nicht unwahrscheinlich, aber wenn St. sagt, ich täte das ‚pur nella tenacia, che dimostra sostenendo contro le altrui le ipotesi sue', so paßt das schon deshalb nicht, weil *quam in his* ja eine Konjektur Lachmanns ist. St. sagt von Lucrez mit Recht, er bewege sich, was die Dihaeresis, Synhaeresis usw. beträfe, mit großer Freiheit und belegt das dann im einzelnen, p. 7—10. Das *vis morbi distracta per artus*, mss., Lm. Bern., Munro, Postgate und Heinze, gibt nur bei dem letzteren, der das *distracta* auf *membra* bezieht, einen Sinn. Aber wer soll auf diese Beziehung kommen? St. schreibt *vi morbi* mit Brg. und Giuss., aber er nimmt nicht mit beiden hinter 490 eine Lücke an, sondern er schreibt *vist morbi distracta per artus*

turbat agens animă spumas, ut in aequore salso etc. Er sagt, zu Lucrez Zeiten habe eine an sich kurze Silbe, die den Ictus habe, vor zwei Konsonanten eines folgenden Wortes nach allgemeiner Ansicht („che si considerasse generalmente etc.) für lang gegolten. Er bringt dafür 8 Beispiele aus Catulls Gedichten bei, wo die verlängerte Silbe immer den Ictus hat; ja auch vor einem Konsonanten wurde sowohl früher (Ennius) wie auch später (Tibull und öfter Properz), die Iktussilbe zuweilen verlängert p. 21—23, und auch Vergils *dona dehinc auro gravià sectoque elephanto* ist von niemand angefochten worden. Und so ist auch *animă spumas*, darin hat St. recht, nicht aus metrischen Gründen anfechtbar, wenn es auch kein zweites Lucrezisches Beispiel gibt. Ob freilich Lucrez so geschrieben hat, oder ob eine Lücke anzunehmen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Das ut docui, v. 498, kann auf nichts anderes bezogen werden als auf *divisa · seorsum disiectatur eodem illo distracta veneno*, letzteres gleich *vi morbi*. Stampini hat wesentlich zur Erklärung dieser schwierigen Partie beigetragen.

VII. C. Pascal, Osservationi sul primo libro di Lucrezio' beschäftigen sich mit dem Prooemium des Gedichtes und mit verschiedenen Stellen der Beweise für das *nile nilo*. Den Vers [*illecebrisque tuis omnis natura animantum*], der einst hinter *ita capta lepore* eingeschoben war, sollte nach Lachmanns Meinung von Marullus herrühren. Schon Munro bezweifelte das, und Pascal beweist, daß ihn schon Angelo Poliziano an den Rand eines Manuskriptes geschrieben hat zu einer Zeit, wo Marull sich noch gar nicht mit Lucrez beschäftigte. Poliziano aber kann ihn, nach seinen mehrfach ausgesprochenen Grundsätzen, Osservat. p. 439, unmöglich selbst gemacht haben; Pascal hält Pontanus für den Fälscher. Freilich sagt Lambin, Pontanus habe ihn nicht, aber P. meint, der Vers habe vielleicht in einer andern Ausgabe gestanden als in der, die dem Lambin vorlag. Die Sache muß vorläufig noch für unentschieden gelten.

In den beiden Abschnitten I 132—135 und IV 33 sqq. findet P. nichts, was darauf hinwiese, daß der Dichter an (intermittierendem), mit Hallucinationen verbundenem Wahnsinn gelitten hätte. Es handle sich um Dinge, die jeder erleben könne. Durchaus richtig. Von der Erörterung der Freundschaft, von der I 140—142 die Rede ist, sehe ich hier ab, s. S. 46.

VIII. Auf die *osservationi* hat Pascal im folgenden Jahre ein umfassenderes, eine ganze Reihe von Fragen der Lucrezphilologie erörterndes wertvolles Buch folgen lassen, die 'Studii critici sul poema di Lucrezio'.

Hinter I 43 nimmt P. mit den bei weitem meisten Herausgebern eine Lücke an, die durch die Einschiebung von II 645—650

verursacht sei. Er meint, es seien Verse folgenden Inhaltes ausgefallen: 'Gleichwohl (pure) ist diese ganze Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten (Wirren?) eitel und ist eine Ursache des menschlichen Unglücks. Einzig glücklich ist der, der in Ruhe leben kann, und die Ruhe (tranquillità) wird dem Geiste nur durch die Erkenntnis des Wesens der Dinge zuteil. Also ist notwendig der Übergang zu dem Gedanken: Es bleibt (*quod superest*) allein übrig, daß du den Geist befreist von allen politischen Vorurteilen (preoccupazioni) und (auch sonst) von allem Eitlen, und allein auf das achtest, was die wahre Weisheit ist.' Nicht um die preoccupazioni handelt es sich, sondern um die occupazioni. Soll Memmius in Zeiten der Not '*communi desse saluti*' oder nicht? Soll er das, so haben wir den krassesten Widerspruch mit dem Vorangehenden, denn das aus *nos non possumus* zu entnehmende *non potest* bezeichnet doch die moralische Unmöglichkeit. Schlechter aber konnte Lucr. seine Lehre den Römern nicht empfehlen, als wenn er verlangte, sie sollten sich der Sorge um das Schicksal ihres Vaterlandes entschlagen. Um welche Sorgen es sich in den ausgefallenen Versen gehandelt hat — um die des Ehrgeizes, III 74—78, oder um die in der späteren Gestalt des Werkes I 80—95 und 96—111 erwähnten, kann man nicht wissen.

Kap. II. 'Über einige Umstellungen in L. I'. P. will durch Gegenüberstellung von 159—214 und 215—264 beweisen, daß das Finale 205—207 *nil igitur—auras* sehr wohl hinter dem vorletzten Beweise stehen könne, da hinter dem letzten die 'conclusione più restrittiva' stehe '*esse in terris primordia rerum*', aber 262 ff. enthalten ja die Hauptklausel. P. bewiese also eher das Gegenteil. V. 518 sq. nicht umgestellt sondern richtig erklärt cfr. Giuss. p. 16. III Coniuncta et eventa. zu I 449—463. In verdienstvoller Weise weist P. nach, daß bei Epikur συμπτώματα und συμβεβηκότα reine Synonyma sind, und daß er das Wort ἀΐδιος hinzusetzt, um die wesentlichen Eigenschaften zu bezeichnen, 10 ff. Mehr sinnreich als glücklich versucht P. es zu rechtfertigen, daß Epikur ad Her. 62 die Farbe unter die ἀΐδιον παρακολουθοῦντα rechnet. Sie ist ja gar nicht vorhanden ohne das sehende Auge. P. tadelt es, daß Lucr. kein eventum aus der Physik anzuführen weiß. Unglücklich verteidigt er das συμπτώματα πάντα τὰ σώματα νομιστέον, ad Herod. 71. Wäre das richtig, so wäre ja die ungeheure Mehrzahl der συμπτώματα συμπτώματα von συμπτώματα, wie die Zeit ein solches sein soll. Kap. IV. *Inane* (p. 28) (Lucr. I 503—530). Diog. X 40 schreibt P. gegen Us. (τόπος δὲ εἰ μὴ ἦν, ὃν κενὸν-ὀνομάζομεν,) εἰ δὲ μὴ ἦν ὃ . . . Er weist die Auffassung, daß es ein 'volles Leeres' (und ein 'leeres Leeres' gäbe, Giussani) zurück, und findet die Epikurische Idee des Leeren, in dem die Körper ruhen und sich bewegen können, mit

Recht ganz einfach. Nur in der Erklärung von 503—506 richtet er Verwirrung an, indem er sagt: 'dentro alle res non c' è il vuoto', doch nur dann nicht, wenn sie Atome sind, 30—33.

Was die ‚*simplicitas*' betrifft, I 548, 574 etc., so kommt Pascals Widerlegung des Giussanischen Irrtums wesentlich auf das hinaus, was Brg. an der von P. zitierten Stelle, Jbr. 1897 p. 160 gesagt hat: 'La simplicità' ist 'unicità'. In dem Kap. über 'la divisibilità all' infinito della materia' erörtert er I 551—564. V. 554 sq. schreibt er ‚*ut nil ex illis*' (dem unendlich zerteilten Stoff) *a certo tempore posset conceptum summum aetatis pervadere florem* f. *finis*, als wenn der *flos*, die ἄκμη, nicht den Höhepunkt des Lebens bezeichnete, zu dem das *pervadere* doch absolut nicht paßt. Es soll hier nicht von der Geburt sondern von der Entwicklung der Dinge (der organischen Gebilde) die Rede sein, aber das hat Gluss. ja gar nicht verkannt. Die Argumentation soll deshalb mißverstanden worden sein, weil eine notwendige Prämisse nicht klar gemacht worden sei, nämlich die, daß die Weiterentwickelung (sviluppo) eines Organismus von dem Übergewicht des Hinzukommenden über den Verlust abhänge, S. 46 f. Aber das weiß doch jedermann, und das Folgende: *nam quidvis citius dissolvi posse videmus quam rursum refici* weist ja darauf hin. VII. 'Partes minimae', zu I 599—634, S. 48—58. Nachdem Munro über diesen Abschnitt, an dem auch Lachmanns Scharfsinn gescheitert war, durch die Entdeckung der Lücke, deren Inhalt sich aus 749—752 mit Sicherheit wiederherstellen läßt, helles Licht verbreitet hat, wirft Pascal, der die Annahme der Lücke verwirft, alles in die alte Dunkelheit zurück. Pascals erster Irrtum ist der, daß der Körper, den wir nicht mehr sehen können, auch gleich Atom sein müsse — s. dagegen Lucr. II 312. Nach ihm sagt Lucr.: 'Da auch jener kleinste Körper, den wir nicht mehr sehen können, ein Äußerstes (qualche estremità) haben muß, so besteht dieses Äußerste nicht aus Teilen usw.'. Während also Lucr. I 752 nach der Munroschen Annahme vom Sichtbaren ausgehend demonstriert, demonstriert P. am Unsichtbaren. Er übersieht ganz die Bedeutung von ἄκρον und cacumen = Spitze (punta?). In einer Spitze, z. B. der einer Nadel, glaubt man ein teilloses Äußerstes zu sehen, und so, und nur so, gelangt man zur Anschauung eines kleinsten Teils, aus dem und dessengleichen man die sichtbaren Körper zusammengesetzt sein läßt. Nun hat man ein Analogon für das Atom und seine kleinsten Teile. Das Kap. VII behandelt die Lucrezische Widerlegung Heraklits, S. 58—87. P. nimmt mit Recht an, daß Heraklit sich die Stoffe durch Verdünnung und Verdichtung wandeln lasse, und Lucr. also 645—654 recht habe. Das neunte Kap. erörtert eingehend die Lucrezische Widerlegung des Empedokles. Wichtig ist der Beweis, daß Lucr. diesen mit

Recht keine Wandlung der Dinge bildenden Elemente, sondern nur ein Zusammentreten der betreffenden Teile lehren läßt. S. 99—101. Kap. X bespricht die Festigkeit der Arten und die Isonomie. I 105—116. Die Festigkeiten erklärt sich aus der ἐναπόληψις, Ep. ad. Her. 97, wegen deren P. den Ref. zitiert, 'Ep. Ber. an Her.'. Halle 1882 p. 20. Wenn P. dann, S. 110, *foedera naturae* und ἰσονομία gleichsetzt, so ist das Gesetz der Isonomie doch nur ein Teil der foedera naturae. Die erstere hält P. nicht für eine Maßgleichheit der Samen der verschiedenen Dinge, sondern nur für eine Proportionalität (115), was nicht klar ist. In Kap. XI versucht P. aus der Lucrezischen Polemik eine besondere peripatetische und stoische Lehre von der Wirkung des Feuers in der Entwickelung der Organismen zu rekonstruieren. 1083—1093 Lücke. Das von der aufstrebenden Natur des Feuers hier gelehrte ist ebensogut peripatetisch wie stoisch, und beide Schulen lassen es das Feuer, d. h. den warmen Hauch sein, der das Aufwärtswachsen der Pflanzen und Tiere bewirkt. So gehört nicht nur 1092 f. in den Zusammenhang der Stelle hinein, in der die peripatetisch-stoische Lehre des Aufwärtsstrebens der Flamme begründet wird, sondern auch V. II 189 darf nicht, wie Brg. es getan hat, eingeklammert werden, wenigstens wenn damit etwas anderes gesagt werden soll, als daß er vom Dichter höchst wahrscheinlich nachträglich eingeschoben ist. In den Versen, die vor 1102 (1094 Bern) ausgefallen sind, und in den folgenden bis 1113 (1104) soll die aufstrebende Kraft des Feuers dadurch als undenkbar erwiesen sein, daß durch sie die Mauern der Welt oben zersprengt werden müßten, p. 125. Hätte Lucr. das gesagt, so würde er doch wohl den Vergleich vermieden haben, den der Vers *ne volucri ritu flammarum moenia mundi diffugiant* enthält. Und *(neve ruant caeli tonitralia templa superne) terraque se pedibus raptim subducat*? Das könnte doch nur dann als eine Folge der Flucht des Feuers gedacht werden, wenn Lucr. darüber klar gewesen wäre, daß unter der Erde das Feuer nach unten entweichen mußte. Zu vergleichen ist Brg. Bemerkungen zum B. I des Lucretius, Philol. XXIII Mp. 4, 640 f.

Ein besonders interessantes Kapitel ist das dreizehnte: ‚La declinatione atomica in Epicuro e Lucrezio'. Diese Untersuchung ist schon vorher in der Riv. fil. 1902, II, p. 235 ff. erschienen. Ich muß hier etwas weiter ausholen. Während die meisten Forscher der antiken Philosophiegeschichte darüber einig sind, daß Epikur crassa Minerva philosophiere, und daß es ihm durchaus an Schärfe und Klarheit des Denkens fehle, legte der scharfsinnige Giussani ihm beide Eigenschaften bei und versuchte, von diesem Vorurteil ausgehend, durch künstliche Erklärungen Schwierigkeiten und z. t. offenbare Verkehrtheiten in der

Lehre des Gargettiers zu beseitigen. Ich verweise hier auf meinen Bericht über eine Reihe von Epikur und Lucrez betreffenden Aufsätzen, Jhrbr. 1895 S. 2—18. Unter dem Einflusse Ginssanis scheint nun hier Pascal zu stehen, wenn er eine der größten Schwächen der Epikureischen Physik dadurch aus der Welt zu schaffen versucht, daß er von der Deklination eine völlig neue Erklärung gibt. Er hält es eben für unmöglich, daß Epikur sich eine solche Blöße gegeben habe, wie Cicero und andere Gegner ihm nachweisen, deren schlimmster, aber keineswegs einziger Vorwurf der ist, daß er die Abweichung der Atome von der Linie des senkrechten Falles ohne Ursache stattfinden lasse. Epikur hat schon dadurch, daß er damit zufrieden war, wenn ein von ihm περὶ ἀδήλων ausgesprochener Satz nicht durch auf der Hand liegende Erfahrungstatsachen widerlegt werden konnte, den Beweis geliefert, wie unwissenschaftlich sein Denken war, aber deshalb werden die Versuche, ihn in einzelnen Punkten zu rechtfertigen, doch nicht aufhören. Pascal behauptet, die nach Lucrez und Cicero von Epikur gelehrte Deklination verstieße gegen drei Prinzipien der Epikureischen Bewegungslehre. Diese seien 1. Jede Bewegung ist unveränderlich. Nicht nur nach der gewöhnlichen Auffassung, sondern a u c h n a c h d e r P a s c a l s s. u. macht die Deklination eine Ausnahme s. u. 2. Bewegung und Stoß sind anfangs- und endlos. — Die Deklination soll ja auch von Ewigkeit her stattgefunden haben. 3. Keine Bewegung entsteht aus nichts. — Daß Ep. die Deklination aus nichts entstehen lasse und daß er damit bewußt das Prinzip der Kausalität durchbreche, ist ja gerade der Hauptvorwurf, der ihm gemacht wird. Was soll nun nach Pascal die Deklination sein? Er sagt, J. 137; ‚Das Atom, das einen Stoß nach oben oder seitlich (un urto in alto o laterale) empfangen hat, beharrt nicht immer in seinem Lauf in der Richtung des empfangenen Stoßes, sondern nach und nach lenkt es ab, in unbestimmter Zeit und an unbestimmtem Orte (a poco a poco va declinando in tempo e in luogo incerti), und indem es in seinem Laufe fortfährt, wird sich seine Bewegung bedeutend jener vertikalen von oben nach unten annähern (si avvicinerà), aber sie wird nie jene werden, und so wird sich nie die Energie von jenem ersten Stoße, der das Atom getroffen hat (di quella spinta primamente inflitta all' atomo) verlieren'. Es wird also in das absolut einheitliche Atom ein Kampf zweier Bewegungstendenzen verlegt, von denen doch jede einen Träger haben müßte, was eben durch die Einheitlichkeit des Atoms ausgeschlossen ist. Also würde die endlose Annäherung an die Fallbewegung da nulla stattfinden. Das einzige, was P. für seine Auffassung anführen kann, sind die unverständlichen Worte ad Herod, 61: ἐφ 'ὁπόσον ἂν κατίσχῃ (τὴν ἄτομον) ἑκάτερον, ἐπὶ τοσοῦτον ἅμα νοήματι τὴν φορὰν σχήσει, ἕως <ἄν τι> ἀν-

τικόψῃ ἢ ἔξωθεν ἢ ἐκ τοῦ ἰδίου βάρους πρὸς τὴν τοῦ πλήξαντος δύναμιν. Ich habe schon, Ep. Lehre v. d. Seele 1893 S. 8, ausgesprochen, daß die Stelle verderbt ist. So wie sie überliefert ist, lehrt sie allerdings, daß der Zug nach unten die Kraft des Stoßes aufheben oder vermindern könne, aber das ἀντικόψῃ ist, auf das ἐκ τοῦ ἰδίου βάρους bezogen, sinnlos; es müßte ein verfehltes Zengma vorliegen. Aber was weist denn darauf hin, daß hier von der Deklination die Rede sei? Nicht das mindeste. Was Epikurs Deklination ist, das ist so sicher bezeugt, wie nur etwas bezeugt sein kann. Lucrez betont aufs entschiedenste, daß Epikurs Schriften die Quelle seien, aus der er beständig schöpfe; vor allem III 10 sq.; daß er aus den Büchern von Epikureern geschöpft habe, ist nirgends nachgewiesen, ganz unglaublich aber ist, daß er ihnen da gefolgt sei, wo er bei ihnen etwas anderes fand, als was Epikur gelehrt hatte.

Die gewöhnliche Auffassung der Deklination, die auf dem Berichte des begeisterten Apostels Epikurs und auf dem wesentlich übereinstimmenden seiner Gegner, die bei Cicero zu Worte kommen, beruht, bleibt also bestehen, und der Physiker Epikur steht nach wie vor in trauriger Blöße da. Persönlich bemerke ich noch, daß P. irrt, wenn er meint, ich hätte je die von Lucrez vorgetragene Deklinationslehre auf einen andern Urheber als auf Epikur zurückgeführt. Das Kap. XIV handelt vom Weltuntergang.

IX. Postgate gibt mir durch seine Epilegomena on Lucretius Gelegenheit, auf einige seiner im Jahresbr. 1900 S. 156 besprochenen Konjekturen zurückzukommen. 386 *tantum suppeditant amnes ultroque minantur* etc. *ultro* f. *ultra*, Ital. billigt P. mit Recht, vielleicht auch Goebels *patrarunt* für *patrantur*) 586 sqq. *amnes . . . minantur omnia diluviare ex alto gurgite ponti.* Munro übersetzt: with a deluge from the deep gulfs of the ocean, und P. betont das with. Man wird das ex a. g. p. wohl allgemein so verstanden haben, wie Creech, der paraphrasiert: aquis e vasto oceano erumpentibus diluvium minantur. Es liegt freilich eine starke Prägnanz vor. Gemeint ist: 'Die Ströme drohen das Meer so anzuschwellen, daß sein Wasser die ganze Erde überschwemmt', also: 'es mit Wasser aus dem Meer zu überschwemmen'. Postgate vermutet *exalto*, wo *altus* noch verbale Kraft hätte, was ja nicht undenkbar ist. Mir scheint die Annahme der Prägnanz weniger kühn.

In V. 85 hat Postgate das *qui faciant* jetzt aufgegeben. Er schlägt: *quae faciant*, vor, das mit dem von mir geschriebenen *qui fiant* gleichwertig sein würde. Aber welcher Leser soll darauf kommen, zu verstehen: 'was sie macht' und nicht 'was sie machen'? V. 1009 sq. *illi imprudentes ipsi sibi saepe venenum vergebant, nudant sollertius*

ipsi. Postgate hatte vermutet: *nunc dant <medicis> sollertius ipsi* und er hält diese Vermutung aufrecht. Ich soll ihn mißverstanden haben, aber mag man den Ablativ Comparationis deuten wie man will, jedenfalls ist es schief, die Menschen zu den Ärzten — diese haben auch Palmer und Duff hineingebracht — in einen Gegensatz zu stellen; es ist ebenso verkehrt, als wenn Polle *Marsis* oder *Colchis* vorschlug, die doch auch zu den Menschen gehören. Ohne jeden Anstoß, ja geradezu notwendig ist Bernays *aliis* (Brg., Giuss.) *Ipsi* ist beizubehalten und seine Wiederholung ist pikant. Einst waren die Menschen selbst das Opfer ihres Versehens, jetzt sind sie selbst, bewußt und also mit voller Verantwortlichkeit, die Täter ihrer Taten, wenn sie — andere vergiften.

X. Ellis vermutet III 495 spumam cit ut für spumans in. Die verglichene Columellastelle VI 3, 1 cit alvum ist recht unähnlich. Wie soll V. 490 lauten? — VI 509 confertae nubes vi venti mittere certant. Lachmann schrieb umentia, Ellis schlägt jetzt uventia vor, das um einen Buchstaben der Überlieferung näher steht. Er verweist auf I 306 uvescunt, das bedeutet: von Feuchtigkeit durchdrungen werden. Auf die Überlieferung ist hier keine Rücksicht zu nehmen, da vis venti, das unmittelbar unter vi venti steht, die Ursache der Verschreibung sein kann. Munro: umorem, am besten wohl inbres demittere Bern. — 755. E. entscheidet sich für snapte. Von *opus* setzt er das Zeichen der Verderbnis; ohne Grund.

XI. Merrill bespricht V. 1441 *iam mare velivolis florebat propter odores.* Woher dem Abschreiber das *propter odores*, wohl aus II 417 (Housmann), in den Sinn gekommen ist, hat niemand erraten. Marullus *navibus* haben Brieger und Giussani. Merrill ergänzt '*ventis*', was die angeführten Beispiele nicht rechtfertigen. Es könne auch '*altum*' dagestanden haben. Das Raten ist unfruchtbar. III 542 *nec refert utrum pereat (anima) dispersa per auras, an contracta suis e partibus obbrutescat.*

XII. Birdwood bekämpft im Athen. v. 1903 p. 460 Duff, III 542, der statt *per auras*: *per artus* vorschlägt. Was von beiden Lucr. geschrieben hat, läßt sich nicht feststellen, aber zu 536 f. *dilaniata foras dispargitur* paßt *per artus* allerdings besser als *per auras.*

XIII. I 844 sq. Luc. Harder stellt, mit Munro 884 und 885 um. er läßt also die Kräuter gemahlen werden! Für cruorem schreibt er liquorem.

XIV. III 43 sqq. Wörpel stellt nicht um, er liest also: *et se scire animi naturam sanguinis esse nec prorsum quicquam nostrae rationis egere, hinc licet advertas animum magis omnia laudis aut etiam venti, si fert ita forte voluntas, iactari causa quam quod res ipsa probetur.*

Venti soll = *venti popularis* sein, also: die Leute stellen ihre Behauptung auf um des Lobes willen oder, wenn sie gerade die Laune haben, um der Volksgunst willen. Ich kann darin keinen Sinn finden.

XV. In einem ziemlich umfassenden Aufsatze bespricht der Referent 'Epikurs Lehre vom Raum, vom Leeren und vom All und die Epikurischen Beweise für die Unendlichkeit des Alls, des Raumes und des Stoffes'. Das erste Drittel hat es wesentlich mit den griechischen Zeugnissen über Epikurs Anschauung vom Wesen des Raumes, des Leeren und des Alls zu tun. Aus diesem Teil, dessen Beurteilung einem andern Referenten zusteht, kann ich hier nur das, was zum Verständnisse des zweiten Teils der Arbeit notwendig ist, hervorheben. Epikur hat die Begriffe des Leeren und des Raumes auseinanderhalten wollen, dies aber nicht konsequent durchgeführt. Das Leere ist 'unendlicher' als die Materie, d. h. es nimmt einen größeren Teil des Raumes ein als diese. Der leere Raum stellt sich sinnlich dar als der Zwischenraum (διάστημα = Abstand) zwischen den Körpern, aber in Wahrheit liegt das Leere zwischen den Atomen der Luft, die alle Körper nicht nur umgibt, sondern auch durchdringt. Dies Leere heißt auch ἀναφὴς φύσις, denn als φύσις hat es nur die eine Eigenschaft der Unberührbarkeit, also der εἶξις, nicht sowohl des Weichens, als des für jede Bewegung Offenstehens. Es hat also ein Sein, aber nur das 'eines Faktors', und zwar eines negativen: es ist nichts an und für sich; es ist nur das örtliche Nichtsein des Vollen. Das eigentlich oder im vollen Sinne (κυρίως) Seiende ist das Volle. Von diesem ist kein Teil nicht seiend, d. h. die Urkörper enthalten kein Leeres, also sie sind παμπληθῆ. Sie erscheinen nach ihren Formen und dem Maß, in dem das Leere zwischen sie gemischt ist, als Wasser, Feuer usw. aber in Wahrheit sind nur die Atome. Das All ist die Summe alles eigentlich und uneigentlich Seienden, aller Atome und Atomengebilde und alles Leeren: es ist an Umfang dem Raum gleich und wie dieser unendlich, es ist aber auch unwandelbar, οὐδὲν γάρ ἐστιν [εἰς] ὃ μεταβαλεῖ und es kann sich nicht selbst verwandeln, weil weder die Atome noch das Leere wandelbar sind.

Im zweiten Teil der Arbeit, der den Sprachgebrauch des Lucrez auf diesem Gebiet und seine Anschauungen entwickelt, hat der Vf. mehrfach zu den Resultaten der Untersuchungen Hörschelmanns*) Stellung zu nehmen gehabt. Auf die Polemik als solche werde ich natürlich hier nicht eingehen.

Spatium und inane sind dem Begriffe nach verschieden: der

---

*) Observationes Lucretianae alterae. 1877.

des Leeren schließt die Möglichkeit des Gefülltseins aus und der des Raumes schließt sie ein. Das verkennt Lucrez auch keineswegs, wenn er auch, nach Epikurs Vorgang, s. jedoch S. 19, aber doch wohl mehr wegen der metrischen Bequemlichkeit, I 426 und 507, statt *spatium inane*, wie er I 527 sagt, *spatium*, *quod inane vocamus* schreibt. Die klare Erkenntnis des Unterschiedes von Raum und Leerem geht aus V. 523 hervor. Der schiefe Gedanke von I 426 sqq., wird als solcher nachgewiesen S. 523. Das Leere als 'Natur' heißt 6 mal inane, die Entstehung des schiefen Ausdrucks von V. 503 sqq. wird gleichfalls erklärt. Über die Verkehrtheit, Ereignisse der Vergangenheit zum Teil als eventa von *homines* und *locus* zu bezeichnen, S. 524 des Aufsatzes, spreche ich oben, S. 17. S. 525: Verschiedene Bezeichnungen des Alls. Es ist unendlich und unvergänglich, so wie es unveränderlich ist, s. o. S. 19. Das All und der Gesamtraum haben gleichen Umfang; aber die beiden Begriffe sind doch streng auseinanderzuhalten, S. 525. Welche Anordnung der verschiedenen Teile des Abschnittes I 951—1109 (1117 Lm.) Lucrez beabsichtigt hat, das hat er deutlich kundgegeben, und doch ist es bisher übersehen worden. Er gebraucht, um die Gliederung seines Lehrgedichtes deutlicher und, ich möchte sagen, anschaulicher zu machen, vielfach Leitwörter, wie *e nilo*, *in nilum* usw. 528 S. Hier sind die Leitwörter die verschiedenen Ausdrücke für All, Raum und Stoff. Wir haben — 1013 zwei voneinander geschiedene Gruppen von je drei Absätzen, von denen die erste (I) drei Beweise für die Unendlichkeit des Universums enthält: Ia (958—967) wird aus dem Begriff des omne quod est geführt, der zweite Ib (1008—1013) aus der Eigentümlichkeit der *rerum summa* (= *omne quod est*), daß Körperliches und Leeres beständig abwechseln müssen; der dritte ist mehr ein aus der Analogie geführter Beweis für die Unbegrenztheit des 'Omne', der an seiner richtigen Stelle mit Recht mit postremo eingeführt wird, das da, wo er jetzt steht, sinnlos ist. Hier haben wir einen schlagenden Beweis dafür, daß diese ganze Partie nicht von Lucrez selbst in die überlieferte Ordnung — oder Unordnung — gebracht ist. Es sollte der Beweis der Unendlichkeit des Raumes folgen. IIa (968—983) und IIb (984—997) werden durch das Leitwort spatium (*omne quod est spatium*, *spatium summai totius omne*) deutlich als sich auf den Raum beziehend und so zusammengehörig bezeichnet, und an sie schließt sich mit *natura loci spatiumque profundi* IIc (1002 – 1007) an. Da Raum und All nach Inhalt und Umfang zusammenfallen, so ist es kein Wunder, daß sich IIa und Ia nahe berühren, und es ist deshalb verzeihlich, wenn der Herausgeber sie zusammengebracht hat. Lachmann hat hier die glänzendste Bestätigung seiner Theorie von den seorsum scripta übersehen. Unmotiviert

ist es, wenn Lucr. nur eine allseitige Begrenzung des Alls als unmöglich erweist: schon eine untere Begrenzung anzunehmen, hätte genügt. Nun ist noch der Beweis übrig, der in den Versen 951—954 zuerst angekündigt ist, der der Unendlichkeit des Stoffes. Dieser Beweis ist negativ geführt worden: <Wenn der Stoff nicht unendlich wäre>, so würden die Welten und die Intermundien nicht bestehen können, ja nicht einmal entstanden sein, v. 1014—1020. Den letzteren Satz zu begründen fügt der Dichter mehr zweckmäßig — denn die behauptete Tatsache, die er ja viermal vorbringt, hat für den Zweck seiner Philosophie die größte Bedeutung — also: mehr zweckmäßig als geschickt die Lehre von der zufälligen Entstehung der Welt und ihrer Erhaltung an, mit der er, da sie nur durch den Zufluß aus einer unendlichen Atomenmasse möglich ist, zu seinem eigentlichen Thema zurückkehrt, 1014—1051. Und nun bekämpft er einen Einwand, der von der Centripetallehre der Stoiker hergenommen ist. Er bekämpft das Richtige mit irregehendem Witz, und da der Lehre des Niederstrebens der schweren Körper ergänzend die des Aufwärtsfliegens der leichten gegenübersteht, so trägt er auch diese vor, um sie zu bekämpfen. Diese Bekämpfung ist zum Teil verloren gegangen (8 Verse). Er schildert nochmals den Weltuntergang, der wohl durch die Flucht der Luft und des Äthers nach oben hervorgerufen sein soll. Um die so plötzliche Folge des Ausbleibens der Stoffzufuhr und der Flucht der leichteren Stoffe dieser Welt verständlicher zu machen, zeigt Brgr., wie gebrechlich sich die Epikureer ihre Welt gedacht haben. Keine Feste umgibt schützend die Welt, trotz des stolzen Namens moenia mundi, sondern das schwächliche, durch die κατὰ μικρὸν σύναψις (vgl. V. 453 sq. modis indupedita exiguis), zusammengehaltene hinflutende Geflecht der Ätheratome. Zuletzt weist der Vf. nach, daß nach der in den Dingen selbst begründeten Ordnung dieser ganze Abschnitt gar nicht an das Ende des ersten Buches gehört. Es mußte die ganze Lehre von der Bewegung der Atome voraufgehen. Lucrez hat diesen und andere eine malende Ausführung zulassende Stoffe am Ende eines Buches behandelt, um durch die poetische Wirkung die Leser noch mehr für seine Lehre zu gewinnen und die gewonnenen festzuhalten, cf Lucr. I 921—950. Bockemüller ist es, der dieses Verfahren des Dichters und seinen Zweck erkannt hat. Er nennt diese Partien Tableaux. Das B. VI hat ein solches Schlußtableau in der Schilderung der Athenischen Pest. Wer die Bedeutung dieser Partie erkannt hat, der weiß, daß hinter ihr nichts ausgefallen sein kann, und daß, da im erhaltenen Gedichte keine Stelle ist, wo die Darstellung der Göttersitze gestanden haben könnte, diese überhaupt nicht geschrieben sein kann, oder vor der Redaktion des Werkes verloren gegangen sein müßte, s. S. 5.

XVI. Shoreys Studien „über Plato, Lucrez und Epikur“ zeugen von großer Belesenheit und Umsicht. Ich bemerke hier, einer Befremdung des Lesers zuvorkommend, daß Lucrez deshalb vor Epikur genannt zu sein scheint, weil sich die wichtigsten oder doch deutlichsten Anklänge an Platonische Stellen bei dem Epikureischen Dichter zu finden scheinen. Mehr mag es befremden, daß sich wirklich solche Anklänge finden. Aber es wird ja glaubwürdig bezeugt, daß Epikur in seiner Jugend den Unterricht des Platonikers Pamphilus genossen hat, s. Zeller Bd. IV, 364 Anm. 2. Die allerdeutlichste Spur einer Einwirkung Platos, freilich in etwas für sein System Unwesentlichem, ist der Vergleich, durch den Lucrez II 847 sqq. die Notwendigkeit klar machen will, den Urkörpern alle Eigenschaften abzusprechen, die wir an den Dingen wahrnehmen. Er weist darauf hin, daß man, wenn man ein wohlriechendes Öl bereiten will, die wohlriechenden Stoffe mit einem möglichst geruchlosen Öl mischen muß, denn ein eigener Geruch des Öls würde den Wohlgeruch beeinträchtigen. Wesentlich denselben Vergleich hat nun schon Plato, Tim. 50 q. Die Materie muß, um zu ihrem Zwecke zu taugen, jeglicher Eigenschaft sinnlicher Dinge entbehren, wie das Salböl, das wohlriechend gemacht werden soll, jeglichen Geruches. — Die Erörterung über das Sein von Tatsachen (der Vergangenheit) bei Lucrez, I 464—470 und 471—482, erinnert den Kenner Platos daran, daß Kratyl. 386 e Sokrates den Hermogenes fragt, ob nicht die Handlungen auch eine Art des Seienden sind (ἦ οὐ καὶ αὗται ἕν τι εἶδος τῶν ὄντων εἰσὶν αἱ πράξεις). Man verg. Tim. 38 B. Wenn dagegen Epikur ewigen Fluß der Dinge, ewiges Werden gelehrt hat, Lucr. II 67—79, I 305—327, V 247—323, so braucht er das weder von Plato noch von Heraklit zu haben, da Demokrit dasselbe gelehrt hatte. Plato wandelt Theaet. 157 B auf den Spuren beider. Einen Angriff auf Platos Theorie des Sehens findet Sh. ad Herod. 49, wo Epikur leugnet, daß wir vermöge von den Augen ausgehender Strahlungen oder Strömungen sähen, während Plato, Tim. 45 c. von einem reinen Feuer spricht, das aus den Augen käme und, sich mit dem äußeren Lichte in der Richtung des Gegenstandes verschmelzend, das Sehen bewirkte. Aber Jenes ist ja wesentlich die Lehre Demokrits, s. Dox. 403 a, 4—6, wo das (Δημόκριτος), Ἐπίκουρος vor L. 1, das doch auch für den folgenden Absatz gilt, in bezug auf diesen falsch ist. Denn daß zum Sehen τινῶν ἀκτίνων ἔκκρισις beitrüge, leugnet Epikur ja eben an der oben erwähnten Stelle. An den meisten der Stellen aber, die von Shorey als von Epikur irgendwie berücksichtigt angesehen werden, scheint mir eine solche Berücksichtigung nicht vorzuliegen, aber auch bei diesen finde ich die Erörterungen des amerikanischen Gelehrten keineswegs wertlos.

XVII. Mit der Qnellenkunde des Lncrez beschäftigt sich auch R. A. Fritsche in seinem Anfsatz [zn Lncrez VI 906—989]. In der Einleitung spricht Fr. von der ‚vorgefaßten Meinung von dem unfertigen Znstande des Lncrezischen Gedichtes'. Ich glanbe in der Besprechung des v. d. Valkschen Bnches nachgewiesen zn haben, daß diese Meinnng Lachmanns durchaus richtig ist. Nnn znr Hauptsache! Was den Dichter bestimmt hat, *tam longis ambagibus* an die Erklärung der magnetischen Erscheinnngen heranzugehen nnd der Sache überhaupt so viel Interesse znznwenden, war das scheinbar Wnnderbare des Phänomens, in dem der Wunderglanbe eine Stütze zn finden schien. Dann erklärt es Fr., daß Lncrez die Epiknrische Deutung des magnetischen Vorganges, Usen. Epik. 208 ff., nur kurz nnd nachträglich erwähnt, 1085—87; sie sei zu künstlich. Vor allem ist sie ja aber keine Erklärung der Anziehnng, sondern nur des angeblich besonders festen Znsammenhaltes zwischen dem einmal angezogenen Eisen nnd dem Magneten. Und wer sagt uns, ob die ‚von der Empedokleisch-Demokritischen Theorie ihren Ausgang nehmende', von ihr aber durch Einführung des äußeren Luftdruckes und Verzicht auf die Durchdringnng des Eisens mit magnetischem aestns abweichende Erklärung, VI 996—1039, nicht auch eine Epiknreische Erklärung insofern ist, als sie von Epikur als möglich zugelassen ist? Handelt es sich doch um ein Phänomen, von dem das πλεοναχὴν ἔχειν τῆς γενέσεως αἰτίαν, ad Phyth. 86, ganz besonders gelten mnßte. Mit dieser Erklärnng des Phänomens stimmt die 1058 gegebene insofern nicht überein, als hier nicht mehr der durch den magnetischen aestus wirksam gewordene Lnftdrnck (wie bei Plnt.), sondern der magnetische aestns selbst als die bewegende Ursache erscheint. ‚Zwei Theorien, die des Demokrit, und eine andere, die in reinerer Gestalt bei Plntarch sich findet, versncht Lncrez aufeinander abzustimmen, doch hat er volle Harmonie nicht erreicht'. — Wenn Fr. J. 371 so spricht, als ob Epikur seine ‚Häkchen nnd Öschen nnd die ἀπόπαλσις der aufprallenden Emanation zur Erklärnng der magnetischen Erscheinnngen erfunden hätte, so ist das nnverständlich. Erstlich spricht Lncrez S. 1085 sq. nicht vom Magneten nnd dem Eisen, sondern von ‚quaedam' nnd dann vergleicht er die verknüpfenden Glieder der Atome nur mit Haken nnd Ringen. — *Est etiam, quasi ut annellis hamisque plicata inter se quaedam possint coplata teneri*, s. anch S. 1080. Alle Atome, die, ohne von einem στεγάζον znsammengehalten zu sein, znsammenhängen, sind eben ‚verhäkelt', und ohne Abprall gibt es keine schaffende oder am Bestehenden erscheinende Bewegnng.

Die zweite Untersnchnng, die über die Atmnng, behandelt in eingehender Weise die verschiedenen Theorien. die Ärzte und Philosophen des Altertnms über diesen Prozeß aufgestellt haben. Da aber Lucrez

das Atmen gelegentlich mit zwei Zeilen abmacht, wo er von der Entstehung des Schlafes spricht, IV 934 sq., so begreift man von vornherein nicht, wie sich aus dieser Untersuchung etwas für das Verständnis der Auffassung ergeben soll, die Lucrez vom Wesen der Atmung gehabt hat, und so glaubt auch Fr. selbst nicht zu einem Ergebnisse gekommen zu sein.

XVIII. Unter den deutschen Lucrezübersetzungen behauptet die von Ludwig von Knebel noch immer einen hohen Rang. War auch Knebels eigenes dichterisches Vermögen gering, so daß seine Übersetzung an Farbigkeit, Glanz und Kraft selten an das Original heranreicht, so atmet dieselbe doch einen im besten Sinn epikureischen Geist und offenbart eine Abgeklärtheit und Ausgeglichenheit, die sie als ein klassisches Denkmal einer klassischen Periode erscheinen lassen. Güthling verdient also Dank, daß er sie durch Neuausgabe einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht hat.

XIX. In neuerer Zeit hat sich ein echter Poet, Max Seydel, der sich als Dichter Max Schlierbach nannte, an die Übersetzung des Lucrez gemacht. Das Buch ist im Jahre 1881 erschienen und in den Jhrsb, 1881 S. 173 und 1895 S. 203 f. besprochen. Dort wird es beklagt. daß Seydel seinen Lesern einen um mehr als tausend Verse verkürzten, einen verstümmelten Lucrez bietet. Wir ersehen jetzt aus dem Aufsatze von Schanz, ‚Die Lucrezübersetzung Max von Seydels', daß der mit soviel Liebe zu seinem Dichter und mit soviel Geschmack arbeitende Übersetzer die vielen in seiner Ausgabe vermißten Abschnitte nicht etwa unübersetzt gelassen, sondern sie, z. T. wegen der Lachmannschen Einklammerungen, als vermeintlich oder wirklich der Zusammenhang störend, nicht hat mitdrucken lassen, teils, wie den mit so glänzendem Sarkasmus geschriebenen Abschnitt über das Geschlechtsleben, aus einer gewissen Prüderie unterdrückt hat. Schade darum! Lucrez kann nur gewinnen, wenn man ihn ganz kennenlernt; das Feigenblatt entstellt ihn wie es eine antike Statue entstellt.

Bericht

über die

Literatur zu Horatius für die Jahre 1900—1904

von

J. Häussner,
in Baden-Baden.

I. Leben und Persönlichkeit des Horaz.

Während die den Textausgaben gewöhnlich vorausgeschickten Einleitungen sich bezüglich der Darstellung des äußeren Lebensganges des Dichters in den gewöhnlichen Bahnen bewegen, d. h. die aus Suetons vita und ganz besonders aus Horaz selbst geschöpften Notizen zu einem Lebensbilde vereinigen, bietet K. Städler in der Einleitung zu seiner Horazverdeutschung, über die unten eingehender berichtet wird, weit mehr. Er gruppiert nicht bloß die einzelnen Gedichte in einer vielfach neuen chronologischen Fixierung zu einem geschlossenen Ganzen, sondern er gewinnt durch eine freilich stark subjektive Kombination aus denselben auch Resultate, wodurch das äußere Leben des Horaz in mehr als einer Hinsicht eine weitere Ausgestaltung erfährt. Namentlich werden die erotischen Ausführungen mit einer Ernsthaftigkeit behandelt, daß er daraus bisweilen einen förmlichen Roman entwickelt. Auch das Gesamtcharakterbild des Horaz tritt dadurch in eine neue Beleuchtung, die von der bisherigen Auffassung desselben allerdings etwas verschieden ist.

Da die von Städler in mehreren Abhandlungen niedergelegten Ansichten sich gegenseitig ergänzen und daher im Zusammenhang betrachtet sein wollen, so fassen wir seine teils ins biographische, teils ins exegetische Gebiet einschlagenden Arbeiten hier zusammen.

Eine Reihe von Ausgaben und Abhandlungen sind dem Ref. nicht zugänglich gewesen; sie sind nicht besonders genannt.

Die Titel der 5 Abhandlungen lauten in chronologischer Folge:

1. Zu meiner Horaz-Verdeutschung. Als Schlußwort. Berlin 1900.

2. Die Oden des Horaz, in Reimstrophen verdeutscht und zu einem Lebensbilde des Dichters geordnet. Berlin 1901.

3. Die Horazfrage seit Lessing. Ein Beitrag zu ihrer Lösung. Berlin 1902.

4. Horazkommentar. I. Die Gedichte an (für) Maecenas (1—25). Berlin 1903.

5. Fortsetzung. Die Gedichte auf sich selbst (26—44) ebend. 1904.

1. In der erstgenannten Abhandlung wird die Frage erörtert über die Angemessenheit der modernen Reimstrophe für die Verdeutschung antiker Lyrik. Der Verfasser zeigt in ziemlich eingehender Auseinandersetzung mit den hervorragendsten Übersetzern antiker Dichter, daß 1. die antiken Verse und Strophen nicht, ähnlich denen unserer Dichter, die im Gedichte waltende Stimmung zum Ausdruck bringen, 2. daß die Übersetzung auch vom Worte des Originals sich notgedrungen lossagen müsse. Sein Grundsatz ist demnach nicht: Übersetze wortgetreu, sondern: übersetze sachgetreu. Er sucht dies ganz hübsch zu illustrieren an dem Anfang von c. III 23, wo er der Übertragung von Rammler und Geibel und einer noch treueren, allerdings recht geschmacklos klingenden dritten seine eigene moderne Übertragung gegenüberstellt.

2. Die an zweiter Stelle genannte Odenübersetzung bildet die wichtigste Leistung des Verfassers. In ihr sieht St. selbst auch den Ausgangspunkt und Mittelpunkt aller Horazerklärung. Und das hier von ihm Gebotene wird gewiß allgemein freudig begrüßt werden. Unverkennbares poetisches Talent und Sprachgewandtheit wurden schon bei Besprechung der früheren Übersetzungsproben St.s gebührend von uns hervorgehoben im letzten Jahresbericht (S. 111 f.). Vorausgeschickt wird eine Einleitung, die die Frage behandelt: „Kennen wir Horaz?“ (S. V—X), sowie eine Auseinandersetzung „über des Dichters Erdenwallen“ (S. X—XXXVI).

Schon in dem Titel des letzteren Abschnittes, in welchem eine Biographie des Horaz geboten wird, äußert sich eine gewisse poetische Färbung, und in der Tat bietet diese Biographie denn auch eine mit warmer Begeisterung geschriebene, idealisierte, bald pathetisch, bald wehmütig klingende Schilderung, um nicht zu sagen Verherrlichung des Horaz. Da in ihr nicht nur der ganze Kommentar zu den Gedichten

bereits vorgebildet ist, sondern auch ganz neue Dinge enthalten sind, so müssen wir etwas näher darauf eingehen.

Horaz ist dem Verf. ein Dichter, „wie Rom keinen zweiten hervorgebracht, das gesamte Altertum uns keinen ähnlichen überliefert hat, ein Dichter, den Geist, Seelenadel und ein hoher Wirklichkeitssinn dicht neben, wo nicht gar ein wenig über unsern herrlichen Vogelweider stellen." Lessings und Wielands Urteil wird wie das Peerlkamps als unverdiente Unterschätzung bezeichnet, an welcher die Hauptschuld der Umstand trage, daß H. lateinisch geschrieben habe. Seine Lieder, „Ergüsse des leidenschaftlichen Dichterherzens, wollen zum Herzen sprechen und konnten dies in ihrer lateinischen Fassung doch nur dem geborenen Römer." Nur eine wahrhafte Verdeutschung derselben, wozu St. in seinem Werkchen „einen Versuch, den ersten dieser Art", vorlegen will, vermöge das wiederzugeben, was die Seele des Dichters empfand.

Bei aller Anerkennung der von St. gegebenen Übersetzungen müssen wir doch sagen, daß auch seine Verdeutschung unser Urteil über die Lyrik des Horaz nicht wesentlich ändern kann. Gewiß mag zugegeben werden, daß „Wörter fremder Zunge" uns zunächst lediglich ihren begrifflichen Kern darbieten; aber haben nicht z. B. auch ausländische Nationen von der Lyrik Goethes einen Hauch verspürt? Und wenn Horaz von Anakreon spricht, von Alcaeus oder der „auch heute noch aus Sapphos Liedern atmenden Liebesglut" (c. IV 9, 10 f.), spricht aus seiner Schilderung jener Dichter nicht ein volles lyrisches Nachempfinden, das wir auch heute noch wie Lessing trotz des fremden Idioms jener Dichter verstehen und voll genießen? Wenn die Bedeutung der lyrischen Gedichte des Horaz nicht so hoch gewertet ist, wie die seiner Satiren und Episteln, so liegt der Grund hiervon keineswegs in der lateinischen Form, die uns nach St. hindert, die Schönheiten seiner Poesie richtig zu verstehen, sondern in der Erkenntnis, daß der ganz eminent verstandesmäßig angelegte, für geist- und humorvolle Plaudereien geschaffene Dichter in seinen Sermonen ebenso sehr mit sichtlichem Behagen (vgl. sein Selbstbekenntnis im Eingang von ep. I 1) aus dem Vollen zu schöpfen scheint, wie seine lyrischen Ergüsse vielfach etwas Gemachtes haben. Horaz verliert durch diese Unterscheidung in seiner schriftstellerischen Leistungsfähigkeit auch nicht das mindeste von seiner hohen Bedeutung für die antike und die Weltliteratur. St. freilich sieht in ihm „einen weit bedeutenderen Geist" als in Catull, Tibull, Properz und stellt gerade seine lyrischen Gedichte am höchsten. Darüber ist nicht zu rechten. Aber verkehrt ist es zu meinen, in dem Umstande, daß die „veranlassenden Umstände der Gedichte" bisher nicht oder nicht genügend erforscht worden sind, sei die Ursache der ungenügenden Würdigung der Oden gelegen. Wenn

St. bestreitet, daß ein lyrisches Gedicht überhaupt ohne die Kenntnis der veranlassenden Umstände etwas bedeute, so haben wir hierin eine entschiedene Überschätzung des Accidentiellen, sozusagen des Erdgeruches oder des Körperlichen in der Lyrik. Von wie vielen und gerade den besten Goetheschen Gedichten wissen wir bezüglich der veranlassenden Umstände gar nichts, ohne daß deshalb die tiefe seelische Wirkung im geringsten leidet. Ein echtes lyrisches Gedicht ist gewiß, wie Goethe meint, Gelegenheitsgedicht, d. h. es ist erlebt und muß erlebt sein („Ach, ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt", heißt es in den Venez. Epigrammen), aber jedes echte lyrische Gedicht erklärt sich doch am besten aus sich selbst, ohne daß man viel nach Veranlassung etc. zu fragen braucht.

Im übrigen wird niemand in Abrede stellen, daß die von St. verlangte Darlegung und Klarstellung der Lebensverhältnisse des Dichters für ein Verständnis der Oden von höchstem Werte ist. Das war aber längst schon die Meinung der Horazerklärer; man hat alles, was nur irgendwie an Beziehungen, persönlicher und sachlicher Art, für die Lebensumstände des Dichters zu ermitteln ist, zur Erklärung herangezogen. Was aber St. in seiner Darstellung vom „Erdenwallen" des Dichters bietet, ist, wie uns scheint, gar zu sehr von seiner Phantasie beeinflußt. Es berührt zwar wohltuend, überall so recht die Freude zu sehen, mit der der Verf. das Dichterbild zeichnet, aber es geschieht des Guten zu viel in Ausmalung der einzelnen Züge.

Eingehend und in etwas süßlichem Tone wird die wunderbare Rettung des kleinen Horaz erzählt, wie ihn sein Vater, der „Bauer Horaz", nach vielem Suchen lebend und unversehrt . . entdeckt — ein Ereignis, „woran die ganze Umgegend teilnimmt und lange noch von der wunderbaren Erhaltung des Kindes, des Götterschützlings erzählt," wie dann der Vater sein „Ämtchen bei der Steuer" aufgibt, nach Rom zieht, aber „als treuer Anhänger der Senatsregierung im Jahre 49 mit dem Sohne die Hauptstadt wieder verläßt und in die süditalische Heimat zurückkehrt". Woraus St. letzteres schließt, ist uns unbekannt. Daß H. selbst „von kleiner, aber tapferer Gestalt war, bei allen beliebt und über seine Jahre männlich", daß der Vater in seinem Hüttchen am Aufidus starb, daß der Sohn dann „nach stürmischer Überfahrt an des Vaters Tür pochte, wo ein fremdes, wüstes Gesicht ihn begrüßte" — ist alles möglich, aber doch nicht zu beweisen. Aber in diesem phantasievoll ausgeschmückten Tone geht es weiter: der mittellose Horaz, der das Gütchen „von der arbeitsscheuen Kriegsgurgel" nicht zurückkaufen konnte, findet nach St. in Rom bei Sestius ein Asyl und bezaubert „mit neuen Liedern" (bisher dachte man bei paupertas

impulit audax ut versus facerem an die Abfassung der Satiren und Epoden) den Kreis der Freunde. Die Ode I 27 schildert die ungebundene Lust an der Tafel des Sestius; I 28 „ist dem großen Brutus, den der Tod zu fällen sich nicht gescheut, als ein namenloses Grablied angestimmt;“ I 7 ist „ein herzhaftes Abschiedslied für Munatius Plancus, als er vor Octavian nach Griechenland entwich“ . . . Das Merkwürdigste erfahren wir aber über des Dichters Liebe: Seiner „tiefer angelegten Natur“ genügten Inachia, Neaera, Pyrrha oder Phryne nicht, sondern nur „eine starke, ernste Liebe;“ dies war „die reizende Cinara, die Maecen als blutjunges Mädchen entdeckt hatte (II 5) und zuerst sich selbst vorbehalten wollte, die er aber dann an seinen geliebten Dichter wies.“ Dieser „hatte sie im Hause des Maecenas als Kind kennen gelernt (c. II 5) und in den Gesellschaften daselbst war das schöne Mädchen seine Tischnachbarin gewesen (ep. I, 7)“. Er besingt sie als Glycera, Lalage . . . „Aber Cinara starb (722) und es scheint, daß der Erschütterte diesen Verlust nicht habe überleben wollen. Es gibt von ihm ein merkwürdiges Gedicht, c. II 20, offenbar tief erregt geschrieben, im Angesicht des Todes . . .“, doch Hor. überwand den Trübsinn; Politik und die Liebe der ebenso reichen wie schönen Lyce lenkten ihn ab. Er hoffte dann für sein neues Heim die Sängerin Tyndaris zur Gefährtin seines weitentrückten Lebens zu gewinnen. Nachdem er von Octavian in den Ritterstand erhoben war, wahrscheinlich indem er durch eine Schenkung (eines Hauses in Tibur?) sein Vermögen auf den Betrag des Rittercensus erhöhte, findet Hor. die längst gewünschte Gefährtin seines stillen, ländlichen Lebens. Er dachte zuerst an die schon früh, vor Cinara, ernstlich begehrte Lydia, die aber ablehnte aus Scheu vor der Einsamkeit, obwohl er eine jüngste Bekanntschaft, Chloe, ihr zum Opfer bringen wollte. Und nun folgt statt Lydias die vornehme, stille Lyde. Mit ihr genießt H. das volle Glück, wie verschiedene Oden, Satiren und Episteln beweisen. St. weiß uns aber noch mehr zu verraten. Lyde beschenkt Horaz mit einem Kinde in schwerer, doch glücklicher Geburt; für ihre Erhaltung weihte er der hilfreichen Göttin den schönen Baum bei seinem Hause (III 22) . . . Aber „Lyde ward ihm bald geraubt und in III 27 nimmt Hor. zerrrissenen Herzens Abschied für immer von Galatea — zweifelsohne Lyde, die von den Ihrigen aufgefunden und zurückgefordert, unter ihrem wahren Namen zu glänzendem Lose in die griechische Heimat zurückkehrte!“ Die Folge war für Horaz eine Nervenverstimmung, gegen die er eine Kaltwasserkur in Gabii, Praeneste, Baiae und Velia gebrauchte.

Man muß sich verwundern, wie man aus c. III 22 einen derartigen Roman von der schweren aber glücklichen Geburt eines Sprößlings des Horaz herauslesen kann. Der väterlichen Sorgen um „Sohn und Enkel" soll Horaz auch nach epod. 1, 34, wo St. liest: perdat ut nepos, gedacht haben (Horazkommentar S. 26 zu Nr. 18). In dieser Weise sind die Horazischen Oden allerdings nie ausgedeutet worden. Nach der Rückkehr von der Kaltwasserkur des Jahres 23/22 in Unteritalien, wo er „von Velia aus Venusia besuchte und an trauter Stätte opferte", hat Horaz nach St. von Virgil jenen „trübster Ahnungen vollen" Abschied genommen c. I 3. Bisher hielt man sich an Suetons ausdrückliche Notiz, wonach Virgil seine letzte Reise im 52. Jahre seines Lebens, d. h. also im Jahre 19 v. Ch., die athenische Reise antrat. St. setzt sie, ohne hierfür einen Grund anzugeben, ins Jahr 22. Seite XXXIV heißt es weiter, bei seinem nach 15 v. Ch. erfolgten Besuche der Hauptstadt „schwelgt Horaz in der Erinnerung an Lyces einst so blendende Erscheinung sowie in der süßen Schönheit eines Knaben, die soviel seltener und soviel vergänglicher ist als die eines Weibes — wir barbarisch Vermummten ahnen ja freilch weder diese noch jene".

Wir glauben, nach diesen Proben aus der Biographie wird das von St. entworfene Bild des Dichters jedermann als gar zu subjektiv gefärbt erscheinen. Die weiterhin folgenden Übersetzungen dagegen verdienen durch ihre Vorzüge die Beachtung der Horazfreunde. (Näheres s. unten bei 'Übersetzungen' S. 54.)

3. Lediglich als Vorrede zu dem eben besprochenen Werkchen will die drittgenannte Abhandlung betrachtet werden. Der Verf. bricht hier eine Lanze für Horaz als lyrischen Dichter. Seit Lessing, der den Ruhm des Dichters nicht habe schmälern, sondern ihn nur als einen ebenso lobwürdigen Menschen habe herstellen wollen, sei Hor. verkannt. Lessing folgend habe man z. B. alle die erotischen Dichtungen nur als Spiel der Phantasie, ohne jeden tatsächlichen Hintergrund, betrachtet. Nur Wilhelm Ernst Weber habe mit seinem Buche: Q. Horatius Flaccus als Mensch und Dichter (1844) den richtigen Standpunkt eingenommen und verlangt, daß man aus seiner Dichtung ein vollständiges Bild seiner Individualität gewinnen müsse. An ihn will St. anknüpfen und jene „alles bedingenden, alles erklärenden Grundlagen" der Oden aufzufinden versuchen. Wo dies auf direktem Wege nicht gehe, müsse die Hypothese helfen: bleibt nämlich das Gedicht nach wie vor verworren, so ist die Hypothese hinfällig, macht sie aber das Gedicht verständlich, nach Inhalt und Zusammenhang wie nach dem Gefühls- und Kunstwert, so ist sie damit als zutreffend erwiesen. Wesentlichstes Mittel, in dieser Richtung vor-

zugeben ist nach St. eine wirkliche Verdeutschung, deren ersten Versuch er mit dem vorhin erwähnten Werkchen liefere.

Ob diese Hypothesentheorie die Rätsel löst, muß doch bezweifelt werden. Nehmen wir z. B. c. I 28, eines der verzweifeltsten Gedichte. Nach St. wird hier „dem großen Brutus, den der Tod zu fällen sich nicht gescheut, ein namenloses Grablied angestimmt“. Aber hebt diese Hypothese die Schwierigkeiten? St. überschreibt die Ode: „Als Horaz den Feldherrn und den Vater verloren hatte“ und setzt die Ode ins Jahr 42—40. Wo sind aber nur schwache Andeutungen für eine Reminiscenz an Brutus oder seinen Vater? Was soll die Anrede an Archytas, was die Betrachtung über das allgemeine Schicksal des Todes? Wir haben die Verdeutschung St.s wieder und wieder gelesen um den Schlüssel für diese Fragen zu finden und die Probe auf die Hypothese zu machen, aber vergebens. In seinem Kommentar (1904) trägt St. eine Ansicht vor, wonach die Verse 1—16 umgestellt werden und an den Schluß kommen. Im Dialog des Archytas mit dem Schiffer erhält dieser nur die Verse Te maris-morituro? (als verwunderte Frage); aus te (v. 14) wird me gemacht — lauter gewaltsame Änderungen, durch die aber immer noch die Beziehung auf Brutus und den Vater dunkel bleibt.

4. und 5. Die zwei letztgenannten Abhandlungen geben einen Kommentar, aber nicht in der gewöhnlichen Form, sondern so wie er in der einleitenden Biographie der deutschen Odenausgabe bereits vorgebildet ist. Nach St. hat Horaz fast gleichzeitig mit Epoden, Satiren und Oden seine dichterische Produktion begonnen. Die vorausgeschickte „Gruppen-Zeittafel der 162 Gedichte des Horaz“ umfaßt 9 Zeiträume, von 42—8 v. Ch. In diese werden die nach 6 Gesichtspunkten gegliederten Gedichte (I [an] für Maecenas, II auf sich selbst, III auf [an] Rom, IV auf [an] Augustus, V an [für] Freunde, VI an [auf] Frauen) nach ihrer chronologischen Abfolge eingefügt (bezüglich einzelner weniger Gedichte enthalten die „Vorbemerkungen“ zum Kommentar 1904 einige Änderungen).

Die chronologischen Fixierungen der einzelnen Gedichte weichen ganz erheblich von den sonst angenommenen Datierungen ab. So sollen entstanden sein:

42—40: ep. 7. 8. 12. 15. 13. 16. sat. I 2. 7. c. I 4. 7. 9. 27. 28. III 12.

39—37: ep. 4. 5. 11. 17. sat. I 1. 4. 5. 6. 8. c. I 1. 5. 8. 11. 16. 32. II 6. III 24. IV 12.

36—33: epod. 2. 3. 14. sat. I 3. 9. 10. II 1. 2. c. I 3. 6. 19. 22. 30. II 1. 5. 7. 8. 12. 15. III 16. 19.

32—30: ep. 1. 9. sat. II 3. 4. 5. 6. c. I 12. 14. 17. 18. 26. 33. 37. II 3. 16. 17. 18. 19. 20. III 10. 21. 25.

Da nach der allgemeinen Ansicht die Oden I—III in der Zeit von 30—23 entstanden sind, so wird die von St. fixierte frühere Ansetzung auf allerlei Widerspruch stoßen.

Die Ausführungen St.s lesen sich ganz angenehm, und da und dort mag auch das von ihm entworfene Situationsbild der Wirklichkeit entsprechen wie zu epod. 3. Aber es sind doch im allgemeinen bloße Vermutungen, die nur dann berechtigt wären, wenn sie wirklich den Schlüssel zum Verständnisse der Dunkelheiten enthielten. Dies ist aber nicht der Fall.

Ferner gibt St. doch auch da und dort Erklärungen, die anzufechten sind. So wird S. I 1, 88 At si cognatos etc. erklärt: „Willst du aber die Verwandten, welche die Natur dir ohne Zutun gibt, auch ohne Zutun dir bewahren und zu Freunden erhalten, so siehst du dich getäuscht wie einer, der" usw. V. 108 ff. liest er illuc, unde abii, redeo nunc. S. I 3, 71 liest er amare (st. amari). epod. 1, 32 ff.: discinctus aut perdat (st. perdam) nepos: . . „Schätze, die mein Enkel vertun würde". Dazu u. a. die Begründung, daß Horaz damals „eben Vater geworden, an Sohn und Enkel gedacht haben mag". Ganz seltsam erklärt wird c. II 20.

6. E. A. Sonnenschein, The nationality of Horace. In The classical review XII 1698 S. 305.

Aus den Worten ep. I 16, 49 renuit negatque Sabellus wird vielfach, wie auch S. tut, geschlossen, daß sich Horaz als einen Sabeller bezeichnet. Nun versucht dieser Aufsatz den Nachweis, daß dies nicht etwa deshalb geschehe, weil er durch sein sabinisches Landgut sozusagen als Sabeller naturalisiert sei. Denn das Wort Sabellus bedeutet nach S. nicht den Sabiner, wie S. schon in einer früheren Abhandlung in derselben Zeitschr. (1897 S. 339 f.) durch eine Reihe von Beweisstellen dargetan, sondern den Samniten. In der Tat soll Horaz nach S. einer Familie entsprossen sein, die während der Samniterkriege in Sklaverei geraten ist.

Die ganze Beweisführung wird hinfällig, wenn man die obige Stelle in ep. I 16 nicht weiter preßt als nötig ist. Gewiß macht Horaz hier das Urteil des Sabellers auch zu dem seinigen, aber daß er sich deshalb auch selbst zu einem Sabeller, der nationalen Zugehörigkeit nach, rechnet, dafür fehlt doch aller und jeder Anhalt. Er will lediglich nur damit den Typus des Biedermannes geben, gerade wie epod. 2, 39 weiter nichts als Typen bäuerlicher Arbeitsamkeit vorgeführt werden.

7. M. Schneidewin, Horaz als Darwinist. N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1901 S. 655—656.

Die Stelle ep. II 2, 213 vivere si recte nescis, decede peritis = „tritt ab zugunsten der Erfahrenen, räume ihnen das Feld, das du also nicht behaupten kannst", enthält nach dem Verf. einen Gedankenkomplex, den man als Darwinismus zusammenfassen kann, wonach eben die tüchtigeren Exemplare im Daseinskampfe die untüchtigeren verdrängen. Doch ist es nach Sch. verkehrt, wenn Orelli und Krüger dabei an den physischen Tod denken oder bei decede gar an eine Aufforderung zu eventuellem Selbstmord; dem Dichter genügt vielmehr, ein metaphorisches, geistiges und gesellschaftliches Dahinsterben als mögliche Folge der mangelnden Lebenskunst hinzustellen. Auch steht nicht (wie Orelli meinte) der Angeredete anderen, im Wege, sondern die Pointe ist, daß andere mit ihm kurzen Prozeß machen, ihn überrennen werden. Das spezifisch Darwinistische ist nach Sch. darin gelegen, daß Horaz hier von der Gefährdung der Personen durch den Kampf ums Dasein rede.

* * *

Die Annahme, daß Horaz der Schlacht von Actium beigewohnt habe, ist wiederholt Gegenstand der Kontroverse gewesen. Das von Friedrich (Q. Horatius Flaccus, S. 36 ff.) angeführte Argument: der Schluß von epod. 9 sei so sorgenvoll, daß die Worte curam metumque Caesaris rerum iuvat dulci Lyaeo solvere nur am Abend des Schlachttages angezeigt erschienen, ist nicht durchschlagend. In epod. 9 eine während der Schlacht selbst, als deren Ausgang noch ungewiß war, hingeworfene Improvisation zu erblicken (Orelli-Hirschfelder), will uns noch weniger gefallen. L. Müller hat in seiner großen Ausgabe zu epod. 1 und 9 ausführlich und, wie wir glauben, überzeugend dargetan, daß eine Anwesenheit des Horaz bei Actium ganz unwahrscheinlich ist.

Aufs neue behandelt die Frage:

8. P. Corssen, Horatiana. Specimen primum quod adicitur ad progr. gymnas. Wilmersdorfiensis. Berlin 1903.

Ausgehend von Büchelers Aufsatz über die 9. Epode (im Index schol. Bonn. 1878/9), worin bekanntlich für die Anwesenheit des Horaz in der Schlacht von Actium plädiert wird, und an Friedrichs Ausführungen behandelt C. diese ganze Frage mit Heranziehung aller Momente.

Für Maecenas' Anwesenheit bei Actium, die mit vielen andern zuletzt Gardthausen (Augustus II p. 188) in Abrede stellte, führt er an: 1. die Stelle aus der auch von Bücheler citierten Elegie auf Maecenas:

cum freta Niliacae texerunt laeta carinae, fortis erat circum, fortis et ante ducem, 2. den Eingang von epod. 1, worin der Dichter seine Bereitwilligkeit zur Teilnahme an der Reise dorthin ausspricht. 3. Die Worte c. II 5, 7 ff. würden unverständlich bleiben, wenn Hor. seit Philippi nicht mehr an Kriegsfahrten sich beteiligt hätte. 4. Auch ep. I 20, 23 me primis urbis belli placuisse domique weisen auf eine kriegerische Betätigung hin.

Es ist von anderer Seite wiederholt dagegen betont worden, daß keines dieser Momente zu der von C. vollzogenen Schlußfolgerung drängt. Nun soll Horaz diese Epode nach C. vor der Schlacht verfaßt haben und zwar im Zelte des Maecenas, nicht etwa auf dem Schiffe. Dort, bei einem Gastmahle, habe er und seine Freunde, nahe der Küste, sowohl die rabies Noti spüren als auch durch den Anblick der auf dem Meere schwankenden Schiffe so afficiert werden können, ut ipsi in navibus collocati esse sibi viderentur (S. 15). Damit wäre also dann die nausea fluens begründet.

Wir können nicht leugnen, daß trotz aller von C. beigebrachten Argumente seine Ansicht uns wenig plausibel erscheint. Die Worte laetus victore Caesare und sic Jovi gratum, ferner curam metumque Caesaris rerum iuvat dulci Lyaeo solvere setzen n. E. eine Zeit voraus, wo alles abgetan war, also unbedingt nach der Schlacht von Actium. Wenn aber irgendwo ein Argumentum e silentio von schwerwiegender Bedeutung war, so ist es hier der Fall. Ist es möglich, daß die Gegenwart des Dichters bei einem so eminent weltgeschichtlichen Ereignis, wie es die Schlacht von Actium war, nur kaum berührt worden ist, ja in einer so wenig bestimmten Weise berührt worden ist, daß man geradezu die persönliche Anwesenheit in Abrede stellen zu müssen geglaubt hat? Hätte die an spannungsreichen Details gewiß interessante Expedition, vor allem ein auf Autopsie beruhender Eindruck von den Vorbereitungen, dem Verlauf und Ausgang des entscheidungsvollsten Waffenganges der ganzen Augusteischen Epoche nicht ein lauteres, individueller gefärbtes Echo in den Gedichten finden müssen? Hat doch Horaz für alle die kleinen Einzelheiten seines im ganzen engumgrenzten Lebens eine so lebendige Erinnerung, daß dies immer wieder bei allen möglichen Anlässen durchklingt. Man denke an die wiederholte Erwähnung der Schlacht von Philippi, an die überaus detaillierte Schilderung der Brundisinischen Reise. Es ist vollends aber nur schwer denkbar, daß am Vorabend eines großen und überaus ernsten Waffenganges zu einem rauschenden Feste mit Musik und Poesie aufgefordert wird; damals waren wirklich noch cura und metus berechtigt. Auch die Anrede beate Maecenas enthält einen beachtenswerten Wink. So kann, sollte man meinen, der vom Dichter freudig

begrüßte eigentlich erst dann gepriesen werden, wenn der Sieg errungen ist, nicht aber, wenn alles noch in banger Erwartung schwebt. Auch die tatsächlich gar nicht entscheidenden und nicht einmal ganz zutreffenden Einzelheiten aus der Schlacht (v. 17 f.), über die Horaz bei persönlicher Anwesenheit in Actium unbedingt besser unterrichtet gewesen wäre, lassen sich am einfachsten verstehen, wenn wir festhalten, daß Hor. eben nur der nach Rom verbreiteten Gerüchte gedenkt. Daß er aber die wichtigsten und entscheidendsten Momente (s. Dio L 34) der Schlacht selbst gar nicht erwähnt, von terra marique victus spricht, während die Übergabe der Legionen 8 Tage später ohne Schwertstreich erfolgte, daß er über die Flucht des Antonius ganz unsicher ist, einen vor der Schlacht stattgefundenen Verrat der galatischen Kontingente in die Schlacht selbst verlegt, begreift sich ebenso leicht bei der Annahme, daß Horaz in Italien schrieb, wie es auffallend sein müßte bei Unterstellung seiner Anwesenheit in der Schlacht selbst.

Alles in allem wird also auch Corssens klar und fließend geschriebene Ausführung keineswegs eine allgemeine Zustimmung finden. In der Einzelerklärung der 9. Epode tritt C. zu v. 25 für das handschriftlich gut überlieferte Africanum ein, sepulcrum wird im Sinne von monumentum gefaßt — ganz mit Recht.

Die zu c. I 37 gemachten Bemerkungen betreffen zunächst v. 4 tempus erat ornare. Er sieht darin keinen Tadel des Dichters gegen etwaige Unterlassungen des Senats, sondern: cum haec scriberet noster, nondum erant ornata deorum pulvinaria. In den Worten von v. 16 ab Italia volantem remis adurgens usw. sieht C. nicht eine Bemerkung, die auf Augustus' Verfolgung der Cleopatra nach Ägypten ginge. Vielmehr gehört ab Italia zu adurgens Caesar und bezeichnet den von Brundisium her (= ab Italia) fahrenden Augustus, der Antonius und Cleopatra in den Ambrakischen Meerbusen sich zurückzuziehen zwang. Im Zusammenhange damit bedeutet dann nach C. das folgende nec expavit ensem nichts anderes als daß Cleopatra nicht zurückschauderte vor dem Kampf, so daß also ensis nichts anderes sei als pugna Actiaca selbst.

* * *

Über die militärische Episode im Leben des Dichters und die darauf bezüglichen Andeutungen desselben handeln mehrere Aufsätze:

9. A. Cima, Sul preteso cinismo di Orazio. In Rivista di filolog. XVII 1899 S. 251—259.

Seit Lessing das bekannte Selbstzeugnis des Dichters in c. II 7, 9 f. (relicta non bene parmula) in seinen „Rettungen“ einer eingehenden Kritik unterzogen hat, ist jenes Bekenntnis immer wieder nach den verschiedensten Seiten ausgelegt worden. L. Müller hat in seinem großen

Kommentar nach Ablehnung von Lessings Auffassung in dem Wegwerfen des Schildes lediglich nur die Bestätigung der vorher erwähnten celeris fuga erblickt. Horaz habe wirklich den Schild weggeworfen, eine Sache, die wohl ernst zu nehmen sei, aber doch nicht gerade allzu tragisch von ihm aufgefaßt werde. Cima bemerkt gegen jene, die dem Dichter aus diesem Bekenntnis den Vorwurf des Cynismus machen, daß man beachten müsse, daß hier von einer Flucht des einen römischen Heeres vor einem andern römischen die Rede sei. Diese sei aber von den Alten ganz anders, ungleich milder beurteilt worden als eine Flucht vor Barbaren.

10. An Cimas Aufsatz knüpft L. Maccari in seinen Osservazzioni ad Orazio (s. unten N. 99) an, indem er (S. 3—6) betont, daß man aus allzu pedantischem Interpretationsbedürfnis ganz vergessen habe, daß man es mit einem Dichter zu tun habe. Hat man doch auch mit aller Sorgfalt festzustellen gewußt, in welches Jahr der c. III 4, 28 erwähnte Schiffbruch am Vorgebirge Palinurus fiel, ferner, daß der Dichter auf derselben Fahrt an der entgegengesetzten Küste auch am Berge Matinus in derselben Weise in Lebensgefahr kam; gar nicht zu reden von den allen Ernstes erhobenen Fragen über das Aussehen des Wolfes, der ihm im Sabinerwalde begegnete, oder über die Natur der Tauben, die ihn am Voltur mit Laub bedeckten! Auch die Erwähnung des Wegwerfens des Schildes sei lediglich poetische Floskel, deren Berechtigung besonders durch die Reminiszenzen an Anakreon, Archilochus, Alcaeus außer allem Zweifel stehe. Von einem „Cynismus“, der in diesem Bekenntnis liegen soll, sei also keine Rede, höchstens davon, daß Horaz nicht gerade glücklich war, wenn er den unglücklichen Ausgang der Schlacht gerade durch diesen Zug näher bezeichnete.

Noch zwei weitere italienische Gelehrte behandeln unsere Stelle:

9. F. Caccialanza, Schedae criticae (in Rivista di filolog. XXX 2 p. 340—345). Er glaubt, man müsse bei c. II 7, 10 jedenfalls erwägen, daß Horaz die Gegner des Octavian nicht herabsetzen wollte noch durfte.

10. Carnčtl hält (Atti della Reale Accadem. delle scienze di Torino 8. 1904, p. 539—549) das relicta non bene parmula für gar nichts weiter als eine Umschreibung von ab armis discessi.

In ganz ähnlichem Sinne will auch E. Groß (Beiträge zur Erklärung alter Schriftsteller, unten unter Nr. 122) die Stelle bildlich betrachtet wissen. Auch me per hostis Mercurius celer denso paventem sustulit aere habe nur symbolische Bedeutung. Horaz scherze über die Vergangenheit und behandle sie wiederholt in der Form der Parallele Er stellt seine Kriegserlebnisse neben die seiner griechischen Vorbilder

und wie Aphrodite den Paris, so mußte ihn auch Mercur vom Schlachtfelde entrückt haben.

Alle die erwähnten Abhandlungen bestätigen nur, was Oesterlen (Komik und Humor bei Horaz II S. 73 f.) zu unserer Stelle bemerkt hat, daß jetzt wohl niemand mehr glaube, daß der fragliche Ausdruck bei Horaz wörtlich zu nehmen sei. Im übrigen darf man wohl, was die ganze Selbstanklage anbelangt, sich daran erinnern, daß Horaz über seine militärische Laufbahn nicht eben gerade hoch denkt. Es heißt ja allerdings in der lex Salica c. 30, 6: „Wer einem andern vorwirft, er habe seinen Schild weggeworfen und bleibt den Beweis dafür schuldig, der soll mit 120 Denaren d. h. mit 3 solidi gebüßt werden.“ Wenn aber der römische Dichter diesen Vorwurf sich selbst macht, nun — so können wir wohl mit s. II 1, 86 sagen: solventur risu tabulae, tu missus abibis.

* * *

Die Frage, ob Horaz zwei Villen besessen habe, eine im Digentiatale und eine in Tibur, ist in letzter Zeit öfter verneint worden. So von Ussani in der Einleitung zu seiner unten besprochenen Ausgabe, und ebenso von Plessis-Lejay in der 1903 erschienenen Schulausgabe. Die letzteren Herausgeber weisen mit Recht darauf hin (S. XVI), daß wie schon M. Jullian betonte, Tibur als Hauptort des Sabinischen Bezirkes und des ganzen, auch Varia in sich schließenden Territoriums recht wohl von Horaz in dem Sinne citiert werde, um damit eben nicht bloß diese Stadt im engeren Sinne, sondern das ganze Gebiet zu bezeichnen.

Das entscheidende Wort hat in dieser Beziehung schon früher Hertz gesprochen, indem er diese ganze Frage durch die Stelle bei Catull (N. 44) geklärt hält. Die Worte: O funde noster, seu Sabine, seu Tiburs, Nam te esse Tiburtem autumant, quibus non Cordi Catullum laedere; at quibus cordi est, Quovis Sabinum pignore esse contendunt etc. zeigen deutlich, daß es sich bei Sabinus und Tiburs nur um zwei Bezeichnungen für eine und dieselbe Örtlichkeit handelt.

* * *

Über den zum Freundeskreise des Horaz in erster Linie gehörenden **Maecenas** liegen zwei Spezialarbeiten vor:

14. W. Vollbrecht, Maecenas. Gymnasialbibliothek. 34. Heft. Gütersloh 1901.

In recht ansprechender, frischer Darstellung wird über Abstammung und Jugend, öffentliche Tätigkeit, Privatleben, wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit etc. des M. gehandelt. Die gerade in letzter Zeit öfters aufgeworfene Frage, ob Horaz und Maecenas an der Schlacht von Actium teilgenommen, wird mit nein beantwortet. Ganz mit Recht,

trotz Friedrichs Ausführungen. Daß epod. 9. am Abend der Schlacht von Actium auf dem Schiffe gedichtet worden sei, weist V. schon aus den Eingangsworten (quando . . biham) in ganz überzeugender Weise als höchst unwahrscheinlich ab. Im Abschnitt über die wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit des Maecenas wäre vielleicht, so wenig der eigentliche poetische Wert auch bedeuten mag, eine Reproduktion der von Harder u. a. zusammengestellten Maecenasfragmente, wenigstens teilweise, erwünscht gewesen. Die Auffassung von c. I 20, wonach Horaz den M. auffordert, zu ihm aufs Land zu kommen, mag richtig sein; aber die im codex Divaei ausdrücklich festgelegte Notiz: Maecenas iturus in Apuliam mandavit Horatio ut eum susciperet hospitio. Ad quae Horatius scribit hac ode . . hätte doch verdient erwähnt zu werden.

15. G. Götz, C. Maecenas. Rede, gehalten zur Feier der akadem. Preisverteilung. Jena 1902.

Für die abschätzige Beurteilung des M. wurde zunächst Wieland in der Einleitung zur Übersetzung der Episteln tonangebend. Er war es, der den Kranz, den traditionelle Verehrung dem Urbilde aller Literaturfreunde aus dem Altertum gewidmet hatte, zu zerpflücken suchte. Stärker ging dann Beulé in den sechziger Jahren gegen M. vor, indem er das Verhältnis des M. zu den Augusteischen Dichtern hauptsächlich auf die Initiative des Augustus zurückführte und beweisen wollte, daß M.s Beziehungen zu diesen Dichtern lediglich politischen Motiven entsprungen sind, so daß sie schließlich nur die literarischen Handlanger der monarchischen Tendenzen des Kaisers sein sollten. Der Einfluß des M. war hiernach nicht nur auf bloße Ausnutzung der poetischen Talente gerichtet, sondern, sofern er weiter ging, geradezu nachteilig. Wird doch die laxe Lebensführung des Properz und sein früher Tod geradezu auf Rechnung des M. gesetzt! Dem gegenüber zeigt der Verf., wie das Urteil Senecas, auf den die Bemängelung im Charakterbilde des M. zurückgeht, von einer sehr einseitigen Betrachtung ausgeht. Als Grundzug seines Wesens ist nicht in dem Maße, wie dies der berühmte Stoiker betont, schlankweg die Weichlichkeit hinzustellen. Zum mindesten kann gesagt werden, daß ein Mann, der mehr als ein Jahrzehnt hindurch in den schwierigsten Lagen die größte Umsicht und Energie an den Tag legte und Hauptstütze Octavians im heißen Ringen um die Weltherrschaft war, unmöglich so in Weichlichkeit aufgegangen sein kann, wie dies Seneca darstellt. Schon Velleius, der für Persönlichkeiten ein feines Verständnis besitzt, weiß nichts von einer derartigen Auffassung. Im einzelnen zeigt G., wie Virgils und Horaz' Poesie durchaus nicht durch M. erst

für die von ihnen eingenommene Stellung zu Augustus und der Monarchie bearbeitet zu werden brauchten. Was aber den Charakter des M. selbst betrifft, so darf nicht vergessen werden, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten, von dem wir Kunde haben, von dem festesten Glauben an Augustus und der unbedingten Treue zu diesem erfüllt war. Diese Treue geht auch durch das ganze Verhältnis zu Horaz hindurch.

Ziemlich eingehend über M. handelt auch Kettner in seiner unten besprochenen Arbeit 'Die Episteln des Horaz' auf S. 12 ff. Wie er am Schlusse (S. 171) hervorhebt, dürften jetzt die Materialien zur Charakteristik des Mannes am bequemsten bei Gardthausen, Augustus und seine Zeit I 762 fg., II 932 fg. zu finden sein.

II. Ausgaben und Kommentare.

16. Q. Horatius Flaccus, Oden und Epoden, erklärt von Lucian Müller. I. Teil: Text und Einleitungen. II. Teil: Kommentar. Petersburg und Leipzig 1900.

Vorliegendes Werk bildet den Abschluß der gelehrten Beschäftigung Lucian Müllers mit Horaz. Keinem anderen Gebiete war seine Feder mehr gewidmet als gerade unserem Dichter. Seit 1895 arbeitete er an diesem großen Kommentar, während der Drucklegung desselben ist er am 24. April 1898 gestorben. In der kurzen Vorrede berichtet G. Goetz, daß er, vom Verfasser nach letztwilliger Verfügung zur eventuellen Fortführung und Abschließung des Werkes berufen, beim Tode Müllers den Text der Oden und Epoden bereits fertig gedruckt übernommen habe; vom 2. Teile, dem Kommentar, seien die 3 ersten Bogen gedruckt gewesen, das übrige Manuskript aber habe, sorgfältig von der Hand des Verfassers revidiert, vorgelegen. Vom dritten Teil, den Einleitungen, hatte der Verleger gleichfalls das ganze Manuskript in Händen, so daß nur der vierte, von L. Müller beabsichtigte Teil eine allgemeine Einleitung, fehlt. Diese letztere sollte handeln: 1. über die sprachlichen Vorbilder der lyrischen Dichtungen, 2. über die Urbanität der Oden und Epoden, 3. über die lyrischen Versmaße, 4. über die Handschriften des Horaz, 5. über einige Ausgaben des H., 6. über vorliegende Ausgabe.

Götz gibt von den Vorarbeiten für diesen 4. Teil nur einige kurze Sätze, die er unter den Notizen Müllers fand. Danach sollte diese Ausgabe ausschließlich für Philologen bestimmt sein und mit gleichmäßiger Ausführlichkeit sowohl den kritischen wie den exegetischen Forderungen entsprechen. Der Schwerpunkt sollte freilich in der Exegese liegen. Schon die Vorrede zur Textausgabe von 1897 deutete an, daß L. M. zu dieser großen und, wie er wollte, abschließenden Ausgabe hauptsäch-

lich veranlaßt wurde durch die Arbeiten von Schütz und Kießling. Beide hält er für mangelhaft. Man wird daher das vorliegende Werk besonders in Vergleich zu stellen haben mit den ebengenannten.

Während Kießling im ganzen die Textüberlieferung festhält, glaubt L. M. vielfach Verderhtheiten und Lücken konstatieren zu müssen. Wer die Sermonenausgabe von 1891 ansieht, wird gestehen müssen, daß seit den Tagen Peerlkamps kaum ein anderer so rücksichtslos gegen die Überlieferung des Textes vorgegangen ist. Während Stellen, die von anderen als Athetesen betrachtet wurden (z. B. I 3, 17 ff.; I 9, 9 ff.; I 20; III 24, 5; IV 4, 18—22; IV 8; 13, 21 f.) von ihm verteidigt werden, glaubt er immer wieder, wie die häufige Wiederkehr des Kreuzes anzeigt, Lücken im Gedankengang statuieren zu müssen. Wie unberechtigt dies ist, zeigt u. a. Cartanits eingehende Untersuchung der Komposition der Sermonen (s. unten Nr. 44). Näherhin weicht das Textbild der jetzigen Ausgabe wieder erheblich ab von jenem des Jahres 1897, wo in der Vorrede allerdings Textvorschläge angedeutet waren, wenn sie auch damals noch nicht Aufnahme in den Text fanden. Wir führen an: I 6, 2 steht alite mit Kreuz, vorgeschlagen wird im Kommentar aemulo (1897 hatte noch aliti mit Kreuz); 8, 4 statt oderit vorgeschlagen deserit; 12, 19 occupabit; 13, 9 vor uxor ein Kreuz, Lücke vor v. 9 angenommen: 15, 13—20 umgesetzt; 18, 4 Kreuz vor aliter; 20, 11 praeparant st. temperant; 21, 6 vor gelido ein Kreuz, 23, 4—5 vepris inhorruit ad ventum (bisher veris-adventus); 31, 5 lata; 31, 12 vina sua; 35, 26 defuginnt; II 2, 24 vor spectat ein Kreuz; ebenso vor II 3, 7 festos und vor II 3, 9 quo. Angefochten werden noch 27 weitere Stellen.

Durch diese und die noch weit größere Anzahl der schon 1897 als verderbt bezeichneten Stellen, über die eingehend im Kommentar gesprochen wird, zeigt der Herausgeber, wie sehr er sich im Laufe der Jahre immer weiter von den Handschriften entfernt hat. Lücken werden außer den schon vorgenannten noch angesetzt: I 20 vor v. 1; II 3 vor v. 9; III 5 vor der 2. Strophe; in carm. saec. „sind vor v. 37 vier Verse ausgefallen mit dem Lobe des Jupiter". In ep. 9 ist vor c. 11 „vielleicht ein Distichon ausgefallen". Wer sich kritisch mit H. befaßt, wird in der vorliegenden Ausgabe reichlichstes Material finden; Zustimmung verdient n. E. kein einziger der gemachten Vorschläge.

In der Exegese zeigt L. M. seine ausgebreiteten philologischen Kenntnisse namentlich nach der metrischen und grammatisch-formalen Seite hin, während Kießling mehr den ästhetischen Standpunkt in seinem Kommentar berücksichtigte. Durch das ganze Buch geht ein stiller Gegensatz zu diesem letztgenannten Gelehrten, so daß für den, der sich mit H. beschäftigt, aus der Benutzung beider Bücher so ziemlich eine Orientierung über die schwehenden Fragen gewonnen werden kann.

Die den II. Teil bildenden Einleitungen zu den einzelnen Oden verbreiten sich über Inhalt, Gedankengang, Adressat, Lebensumstände des Dichters und Chronologie. In letzterer Hinsicht folgt L. M. zumeist Bentley und Lachmann. Die 3 ersten Bücher sind 24, nicht 23 ediert. Als spätestes der Sammlung betrachtet er I 24; die Abfassung von I 3, worüber viel geschrieben wurde, verlegt er schon 30 oder 29; die ersten 9 Oden seien dem Maecenas als besonderes Kunststück der Polymetrie schon 29 überreicht worden — eine Behauptung, die sich aber schwerlich begründen läßt.

Der II. Teil, der Kommentar, umfaßt den weitaus größten Raum (479 eng gedruckte Seiten) und ist von den bisher erschienenen überhaupt der ausführlichste. Einzelheiten aus dieser großen kritisch-exegetischen Lebensarbeit des Verfassers herauszugreifen, ist hier unmöglich.

17. Q. Horatius Flaccus, erklärt von A. Kießling. Erster Teil: Oden und Epoden. 4. Aufl. besorgt von R. Heinze. Berlin 1901.

Während die dritte Auflage von 1898 nur den Kommentar zum carmen saeculare neu bearbeitete, enthält diese 4. sehr viele Änderungen, Zusätze und Umgestaltungen. Der Umfang des Buches ist dadurch um 28 Seiten gewachsen.

Über die Vorzüge des Kießlingschen Kommentars sind alle einig. Mehr wie irgendeine andere Ausgabe hat er es verstanden, mit einer gewissen Kongenialität und Frische dem Dichter in die innerste Werkstätte zu folgen und vor allem mit Geschmack zu interpretieren. Allerdings unterlief dabei auch manches, was höchst subjektiv gefärbt war. Das Bestreben nach individueller Auffassung und prägnanter Darstellung brachte auch wohl da und dort allerlei Gekünsteltes und Gesuchtes. An zuversichtlicher Sprache, besonders bei Abfertigung der Ansichten anderer, fehlte es auch nicht. In Hinsicht hierauf war das Bemühen des nunmehrigen Herausgebers, da und dort Kießlings Bemerkungen klarer zu fassen, Umgestaltungen und sachliche Änderungen vorzunehmen, durchaus berechtigt und kann dem dauernden Werte des Buches nur förderlich sein.

In der Einleitung sind zunächst nur zwei Erweiterungen: S. 2 der Hinweis auf die kürzlich gefundenen Fragmente eines metrischen Traktats (Oxyrhynchos-Papyr. von Grenfell-Hunt), und S. 11 die Betonung der für die Synizese wichtigen Erscheinung, daß bei Archilochus öfter statt eines Iambus ein scheinbarer Anapäst vorkommt.

Im Kommentar zieht Heinze, wie er besonders auch in den Episteln getan, die griechische Einwirkung auf den Dichter noch weiter

heran als Kießling, so gleich zu c. I 1 durch die Verweisung auf Bacchylides X 38 ff. Daß er in derselben Ode v. 5 an der, nach unserer Meinung gezwungenen Erklärung festhält, wonach „die Kraft des farblosen iuvat nicht über metaque evitata hinausreicht", scheint uns verfehlt. Was gegen Kießlings Erklärung spricht, haben wir an anderm Orte (Jahresbericht für 1890/91 S. 43) zusammengestellt. Zu I 7, 17 bemerkt Heinze: finire „eingrenzen", „beschränken", nicht „beendigen". Aber abgesehen davon, daß III 4, 39 finire labores doch wohl nur heißen soll: „beendigen", sagt die Vorbemerkung zu dem Gedichte ganz zutreffend, „daß man des Lebens Plagen im Weine begraben müsse." Ist das nicht genau ebensoviel wie „ein Ende machen"? I 13, 16 wird man quinta parte doch mit Orelli und den meisten als „Quintessenz" nach pythagoreischer Doktrin fassen müssen, da es sonst einer förmlichen mathematischen Deduktion bedarf, um den von Heinze angenommenen Sinn: „noch einmal so süß wie Honig" herauszubringen. Die veränderte Auffassung von I 19, 16, (hostia = „Opfertier", was Kießling bestritten hatte) und ferner von III 16, 37, das nicht mehr als Parenthese gefaßt wird, und III 30, 8 (dum scandet nicht mehr mit dem folgenden dicar verbunden), sind gewiß Besserungen. An der vielerörterten Stelle III 14, 11, wo Kießling iam virum expertes las, steht jetzt das überlieferte expertae. Erträglich wird nach unserer Ansicht die Stelle freilich erst, wenn man, wie O. Jäger am besten gezeigt, hinter puellae noch ein ac einschiebt. Zur besseren Überlieferung ist H. III 11, 52 (scalpe) zurückgekehrt, während er III 25, 9 Bentleys Edonis und epod. 8, 17 Heinsius' magis jetzt im Texte hat. Von den vielen teils mehr teils weniger umgestalteten Bemerkungen sei nur noch III 23, 17 ff. hervorgehoben. Die jetzt von Heinze gegebene Erklärung trifft das Richtige: hostia ist Ablat. instrum. und die Periode lautet aufgelöst: si manus .. tetigit, blande farre pio et sal. mica penates av. mollivit, neque altera blandius eo quod sumpt. hostiam immolavit .. mollivit. Nur der Schlußsatz ist uns unverständlich: „hostia als Subjekt könnte wohl nicht farre pio mollire". Wer nämlich wie Nauck-Weißenfels u. a. hostia als Nominativ nimmt, konstruiert natürlich: ein kostbares Opfertier versöhnt die Götter nicht mehr als heiliges Opferschrot; dabei kann farre pio gar nichts anderes sein als Abiat. compar., nicht aber instrum., wie H. dieser letzteren Auffassung zuzuschreiben scheint. Auf anderes geht unsere Besprechung in der Berl. Phil. Wochenschr. 1904 Nr. 7 näher ein.

18. Q. Horati Flacci saturarum liber I, edited with introduction and notes by James Gow. Cambridge 1901.

Diese Ausgabe ist die Fortsetzung zu der im Jahre 1895/6 erschienenen Bearbeitung der Oden und Epoden, worüber wir im vorletzten Jahresbericht unter Nr. 24 referiert haben. Die Anlage ist dieselbe: erst Text, dann ein fortlaufender, ziemlich ausführlicher Kommentar, in dem sich G. an Ovelli-Hirschfelder, Kießling, Schütz, Wickham und Page anschließt. Die in der Odenausgabe gegebene Biographie des Dichters ist wiederholt, wobei neuere Arbeiten, wie Sonnenscheins Aufsatz über des Dichters Nationalität Berücksichtigung gefunden haben. Dann handelt G. über die Satire, Chronologie der Gedichte, Gebrauch der Eigennamen in ihnen, sprachliche Eigentümlichkeiten und Textgestaltung. Das I. Buch der Satiren ist nach G. gesondert vom II. Buch und zwar some considerable time vorher (35) publiziert; die Anordnung der einzelnen Satiren selbst folge im ganzen der Zeit, freilich mit einigen Ausnahmen. So ist s. I 7 im Jahre 43 oder 42 entstanden, also nach G. das älteste Gedicht überhaupt. L. Müller, Kießling u. a. setzen sie bekanntlich später an. Die vorkommenden Eigennamen sind nicht fingiert, sondern die wirklichen Namen bekannter Personen, teils noch lebender. In dem Abschnitt über die sprachlichen Eigentümlichkeiten gibt G. nicht soviel wie Cartault, dessen Arbeit er übrigens kennt und benützt.

Am meisten dürfte G.s Neigung zur Aufnahme von Konjekturen zu beanstanden sein. Bei einem so vorzüglich überlieferten Autor ist ein konservatives Verfahren, zu dem man ja nach der wilden Aera einer negativen Hyperkritik allgemein zurückgekehrt ist, gewiß doppelt am Platze. Dagegen rüttelt nun G. sehr viel an der Überlieferung. So wird s. I 1, 113 f. ut und sic umgestellt, wie Postgate vorschlug. I 3, 10 steht, wie derselbe Gelehrte wollte, si für qui. I 3, 103 f. liest er mit Housman: donec verba, quibus sensus, vocesque, notarent, nominaque invenere. I 4, 139 steht haec ludo. I 5, 15 ist ut fortgelassen, wofür der Umstand, daß es tatsächlich in einigen wenigen Hss. ausgelassen ist, sprechen könnte. Indessen ist das von den meisten überlieferte ut nicht anzufechten. Die von Krüger angeführte Terenzstelle zeigt dies genügend. I 6, 6 steht: ignoto aut ut me (Vorschlag von Palmer). I 6, 102 folgt er wieder Housman in der Konjektur: uti ne rus solusve peregre. I 6, 111 steht: milibus et quantis (wie Postgate wollte); I 6, 126 liest er mit Munro: pulsumque trigonem. I 8, 15 steht qui modo (st. quo modo). Alle diese Änderungen scheinen uns unnötig zu sein.

19. W. Gebhardi, Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Essays. Zweite Auflage, besorgt von A. Scheffler. Paderborn, Schöningh 1902.

Als das jetzt in 2. Auflage vorliegende Buch vor 16 Jahren zum

ersten Male erschien, wurde trotz mancher Ausstellungen im einzelnen die warme, ja glühende Begeisterung, die lebhafte, oft poetisch gehobene Sprache dieser Essays durchweg anerkannt. Gegenüber den zahlreichen, aber eben nur für philologische Kreise berechneten gelehrten Ausgaben wollte der jugendlich frisch und fast schwärmerisch empfindende Verfasser den Freunden des Dichters, jungen und alten, Liebe und Erinnerung wecken, erneuern und erhalten, Vorurteile beseitigen helfen, Herz und Sinn erfreuen und erfrischen. Ob hierzu ein Bedürfnis oder wenigstens eine Rechtfertigung vorlag? Wenn ein so gewiegter Horazkenner wie O. Weißenfels nicht lange vorher schreiben konnte: „Der vielinterpretierte Horaz tritt mit viel zu viel Gepäck an seine heutigen Leser heran. Es gehört eine kräftige und etwas rücksichtslose Natur dazu, sich durch diesen Haufen aufgestapelter Bemerkungen bis zu Horaz selbst Bahn zu machen,“ so wird man dies nicht in Abrede stellen können. Es ist doch bezeichnend, daß von allen kommentierten Ausgaben keine ein besseres Andenken bei den ehemaligen Primanern behalten hat als die Naucksche, und das lediglich wegen ihrer Frische und möglichsten Ausscheidung des gelehrten Rüstzengs. Nauck, Rosenberg und Plüß waren auch diejenigen Interpreten, von denen Gebhardi am meisten Anregung für seine Arbeit erfahren zu haben bekennt. Natürlich hat es auch nicht an Bemängelungen gefehlt und selbst an schärferem Tadel. Nicht nur begegneten manche Auffassungen Gebhardis einer ablehnenden Kritik, auch der ganze Ton wurde als überschwänglich und übertrieben bezeichnet.

Wenn die jetzt vorliegende zweite Auflage von Scheffler berechtigten Ausstellungen gebührende Rechnung getragen hat, so war das selbstverständlich ganz in der Ordnung. Die einzelnen Stücke sind gründlich durchgesehen, verbessert, zum Teile ganz neu bearbeitet. Daß er aber in Ton und Stil Gebhardis Arbeit nicht verändert hat, forderte der ganze Charakter des Buches, wie sich Gebhardi diesen gedacht hatte. Ihm war Horaz ein Dichter, in dessen Schöpfungen sich alles Hohe und Edle, Wahrheit der Empfindungen und Adel der Gesinnung, Religiosität und Humanität in solch maßvoller Schönheit und ansprechender Feinheit der Form harmonisch vereinigt vorfinden, daß er noch heute für gebildete Menschen aller Stände und Charaktere „ein Quell der Labe und Ruhe“ ist, dessen Verständnis liebevolle Hingebung und künstlerisches Nachempfinden erfordert. Das letztere will er vermitteln.

Vielleicht liegt aber schon in der eben angeführten Charakteristik des Horaz eine gar zu idealistische Auffassung, die einer auf etwaige Mängel in das Gesamtbild heranziehenden ästhetischen Betrachtung im Wege steht. Wir schätzen die Bedeutung des Horaz für die antike und die Weltliteratur nicht geringer als Gebhardi-Scheffler.

Aber bezüglich der lyrischen Poesie desselben kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß vielfach weniger Gelungenes mit unterlaufen ist. Die über die einzelnen Gedichte von G.-Sch. angestellten Reflexionen ergehen sich öfter in einer mehr oder weniger panegyrischen Analyse des Inhalts. Durch Herbeiziehung von Parallelen aus alter und neuer Literatur, worin eine recht umfassende Kenntnis hervortritt, sowie durch beigefügte, in angenehmer Abwechselung in den Text eingestreute metrische Übersetzungsproben, meist vorzüglich gelungenen (vertreten sind fast alle Namen), weiß G.-Sch. nicht nur der ganzen Darstellung einen sehr frischen, fesselnden Charakter zu verleihen, sondern auch in die Stimmung der einzelnen Gedichte lebendig zu versetzen. Dadurch gehört das Buch zu den erfreulichsten Erscheinungen der Horazliteratur.

Über das einzelne nur wenige Bemerkungen: Daß der Adressat von c. II 2, Sallustius, wie S. 157 gesagt ist, „das Glück zu sehr in Macht und Geld zu finden suchte, daß er seinen avidus spiritus zu wenig bändigen konnte,“ widerspricht der Schilderung des Mannes bei Tacitus. G.-Sch. meint, Horaz halte ihm „unter dem Scheine anerkennenden Lobes einen Spiegel vor, nicht wie er ist, sondern wie er sein sollte“. Aber warum soll ihm der Dichter nicht ein Lob zollen können? Und konnte dies feiner geschehen, als wenn ihm gesagt wird, der gleichgesinnte Proculeius sei durch derartige Freigebigkeit unsterblichen Ruhmes teilhaftig? Mit Recht wird in der Erklärung zu epod. 9 die Annahme Büchelers u. a., als sei Horaz bei Actium anwesend gewesen, abgelehnt; auch Plüß in seinem neuesten Buche über die Epoden spricht sich in diesem Sinne aus. Was gegen die übertriebene Aufspürerei von griechischen Parallelen S. 130 f. (zu I 31) gesagt wird, ist nicht unbegründet. Aber eine ästhetische Würdigung der Horazischen Lyrik sollte der Frage etwas nachgehen, wie bei Horaz immer und immer wieder das römische und griechische Milieu durcheinander laufen, wie Ingredienzien oder Motive beider Welten bunt zusammengeschweißt werden, manchmal schon in der äußeren Situation (z. B. I 9), ferner, wie durch die alexandrinische Richtung in die ganze poetische Technik eine gewisse mythologische Scholastik hineingetragen wurde, die unser lyrisches Empfinden nicht selten stört. Daß die Poeten eben docti sein sollen, will uns nicht recht verständlich werden und doch war die Gelehrsamkeit ein wichtiges Requisit der damaligen Poesie. Das im einzelnen wenigstens anzudeuten, ist nicht nur für Horaz nötig, sondern es erklärt auch öfter den Mangel an eigentlich lyrischer Kraft und das Überwiegen einer verstandesdürren Reflexion in den Oden. Die Ausführungen der Römeroden werden bei einer weiteren Auflage den Aufsatz von Domaszewski zu Rate ziehen müssen.

20. Le Liriche di Orazio, commentate da Vincenzo Ussani Vol. 1: Gli Epodi — Il primo libro delle Odi. Vol. II: Il 2° e il 3° libro delle Odi — Il carmen saec. — Il 4° libro delle Odi. Torino 1900/1.

Ussanis frühere Arbeiten über Horaz zeigen ein verständiges und selbständiges Urteil; auch diese Ausgabe der Oden und Epoden weist diese Vorzüge auf. Unter den italienischen Bearbeitungen ist sie, soweit wir sehen, die ausführlichste und, wie man wohl beifügen kann, sorgfältigste. In der Vorrede konstatiert U., daß die italienische Horazliteratur einen Kommentar wie den Kiesslingschen überhaupt noch nicht besitzt, auch nicht wie den englischen von Gow oder von Wickham. Als beste bisherige Ausgabe bezeichnet er die von Bindi, die aber dem wirklichen Stand der Exegese des Dichters nicht mehr entspricht. Auch die andern bedeutenderen italienischen Bearbeitungen werden kurz kritisiert. Er selbst will sich besonders an Kiessling anlehnen, außerdem an Wickham und Gow; doch ist ihm auch die weiterentlegene deutsche Horazliteratur nicht fremd geblieben. Aus unserer eingehenden Besprechung in der Berl. Phil. Wochenschr. 1902 N. 14 heben wir folgendes heraus:

Daß Horaz nach der Schlacht von Philippi, wie U. in der ausführlichen Einleitung bemerkt, am Vorgebirg Palinurus Schiffbruch litt, hat Cartault (Études sur les satires 1899 S. 7 f.) als Phantasiegebilde nachgewiesen. Über die Villenfrage vergl. oben S. 37. Bezüglich der Publikation der Oden ist U. geneigt, eine besondere Herausgabe der beiden ersten Odenbücher anzunehmen, die der im Jahre 23 erfolgten Edition der drei ersten Bücher vorausgegangen sei. Sonst ist die Kritik in der Ausgabe entschieden zurückgetreten hinter der Exegese, was für eine Schulausgabe auch ganz berechtigt ist. Der Kommentar enthält zuerst eine allgemeine Vorbemerkung zu jedem einzelnen Gedicht, worin über Veranlassung, Situation, Chronologie etc. orientiert wird.

Im Texte gestattet sich U. mehrfach Konjekturen, von denen keine empfehlenswert ist. So erscheint ep. 5, 87: magum (= magorum) venena fas (st. venena magnum fas) schon durch die Umstellung als recht gewalttätig; I 3, 26 steht: gens humana ruit per vetitum. nefas! I 32, 15 liest U.: dulce lenimen mihi usque salve mit Herwerden, der aber vor usque noch ein tu setzte. Den jetzt entstehenden Hiatus entschuldigt aber U. mit der frühen Abfassung der Ode! I 35, 15 steht: ad arma cessantis („ad arma!“). Das zweite, in Klammern geschlossene ad arma soll der im Ohre des Dichters gleichsam nachhallende Schreckensruf der Menge sein — eine etwas wunderliche Auffassung. III 3, 37 f. liest U.: dum longus inter saeviet (st. saeviat)

Ilion. . . weil eine kondicionale Beschränkung gegen alle Natur und Geographie sei. Doch wird in demselben Satze dum bei insultet und celent (v. 40 und 42) in kondicionalem Sinne genommen. III 19, 10 f. schreibt U.: da, puer, auguris Murenae .. tribus aut novem miscentur cyathi pocula commodis? Durch die mit tribus beginnende Frage unterbreche der rex convivii die Aufzählung des Dichters, der gerade außer auf Neumond, Mitternacht und Murena noch auf anderer Wohl Wein reichen lassen wollte. c. s. 26 steht: quod simul dictum est, stabilis deorum terminus servat. Aber für deorum terminus im Sinne von „unabänderliches Schicksal" gibt das fatorum terminus bei Accius keineswegs eine genügende Analogie. Weshalb v. 25—32 in Klammern eingeschlossen sind, ist nicht zu ersehen. Die seltsamste Vermutung aber ist IV 2, 1 f.:

Pindarum quisquis studet aemulari, I — ulle ceratis ope Daedalea.

Die Teilung des Wortes Jullus in 2 Zeilen ist unerträglich. Ebend. v. 49 heißt es: „io" que dum procedis (st. tuque). Nun wird ja freilich von Catull einmal io einsilbig gemessen; aber es ist doch höchst bedenklich, auf eine derartige Ausnahme hin eine Konjektur zu gründen.

Aus dem Kommentar seien erwähnt:

epod. 9, 17 ad hunc frementes . . equos erinnere an das Pferdeorakel bei der Thronbesteigung des Darius (Herod. III 84 ff.); gewiß falsch. Denn während bei Herodot das Wiehern der Pferde (equi frementes) in den engsten Zusammenhang mit dem Aufgang der Sonne gesetzt ist, bedeutet hier bei H. der Ausdruck sol aspicit canopium gar nichts weiter als: man sieht ein Mückennetz. Zu II 20, 6 (quem vocas) erklärt U.: „cui tu chiami" le tre volte rituali. III 2, 25 wird unter fidele silentium nur die Bescheidenheit verstanden, was jedenfalls sehr seltsam ausgedrückt wäre. Die vielbehandelte Stelle III 23, 17 ff. (immanis aram si tetigit manus etc.) wird als Fragesatz betrachtet, hostia sei Ablativ comparationis. In der ganzen Auffassung der Konstruktion stimmt U. überein mit Duncker (Kolberger Progr. 1893), ohne diesen zu kennen. Aber diese Ansicht ist unhaltbar. Neuerdings hat Heinze das Richtige über diese Partie gesprochen. Wiederholt gibt U. von ein und derselben Stelle mehrere Auffassungen, was für eine Schulausgabe wenig angezeigt sein dürfte. Überall aber zeigt er warme Begeisterung für den Dichter. Ihren Zweck als Schulausgabe wird sie sehr gut erfüllen.

21. Le odi e gli epodi di Q. Orazio Flacco, commento ad uso delle scuole del Pietro Rasi. Milano — Palermo — Napoli 1902.

Dem Verfasser liegt bei dieser Schulausgabe zunächst daran, daß man am Dichter Geschmack finde. Das ist ihm mehr wert als ogni

vana pompa di erudizione. Der Kommentar schließt sich besonders an L. Müller und an Orelli an; letzteren hält R. überhaupt für den vorzüglichsten Horazinterpreten. Von italienischen Ausgaben nennt er Ussani, im Text folgt er Stampinis Ausgabe.

22. Tullio Tentori, Q. Orazio Flacco. Le opere con introduzione metrica e note. Volume I: odi ed epodi. Milano 1902.

Die Ausgabe enthält Biographie und Metrik in ausführlicherer Fassung. Wie in fast all diesen italienischen Schulausgaben sind einzelne Stücke ganz ausgelassen, wie epod. 8 und 12, von andern bloß einige Strophen, was gewiß noch weit weniger zu rechtfertigen ist. Der Kommentar bietet für eine Schulausgabe das landläufige Material, ohne daß irgendwie neues zu verzeichnen wäre. Daß III 9, 20 (ianua Lydiae) Lydiae auch Genetiv sein kann, ist unmöglich.

23. Oeuvres d'Horace, publiées avec une introduction philologique et littéraire et des notes, par F. Plessis et P. Lejay. Paris 1903.

Wie die éditions classiques von Waltz und Cartelier-Paßerat (s. Jahresber. 1887—89 und 1892—96) ist auch diese Ausgabe zunächst für die Schule bestimmt und enthält daher mancherlei Streichungen. Die beiden Herausgeber, von denen Plessis die Oden und Epoden, Lejay die Satiren und Episteln bearbeitet hat, beabsichtigen nach der Vorrede eine größere, gelehrte Ausgabe bald nachfolgen zu lassen.

Bezüglich der Streichungen sind bekanntermaßen diese französischen Schulausgaben etwas gar zu eilig. Wie bei Waltz und Cartelier-Passerat fehlt z. B. c. III 9 Donec gratus eram, was zu bedauern ist. Daß aber auch einzelne Oden gekürzt sind — so sind von c. I 4 die 2 Schlußverse, von c. I 6 die letzten 4 Verse weggelassen; von C. III 6 fehlen v. 25—32 — ist ein Unrecht gegen den Dichter. Vielleicht darf man aus dem Umstande, daß Waltz früher noch weiter ging und auch v. 21—24 in der letztgenannten Ode wegließ, entnehmen, daß die pädagogischen Erwägungen allmählich doch anfangen nicht mehr so skrupulös zu sein.

Der Abschnitt der Einleitung über Étude littéraire spricht über das Wesen und die Bedeutung der einzelnen Dichtungsgattungen des Horaz in recht eingehender und klarer Weise; ein weiteres Kapitel (Notice bibliographique) über die Handschriften und Ausgaben. Dieser Teil wird wohl weniger für die Schüler bestimmt sein, für die Fachgenossen aber ist er doch zu oberflächlich. Und doch liegt hier ein Thema vor, das einer eingehenderen Behandlung würdig wäre. Man darf wohl hoffen, daß gerade dieser Punkt in der in Aussicht stehenden

größeren, gelehrten Ausgabe, wohin er auch gehört, eindringender behandelt wird.

24. Die Oden und Epoden des Q. Horatius Flaccus. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für d. Schulgebrauch, von Emil Rosenberg. 4. Aufl. Gotha 1904. I Text, II Kommentar.

Der im letzten Jahresbericht (N 21) angezeigten dritten Auflage ist rasch die vierte nachgefolgt. Sie zeigt durchgehends Berücksichtigung der inzwischen erschienenen Literatur. Die Einleitung fügt ein weiteres Kapitel bei: „Vielgebrauchte Wendungen und Sentenzen aus den Oden und Epoden,“ eine Zusammenstellung, die auf 6 Seiten eine reiche, nach unserer Meinung völlig ausreichende Anzahl der teilweise wohl zu memorierenden Sprüche des Dichters bietet. Sonst ist die Anlage des Kommentars, wie billig, beibehalten. In den chronologischen Fragen, die nur kurz und wo einige Sicherheit herrscht, berührt sind, wird man dem Herausgeber meist zustimmen. Vgl. unsere Anzeige in W. f. kl. Phil. 1904 N. 30/31.

25. Q. Horatius Flaccus. Auswahl von Michael Petschenig. Mit 2 Karten. 3. umgearbeitete Auflage der carmina selecta. Leipzig 1900.

Vorausgeht eine Einleitung über „Leben und Dichtungen des H.“, die in gedrängter Form das für den Schüler Nötige bietet; S. 4 wäre vielleicht eine kleine Ausführung über die beiden Hauptrichtungen der damaligen Philosophie angezeigt gewesen. Die lyrischen Versmaße (S. 7—12) sind nach Köpke gegeben. Darauf folgen 29 griechische Vorbilder der Horazischen Lyrik und eine Zusammenstellung der Horazischen Sentenzen: in diesen 82 Sinnsprüchen tritt der ethische Gehalt des Dichters recht übersichtlich vor Augen; nur sollten derartige Sammlungen, wenn sie wirklich dem Schüler lieb und vertraut werden sollen, von ihm selbst aus der Lektüre exzerpiert werden und natürlich nur aus den vorher gelesenen und im Unterricht behandelten Oden, Epoden Satiren und Episteln geschöpft sein. Statt dessen gibt P. auch Verse aus Stücken, die gar nicht in seine Sammlung Aufnahme gefunden haben. Bezüglich der ausgelassenen Stücke (28 Oden, 11 Epoden, 7 Satiren, 7 Episteln) ist es schwer zu sagen, ob immer das Richtige getroffen ist; der Herausgeber mag hier wohl den Bedürfnissen und Wünschen der österreichischen Schulen in erster Linie Rechnung getragen haben.

26. Q. Horatius Flaccus, für den Schulgebrauch, herausg. von O. Keller und J. Häußner. Mit 2 Abbildungen und 3 Kärtchen. 3. Aufl. Wien-Leipzig 1903.

Auf Anregung des Verlegers erhielt die zuletzt im J. 1892 auf-

gelegte lateinische Schulausgabe eine deutsche Einleitung (Leben und Werke des H., metrische Übersicht) und deutschen Index. Der Text ist unverändert geblieben. In der biographischen Skizze sollte gerade das geboten werden, was sich nach den im Unterricht gemachten Erfahrungen für den Standpunkt des Primaners als wünschenswert erwies. Dazu gehörte vor allem auch eine knappe Darstellung der Entwickelung der lyrischen Poesie bei den Griechen und Römern, ein Wort über den philosophischen Standpunkt des Horaz, über den Charakter der einzelnen Dichtgattungen, über die Bedeutung des H. für die Literatur und Geistesbildung u. a. Die metrische Auseinandersetzung ist gegen früher vereinfacht, die griechischen Parallelstellen sind vermehrt. Auch das Namen- und Sachverzeichnis ist erweitert worden und mag da und dort sogar über das unbedingt Notwendige etwas hinausgehen und ins Gebiet der Interpretation hinübergreifen.

27. Q. Horatii Flacci Satirae. Für den Schulgebrauch erklärt von K. O. Breithaupt. 2. Auflage. Gotha 1903.

Über diese erstmals 1887 erschienene Schulausgabe der Bibl. Gothana ist in diesem Jahresbericht (1887—89 N. 1) referiert. Der Herausgeber hat bei der Neuauflage außer den sonstigen neuesten Publikationen besonders Kießling, L. Müller, Orelli-Mewes und Krüger beigezogen. Die Änderungen im Text und Kommentar verdienen meist Zustimmung.

28. Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von G. T. A. Krüger. I. Satiren. 15. Aufl. besorgt von G. Krüger. Leipzig 1904.

29. — II. Episteln. 14. Aufl. ebendas. 1901.

Die Anlage der Krügerschen Ausgabe darf den Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Die rasch notwendig gewordenen neuen Auflagen zeigen auch, daß ihre Vorzüge von denen, die sich mit Horaz befassen, geschätzt werden. Die Berücksichtigung und Ausbeutung aller, auch der entlegensten Beiträge zur Horazforschung findet sich nirgends so übersichtlich und bei aller Gedrängtheit erschöpfend wie hier. Der Umfang des Anhanges, der diese Orientierung bietet, ist natürlich dadurch etwas gewachsen, die Satirenausgabe von 211 auf 221 S., die der Episteln um 13 Seiten. Natürlich zeigt auch der Kommentar selbst überall die bessernde Hand. Die Abweichungen von der letzten Auflage werden vorn besonders verzeichnet. Wir führen daraus zunächst von der Satirenausgabe folgende an, und zwar im Texte:

I 4, 15 accipe iam (st. accipiam); 5, 93 hinc (st. hic); 6, 47 sim (st. snm), was dnrchweg zn billigen ist; ferner ist geändert: I 6, 47 nec mala lnstra (st. ac); II 1, 15 describat (st. describit). Von den zahlreichen Änderungen in der Interpnnktion führen wir nur an: II 5, 90 ultra „non", „etiam" slleas. Über die ganze Stelle vergleiche übrigens d. letzten Jahresber. S. 136 f. Ferner I 9, 69 tricesima, sabbata.

Aus den Änderungen im Kommentar (und Anhang) sei herausgehoben die eingehende Analyse der ersten Satire des 1. Buches. Als Hauptgrund der Unzufriedenheit wird jetzt gefaßt die invidia und die daraus hervorgehende avaritia (im weiteren Sinne): auf beiden beruht der einheitliche Zusammenhang: 'auch die neidisch auf andere Hinblickenden (v. 4—19) sind wie die (von v. 28 ff. an) auf Vermehrung ihres Besitzes Bedachten avari, insofern beide von heißem Verlangen nach einem andern Lose oder Stande erfüllt sind.' Durch diese Grundanschauung sind dann alle die einzelnen Partien zusammengekittet zu einer einheitlichen Komposition. Ganz neu ist die Erklärung zu II 1, 86 solventur risn tabulae, was auf das Öffnen der vom Prätor dem Iudex oder den Kläger gegebenen formula (= tabulae) bezogen wird. Kr. hält diesen Vorschlag (s. unten N. 116) für beachtenswert; aber weitere Belege für die Wendung tabulas solvere in diesem juristisch technischen Sinne wären doch erwünscht. Zu I 1, 92 cumque habeas plus wird jetzt ergänzt quam antea, früher dagegen: plus quam necesse est, was uns richtiger scheint. Die Zuteilung der Worte I 9, 44 paucorum hominum et mentis bene sanae an den Dichter, nicht an den Schwätzer, halten wir für verkehrt, wie wir in der Besprechung dieser Ausgabe in der Berl. Phil. Wochenschr. 1905 N 2 zu zeigen versucht haben.

Überall, selbst in untergeordneten Punkten, hat der Herausgeber gefeilt, bezüglich Klarstellung der Konstruktion (z. B. I 3, 9 ff.), der Übersetzung (I 3, 52. 53; 9, 73), besonders der Interpunktion.

Zwei Kärtchen, eines von Mittelitalien und ein Stadtplan Roms sind neu beigegeben.

Ganz ebenso zeigt auch das zweite Bändchen (Episteln) die größte Sorgfalt in der Verarbeitung des immer neu anwachsenden Materials der Horazliteratur.

Als zumeist ins Auge fallend sei hervorgehoben, daß die einzelnen Gedichte nach der Gedankenfolge eine Gliederung durch Alineas erhalten haben. Die Übersichtlichkeit hat dadurch wesentlich gewonnen.

Keine einzige Stelle von besonderer Bedeutung ist im Anfange übergangen. Da Krüger in umfassendster Weise die so sehr ausgebreitete Horazliteratur beizuziehen bemüht ist, hat der Lehrer in diesem Anhange zugleich die erwünschteste Orientierung über den Stand der

Forschung. Vgl. unsere Anzeige in Berl. Phil. Wochenschr. 1903 N. 49.

30. Präparationen für die Schnllektüre griechischer und lateinischer Klassiker. Begründet von Krafft nnd Ranke. Heft 48. Präparation zu Horaz' Epoden von A. Chambaln. Hannover 1900.

Das Heftchen bildet die Fortsetznng zn der im letzten Jahresbericht (N 20) besprochenen Präparation der Oden. Ansgelassen sind epod. 3. 5. 8. 12. 17. Sonst ist die Einrichtung dieser Präparation dieselbe: Auf dem Umschlag wird eine Vorbemerknng gegeben über die Sprache der Epoden; die Belege zu den über Lyrische Kürze (Zusammenziehen der Gedankenreihen, Überwiegen der Nomina, Vereinfachte Syntax, Verkürznng der grammatischen und lexikalischen Form, Redefiguren) nnd Wortschatz gemachten Bemerknngen finden sich in der Form von Fnßnoten. Dadnrch wird diese Übersicht, die ohnehin schon recht knapp ist, etwas zerrissen nnd zerpflückt. Die Präparation ist durchweg begleitet von einem Kommentar.

31. Schülerpräparationen zu lat. und griech. Schriftstellern. Präpar. zn Q. Horatius Flaccns' Oden von H. Ludwig. I. Buch I n. II. II. Bnch III u. IV und carm. saec. Leipz. 1903.

Wie die Vorbemerkung sagt, will der Verf. außer der eigentlichen Präparation, wodurch den Schülern das Aufschlagen der Vokabeln erspart nnd anderseits die Möglichkeit gegeben werden soll, in ihrer häuslichen Arbeit dnrch eigenes Bemühen ein Verständnis des Satzbanes zn gewinnen, mit größerer Ausführlichkeit besonders die Bestimmnng von Örtlichkeiten behandeln, die anf des Dichters Leben nnd Schriften Bezug haben. Dnrch Angabe zahlreicher Parallelstellen aus Horaz selbst nnd ans andern griechischen, lateinischen nnd auch aus modernen Antoren wird die Erklärung gefördert und anf engem Rahmen ein recht brauchbares Material herangezogen. Ansgelassen sind 32 Oden.

32. Psendacronis scholia in Horatium vetnstiora recensuit O. Keller. Vol. I Scholia AV in carmina et epodos. Leipzig 1902.

Den 1894 von Holder heransgegebenen Porphyrioscholien folgen mit dieser Ausgabe die schon lange angekündigten Acron-Scholien. Daß Paulys und Hauthals Ausgaben den wissenschaftlichen Anforderungen nicht genügen können, ist längst erkannt worden. Durch die vorliegende Ausgabe K.s wird nun dem Bedürfnisse nach einem kritisch gesichteten und zuverlässigen Texte abgeholfen. Zugrnnd gelegt sind besonders die zwei Hss: A = Parisinus 7900 und V = Vaticanus Ursinianus 3527. Schade ist, daß außer dem Wechsel des Verlags (Holders

Ausgabe erschien bei Wagner in Innsbruck) diese doch im Grunde zusammengehörige Scholienausgabe auch in verschiedenem Formate erscheint.

III. Übersetzungen.

33. J. Bartsch, Horazische Oden in deutscher Nachbildung. Teil II. Stade 1902.

Übersetzt sind 15 Oden und zwar: I 1. 19. 27. 38. II 10. 17. 18. III 21. 23. 29. 30. IV 5. 7. 11. 12. Die gereimten deutschen Strophen, außer I 19, alle in iambischen Rhythmen gehalten, lesen sich recht fließend und gewandt und gehen bei aller Freiheit im einzelnen, wie sie einer „Nachhildung" gewiß erlaubt ist, die Gedanken des Originals gut wieder. Über den Ausdruck wird sich hier und da streiten lassen. In III 21 fällt V. 3 aus dem Rhythmus, indem hier plötzlich statt des steigenden ein fallendes Versmaß einsetzt: „Scherz in Dir oder Hader und Klagen". Die Wortstellung: „Wir aber, sind wir der Stätte ein Rauh, wo Vater Aeneas und Ankus verweilen" ist kaum erträglich. Sonst ist der Ton gerade dieser Ode sehr hübsch getroffen. Der Eingang lautet:

„Der Schnee ist zerronnen, den Wiesen und Bäumen
Kehrt wieder zurück schon ihr grünes Gewand;
Die Erde verjüngt sich, nicht uferlos schäumen
Die Flüsse mehr über das fruchtbare Land.

Die Grazie wagt mit den Nymphen im Bunde
Schon Reigen zu schlingen im nächtlichen Hag.
Hoff' Ewiges nicht, mahnt das Jahr und die Stunde,
Die schnell uns entführt den beglückenden Tag."

34. O. Hey, Übersetzungen aus lateinischen Dichtern. Blätter f. das Gymnasialschulwesen. 1902. S. 241 ff.

Auf S. 243 gibt H. eine Übersetzung der Bandusiaode (III 13) im Metrum des Originals.

35. S. Englert, Horazübersetzungen. Blätter f. das Gymnasialschulwesen. XXXVI. 1900. S. 25—29.

Übersetzt werden I 24. 31. II 6. 7. 8 und III 1 und zwar in modernen Rhythmen, iambischen und trochäischen gereimten Versen, die gar nicht übel geraten sind, wenn auch hin und wieder der Ausdruck etwas nüchtern prosaisch klingt oder eine gewisse Verblassung gegenüber dem Texte eintritt. Wir führen als Proben an aus c. I 24:

„Wehret nicht der Tränen Lauf,
Haltet nicht die Klagen auf,
Da gestorben ist der Traute!
Stimme an den Grabgesang,
Muse, der Apoll den Klang
Lieh zum Spiel der Trauerlaute.

Faß ich's, daß aus Todes Nacht
Nimmermehr mein Freund erwacht,
So zartfühlend, treu und bieder,
Unbestechlich, recht und schlicht,
Daß Du auf der Erde nicht
Findest seinesgleichen wieder?"

36. E. Weyhe, Die Oden des Horaz in freier Nachbildung. Ein Liederbuch für das deutsche Volk. Leipzig 1900.

Die Begeisterung, mit der der Verf. in der Widmung von Horaz und seiner Bedeutung auch für die Gegenwart spricht, verdient alle Anerkennung. Aber der Versuch selbst, die Oden zu verdeutschen, ist mißlungen. Die Form ist ein seltsames Gemisch antiker und moderner Rhythmen.

Aber weit weniger noch ist es gelungen, dem Inhalt gerecht zu werden. Wir erhalten nur einen nüchternen, völlig farblosen und vielfach verschwommenen, allgemein gehaltenen Auszug aus Horazischen Gedichten, dem oft genug jedes individuelle Leben fehlt. Öfters ist der Sinn des Originals geradezu verletzt. So wenn es c. I 1 heißt:

„Andere freuen die Ehren des wankelmütigen Volkes,
Das für des Cirkus Spiel blindlings die Gaben verteilt."

Oder der Schluß von c. I 6, wo Horaz seine lyrischen Stoffe angibt:

„Nur von Bacchus Geschenk und der Verliebten Leid
Singt mein spielender Vers und von der Freundschaft Glück,
Froh mit heiteren Scherzen,
Leicht und ohne Besonnenheit."

Auch dem deutschen Sprachgeist ist nicht selten Gewalt angetan. So steht in c. I 7:

„O denk an Teucer, der das Vaterland,
Die teure Heimat meiden müssen."

37. Über K. Städlers: Die Oden des Horaz, in Reimstrophen verdeutscht und zu einem Lebensbilde des Dichters geordnet Berlin (1901), ist schon oben bemerkt, daß sie durch ihre Vorzüge zu den besten Leistungen auf dem Übersetzungsgebiet gehören.

Als Muster sei angeführt c. III 12:

„Ach, der Liebe holdem Triebe,
Wer sich doch ergeben dürft'!
Wer hinunter froh und munter
Alles Leid im Weine schlürft!

Doch verzichte, arme Nichte,
Waise, Du, in Ohmes Hut,
Dessen Zunge Dich im Schwunge
Träf mit Worten bis aufs Blut.

Wie die Spule, Neobule,
Und das Garn und Lust und Fleiß
Dir beim Schaffen zu entraffen
Venus' Flügelknabe weiß!

Immer winket, immer blinket
Hebrus Dir von Lipara,
Wie in schnellen Tiberwellen
Ihn so schön Dein Auge sah:

Der zu Pferde von der Erde
Gleich Bellerophon entfliegt,
Den kein Ringer, den kein Springer
Je mit Faust und Fuß besiegt:

Der mit seinen Speeren keinen
Hirsch verfehlt im Blachgefild,
Der nicht lange braucht zum Fange,
Stürmt durchs Holz der Keiler wild."

Von folgenden 2 Satirenübersetzungen liegen neue Auflagen vor:

38. Sermonen des Q. Horatius Flaccus, deutsch von C. Bardt. 2. verbesserte Auflage. Berlin 1900 und

39. Die Satiren des Horaz, im Versmaß des Dichters übersetzt von Edmund Vogt und Friedrich van Hoffs. Zweite Auflage. Berlin 1904.

Beide Übersetzungen gehören zum besten, was die Übersetzungsliteratur überhaupt geleistet hat. Über die Grundsätze beider handelt bei Bardt ein Nachwort eingehend, bei Vogts-van Hoffs' Arbeit wird auf das Vorwort der 1. Aufl. verwiesen. Da die früheren Jahresberichte (besonders 1884—1887 Nr. 21 über Bardts Episteln) schon eingehender referiert haben, genügt es hier zu erwähnen, daß die beiden Werkchen in dieser neuen Auflage mancherlei Änderungen zeigen; das Prinzip ist das alte geblieben.

40. O. Lehmann, Ausgewählte poetische Schriften, besonders aus Victor Hugo. Nebst einigen Bemerkungen über die Kunst des Übersetzens. Wittstock 1904.

In den Vorbemerkungen wird der Unterschied gezeigt zwischen dem handwerksmäßigen Übersetzer, der die in Wortstellung und Satzbau sich äußernde Form des Originals möglichst nachzubilden sucht, und dem Übersetzungskünstler, der nur danach fragt, wie sich etwa in jedem einzelnen Falle der Autor ausgedrückt hätte, wenn seine Muttersprache deutsch gewesen wäre. Dem Geiste des letzteren Prinzips widerspricht es, wenn eine Nachbildung versucht wird „getreu in dem Versmaße der Urschrift". Dies zeigt sich besonders bei den Oden des Horaz, wo es geradezu als ein Frevel an der alten wie an der neuen Sprache bezeichnet wird, den Deutschen die Lieder im Versmaß des Urtextes bieten zu wollen. L. wählte daher für die Übersetzung der 2 in dieser Schrift übersetzten Oden (II 3 und III 26) eine Form der deutschen Reimstrophe, wie sie dem Charakter der beiden Lieder zu entsprechen schien. Die erste, an Dellius gerichtete Ode beginnt:

„Wenn Unglücks Wettersturm Dich niederschlägt,
Beug' nicht den Mannesmut,
Und wenn das Glück zu stolzer Höh' Dich trägt,
Sei auf der Hut!"

41. K. Hachtmann, Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische im Anschlusse an ausgewählte Satiren und Episteln des Horaz. Leipzig 1899.

Daß sich der hier gewählte Stoff zu Stilübungen — wenn dies Wort bei dem heutigen Lateinbetrieb noch erlaubt ist — recht gut verwenden läßt, ist keine Frage; auch darin hat H. recht, daß dieses Mittel vorzüglich dazu dienen kann, daß die Lebensverhältnisse des Dichters, seine Anschauungen, sowie das Leben und Treiben der damaligen Welt dem Schüler sich tiefer einprägen als dies durch die Lektüre allein der Fall ist. Daß diese Vorlagen keine zu hohen Anforderungen an die Fertigkeit im Lateinschreiben stellen dürfen, begründet H. mit den gegenwärtigen Verhältnissen. Uns scheinen dieselben durchaus geeignet für den grammatischen Wissensstand unserer heutigen Primaner und so dürfte das Heftchen, das aus der Praxis hervorgegangen ist, gute Dienste leisten.

IV. Abhandlungen zur Kritik und Erklärung.

A) Allgemeines.

42. J. Gow, Horace and a monastic rival. (The classical rev. XVI Nr. 1. 1902. S. 61 f.)

Daß Horaz in mittelalterlichen Klöstern mehrfach nachgeahmt wurde, ist bekannt. Für belgische Schulen, approbiert vom Bischof, liegt nun eine Sammlung solcher Imitationen vor, die ein Mönch Adam von S. Victor in Paris im XII. Jahrh. dichtete. Die Sammlung selbst zerfällt in 3 Bändchen (I. Odes choisies d'Horace, par Baelde et Legrain, II. Proses d'Adam de Saint-Victor, par M. Legrain, III. Proses d'Adam et Odes d'Horace, par Guillaume). Gow gibt einen kurzen Einblick in diese Publikation, die weiter kein wissenschaftliches Interesse hat. Denn daß in der aus Horaz getroffenen Auswahl c. IV 2, 44 gelesen wird: tuque dum *praedicis* (statt *procedis*) wird man nicht als beachtenswert halten; noch weniger aber das Urteil *Guillaumes*, eines der Herausgeber, daß Horaz weit zurückstehe an lyrischer Bedeutung hinter dem Mönche Adam von S. Victor. Die angeführten Proben aus den Hymnen Adams berechtigen wenigstens gar nicht zu diesem Schlusse.

43. Th. Plüß, Das *Iambenbuch des Horaz*, im Lichte der eigenen und unserer Zeit. Leipzig 1904.

Der durch seine früheren Horazstudien bekannte Verfasser betritt mit diesem Buche eine ganz neue Bahn der Epodenerklärung, die nicht verfehlen wird, die für Horaz sich interessierenden Kreise eingehender zu beschäftigen. Gewiß wird es nicht fehlen an entschiedenem Widerspruch, aber die eindringenden und feinen, nicht selten überfeinen Ausführungen des Verf. werden zur Prüfung und tieferem Nachdenken anregen. Der 1. Teil behandelt unter dem Titel: Vorfragen und Voraussetzungen den Begriff der Spott- und Hohndichtung, wie sie von Archilochus geschaffen wurde; der vulgären Auffassung derselben ist die künstlerische entgegenzusetzen, was bisher nicht geschah. Direkt im Widerspruch mit der literarischen Voraussetzung und dem Inhalte der Epodendichtung stehen die Ansichten über ihre Chronologie. Viel zu sehr wurde bisher aus verkehrter Auffassung der *Hohnkunst*, die etwas anderes ist als reale Aggressivität, das poetische *Ich* mit der realen Person des Dichters identificiert, äußere Technik und poetische Gestaltungskraft nicht voneinander geschieden. So ist eine Art von Realismus, richtiger Materialismus in Auffassung und Kritik dieser Dichtungen herrschend geworden, anstatt daß man dem inneren, immateriellen Leben nachspürte.

Im 2. Teile werden nun die 17 Epoden der Reihe nach, mit der zweiten beginnend (epod. 1 kommt am Schlusse), auf ihre logische Gliederung, ihren poetischen Gehalt und Zweck, ihre Form und ihr Wesen sowie ihre Abfassungszeit hin durchgegangen (S. 8—126). In einem 3. Teile folgt eine Zusammenfassung der allgemeinen Ergebnisse und Schlußfolgerungen.

Es dürfte dem Zwecke dieses Jahresberichts entsprechen, wenn wir den Lesern zunächst die Schlußresultate kurz zusammenfassen: In der Form darf das rhythmische Element des Jambus und die distichisch-epodische Komposition als generell, als wesentlich betrachtet werden. Aber eng verbunden mit dieser jambischen Rhythmik ist der dramatische Charakter der Darstellung. In allen Gedichten finden wir eine oder zwei Personen als Sprecher, mit der Person des Dichters zwar verwandt, aber nicht identisch, und diese Personen agieren, d. h. sie wollen etwas mit mehr oder weniger starkem Willen, haben also eine Kampfposition. teils angreifend, teils abwehrend für das was sie wollen. Das Gebiet, auf dem sich diese dramatischen Kämpfe des Willens, bald liebevolle Hingebung, bald feindseliger Haß, hoffnungsvolle Sehnsucht oder rachsüchtiger Unmut und grimmige Enttäuschung in allen Variationen abspielen, ist das aktuelle, zeitgenössische und römisch-griechische Leben. Die Stoffe berühren sowohl das persönliche Leben, wie die sozial-moralischen, politischen und nationalen Verhältnisse, werden aber alle zusammengehalten zu einer Einheit, weil sie lauter kleine Aktionen der Empfindung aus dem Leben jener stark erregten Kulturepoche sind. Je nach der Art dieser Aktionen erscheint der Humor des Dichters bald ernster und bis zu einer gewissen Ingrimmigkeit, bald heiterer bis zur Lustigkeit. Und der Zweck dieser dramatisierenden und gern parodierenden Darstellungen? Er geht nicht darauf, bestimmte Personen, Stände etc. zu geißeln oder moralische, soziale und politische Übel zu verhüten oder zu heilen, auch nicht etwa da, wo er seine eigenen Dichtungen parodiert, diese lächerlich zu machen, sondern echt künstlerisch ästhetisch nur darauf, dem Dichter und seinen Hörern durch diese Abbilder dessen, was im Leben des Dichters und seiner Zeit an Kraftempfindungen real und praktisch sich regte, eine besondere Art Vergnügen zu bereiten. Für einen solchen Kunstgenuß war aber keine Zeit empfänglicher und bedürftiger, als die von patriotischen, parteipolitischen und egoistischen Hoffnungen leidenschaftlich erfüllte römische Welt zur Zeit um Actium. Keine der Epoden brauche vor den aktiven Krieg oder lange nach dessen Ende zu fallen. Wie sich Pl. die Entstehung der einzelnen Stücke in jenem gärungsvollen Milieu denkt, in welchem auch dem Horaz neben Maecenas und Augustus eine kritische Stellungnahme zu den Vorgängen und Zuständen der Wirklichkeit aufgedrängt wurde, zeigt er S. 133 ff. Über den Dichter selbst aber, dessen Griffel gemeiniglich in den Epoden „als von Roheit zum Teil nicht freizusprechen“ (D. F. Strauß), charakterisiert worden ist, urteilt Pl. S. 136: „Auch wo Stoff und Sprache roh sein müssen, ist nicht das Empfinden des Dichters roh: noch in den anstößigsten Epoden kann Horaz einer der humansten Dichter alter und neuer Zeit heißen.“

Schon aus dieser kurzen Zusammenfassung erhellt, wie erheblich Pl. von der bisherigen Auffassung in vieler Hinsicht abweicht. Seine Begründungen gehen überall in die Tiefe, sind aber mehrfach u. E. zu subjektiv. Wir heben als Beispiel seine Ausführungen zu ep. 13 heraus.

Nach Ansicht wohl aller Erklärer stimmt diese Epode nach Motiv und Stimmung mit der Soracte-Ode (I 9) zusammen. Die Unbill der äußeren Natur (kalter Winter c. I 9 — greuliches Unwetter ep. 13) ist Anlaß, zu Wein und Geselligkeit aufzufordern. Das übrige, d. h. Sorgen um die Zukunft (permitte divis cetera c. I 9 — cetera mitte loqui epod. 13) soll man den Göttern überlassen. Jetzt, so lange man jung ist (donec virenti canities abest morosa c. I 9 — dumque virent genua epod. 13), soll man die grämlichen Sorgen verbannen und das Leben genießen.

Plüß konstatiert eine ganze Reihe von Verschiedenheiten:

Schon in der Situation I 9 dauerndes Frost-, Schnee- und Eiswetter, abnorm für Rom; ep. 13 eben erst eingetretenes, aber normales Unwetter; im ersteren Falle wird das Frostwetter als „unheimlich" (S. 85) und als „Naturschrecknis" bezeichnet, über dessen „Bedeutung für die Zukunft in Natur und Welt" auf den Beteiligten die Sorge lastet, bei epod. 13 aber ist die horrida tempestas nur „eine gebotene und offenbar willkommene Gelegenheit" zum Genusse. Auch die Mahnung permitte divis cetera (I 9) oder cetera mitte loqui (ep. 13), worunter wir beide Male nichts anderes verstehen können als: 'Fort mit Sorgen und Gedanken an die Zukunft', ist nach Pl. verschieden, da sie in der Ode zunächst auf die Sorge wegen der Bedeutung des Naturschreckens, dann der persönlichen Zukunft geht, in der Epode dagegen fordert, von weiterem (d. h. dem, was aus dem Unwetter noch werden möge) nicht erst noch zu reden, was nach Pl. beinahe so klingt, als wolle der Sprecher die Einrede abschneiden, daß das Unwetter bald vorüber sei und als wünsche er jedenfalls erst das Gelage im sicheren Gange, ehe der erwünschte Anlaß dazu vorbei sei. Wenn als poetisch gegeben vorausgesetzt sei, daß die jungen Leute schwere Schicksalssorgen haben, so sei das nicht ernsthaft zu nehmen, sondern lediglich Parodie auf das, was in c. I 9 als ernsthaft Empfundenes angeführt sei. Die ganze Epode — und damit kommen wir auf die Hauptsache, worin sich Pl.s Deduktion bewegt, erweist sich durch die übertreibenden Wendungen und gewagten Ausdrücke als eine parodierende Nachahmung von c. I 9. Auch das drängende nunc habe eine verschiedene Beziehung in beiden Gedichten: I 9 bezeichne es „die ganze Zeit, solange noch die Jugendfreude vergönnt ist"; in epod. 13 aber ist es „die gegenwärtige Stunde, wo der Nordwind so braust". Nach unserer Meinung kann die Zeitangabe

nunc ihre Erklärung nur durch die beiden Zeitsätze donec virenti ... und dumque virent genua erhalten. Diese letzteren aber sind inhaltlich völlig übereinstimmend: „so lange du noch jung bist, laß die Sorgen und genieße.“ Nach Pl. aber hat das nunc in der Epode dadurch, daß es in speziellerer Bedeutung „die gegenwärtige Stunde, den Augenblick, wo der Nordwind so braust und wo der Gott das Unwetter noch nicht wieder fortgeführt hat“ bezeichnet, an Bedeutung und das Drängen an Ernst verloren. Einen Gegensatz findet Pl. auch insofern, als es in der Ode die ganze Erscheinung des Thaliarchus ist, die „frischgrünend“ vor dem Sprecher steht, während es in der Epode die Kniee sind, die „frisch grünen“.

Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß zu diesem Nachweis des parodierenden Charakters von epod. 13 der Scharfsinn des Verfassers allzu feiner Spürsinn geworden ist; daß aber seine Ausführungen — auch die textkritische Seite ist in Mitleidenschaft gezogen — überall durch die unleugbare Feinfühligkeit in hohem Grade anregend sind und für das Epodenthema ganz neue Gesichtspunkte zur Prüfung stellen, wird anerkannt werden müssen.

44. A. Cartault, Étude sur les satires d' Horace. Paris 1899.

Aus der eingehenderen Besprechung des Referenten in der Berl. Phil. Woch. 1901 N. 33/34 heben wir die Hauptgedanken kurz hervor. Nach C. leidet die bisherige Beurteilung des Horaz besonders an dem großen Fehler, daß H. nicht aus sich selbst beurteilt, sondern von den Kunstkritikern je nach ihrer individuellen und nationalen Eigentümlichkeit bald für dieses, bald für jenes Idealbild zurecht gestutzt wurde. C. will ihn geben, wie er ist, als Typus eines von griechischer Bildung erfüllten Römers des Augusteischen Zeitalters.

In neun Kapiteln wird dann gehandelt: über die Umstände, unter denen die Satiren und Epoden entstanden sind, über Chronologie, Komposition, Gedankengang, Stil, besondere Stilmittel, Philosophie, sittlichen und literarischen Gehalt etc. Mögen auch die hier angedeuteten Punkte noch so oft behandelt worden sein: Cartault weiß ihnen so viel beizufügen, daß seine Darstellung wirklich erschöpfend genannt werden kann. Stück für Stück wird von ihm analysiert, keine bloßen Beispiele gegeben, sondern sämtliche Stellen von Anfang bis Ende zusammengestellt. Gerade in dieser Vollständigkeit liegt der Wert dieser sorgfältigen Studie.

Kritik und Exegese waren hierbei nicht zu umgehen; Verf. zeigt darin volle Beherrschung der einschlägigen Literatur und besonnenes Urteil. Wir heben nur einiges heraus:

Die vielfach aufgestellte Behauptung, H. habe bei seiner Rückkehr von Philippi nach Italien am Vorgebirge Palinurus Schiffbruch gelitten (mit Berufung auf c. III 4, 28), wird als willkürliche Interpretation der erwähnten Stelle bezeichnet. Auch von einer Anwesenheit des Dichters bei der Schlacht von Actium läßt sich nach C. gar nichts beweiskräftiges sagen. Ob C. mit seiner Annahme, daß das von H. in der Ich-Form Erwähnte durchweg als Tatsache zu halten sei, das Richtige trifft, ist allerdings zweifelhaft. Die chronologischen Fixierungen (S. 42—59) sind mit Sorgfalt aufgestellt und verdienen im ganzen Zustimmung. Das Sabinergut erhielt H. nach C. im Jahre 35 oder spätestens 34, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, erst 33; epod. 16 und 7 werden ins Jahr 32 gesetzt (Plüß drückt sie noch weiter herunter ins Jahr 31/30). In der Anordnung der einzelnen Stücke ließ sich H. nach C. durch chronologische Rücksichten leiten. Der Gedankengang der einzelnen Satiren wird eingehend dargelegt, vor dem Versuche, überall eine peinliche logische Disposition zu verlangen, gewarnt und das Sprunghafte, scheinbar Planlose in der Arbeitsweise des H. nachgewiesen. Gerade diese Partie zeigt, durch welches πρῶτον ψεῦδος L. Müller sich hat verleiten lassen, immer wieder Lücken anzunehmen. Man vergleiche z. B. was C. treffend S. 115 ff. zu s. II 3 ausführt. Indessen nimmt auch er selbst eine Lücke an s. I 1, 108 (S. 78 ff.), wie uns scheint, ohne jeden Grund. Man vergleiche nur die Ausführung Krügers zu dieser Stelle in seinen früheren Auflagen. Am wertvollsten ist das Kapitel über die stilistischen Mittel des Horaz. Aus dem 8. Kapitel (über die Philosophie des H.) sei erwähnt, daß nach C. Horaz erst später mit den διατριβαί Bions bekannt wurde, dieselben aber, wie auch einige seiner früheren Satiren, zu derb fand und daher mit dem etwas abfälligen Ausdruck Bionei sermones und sal niger (ep. II 2, 60) bezeichnete (S. 342 f.). Zu s. I 10, 66 (S. 109) konjiziert C.: quam rudis e Graecis iniati carminis auctor, gemeint sei Ennius als Verpflanzer des daktylischen Hexameters (carmen) in die römische Poesie. Zu s. I 7, 27 (S. 154) wird eine Lücke von einem Vers angenommen.

Aus der von Th. Plüß in den N. Jahrb. (1892 S. 68 ff.) über das vorliegende größere Werk gegebenen inhaltsreichen Anzeige sei als weiterer Beitrag zur Horazliteratur angeführt, daß auch Plüß an der chronologischen Anordnung der einzelnen Satiren festhält. Plüß hält eine solche auch für die Oden fest (Horazstudien S. 14 ff.) und nimmt sie trotz scheinbarer Hindernisse auch für Epoden und Episteln an. Weiterhin aber gehören Iamben und Satiren nach Zeit und Wesen nicht zusammen, denn nicht nur Versform, sondern auch Inhalt und Darstellungsform sind ganz verschieden. Die in den Satiren erwähnten

Lebenstatsachen haben durchaus nicht alle einen realen Untergrund, ebenso ist es töricht, aus den Episteln einen Widerstreit zwischen Horaz und Maecenas herauszulesen. Cartaults Buch bietet nach seiner Ansicht eine Fülle von Anregung und Material für eine Kritik des bisher Gefundenen. Als Hauptproblem bezeichnet er aber: das Wesen der Horazischen Satiren, und, gesondert, das der Iamben durch speziellste Analyse sicher zu bestimmen und dann Entstehung und Wirkung in lebendigen Zusammenhang zu bringen mit jener ganzen Kulturentwickelung.

45. A. Cartault, L'inexprimé dans les Satires d'Horace. Revue de philol. XXVI 1902 S. 12—30.

Ausgehend von den 2 Stellen s. I 3, 137 f. und s. II 3 92 f. zeigt C. wie H. dadurch, daß er das erste Mal uno bei quadrante fortläßt, das zweite Mal aber es beifügt, ganz feinsinnig, auch durch Auslassungen ein wesentliches Stilmittel zur Anwendung bringt. Im I. Kapitel wird das näher ausgeführt, indem an vielen Stellen ein durch die logische Beziehung etwa erwartetes unus, solus, tantum, vel, ipse, ne- quidem, saltem, tamen, etiam tum u. a. fortgelassen ist. Im II. Kapitel folgen Bemerkungen über die Anwendung des bloßen Substantivs, Adjektivs, Partizips, wo wir einen kausalen, temporalen, konzessiven etc. Nebensatz dafür erwarten. Im III. Kapitel wird der Gebrauch des verbum simplex statt des Compositums (agere = redigere, cedere = decedere, dare = tradere etc.) durchgegangen. Dem gerade um die Satiren des Hor. sehr verdienten Verfasser ergibt sich als Resultat, daß Hor. eben die Sprache der Konversation gebraucht, die gerade solche Auslassungen und Kürzungen liebt und nur ausdrückt, was schlechterdings ausgedrückt werden muß.

46. G. Kettner, Die Episteln des Horaz. Berlin, Weidmann 1900.

Was Cartault bezüglich der Satiren geleistet hat, wird in diesem geistvoll und vornehm geschriebenen Buche an den Episteln versucht. Zwar umfaßt der Umfang nur die Hälfte des Cartaultschen Werkes; Zusammenstellungen der verschiedenartigen sprachlichen Eigentümlichkeiten und poetischen Stilmittel, wie sie das französische Werk (Kap. V, VI, VII, VIII und IX) aus den Satiren schöpft, gibt K. nicht. Dafür aber erhalten wir von den einzelnen Episteln eine so eindringende Analyse der Komposition, wie sie bisher noch nirgends unternommen wurde.

Wie das Vorwort sagt, ist diese Studie aus den Bedürfnissen des Unterrichts entsprungen und dann erweitert worden. K. will auf

Grund einer sorgfältigen Darlegung des Gedankenganges, besonders bei den großen didaktischen Episteln ihre ethische und poetische Bedeutung würdigen und endlich aus den Lebensstimmungen und den Anschauungen, die sie aussprechen, ein Bild der Persönlichkeit des Dichters gewinnen. Die Ausgaben bieten in dieser Hinsicht zu wenig, indem sie sich nur beschränken auf flüchtige Dispositionen oder wie Kießling auf eine Inhaltsangabe, ohne schärfere Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Gedankenabschnitte zueinander und zum Ganzen. Gewiß hing das damit zusammen, daß man eben daran festhielt, der Dichter gebe philosophische Plaudereien, sermones, die als solche eines festgeschlossenen, streng systematischen Gedankenganges entbehren und allerlei Freiheiten, Exkurse, launige Abbiegungen etc. gestatten. Cartault hat das für die Satiren in eingehendster Analyse klargestellt in seinem Buche. Nach K. ist es ein Vorurteil, daß man in den Episteln keine systematische Gliederung suchen dürfe. Er vermißt dies eigentlich nur bei der ersten Epistel, in der eine künstliche Zusammenfügung mit leerer Rhetorik an die Stelle einfacher und übersichtlich klarer Disposition trete. Wenn man die einzelnen Ausführungen K.s zu jeder Epistel ansieht, so wird das, was er „systematische Gliederung“ nennt, recht wohl konstatiert werden können; sie ist ihm keineswegs eine starre, schulmäßig strenge Formel, die sich gefällt in möglichst komplizierter, unter A I a α etc. eingeschnürter Disposition, sondern nur die Aufdeckung des aus der Konsequenz des Denkens meist ganz instinktmäßig sich ergebenden logischen Aufbaues der Gedanken. Daß aber hier ein scharfes Auge und eindringende Prüfung mehr entdeckt als was dem ersten Blick sich darbietet, zeigen die gegebenen Ausführungen. Man vergleiche z. B. die klare und überzeugende Analyse der Epistel an Fuscus (I 10) mit der Gruppierung, womit sich z. B. Krüger begnügt. Diese Analysen werden auch für die Interpretation in der Schule die dankbarste Verwendung finden können.

Die Einleitung zeigt in 6 Kapiteln: I wie Horaz von der Odendichtung zu den Episteln kam, II die Lebensanschauungen des H. in den Episteln, III die Form der poetischen Epistel, wobei besonders der Unterschied von den Satiren scharf gezeichnet ist, IV die Abfassungszeit, V die Anordnung der Episteln des 1. Buches und VI die historische Bedeutung dieser Dichtungen.

Am eingehendsten wird in Kapitel II der philosophische Standpunkt des Dichters erörtert. Hatte Cartault für die Satiren konstatieren zu können geglaubt, daß in lib. I ein überwiegender Epikureismus, in II ein freierer Eklektizismus hervortrete, so sieht K. bei Betrachtung der Episteln in H. einen einheitlichen epikureischen Grundzug. Der Anfang von ep. I 1, wo sich H. als Eklektiker bezeichnet, beziehe

sich nur darauf, daß er dem Zwang eines Systems widerstrebe und oft da, wo die Epikureische Lehre mit der stoischen oder cyrenäischen sich berühre, die Gedanken in der pointierteren Fassung dieser beiden zu geben pflege, gelegentlich auch die peripatetische Definition der Tugend streife. Der eigentlich spekulative Zug fehlt gänzlich; selbst da, wo die Erörterung z. B. der stoischen Paradoxa dazu veranlassen könnte, appelliert H. nur an die Wirklichkeit, an das praktische Leben. Ohne sich irgendwie in die naturphilosophischen Voraussetzungen dieser Lehre einzulassen, greift H. aus der Lehre Epikurs nur das heraus, was seiner eigenen Persönlichkeit mit ihren Forderungen an das Leben entsprach. In diesem Sinne kann seine Art des Philosophierens dilettantisch, willkürlich und oberflächlich genannt werden; K. bezeichnet sie weiterhin einmal als dem Ideal einer „bescheidenen Rentnerexistenz" entsprechend. Und es ist gewiß zutreffend, daß der quietistische Zug, der sich nie erhebt zur Forderung pflichtgemäßen opfermutigen Handelns, kühnen Wagens, energischen Eintretens für die das Dasein der Gesamtheit oder des Staates bewegenden Interessen und Ideale, nur einem ausgesprochenen Individualismus entspricht, dessen Glücksbegriff überwiegend negativ ist, sofern er in erster Linie die Freiheit von Leidenschaft — das Wort im weitesten Sinne gebraucht — verlangt, damit aber freilich auch auf die doch nur aus der Leidenschaft entspringende Freude lebenskräftiger Naturen am Wirken und an der sittlichen Bedeutung der Tat verzichtet. Das Bild Epikurs von der völligen Windstille des Meeresspiegels, der aequa mens in allen Lebenslagen, die jede Aufregung von sich fern hält, paßt auch auf des Dichters Lebensanschauung. Der Ausdruck „sentimental" trifft nicht ganz das Richtige, wie denn auch Horaz selber trotz Schillers Charakteristik viel zu realistisch und praktisch nüchtern angelegt ist, um als Dichter der Sentimentalität bezeichnet zu werden. Selbst die Sehnsucht nach der Natur und dem Landleben hat etwas einseitiges und abstraktes, so sehr, daß er in epod. 2 die eigentliche Sentimentalität sogar verspottet. Daß sich diese Lebensanschauung dem Dichter ergeben hat aus einem erfahrungsreichen Leben, wie sie denn auch einen ganz weltmännischen Zug trägt — „Horaz ist der Philosoph für die Welt" (S. 41) — ist zweifellos, aber ein „reichbewegtes Weltleben" (S. 19) hatte doch Horaz nicht, ebensowenig kann von „schweren Lebenskämpfen" (S. 42) desselben geredet werden. Abgesehen von der in die Studentenzeit zurückreichenden Campagne mit Brutus greift kein äußeres Ereignis in sein Leben ein und nach der Rückkehr nach Rom fand er bald genug durch Maecenas einen warmen und wohligen Ruhesitz fürs Leben. Von seelischen Erschütterungen anderer Art hören wir aber gar nichts und er selbst war weit entfernt sich irgendwie unnötige Sorgen zu machen.

Bezüglich der Abfassungszeit der Episteln stimmt K. der gewöhnlichen Ansicht, wonach das 1. Buch in den Jahren 23—20 entstanden ist, bei. Das zweite Buch wird dagegen im Widerspruch zu Kießling u. a. heruntergedrückt: ep. II 1 ist 15/14, ep. II 2 sogar 13 v. Chr. angesetzt.

Die im 5. Kapitel vorgetragene Ansicht, wonach die Anordnung der einzelnen Episteln nach bestimmten Gruppen (2—5, 6—9, 10—15, 16—18) erfolgt sei, indem die einem und demselben Gedankenkreise angehörenden Stücke zu einem kleinen Ganzen verbunden seien, will auch K. nicht als unbedingt den Absichten des Dichters entsprechend betrachtet wissen.

Aus dem letzten Abschnitt (historische Bedeutung der Episteln) wird ganz besonders die Frage: welche Bedeutung die Episteln für unsere heutige Jugendbildung besitzen, Interesse erwecken. K. findet den Hauptreiz darin, daß uns hier eine ausgereifte und fest in sich abgeschlossene Persönlichkeit entgegentritt, und zwar eine Persönlichkeit von typischer Bedeutung: die Lebenserfahrungen und Lebensstimmungen des Horaz müssen auch wir alle einmal durchmachen.

Wie diese allgemeine Einleitung, so geben nun auch die Analysen zu den einzelnen Episteln eine Fülle anregender Gedanken. Zu den besten gehört u. a. die Schilderung des Maecenas (S. 12 ff.); doch scheint uns K. aus ep. I 7 mehr als berechtigt ist, auf eine „innere Lösung" des Verhältnisses beider zu folgern. „Die Hingebung, mit der er sonst am Freunde hing, ist geschwunden" (S. 14). Aber sagt H. nicht I 1, 105 de te pendentis, te respicientis amici? Aus den Anmerkungen am Schlusse heben wir zwei besonders hervor: S. 173 gibt K. zum Beweise dafür, wie sehr H. ziemlich früh alle leidenschaftlichen Aufwallungen, auch die erotische, völlig überwunden hatte, eine eingehende Würdigung der Ode c. III, 9 (Donec gratus eram), als deren Grundton von den Übersetzern nach K.s Ansicht meist ganz verkehrt eine große Innigkeit der Empfindung angenommen wird. S. 177 tritt K. für die Überlieferung von vulpecula (ep. I 7, 29) ein und widerlegt Bentleys Bedenken durch den Hinweis auf Phaedr. I 13, wo der Fuchs dem Hahn einen Käse ablistet, ganz überzeugend. Ob K. an Mommsens Auffassung der Römeroden auch jetzt noch, nach Domaszewskis Aufsatz, festhält, wie S. 176 geschieht, bezweifeln wir.

47. K. Brandt, De Horatii studiis Bacchylideis. Festschrift für Vahlen. Berlin 1900. S. 299—315.

Daß Horaz unter Cea nenia c. II 1, 38 auch an Bacchylides dachte, nicht bloß an Simonides, liegt um so näher, als in der Tat seine Bekanntschaft mit jenem Dichter für einige Fälle direkt überliefert ist.

Von c. I 15 berichtet es bekanntlich Porphyrio, was die Rede des Proteus betrifft. Nur darf man nicht verlangen, daß dies im einzelnen nun Punkt für Punkt aufgezeigt werde. B. meint, die Eingangsworte Pastor cum traheret etc., welche zusammenstimmen mit dem 81. Fragment des Sophokles: Βοτῆρα νικᾶν ἄνδρας ἀστίτας· τί γάρ; hätten als gemeinsame Vorlage eben Bacchylides. Derartiges läßt sich nicht einmal wahrscheinlich machen. Die Eingangsworte von c. II 18 sind eine Nachahmung von Bacchyl. frag. 28, wie allgemein angenommen wird. Aber ob nun in so allgemeinen Ausführungen: daß die Tugend dem Reichtum vorzuziehen ist, daß allein die Tugend wahren Wert verleiht und glücklich macht, daß nur eine drückende oder lästige Armut fern bleiben möge, daß man auf nichts Dauerndes in diesem kurzen Erdenleben rechnen dürfe, daß der Neid alles verfolgt und ähnliches, der römische Dichter im Hinblicke auf das griechische Vorbild gearbeitet habe, läßt sich nicht erweisen. Da müßte doch die Form der Einkleidung des Gedankens etwas viel individuelleres, aparteres haben, als dies die angeführten Proben geben. Zu nihil est ab omni parte beatum (c. II 16, 27) kann man z. B. Bacchylides frag. 1 als Parallele anführen, aber derselbe Gedanke findet sich auch anderwärts, wie bei Theognis, und hat im Ausdruck eine so allgemeine Prägung, daß direkte Entlehnung gar nicht angenommen werden kann. Noch weniger kann man das aber sagen von den anderen von Br. angeführten Stellen. Doch ist die Zusammenstellung immerhin insofern dankenswert, als sie zeigt, wie gewisse Gedankenergüsse in der griechischen Lyrik, so fragmentarisch sie auch vorliegt, ebenso geläufig sind wie unserem Dichter.

48. F. Leo, De Horatio et Archilocho. Göttingen 1900.

Das von Reitzenstein 1899 veröffentlichte Fragment des Archilochus (κύματι πλαζόμενος etc.) ist die Vorlage für die 10. Epode des Horaz, wie schon Reitzenstein meinte. Die beiden Gedichte werden genauer miteinander verglichen (S. 8 f.), da die 10. Epode mehr als epod. 2, 6, 12, 16, 7 und 9 geeignet sei, zu zeigen, wie sich Horaz an den griechischen Dichter anschloß. Näher wird dann epod. 9 behandelt, welches Gedicht ganz und gar den Charakter einer Elegie habe, wiewohl es in Iamben geschrieben sei. Dies zeigt L. durch Heranziehung ähnlicher Motive bei Properz, Tibull, Callimachus, Catull (S. 9—15). Auch Archilochus habe Elegien verfaßt, aber den Stoff zu epod. 9 hat nicht er geliefert, sondern spätere, vornehmlich alexandrinische Dichter, die unter anderem besondere Stoffe der neuen attischen Komödie behandelten. Wenn man diese Epode trotzdem nicht als Elegie bezeichne, so liegt der Grund nicht nur in dem Versmaße, sondern auch in der entschieden dem sermo cotidianus näherstehenden

Diktion. Zum Schluß gibt L. eine Reihe von metrischen Beobachtungen zu den Epodenmaßen.

49. O. Kämmel, Die Satiren des Horaz im Lichte des modernen italienischen Lebens. Grenzboten 1901 Nr. 22 u. 23.

Die beiden frisch und unterhaltend geschriebenen Aufsätze zeigen, wie wenig die fast zwei Jahrtausende, die uns von Horaz trennen, den Charakter und die ganze Individualität des italischen Wesens geändert haben. Die Lebensführung und Beweglichkeit, der schlagfertige Witz und ausgeprägte Sinn für das Komische tritt in den Horazischen Satiren genau ebenso wie im modernen italienischen Lustspiel Goldonis oder in den fesselnden Schilderungen von Edmondo de Amicis hervor. Bei aller Anerkennung der italienischen Liebenswürdigkeit, die jeder Besucher des Landes angenehm empfinden wird, scheint es uns zwar etwas übertrieben, wenn der Verfasser z. B. die in dem klassischen Lande herrschende Neigung, den Fremden zu überfordern, weniger auf Gewinnsucht zurückführt, als „auf das Gefühl der Überlegenheit über den schwerfälligeren, unbeholfenen Käufer". Was in diesem und andern Punkten die Jahrhunderte lange Fremdherrschaft, namentlich die gottverlassene der Spanier, dem Volkscharakter geschadet hat, ist ganz unsagbar. Aber abgesehen hiervon hat sich ganz unzweifelhaft unendlich vieles aus dem Altertum im Denken und Empfinden, Sitte und Gewohnheit bei den modernen Italienern erhalten. Mit Interesse liest man die Schilderungen von dem Scherz und Ernst des italienischen Volkslebens, das Verf. aus eigener Anschauung kennt und wozu er bei Horaz überall die entsprechenden Parallelen aufzeigt.

50. Schleusner, Die Reisen des Kaisers Augustus in Geschichte und Dichtung. (Zur Horazlektüre). Barmen 1903.

Weder bei Mommsen noch bei Peter findet sich eine fortlaufende, vollständige Erzählung der Taten des Augustus; selbst Gardthausens gelehrte und ausführliche Darstellung gibt die Reisen des Augustus nicht zusammenhängend. Da nun aber diese für die zahlreichen Anspielungen bei den Augusteischen Dichtern, vor allem bei Horaz von größter Wichtigkeit sind, so hat der Verfasser in sehr dankenswerter Weise eine auf den geschichtlichen Quellen beruhende Zusammenstellung gegeben. Grundlegend ist natürlich das Monumentum Ancyranum, dazu treten Strabo, Livius, Velleius Paterculus, Sueton, Florus, Trogus(-Justinus), Dio Cassius, Eutrop, Orosius. Diesen historischen Nachrichten über die Kaiserreisen werden dann gegenübergestellt die Äußerungen in der Dichtung, bei Virgil, Properz, Ovid, besonders aber bei Horaz. Für letzteren lassen sich die ermittelten Tatsachen dahin zusammenfassen: 1. Augustus wollte 27 und 26 nach Britannien,

wurde aber beim zweiten Male durch Gesandte in Lugdunum davon abgehalten. 2. In Gallien, d. h. gegen die Germanen, hat er nach der clades Lolliana in den Jahren 16—13 gleichfalls nichts Großes ausgeführt, da die Sugambrer, Usipeter und Tenkterer sich schon zurückgezogen hatten. 3. In Spanien hat Augustus nur kurz, von 27—26, selbst Krieg geführt, doch ohne großen Erfolg. Seine Legaten, besonders aber Agrippa, bezwangen die wilden Bergvölker (19): Augustus weilte dort meist in Tarraco, verstimmt und krank, doch huldigte ihm dort eine indische und eine skythische Gesandtschaft Ebenso kamen zu ihm Inder und Äthioper nach Samos, als er im Jahre 20 auf dem Rückzuge vom Orient war. Im Orient selbst hatte er nur durch sein Erscheinen veranlaßt, daß der Partherkönig Phrahates die Gefangenen und eroberten Feldzeichen zurückschickte; empfangen hat diese Tiberius.

51. F. Leo, Livius und Horaz über die Vorgeschichte des römischen Dramas. Hermes XXXIX. S. 63—77.

Anknüpfend an Hendricksons Abhandlung im Amer. Journ. of phil. XIX 285 ff. versucht L. darzutun, daß der Bericht des Livius VII 2 nicht varronisch, der von Horaz ep. II 1, 139 ff. vorvarronisch ist. Beide haben nichts miteinander gemein. Horaz folgte nachweislich der Vorstellung des Accius, Livius ist in den origines scaenicae einem Annalisten gefolgt, hat sich aber über das Chronologische wahrscheinlich aus einem Buche wie des Atticus annalis orientiert. Die Berichte beider gehen in der Hauptsache auseinander, wenngleich in einigen Punkten auffallende Ähnlichkeit hervortritt. Letztere erklärt sich aus der Anlehnung an die griechischen Vorgeschichten des Dramas.

52. H. Lucas, Die Neunzahl bei Horaz und Verwandtes. (Philologus Bd. 59 S. 466—469.)

Der Verf. sieht s. I 6, 61 revocas nono post mense in dem Ordinale nur eine runde Zahl. Es sei unwahrscheinlich, daß Mäcen dreiviertel Jahre zur Erkundigung gebraucht habe. Es bedeute soviel als „einige Monate“ im Sinne von „eine gehörige Zeit“. Eine Bestätigung für diese Bedeutung von nonus sieht er in c. IV 11, 1 est mihi nonum superantis annum plenus Albani cadus, wo offenbar von „einem Weinchen, das schon ein paar Jährchen hinter sich hat“, die Rede sei Auch a. p. 388 könne nonum prematur in annum nicht wörtlich verstanden werden, wie u. a. auch Dillenburger und Mewes z. d. St. betonen. Dagegen dürfte die weitere Behauptung, daß auch s. II 7, 117 f. (ocius hinc te ni rapis, accedes opera agro nona Sabino) nur von der richtigen Zahl der Gutssklaven, nicht aber von 8 bzw. 9 die Rede sei, kaum Anklang finden. Bedeutend wird durch 9 Sklaven der

fundus Sabinus darum noch nicht. Etwas anderes sind nun aber Bezeichnungen wie Enneakrunos in Athen und das ἐννεάπυλον πελασγικόν. Hier mag L. recht haben, daß sie nicht buchstäblich zu nehmen seien, ebenso wie etwa unsere „Neunlinden" oder „Dreieichen". Aber entstanden sind auch derartige Namen nicht um bloß eine „vielmündige" Quelle oder ein „Vieltor" zu bezeichnen, sondern sie entsprechen ursprünglich wohl ebenso wie unsere analogen Ortsnamen den tatsächlichen Verhältnissen.

53. E. Stemplinger, Studien über das Fortleben des Horaz. Bl. f. Gymnasialschulwesen 1902 S. 357—365 und 497—515.

Über den Einfluß des Horaz auf die Literatur der modernen Völker sind seit Cholevius (Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 1854) viele Beiträge erschienen. St. kennt alle diese umfassenden und zerstreuten Arbeiten und wir finden eine recht wertvolle Revue über das Geleistete in seiner Darstellung. Aber er zeigt auch, wie Horaz bei Musikern und Malern Anregung ausübte und deren Talent beschäftigte, und hier erfahren wir denn außerordentlich viel Interessantes. Auch die Travestien und Parodien sind registriert. Während der erste Aufsatz eine wertvolle Materialiensammlung gibt, behandelt der zweite einige Einzelthemen, und zwar: a) Historische Citate aus Horazischen Oden, b) die Ode III 30 in ihren Nachwirkungen, c) c. I 3 in ihren Nachwirkungen. — Der Verf. deutet an, daß er in zusammenhängender Darstellung das Thema: Das Fortleben der Horazischen Oden seit der Renaissance zu behandeln gedenkt. Wir begrüßen diesen Plan mit großer Freude und hoffen, daß die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Verf. den Horazfreunden damit einen längst gehegten Wunsch erfüllen wird. Imelmanns hübsches Büchlein hat für c. III 9 gezeigt, wie reich in diesem Punkte die Ausbeute ist. Für das Mittelalter liegt auch in Manitius' Analekten (s. Jahresbericht 1892—96 N. 65) eine gute Vorarbeit vor.

54. In derselben Zeitschrift 1903 S. 703 ff. verfolgt St. die Spuren Horazischen Einflusses in den Schriften Herders. Das Ergebnis ist, daß kaum ein anderer unserer deutschen Klassiker inniger vertraut war mit Horaz als der feinsinnige und gelehrte Herder.

55. H. Tiedke, Anklänge an Horaz bei Geibel. Berlin 1903.

Daß Geibel nicht nur ein feinfühliger und meisterhafter Übersetzer griechischer und römischer Dichter, sondern ein auch in seinen eigenen Dichtungen ganz von der Antike durchtränkter, begeisterter Jünger der Alten ist, zeigt die Lektüre seiner formschönen Dichtungen

genugsam. Seine Nachahmungen oder Reminiscenzen speziell an Horaz stellt die recht hübsche Arbeit von T. zusammen. Gerade derartige Themata sind überaus dankbar und werden auch bei Nichtfachleuten gewiß ein freundliches Interesse finden. Wir denken aber vor allem an die Primaner der Gymnasien, denen diese Zusammenstellung des lateinischen Originals mit dem in deutscher Poesie widerhallenden Echo zugleich den besten Anlaß bietet, Vergleiche anzustellen zwischen dem Genius und dem sprachlichen Ausdruck beider Literaturen. Gerade nach dieser Seite hin könnte manche wertvolle und gewiß auch willkommene Gabe unserer Jugend — auch weitere Kreise dürften solche Darstellungen dankbar begrüßen — geboten werden. Man sehe sich irgend einen neueren Dichter — wir denken z. B. an Mörike — nur einmal daraufhin näher an.

Sprachliches.

56. C. Wagener, Der Infinitiv nach Adjektiven bei Horaz. N. Philolog. Rundschau 1902 S. 1—9.

Verf. stellt zunächst die Stellen zusammen, wo Horaz Adjektiva nach Analogie der sog. Adjektiva relativa mit dem Genetiv gebraucht, teils zuerst, teils nach dem Vorgange anderer Schriftsteller. Ausschließlich bei ihm findet sich so der Gebrauch von benignus, bibulus, divinus, prosper, purgatus (das Verf. unter den Adjektiven subsummiert). Daran reihen sich 2 Stellen, wo der Genetiv eines Gerundiums von einem Adjektiv abhängt: parca donandi (s. II 5, 79) und exsors secandi (a. p. 305). W. glaubt, daß Dichter diese Konstruktion im allgemeinen weniger gebrauchen als Prosaiker, was im Metrum seinen Grund habe. Anstatt des Genetivs eines Gerundiums haben Dichter auch einen Infinitiv von einem Adjektiv abhängen lassen und zwar zuerst Lucrez, dann aber die Augusteischen Dichter, besonders Horaz an 65 Stellen. Der Charakter des Infinitivs als einer erstarrten Kasusform eines abstrakten Verbalsubstantivs kommt hierbei besonders zur Geltung und so ist diese Verbindung ganz analog der sonst bei relativen Adjektiven mit dem Genetiv vorkommenden. Der Infinitiv ist hier eben geradezu wie ein Genetiv eines Gerundiums gebraucht. W. führt dann die verschiedenen Stellen bei Horaz nebst Belegen bei andern Dichtern an.

57. H. Sachs, Alliterationen und Assonanzen in den carmina des Horatius. Berlin 1903.

In alphabetischer Reihenfolge werden die in den 4 Büchern Oden vorkommenden Alliterationen und Assonanzen zusammengestellt, ausserdem die Fälle, wo durch Buchstabenhäufung oder Verwendung ein und

desselben Buchstabens zu bestimmtem Zwecke eine Tonmalerei vorliegt. Nach der S. 14 gegebenen Zusammenstellung finden sich 415 Fälle von Alliteration oder Assonanz neben 15 Fällen sonstiger Onomatopoesie. In außerordentlich zahlreichen Beispielen liegt nach S. bewußte Absicht des Dichters vor, und zwar:

I. Wenn das erste und letzte Wort eines Verses mit demselben Buchstaben beginnt. (Myrtoum pavidus nauta secet mare).

II. Wenn jeweils der Halbvers mit demselben Buchstaben anfängt (sublimi feriam — sidera vertice).

III. Wenn die alliterierenden Wörter unter dem Ictus der Arsis scharf betont werden (Nullam Vare sacra vite prius severis arborem).

In einer weiteren Abhandlung soll besprochen werden, welche Folgerungen für die poetische Tätigkeit des Horaz sich aus dieser Anwendung der Alliterationen und Assonanzen ergeben.

58. Th. Fritzsche, Die Wiederholungen bei Horaz. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Güstrow 1903.

Von demselben Verf., einem gründlichen Kenner des Horaz, wurde schon in der Programmabhandlung des Güstrower Gymnasiums von 1900 (De isdem versibus et formis dicendi apud Horatium repetitis observationes grammaticae) der Anfang gemacht zu einer Besprechung derjenigen Horazverse, welche vollständig oder teilweise gleichlauten oder in geringerem Maße übereinstimmend doch eine sichere Ähnlichkeit des Ausdruckes und Klanges zeigen. Die weitere Beschäftigung mit diesen Wiederholungen und Anklängen führte zu dem Wunsche, einen genauen Überblick über diese stilistische Eigentümlichkeit des Horaz herzustellen um sicherer beurteilen zu können, wie viel von ihr dem Zwange der Sprache und des Metrums, dem bloßen Zufall, einer poetischen Gewohnheit oder einer bestimmten Absicht zuzuschreiben ist.

Die von F. gebotene Zusammenstellung kann vollständig genannt werden. Sie ist geordnet nach dem Metrum, mit Recht, weil die an gleicher Versstelle sich wiederholenden Wendungen und Worte den stärksten Anklang darbieten. Ein Anklang metrisch gleichgestellter Worte ist selbst dann nicht zu verkennen, wenn diese sonst ganz klanglos sind, wie z. B.

I 4, 2 Trahuntque siccas machinae carinas.

II 18, 8 Trahunt honestae purpuras clientae.

Im I. Abschnitt werden die Wiederholungen der alcäischen Strophe behandelt und zwar 1. für den Hendecasyllabus, wie:

I 9, 10 stravere ventos aequore fervido.

III 1, 33 contracta pisces aequora sentiunt.

2. für den Enneasyllabus wie:

III 2, 27 volgarit arcanae, sub isdem

III 21, 15 curas et arcanum iocoso

3. für den Decasyllabus wie:

II 13, 32 densum umeris bibit aure volgus

III 3, 12 purpureo bibet ore nectar.

Unter den alcäischen Oden hat am meisten Anklänge an andere desselben Versmaßes die Ode III 29, welche 64 Verse zählt. Sie hat im Hendecasyllabus 25, im Enneasyllabus 7, im Decasyllabus 8.

Interessant sind aus den gemachten Wahrnehmungen nun Ergebnisse wie S. 30, daß von den 317 decasyllabi 59 mal an drittletzter Stelle das enklitische que erscheint, daß aber im 4. Buche que an dieser Stelle kaum halb so oft als in den 3 ersten Büchern vorkommt. Ferner der Hinweis auf die auffallende Erscheinung, daß in 34 Fällen Responsion von Adjektiv und Substantiv am Schlusse des Enneasyll. und Decasyll. erscheint, unter denen 24 einen Reim enthalten und daß dabei ganz überwiegend (27 mal) das Adjektiv vorangeht. Th. sieht darin ein bewußt angewendetes stilistisches Mittel und findet u. a. angesichts dieses dem Dichter zur Gewohnheit gewordenen Gebrauchs eine Bestätigung für die LA (Konjektur) Cunninghams in c. II 14, 27 (superbis)

tinguet pavimentum superbis
pontificum potiore cenis.

Abschnitt II bespricht die Wiederholungen im sapphischen Maße; III jene in den Asklepiadeischen Versen. Unter den hierher gehörigen Oden weist I 1 die größte Fülle von Assonanzen, Alliterationen, End- und Binnenreimen, gleichartigen Wortstellungen auf, was unmöglich Zufall sein könne. Horaz wollte vielmehr in diesem an hervorragender Stelle stehenden Gedicht alle die formellen Feinheiten seiner Technik zeigen. Abschnitt IV behandelt die jambischen Verse; V den Hexameter, VI die Wiederkehr derselben Wörter in verschiedenen Versarten oder an verschiedenen Stellen derselben Versart wie:

I 8, 3 cur apricum oderit campum

a. p. — et aprici gramine campi.

Abschnitt VII die Wiederholungen im Satzbau, in der Konstruktion und Wortstellung wie:

III 16, 15 reges muneribus; munera navium, und IV 8, 11 gaudes carminibus; carmina possumus.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese überaus fleißige Zusammenstellung in nicht seltenen Fällen auch auf die kritische Seite des Textes ein interessantes Licht fällt. So ist das für die Echtheit der Überlieferung von

IV 8, 28 dignnm laude virum Musa vetat mori, caelo Musa beat
Gesagte durch Heranziehung von
IV 5, 17 tutus bos etenim rnra perambulat, nutrit rnra Ceres
gewiß beachtenswert.

59. O. Kampfhenkel, Die Symmetrie als Kunstgesetz bei Horaz. Friedeberg Nm. 1904.

Am meisten hat der Verf. für die Behandlnng seines Themas bei Kayser (Ausg. 1877) gefnnden, während die neuesten Arbeiten von Kießling, Menge, Gebhardi, Leuchtenberger in ihren Dispositionen davon fast ganz schweigen. Er unterscheidet 2 Gesetze der Symmetrie: 1. Die „gerade Symmetrie", wenn das Gedicht aus 2 gleichen Hälften besteht, also eine gerade Strophenzahl hat. 2. Die „nngerade", wenn 2 gleiche Hälften sich um einen Mittelpnnkt grnppieren (auch „omphalische" Komposition von ihm genannt).

Zunächst behandelt er die Komposition der sog. Römeroden im einzelnen. Als Grundgedanken der 6 Oden bestimmt er: 1. Gottesfurcht, 2. virtus, 3. constantia, 4. σωφροσύνη, 5. Patriotismns, 6. Sittenstrenge. Bei den ersten 4 Oden habe die griechische Einteilnng der Tugenden vorgeschwebt. Wir verweisen demgegenüber auf den Anfsatz von Domaszewski (s. unten N 88). Am meisten verwandt mit diesen Oden sei III 24, dessen klare Disposition aus 2 Teilen bestehe zn je 8 Strophen. Eine ebenso gleichmäßige Gliedernng habe III 21; 9; 13; 18. Die zweite der obengenaunten Symmetrien zeigen III 8 und 14.

Von S. 14 an wird das 4. Bnch auf den symmetrischen Bau hin einer Betrachtung unterzogen: c. 4 zerfällt in 2 ganz gleiche Hälften (1. Sieg des Drusus über die Vindeliker, 2. Sieg des C. Claudius Nero über Hasdrubal 207) von je 9 Strophen, denen sich dann eine Schlußstrophe anfüge als besonderer Abschluß des Ganzen; die an Augustns gerichtete 14. Ode behandle nicht als Thema den Sieg des Drnsns und Tiberins gemeinsam, sondern den Sieg des Tiberius speziell, demgegenüber der Sieg des Drnsus znrücktrete. Die Gliederung umfasse 5 Strophen für den Ruhm des Tiberins nnd 5 für die Verherrlichung des Augustus. Diesen 2 Hauptteilen gegenüber sind die Anrede des Herrschers und der Sieg des Drusus nur einleitend. Ode 15 hat gleichfalls 2 Teile von je 2 Strophen; auch c. 5 gliedert sich in 2×4 Strophen, denen sich 2 Schlußstrophen anschließen. Die Pindarode c. 2 ist ein Beispiel für die zweite Art von Symmetrie, in der sich 2 Teile (Str. 1—7 und Str. 9—15) um einen Mittelpunkt (Str. 8) gruppieren. Ganz gleichmäßig ist wieder c. 3 (Str. 1—3 und Str. 4—6). Zu c. 8, das nicht strophisch gegliedert sei und daher auch bei dieser Frage nicht in Betracht komme, zeigt K., daß der Vers 28 und ebenso 33

absolut unentbehrlich sind. In c. 9 bewegten sich Str. 1—6 und 8—13 um den gemeinsamen Mittelpunkt von Str. 7. Ähnlich ist c. 11 gegliedert: 4+1+4. Der Adressat von c. 12 ist nach K. nicht der Dichter Virgil, sondern ein Nardenhändler, der dem eben heim Wein sitzenden Dichter seine Waren anpreist und von diesem scherzhaft zu einem Handelsgeschäft eingeladen wird. Die Gliederung ist 3+1+3: ebenso wird abgeteilt c. 7. Das als eine Allegorie gefaßte 1. Gedicht — die neue Liebe, von der H. erfaßt ist, bedeute die lyrische Poesie — wird so disponiert: der Mittelteil besteht aus 2×3 Strophen, der erste und der letzte Teil aus je 2 Strophen.

* * *

Die Frage nach der Anordnung der Horazischen Gedichte hat von jeher die Forschung beschäftigt, ohne daß eine befriedigende Lösung sich dabei ergeben hätte. Daß einige Lieder, deren Inhalt sie als Eingangs- oder Schlußstücke charakterisiert, vom Dichter auch ihren entsprechenden Platz erhielten, daß ferner, wie die sonst sich nicht wiederholende Mannigfaltigkeit des Metrums zeigt, die ersten 9 Oden des I. Buches einer rein äußerlichen Rücksichtnahme ihre Anordnung danken, wie anderseits die politische Tendenz die Oden III 1—6 aneinanderreihen ließ, waren fast die einzigen allgemein zugestandenen Tatsachen. Simons Versuche, allerlei akrostichische und sonstige Künsteleien nachzuweisen, wurden mit Recht abgelehnt; auch Bobriks „Entdeckungen", worüber Hirschfelder in diesem Jahresbericht (1884—87 N. 43) gehandelt, fanden wenig Anklang. Am besonnensten hat wohl Raiz (s. Jahresbericht 1892—96 N. 60) über die ganze Frage Rechenschaft gegeben. Das Thema wird aufs neue behandelt von

60. H. Draheim, die Anordnung der Gedichte im ersten Buche der Oden des Horaz. Wochensch. f. klass. Phil. 1900, Sp. 1268—1270.

Die bisherige Ergebnislosigkeit der Untersuchungen über die Anordnung der Horazischen Oden rührt nach Ansicht des Verfassers daher, daß man einen einzelnen Grundsatz zu weit verfolgt oder einen andern mit Unrecht völlig ausgeschlossen hat. D. berücksichtigt das formal-metrische Prinzip ebenso sehr wie den Inhalt der einzelnen Oden. Daß in Buch I zunächst von 1—9 lauter verschiedene Metra sich der Reihe nach ablösen, ist gewiß beabsichtigte Abwechslung; c. 10 schließt die Reihe ab, indem hier das in c. 2 verwendete sapphische Maß wiederkehrt. Die erste Reihe hat also 10 Gedichte. Horaz hätte sie leicht vermehren können. Daß er es nicht tat, zeigt, welche Bedeutung die Zehnzahl für ihn hatte. Diese Zehnzahl findet sich

auch in den ersten Gedichten gleichen Maßes bei den Epoden, in der Zahl der Satiren des I. Buches Satiren. Auch der Inhalt der 1. Dekade des I. Buches Oden habe eine entsprechende Abwechslung, gerade wie die metrische Form. Weiterhin folgen dann andere Versmaße bunt durcheinander, aber dreimal kehre doch die Erscheinung wieder, daß Gruppen von je 5 Oden mit einer sapphischen Ode schließen (16—20, 26—30, 34—38).

Wie hierin die Fünfzahl neben der Zehnzahl eine Rolle spielt, so auch die Vielfachen von Zehn: das zweite Buch hat 20 Oden, das dritte 30, das vierte 15 Oden. Mit einer sapphischen Ode schließt die erste Dekade, schließen die erwähnten Serien von 5 Oden, schließt das ganze 1. Buch. Auch im 2. Buch wird die erste Dekade mit einer sapphischen Ode geschlossen. Die Frage, ob das 1. Buch nach Dekaden geordnet ist, wird von D. bejaht. Er muß daher eine Lücke annehmen, und zwar wird diese hinter c. 32 angesetzt. Der Grund liegt darin, daß vor dem ersten Paar alcäischer Oden (16 und 17) 5 andere stehen (11—15), vor dem zweiten Paar (26 und 27) ebenfalls 5 (21—25). Wenn nun auch vor dem dritten Paare (34 und 35) ebenfalls 5 ständen statt der drei 31—33, so wäre alles in Ordnung. Hier ist also nach D. der Verlust von 2 Oden zu vermuten und zwar gerade hinter c. 32, weil dann immer die 2. Ode jeder Dekade sapphisch ist (2. 12. 22. 32).

Ohne Annahme von Lücken, was immer ein zu gewaltsames Mittel bleibt, will das öfter versuchte Problem der ganzen Frage, wie es scheint, sich nicht lösen. Im übrigen verdienen die von D. gemachten Beobachtungen durch ihre verständige, maßvolle Art entschiedene Beachtung.

Umfassender ist die Arbeit von

61. H. Belling, Studien über die Liederbücher des Horatius. Berlin 1903.

B. geht aus von der durch seine früheren Untersuchungen über Tibull geprüften Tatsache, daß die Anordnung der Werke der Augusteischen Dichter in Pentaden bzw. Dekaden erfolgt sei. Dieser „lockenden Fährte“ folgend beginnt er nun mit liber IV der Oden. Die 15 Gedichte gliedern sich in 3 Pentaden; jede Pentade, — dies gilt nach B. überhaupt für die Pentaden insgesamt — bildet für sich eine Einheit, deren Anfang und Ende sorgfältig ausgewählt sei und die jeweils ein bedeutsames Mittelstück enthalte. „Daß das Buch nicht mit einem Preislied auf den Princeps anhebt, entschuldigt gewissermaßen die zweite Ode. Damit, daß sie in der Form der recusatio den Augustus nur indirekt preist, hängt es zusammen, daß sie nicht den allerersten Platz im Buche einnimmt.“ Sie ist aber nach B. unter den Augustusoden an erste Stelle und vor die früher verfaßte

5. Ode gerückt „wegen des großartigen Eingangs und des besonders starken Ausdrucks der Verehrung in V. 37—40.“ Die dritte Ode (an Melpomene) folgt dann als ergänzendes Gegenstück zu c. IV 2, 27 ff., wie sie auch als „bedeutsames Mittelstück nach der scheinbar ablehnenden Haltung in c. 2 den Anschluß von c. 4 vermittele. Denn wenn der Dichter von der Muse sagt: donatura cycni si libeat sonum (v. 20), so muss der Leser, der das Buch nach dem Willen des Verfassers im Zusammenhange, nicht sprungweise liest, sich erinnern an den Dircaeus cycnus von 2, 25“. So folge dann also ganz gut c. 4 und die Pentade klinge, zu dem Anlaß und Gedanken von c. 2 zurückkehrend, aus in dem Rufe der Sehnsucht nach dem Landesvater (5). In der zweiten Pentade (c. 6—10) entspreche das erste Stück (c. 6) als Prooemium zum carmen saeculare dem ersten Stück (c. 9) der ersten Pentade, während dann weiterhin c. 7 nach den erhabenen Stoffen von c. 2—6 „eine angenehme Abwechslung“ bringe. c. 8 sei auch im Hinblicke auf seine jetzige Stelle verfaßt, um zwischen c. 7 u. 9 einen vermittelnden Gedanken herzustellen. Die Mittelstücke beider Pentaden aber stehen nach Ansicht des Verf. in Beziehung zueinander: „in der ersten Pentade wird von der Ablehnung pindarischen Flugs zum Wagnis desselben für Drusus durch die persönliche Gunst der Muse die Brücke geschlagen. In der 2. Pentade wird der Gegensatz unserer Hinfälligkeit in c. 7 zu der Verewigung des Lollius (c. 9) durch die allgemeine Macht der Muse (c. 8) vermittelt.“ Daß c. 7—9 das gemeinsam haben, daß sie an bedeutende Männer gerichtet sind, ist wenigstens was Censorinus (c. 8) angeht, kaum zutreffend. Man ist neuerdings sogar umgekehrt soweit gegangen, in dieser 8. Ode geradezu wegen der Unbedeutendheit des Censorinus einen Scherz zu erblicken. Die ganze Dekade (c. 1—10) wird von den Ligurinusoden (c. 1 u. c. 10) umrahmt; von dieser Umrahmung heben sich c. 2—9 bedeutsam ab. Übrigens haben diese das Motiv der Knabenliebe enthaltenden zwei Oden 1 u. 10 deshalb ihre Aufnahme ins 4. Buch gefunden, weil Horaz dieses Motiv in den 3 ersten Büchern zurücktreten ließ: es sei dies also eine Ergänzung der Erotik. Ode 2 u. 9 haben einen hervorragenden Platz und korrespondieren, wie 2, 1—33 (concines maiore poeta plectro) und 9, 1—28 (urgentur nocte carent quia vate sacro) u. a. Stellen zeigen. Außer der Bemerkung S. 15, daß c. 4 der 14. ebenso wie c. 5 der 15. in Stoff und Behandlungsart entspricht, dürfte kaum eine der Aufstellungen allgemeine Zustimmung finden.

Auch in den 3 ersten Odenbüchern findet B. sein Anordnungsprinzip durchgeführt. Bei Buch II geht das leidlich, wiewohl die von B. konstatierten inneren Zusammenhänge und Beziehungen der 2 Dekaden oder 4 Pentaden unter sich vielfach gesucht erscheinen.

Was soll man z. B. mit der Bemerkung anfangen: Wie in der ersten Pentade (also lib. II c. 1—5) nach der Philosophie, tritt in der zweiten nach der Freundschaft wieder die Erotik auf? c. II 11 soll den „Hintergrund und die Vorbereitung der Recusatio“ bilden in c. 12. Die Maecenasode c. II 17 paßt vortrefflich in das zweite Buch, denn „wenn wir dieses ein Buch horazischer Lebensweisheit nennen, so bezeichnen wir damit nur den einen Grundzug desselben. Es ist — was damit zusammenhängt — auch ein Tempel der Freundschaft: nachdem in der ersten Dekade vornehme Bekannte und herzliche Freunde vorgeführt sind, ist es wohl getan, daß in der zweiten Dekade die herzliche Freundschaft zu dem vornehmen Gönner bedeutend hervortritt . . .“ Die Summe der Lebensweisheit des Buches „bringt c. II 18 in gewisser Beziehung zum Abschluß, da c. 19 u. 20 von besonderer Art sind“. Daß die zusammengehörigen Oden III 1—6 der Pentadentheorie widerstreben, stört B. weiter nicht: denn da diese 84 Strophen ein Ganzes ausmachen, bilden sie mit den 4 folgenden Liedern 7. 8. 9. 10, die zusammen nur 26 Strophen enthalten, eine einzige Pentade! Die Regulusode hat nach B. „ursprünglich vielleicht einen andern Eingang gehabt und ist durch den jetzt vorliegenden an c. 4, 44 ff. geknüpft.“ (S. 51). Die Stelle c. III 11, 13: Tu potes — cessit tibi ist gedichtet im Hinblick auf c. I 12, 7—12, wo Orpheus mit Namen genannt ist: Da nun I 12 von B. als erstes Lied der zweiten Dekade dem I. Buch zuzuweisen ist, so „glaubte Horaz von dem Leser der drei Bücher an der entsprechenden Stelle des III. Buches dieselbe Kombination erwarten zu dürfen.“

Es würde zu weit führen, wenn wir alle die von B. aufgezeigten angeblich planvollen Anordnungen der einzelnen Dekaden und Pentaden anführen wollten.

Am meisten widerstrebt seiner Theorie das I. Buch mit seinen 38 Oden. Aber er beseitigt auch hier alle Hindernisse: c. I 20 ist als unecht, I 1 als Widmung zunächst auszuscheiden. Mit c. I 1 fällt auch das „formelle Gegenstück c. I 38. So verbleiben also 35 Lieder. Wenn aber, wie von vielen angenommen werde, c. I 20 echt ist, so ergibt sich nach B. folgender Aufbau des I. Buches: c. 1—6 (6), c. 7 —11 (5), c. 12—16 (5), 17—22 (3+3), c. 23—27 (5), 28—32 (5), c. 33—38 (6). Das Mittelstück würde dann aus 2 parallelen Triaden bestehen, in dem sich c. 17 u. 20 als Bilder von Besuchen auf des Dichters Gut, c. 18 u. 21 als Götterhymnen, c. 19 u. 22 als Liebeslieder entsprächen. Die Ode an Virgil I 3 bezieht B auf die letzte Reise des Dichters; sie kann also in der ersten Ausgabe der 3 Bücher nicht gestanden haben. An ihre Stelle rückt er I 13, für welche wiederum I 19 eingeführt wird. An Stelle dieser letzteren Ode tritt

dann c. I 10. Daß Horaz eine zweite Redaktion des ersten Buches vornahm, war nach B. dadurch veranlaßt, daß er das 4. Buch nicht für sich allein herausgab, wie schon das Fehlen einer besonderen Widmung beweist, sondern zusammen mit den 3 ersten Büchern. Bei dieser Redaktion nun wurde die früheste der 3 Virgiloden, c. IV 12, aus dem ersten Buche, wo sie nach B. mit einer kleinen Verschiebung die Stelle von c. I 24 einnahm, an ihre jetzige Stelle versetzt.

Auch das Epodenbuch zeigt nach B. dieselbe Sorgfalt der Anordnung. Es zerfällt in 2 Pentaden (1—10) und 2 Triaden (11—16); das letzte Gedicht c. 17 ist wegen seines Zusammenhangs mit epod. 5 hinzugefügt.

Im Anhang behandelt B. eine Reihe von Stellen.

Über die Anordnung der Episteln handelt auch Kettner in seinem oben besprochenen Buche (Nr. 46) S. 33 ff.

62. W. Vollbrecht, Über eine neue Hypothese inbetreff der Herausgabe der Dichtungen des Horaz. Altona 1902.

Die Hauptfragen über die Herausgabe der einzelnen Dichtgattungen, Oden, Satiren, Episteln, haben wenigstens insofern bisher eine übereinstimmende Beantwortung gefunden, daß man annahm, daß jede Sammlung für sich allein publiziert worden ist. Auch die chronologischen Fixierungen für die Herausgabe (Satiren 35/34 bzw. 30, I—III B. Oden: 24/23, I Buch Episteln 20) können seit Bentley, Grotefend, Kirchner etc. als ziemlich feststehend angesehen werden.

Dagegen hat nun neuerdings Dziatzko in seinen „Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens“ (Leipzig 1900) behauptet, daß Horaz erst im Jahre 21 seine Gedichte, die bis dorthin nur in Privatabschriften verbreitet gewesen seien, in den Buchhandel gegeben habe. Diese Hypothese wurde von den meisten Kritikern seines Buches (Wünsch, Birt, Wissowa, Leo u. a.) abgelehnt. Auch Vollbrechts umsichtige Erörterung der von Dziatzko vorgeführten Argumente kommt zu diesem Ergebnis.

Schon aus Suetons Worten: tribus carminum libris ex longo intervallo quartum addere coegerit ergibt sich eine getrennte Herausgabe. Auch die Bemerkung des Dichters in epod. 14 inceptos iambos ad umbilicum adducere faßt V. im Sinne einer buchhändlerischen Veröffentlichung, die aus chronologischen Gründen, was die Epoden betrifft, nicht erst 21 erfolgt sein kann. Das Hauptargument D's. beruht aber auf epist. I 20. Nach ihm läßt diese Epistel „gar keine andere Deutung zu, als daß sie das Geleitsgedicht in die volle Öffentlichkeit des Buchhandels für alles das war, was Horaz bisher gedichtet und einzeln, sowie in kleineren Sammlungen der beschränkten Öffentlich-

keit der Privatabschriften übergeben hatte". Die V. 1—18 vom Dichter ausgesprochene Zaghaftigkeit sei unmöglich, wenn er zum 2. oder 3. Male vor die Öffentlichkeit trete. Dieses Argument ist ganz hinfällig. Denn das Neue, bei dessen Herausgabe hier Horaz zagt, unterscheidet sich von den früheren Publikationen ganz wesentlich. Im übrigen nimmt D. selber diese Zaghaftigkeit viel zu ernsthaft. Die in c. II 20 u. III 30 von Horaz geäußerten Hoffnungen auf große Anerkennung haben ferner nur Sinn, wenn der Dichter auf Publikation seiner Oden rechnete d. h. sie im Buchhandel herausgeben wollte. Sie könnten also erst im Jahre 21 verfaßt sein. Dies muß auch D. annehmen. Aber es ist, wie V. ausführt, ganz undenkbar, daß ein Autor erst bei der Veröffentlichung einer Gesamtausgabe seiner Dichtungen an das Ende einzelner Teile solche Epiloge setzt. Weiterhin kann der Ausdruck liber in ep. I. 20 nicht auf Oden und Sermonen zugleich gehen. Auch die Selbstporträtierung in ep. I 20 ist nicht für D's Hypothese zu verwerten. Es wird sogar im Gegenteil das Gewöhnliche sein, daß ein Autor erst dann, wenn er schon anerkannte Geltung durch einige Publikationen gefunden hat, sich bestimmen läßt zu solchen biographischen Notizen. Man denke an die Beifügung eines Bildnisses des Autors, das meist in dieser Weise nur der späteren Publikation beigefügt wird. Leo wies in dieser Beziehung auf den Vorgang bei Properz und Ovid hin. Auf gar keinen Fall kann diese Selbstbiographie im Sinne von D. geltend gemacht werden; ebensowenig auch die Notiz v. 17: ut pueros elementa docentem occupet extremis in vicis balba senectus, als ob dies „hauptsächlich doch nur auf die lyrischen Gedichte, nicht auf die Episteln gehen könne." D. vergißt bei dieser Ausführung, wo Horaz von der Aussicht redet, als Schulbuch benutzt zu werden, gänzlich den scherzhaften Charakter dieser Partie. Während er den Plaudereien seines Epistelbuchs mit diesen Worten in humorvollen Worten den Laufpaß gibt, hat er für seine lyrischen Dichtungen, in denen er nach c. III 30 seine große literarische Tat (aere perennius) erkennt, mit dem vollsten Ernst die Unsterblichkeit in Anspruch genommen: eine Erwägung, nach der die Partie in ep. I 20 geradezu gegen D.'s Hypothese spricht. In vorzüglicher Weise hat die Stimmung, in der H. diese ganze Ausführung schrieb, Kettner (die Episteln des Horaz S. 145 f.) geschildert. Daß übrigens die Epistel nicht 21 verfaßt ist, sondern 20, beweist Vollbrecht überzeugend (S. 10). Am meisten könnte noch geltend gemacht werden, daß ja Horaz selbst sat. I 4 erklärt, daß er an keine Veröffentlichung früher gedacht habe. Allerdings war ursprünglich seine Absicht, bloß dem engeren Freundeskreis die Satiren zugänglich zu machen. Aber daraus folgt doch nicht, daß er sich nicht später doch zur Veröffentlichung der Satiren — nur

von diesen ist dort die Rede — entschlossen habe. Und daß er dies getan, daß er sich an „die ganze Stadt“ wandte (d. h. doch wohl nur durch Herausgabe seiner Satiren) zeigt v. 46 in s. II 1: flebit et insignis tota cantabitur urbe. V.' Darlegungen V. 13 f. sind hierin unwiderleglich. Aus odi profanum volgus (III 1) etwas für D.'s Ansicht schließen zu wollen, ist ganz verkehrt. Diese Worte sind mit jedweder Publikation wohl vereinbar, die beigefügten Worte virginibus puerisque canto sprechen überdies geradezu gegen jene Ansicht. Was V. weiterhin noch aus der Bandusiaode III 13 und aus I 32 heranzieht, ist alles gegen D.; ebenso was von den Nachahmern gesagt ist, gegen die Horaz ep. I 19, 19 ff. eifert. Am Schlusse zeigt V., daß es im allgemeinen Sitte war bei den augusteischen Dichtern, nicht einzelne Gedichte, sondern ganze Bücher der Öffentlichkeit durch den Buchhandel zu übergeben, aber nur in einzelnen Büchern, nicht in großen Gesamtausgaben.

* * *

Für die pädagogische Seite kommen in Betracht:

63. R. Busse, Crustula. Zeitsch. f. Gymnasialwesen. Bd. 55. 1901 S. 321—325.

Wenn inhaltreiche Verse im Unterricht zur Übersetzung heranzuziehen in mehr als einer Hinsicht wertvoll und bei der heutigen Reduzierung des lateinischen Betriebs sogar notwendig geworden ist, so wird besonders Horaz in Betracht kommen. Schon auf den mittleren Klassen kann damit begonnen werden, Horazcitate übersetzen zu lassen und dadurch ihrer Einprägung vorzuarbeiten. B. gibt eine Zusammenstellung der betreffenden Citate: 26 aus den Oden, 2 aus den Epoden, 7 aus den Satiren, 23 aus den Episteln.

64. O. Jäger, Horaz im Gymnasialunterricht. Monatsschrift f. höh. Schulen 1900 S. 103—110.

Der wohlerfahrene Schulmann zeigt in beherzigenswerten Worten, wie das letzte und höchste Ziel gymnasialer Erziehung: Weckung und Förderung der Fähigkeit, die menschlichen Dinge in ihrem geschichtlichen Werden und Sichverketten aufzufassen, durch nichts anderes vollkommener erreicht werde, als gerade durch die Horazlektüre. Er stellt diesen Dichter dem Homer gegenüber; während dieser der Vertreter einer jugendlichen Zeit ist, naiv und von ursprünglichster Genialität, repräsentiert Horaz eine bewußte, reflektierende und blasierte — man könnte recht wohl noch steigern: korrumpierte — Zeit; er ist nichts weniger als naiv wie Homer, sondern ein verstandesklarer, für Poesie empfänglicher, aber nicht eigentlich origineller Geist. Nichts zeigt

drastischer diesen Unterschied als der Eingang von ep. I 6 Nil admirari. Bei Homer ist das admirari so sehr die Grundstimmung der Seele, daß die Freude am farbenbunten Menschen- und Kulturleben, am Großen und Kleinen überall durchleuchtet, bei Horaz liegt in jenem Verzicht nil admirari eine stark zutage tretende greisenhafte Weisheit, der nichts mehr imponiert und die durch nichts aus der Fassung sich bringen läßt. Dort eine ganz objektive, hier eine höchst subjektive Art der Poesie, die fast lediglich aus Selbstbekenntnissen besteht.

Gegen andere Aufstellungen des Verf. ist gerichtet:

65. Th. Matschky, Bemerkungen zur Lektüre des Horaz. Krotoschin, 1904.

Die Arbeit beschäftigt sich besonders mit der Auswahl der Lektüre für die Schule und verlangt, daß die Oden in den Vordergrund treten, während Satiren und Episteln beschnitten werden sollen. Wir halten dies für verkehrt.

B. Einzelne Stellen.

66. Max C. P. Schmidt, Altphilologische Beiträge. I. Heft. Horaz-Studien. Leipzig 1903.

Ausgehend von dem Bestreben, den leiseren Pulsschlägen der Sprache zu lauschen und dem tieferen Sinn, den die herkömmliche deutsche Übersetzung mit ihrer verblaßten Bedeutung kaum ahnen läßt, nachzugehen, bespricht Verfasser mehrere Stellen:

z. B. c. I 1, 32 im Zusammenhange mit c. III 4, 1 und I 12, 1 den Unterschied von tibia und lyra. Tibia ist das urrömische, lyra das urgriechische Instrument. Es sei also nicht bloße poetische Wortfülle, sondern bewußte Absicht und scharfe Scheidung zwischen Nationalem und Entlehntem, wenn I 12, 1 Quem virum aut heroa lyra vel acri tibia sumis celebrare davon rede, daß er ein Lied römischen (tibia) Inhalts in griechischer (lyra) Form dichten wolle. Denselben Gegensatz enthalten die Worte III 4, 1 dic tibia longum melos seu fidibus citharaque Phoebi, wo gleichfalls tibia Symbol römischen Wesens sei und „auf den nationalen Stoff in griechischem (Phoebus) Metrum" hindeute. Daß die tibiae an andern Stellen ausdrücklich als orientalisch bezeichnet sind, widerspricht dieser Auffassung nach Sch. keineswegs. Die Annahme einer Unterscheidung von römischer Art und Sprache gegenüber der griechischen Form und Grazie beruht hier auf den beiden Ausdrücken tibia und lyra. Aber so sehr auch der Gedanke: altrömische Heldengröße und Götterherrlichkeit werden vom Dichter in modernes, den griechischen Lyrikern abgelauschtes Metrum gekleidet, anspricht, so muß doch bezweifelt werden, ob so viel aus jenen beiden Ausdrücken herauszulesen ist. Wenn es epod. 9, 5 f.

heißt: sonante mixtum tibiis carmen lyra, Hac Dorium, illis barbarum, so liegt darin, wie Sch. richtig sagt, ganz offenkundig nur eine Unterscheidung der verschiedenen Tongattung vor. Aber ist das nicht auch der Fall bei der Aufforderung an Calliope c. III 4, 1 dic tibia seu fidibus citharaque und I 12, 1 lyra vel acri tibia? Schon die Gliederung durch sen-seu oder durch vel weist n. E. nicht auf einen Gegensatz, wie er nach Sch.s Ausführung (S. 4) doch angenommen werden muß, sondern auf eine bloße Variation. Und ob sich Horaz mit diesen Angaben der Instrumente überhaupt einer scharfen Unterscheidung bewußt ist, scheint doch fraglich; auf Fälle von Verwechslung bei ihm weist Gemoll hin, (Realien IV 106). — Zu c. I 1, 20 macht Verf. eine feinsinnige Bemerkung über die Wendung partem solido demere de die, indem er über Subtraktion und Addition der Alten spricht. — c. I 14, 6 carinae sind die Kielhölzer, Kielstücke, die beiden „Steven", funes die ὑποζώματα, wie nach Assmann (Baumeister, Denkm. S. 1594 und 1614) allgemein erklärt wird: „Siebst Du, wie die Steven ohne Schutztaue kaum noch dem stürmischen Meere standhalten!" — c. I 1, 35 lyrici vates sind nicht allgemein lyrische Dichter, sondern nur Dichter solcher Lieder, die zum Solovortrag des Einzelnen mit Begleitung der Leier verfaßt sind. Soweit Hor. seine Oden zum Gesang bestimmte, sind sie von ihm selber, und zwar zunächst von ihm allein gesungen worden." — In c. I 27 hätte man nach Sch. die drohende Handgreiflichkeit der bezechten, erst durch Horaz entnüchterten Trinker nicht ernst nehmen sollen. Auch brauche der Bruder der Megilla nicht in Wahrheit zu sagen, wie die Liebste heißt. Nach Sch. ist der Spott um so drastischer, wenn der Gefoppte überhaupt keinen Namen nennt, aber einen solchen genannt zu haben bezichtigt wird. — Da H. in c. II 11 dem Hirpinus die Sorgen verscheuchen will, so darf er ihm die Kantabrer nicht als so fürchterlich malen. Bellicosus ist daher als Citat des schwarzseherischen Hirpinus in Anführungszeichen zu denken, ebenso die Worte Hadria divisus obiecto, mit denen Hirpinus sagen will, daß die Scythen gefährlich sind und nur durch die schmale Adria abgehalten werden. Beides will der Dichter als Hyperbeln, als ganz unnötige Beängstigungen des Hirpinus bezeichnen: ‚Laß mich mit deinem „kriegerischen" Kantabrer, mit deinem „nur durch das Streifchen Hadriameer ferngehaltenen" Scythen in Ruhe.' Dagegen ist zu erinnern, daß die Kantabrer das Attribut bellicosus doch entschieden in allem Ernste verdienen (III 8, 21 vetus hostis). Aber müssen sie denn deswegen immer so gefährlich sein, daß Hirpinus voller Sorgen ist? Gerade III 8, 17 ff. enthält eine analoge Stelle: wie dort der vetus hostis, so kann ja auch hier der bellicosus Cantabrer unschädlich gemacht sein. Und daß der Scythe nicht nahe rückt, dafür sorgt der

Umstand, daß er Hadria obiecto divisus ist. — c. I 1, 10 f. Libycis areis und Attalicis condicionibus bilde einen Parallelismus, wie überhaupt in dieser Ode lauter Parallelismen seien. Auch Anfang und Schluß entsprechen sich. Übrigens sei Olympico nicht = wie in Olympia, sondern = in Olympia. — ep. II 2, 91 ff. der von Hor. gemeinte Gegner des Odendichters ist Properz, wie Sch. näher begründet. — Ohne Zweifel zeigen alle die Ausführungen Sch.s Scharfsinn und feine Beobachtung, wenn sie auch bisweilen etwas zu subtil erscheinen.

67. J. A. Cima, Appunti Oraziani (Epistole e odi). Torino 1900.

Eine Zusammenfassung der kritischen und exegetischen Beiträge des Verfassers, die meist in der Rivista di filologia class. oder dem Bollettino di filolog. class. erschienen. Ich erwähne:

1. ep. I 1, 4 ff. Veianius . . . extrema exoret harena, was zutreffend nicht auf die Bitte um Verleihung des rudis bezogen wird (wie Ps. Acro und nach ihm manche erklärt haben), sondern auf die missio. Schwierig ist nur dabei extrema harena, denn nach Cima hatte der Gladiator weder Zeit noch Möglichkeit, zumal wenn er unterlag im Kampfe, den Platz zu verlassen und an den Rand der Arena zu gehen; er müsse ja total erschöpft und halbtot am Boden liegend gedacht werden. Aber soweit brauchte doch die Mensur nicht notwendig immer geführt zu werden. Nach Sueton (August. 15) hatte Augustus geradezu verboten, Schauspiele zu geben, bei denen die Begnadigung der verwundeten Fechter ausgeschlossen war und der Kampf so lange fortgesetzt wurde, bis einer von beiden auf dem Platze blieb (vgl. Friedländer, Sittengesch. II 364). Es ist also wohl auch der Fall nicht selten gewesen, wo der Gladiator den Kampf aufzugeben geneigt war und auch noch Kraft genug besaß, um am Rande der Arena das Volk oder den Festgeber um die missio zu bitten. Wissen wir doch von Secutor Flamma, daß er 34 mal aufgetreten ist, 21 mal als erklärter Sieger, aber doch auch 4 mal, wo er die missio erhielt. Daß aber bei einer Apostrophe an den ausschlaggebenden Teil des Publikums, sei es um den rudis oder die missio zu erhalten, der betreffende Gladiator möglichst nahe an die Schranken der Arena zu treten pflegte, ist ein Zug, den der Dichter bei dem einmal aufgegriffenen Bilde des ludus gladiatorius recht wirksam verwendet, um die flehentlichen Bitten (exoret) des alten Fechters zu charakterisieren. Wir glauben daher Gemolls extenta harena (Realien IV 95) ebenso ablehnen zu müssen, wie die von Cima vorgeschlagene Konjektur: ne populum ex saeva totiens exoret harena. — 2. ep. I 19, 7 ergänzt C. das Enniusfragment: nunquam poetor nisi podager durch: potus bene. Der auf diese Weise komplete

Vers sei übrigens nicht, wie L. Müller meinte, aus den Annalen, sondern aus den Satiren des Ennius. — 3. Zu ars poet. 5 (risum teneatis amici) tritt C. der Interpretation Kießlings bei, wonach amici nicht Vokativ sei, sondern Apposition; er glaubt hiefür eine Parallelstelle bei Cicero (de or. III 51) gefunden zu haben. Uns scheint diese aber nichts zur Entscheidung der Stelle beizutragen. — 4. c. I 3, 22 wird zum Gebrauche von dissociabilis in passivem Sinne noch eine weitere Belegstelle angeführt aus Rutilius Namatianus.

68. A. Knorr, Beiträge zur Erklärung einiger Stellen aus Horaz und Vergil. Belgard 1900.

Auf Horaz gehen S. 3—13 u. a. folgende Stellen:
1. c. I 35, 21 ff.

> Te spes et albo rara Fides colit
> Velata panno, nec comitem abnegat,
> Utcunque mutata potentis
> Veste domos inimica linquis.

Die Strophe leidet allerdings an großen Schwierigkeiten wie die mehr oder weniger gewundenen Erklärungen derselben beweisen. K. geht sie im einzelnen durch und kommt zu dem Ergebnis, daß nur durch Konjektur ein erträglicher Gedanke herauskommt. Er schreibt mutata mente (st. veste) und weiterhin statt at (v. 25) ac. Der Sinn wäre demnach: Dir dienen, dich begleiten die Hoffnung und die seltene Treue, gehüllt in ein weißes Gewand, und sie versagen dir auch nicht ihre Begleitung (zu comitem abnegat ist se zu denken), wenn du in veränderter Gesinnung die Häuser der Mächtigen verläßt. Und die Folge davon ist, daß auch die Genossen, die bis dahin das Glück mit ihm geteilt haben, ihn verlassen: nicht nur die wankelmütige Menge und die treulose Dirne, an deren Treue kein vernünftiger Mensch denkt, sondern auch die Freunde, auf die der Glückliche sich verlassen zu können meinte. Nun steht der von der Fortuna Verlassene ganz vereinsamt da; nicht einmal die Hoffnung richtet ihn auf." Wir glauben nicht, daß dies der Sinn der Stelle sein soll. Vielmehr will Horaz sagen, daß Hoffnung und echte Treue ausharren, daß sie nicht wie bei der treulosen Masse und der feilen Dirne oder falschen Freunden den Menschen verlassen, wenn das Haus in Trauer versetzt wird und er ins Unglück kommt. Der Gedanke an absolute Vereinsamung des Unglücklichen, den R. hineinlegt, besagt aber das direkte Gegenteil. Freilich bleiben dann inimica und veste mutata so merkwürdig, daß wir einstweilen nur in Kießlings Auffassung der Stelle einigermaßen eine Erklärung finden. — 2. Daß c. I 14 (O navis referent) keine

Allegorie ist, sucht K. damit zu erhärten, daß für eine politische Expektoration, welche bei jener Annahme doch angenommen werden müßte, gar kein Anlaß gefunden werden könne; sie könne nicht Mahnung an Brutus sein, nicht an Sextus Pompeius noch an Antonius oder Octavian. Überhaupt könne mit dem Schiff nicht der römische Staat gemeint sein. Denn so erbärmlich habe dieser nie ausgesehen wie das von Horaz angeredete Wrack. Aber klingt nicht auch sonst bisweilen eine entschieden pessimistische Auffassung durch, wenn der Dichter an den Schrecken der Bürgerkriege denkt? Man vergleiche z. B. epod. 7 und 16. Was aber für die allegorische Deutung spricht, ist außer dem in der Rede des Maecenas bei Dio Cassius 52, 14—40 gleichfalls gebrauchten Gleichnis des Schiffes die einhellige Überlieferung aus dem Altertum, gleich von Quintilian an.

69. F. Schultess, Randbemerkungen zu Horaz. Rhein. Mus. 1903. N. F. 57, S. 465—468.

Der Verf. gibt Konjekturen und Erklärungen zu: c. III 4, 10 apud viam st. Apuliae. — c. III 6, 22 vix et st. virgo et. — c. III 23, 18 cum torosa st. sumptuosa. — c. I 20, 10 tu soles st. tu bibes. — Zu ep. I 18, 104/5 gibt er eine Erklärung von rugosus frigore: dies könne nicht auf die Gegend gehen, sondern nur auf die Kühlung des Baches selbst; rugosus sage mit leichter Hyperbel, daß das Wasser der Licenza so kalt sei, daß es dem Trinkenden eine Gänsehaut verursache. — Zu a. p. 254 wird statt non vorgeschlagen: nempe. Den Inhalt des Satzes: unde etiam trimetris accrescere iussit nomen iambeis gibt Sch. durch die Erklärung: „Weshalb er sich auch verstärkt hat und in der iambischen Zeile dreimal paarweise auftritt."

70. E. Ensor, Notes on the odes of Horace. (Hermathena XXVIII 1902. S. 105—110)

bespricht Stellen des 2. Buches (8, 21. 9, 19) und des 4. (2, 49. 14, 13).

71. Derselbe, Notes on the odes of Horace (Hermathena XXIX 1903. S. 441—446)

ändert einige Stellen des 3. Buches (4, 9. 11, 18. 24, 1).

72. Derselbe, On Horace, Odes II 17 and I 20 (The class. rev. XVI 1902. S. 209 ff.)

Der Ausdruck incredibili modo consentit astrum (II 17) ist darin begründet, daß beide dem Tode entronnen sind am selben Monatstage. Dieser Tag war der 1. März, wie aus c. III 8 zu entnehmen ist. Auch c. I 20 geht auf den 1. März, den Erinnerungstag beider Freunde, denkwürdig durch die vorerwähnte beiderseitige Rettung. Das vielbesprochene tu bibes wird erklärt: nachher wirst du trinken

Caecuber und Calener. Weiterhin aber sei pocula als Nomin. zu nehmen und zu lesen st. Falernae: Falerni, und st. colles: collis:

mea nec Falerni
temperant vites neque Formiani
pocula collis.

73. M. L. Earle, On the first ode of Horace (The class. rev. XVI 1902. S. 398—401).

Zunächst wird eine andere Interpunktion vorgeschlagen: hinter nobilis (v. 5) wird ein Semikolon gesetzt, v. 6 dann zum folgenden gezogen. So schon Lucian Müller, der dies eingehend in seinem Kommentar zu begründen gesucht hat. Sodann wird v. 29 mit F. A. Wolf statt me gelesen te, und v. 39 sublimis (statt sublimi).

74. H. Röhl, Zu c. I 7:

Im Jahresbericht zu Horaz (27. Jahrgang 1901 S. 72) trägt R. in Anfügung an eine Besprechung eines Aufsatzes von H. Lutz (Note on Horace od. I 7) seine eigene Ansicht über Bau und Entstehung der Ode I 7 vor: Plancus hatte an Horaz geschrieben; Sage, welche Stadt rühmt ihr Poeten am meisten? Denn mir ist die Trübsal des Lagerlebens zu arg; ich will mir einen beglückenden Wohnsitz suchen. Darauf erwidert Horaz: die Dichter preisen verschiedene Städte, mir gefällt am besten Tibur. Hätte nun Horaz das, was er noch weiter zu sagen beabsichtigte, anknüpfen wollen, so hätte er fortfahren müssen: Aber nachdem ich deine Frage beantwortet habe, muß ich dich darauf aufmerksam machen, daß die ganze Anschauung, in der du von Veränderung des Aufenthaltsortes dein Wohlbefinden erhoffst, falsch ist, vielmehr usw. Indes läßt der höfliche Dichter diesen Übergang weg, und so stehen nun die beiden Teile verbindungslos nebeneinander.

75. P. Rasi, Ad Hor. carm. I 14, 11 ff. (Berl. Phil. Woch. 1901. S. 219—220).

Die Konstruktion der Stelle: Quamvis Pontica pinus ... kann unmöglich so gefaßt werden, daß quamvis-inutile Vordersatz ist, dem mit nil pictis ... der Nachsatz folgt; das habe zuletzt auch L. Müller in seiner neuesten Ausgabe konstatiert. R. ist für die Konjektur iactas (st. iactes): „Obwohl du eine Pontische Fichte bist, Tochter eines edlen Waldes (Quamvis sis ..., tamen iactas et genus et nomen inutile), so ist doch Herkunft und Namen, dessen du dich rühmst, dir ganz unnütz .. denn du mußt wissen, daß der Schiffer auf die schönbemalten Schiffshinterteile nichts gibt." Also quamvis (scil. sis) his nobilis Vordersatz, iactas — inutile Nachsatz, nil — fidit Epexegese zum Nachsatz. Das Bedenken, daß im Vordersatze bei quamvis das Prädikat (sis) fehlt, hält R. für hinfällig, da auch sat. I

3, 15 und II 1, 74 f. quamvis so erscheine; andere Beispiele erwähne Kühner, Ausf. Gramm. II 2, 961.

Dieselbe Stelle behandelt:

76. E. Ensor, on the allusions in Horace, odes I 14. (The classical rev. XVII 1903. S. 158 f.)

Die dem Alcaeus nachgebildete und allegorisch zu deutende Ode c. I 14 ist verfaßt im Jahre 31 und zwar um die Mitte des Dezember, als Augustus nach Suetons Bericht (Aug. c. 17) durch die Nachrichten von einer Meuterei der Veteranen rasch aus Samos nach Italien zurückkehrte. Bei Actium war dem Dichter der Staat noch sollicitum taedium, jetzt desiderium curaque non levis. Das an Octavians Schiff gerichtete Gedicht (Horace addressed this ode to Octavians battered ship, without thinking very much about the patent allegory) gedenkt der mancherlei Gefahren der Fahrt über das Ägäische Meer, wie sie c. I 3, 17—20, III 27, 17—20 u. a. geschildert werden; c. II 14, 13 ff. enthält aber noch eine direkte Beziehung auf Augustus' Gesundheitszustand (Suet. Aug. 81).

77. A. Beltrami, Ad Hor. c. I 14, 11 sqq. (B. phil. Woch. 1901. p. 604).

Im Gegensatz zu Rasi, der die Stelle nur durch die Konjektur iactas (st. iactes) heilen zu können glaubt, will er nichts geändert wissen; quamvis sei = quantumvis, und iactes sei = iactare potes. Das Folgende sei asyndetisch in adversativem Sinne angefügt: Pinus quantumvis Pontica (id est optima, praeclaro genere orta), filia nobilis silvae, iactare potes et genus et nomen inutile, at nihil pictis etc.

78. C. Wagener, Zu Hor. c. I 20. N. Philolog. Rundschau 1900. S. 73—80.)

Verteidigt die Echtheit dieser Ode, die ein richtiges Gelegenheitsgedicht sei, freilich keine Einladung an Maecenas, wie man meist glaube, sondern wie Gebhardi, Altenburg (1894 Progr. von Wohlau), Friedrich u. a. gesehen, die Antwort des Dichters auf ein Schreiben des Maecenas, der seinen Besuch bei Horaz ankündigte.

Gleichzeitig mit diesem Aufsatze erschien ein dasselbe Thema behandelnder von:

79. G. H. Müller, Zu Horaz c. I 20. Wiener Studien XXII 1900. S. 134—137.

M. weist die Angriffe auf die Echtheit dieser Ode zurück. Das Gedicht sei keine Einladung des H. an Maecenas, wie die Glosse im cod. Div. meint, sondern eine scherzhafte Antwort auf eine Selbsteinladung des Maecenas. Für modicis in der Bedeutung „schlicht" führt

der Verf. andere Horazstellen als Belege an. Daß v. 5 care „albern“ ist, wird dem Verf. nicht durchweg geglaubt werden. V. 2 wird Graeca = Campana gefaßt. Es würde demnach nur den griechischen Ursprung der kampanischen Töpferei bezeichnen. Dagegen hat die Erklärung Porphyrios: quod vinum in amphoram Graecam miserit, ut inde scilicet aliquid adduceret suavitatis neuerdings durch Goldbacher (Wiener Studien XX 1898 S. 277 ff.) eine ganz plausible, den humoristischen Ton dieser Ode beleuchtende Erweiterung erfahren: Graeca testa sei „ein griechisches Tongefäß, aber eines von den gewöhnlichen, massenhaft erzeugten, in welche die Griechen ihre Weine abzuziehen, aufzubewahren und natürlich auch zu versenden pflegten, Gefäße, die sich durch eine gewisse Form als griechische erkennen ließen.“ Dadurch daß nun hier Horaz den ordinären Sabiner in ein sonst nur für bessere Sorten verwendetes Gefäß abfüllt oder als derart abgefüllt bezeichnet, erhält diese Stelle allerdings eine humoristische Färbung, die zu der hyperbolischen Ausmalung des vom Vatikanischen Berge her tönenden Echos gar nicht übel paßt. Am Pronomen tu (v. 10) ist nach M. ebensowenig zu rütteln wie am Futurum bibes, das konzessiven Sinn hat. Über bibes, wozu auch Ensor (s. unter N 72) zu vergleichen ist, handelt auch

80. F. Leo, Coniectanea. (Hermes XXXVIII 1903.) S. 306 f.

Er macht einen neuen Vorschlag, da ihm all die vorgeschlagenen Verbesserungen (bibas, liques, vides, moves, iubes, soles, tum bibes, ut bibas, non bibes) nicht gefallen und liest tu dares: es handele sich um den Gegensatz zwischen dem bescheidenen Sabinerwein (vile Sabinum), den Horaz vorzusetzen hat, und dem edlen Caecuber und Calener, den Maecenas seinem Gaste vorsetzen würde. Für den Gebrauch von dare in dieser Bedeutung bringt L. mehrere Belege; die Korruptel hält er für um so entschuldbarer, weil D R und B gern verwechselt werden.

81. P. Rasi, Zu c. I 37, 21: fatale monstrum. quae generosius perire quaerens (in Bollettino della filolog. class. 1904. S. 228—230).

R. bestreitet, daß an dieser Stelle eine constructio κατὰ σύνεσιν vorliege (auch bei Kießling ist bemerkt: quae nicht auf monstrum, sondern auf das das Ganze beherrschende Subjekt regina bezogen) und zeigt, warum das nicht angeht.

82. O. Seeck, Horaz an Pollio (Wiener Studien XXIV 1902).

Eine neue Auffassung über die Ode c. II 1 an Pollio, wonach das Gedicht entstanden ist nach der ersten Vorlesung Pollios, als dessen Geschichtswerk erst bis zum Übergang über den Rubicon gediehen war. Darauf bezieht sich das Wort: periculosae plenum opus aleae (ἀνερρίφθω

κύβος) d. h. „ein Werk, dessen Inhalt gefährliches Würfelspiel ist." Pollio habe Caesar dieses Wort am Schlusse einer großen, natürlich von ihm selbst erfundenen und wie bei Thucydides u. a. der Situation angepaßten Rede aussprechen lassen, die als ein Prachtstück der Darstellung besonders aufgefallen sei. Die 5. und 6. Strophe schildern das, was Pollio erst noch erzählen wolle; der Sinn dieser 2 bisher falsch erklärten Strophen wäre also: Schon jetzt hast du bei deiner Schilderung von Crassus' Niederlage gezeigt, daß du Schlachtgetümmel darstellen kannst; aber dort handelte es sich nur um einen kleinen Feldherrn. Erst künftig erhoffen wir von dir das Bedeutendere: den Kampf der großen Feldherrn, die Unterwerfung des Erdkreises und den Tod Catos. Die letzten Strophen gehen auf eine Zeit, in der die Bürgerkriege noch nicht ganz zum Abschlusse gekommen seien, flumina lugubris ignara belli auf den Nil, also sei das Gedicht ins J. 30 zu setzen. Die Worte nondum expiatis uncta cruoribus v. 5 träfen dann nicht den Augustus, sondern den Antonius mit dem Vorwurf, die Scharte von Carrhae noch nicht ausgewetzt zu haben.

83. R. Ehwald, Zu c. II 2 und 3. (Philologus N. F. 14. S. 635.)

Die Erklärung des Dichters ep. I 1, 16 ff., daß er bald der stoischen, bald wieder der aristippischen Schule zuneige, erhält nach E. eine Bestätigung durch die Nebeneinanderstellung der 2. und 3. Ode des zweiten Buches, welche gleichfalls Ausdruck der genannten zwei philosophischen Schulen sind.

84. Ph. Caccialanza, mutare, permutare (Horat. carm.) in Bollett. di filolog. class. IX 1902.

C. handelt über die Konstruktion der beiden Verba bei Horaz. Nach seiner Meinung hängt c. II 16, 18 f. patriae von mutamus ab, also: quid terras alio calentes sole mutamus patriae? quis exul . . . Er hält das für eine Anlehnung an den griechischen Sprachgebrauch. Neu, aber ganz verkehrt.

85. J. Skobielski, Zu c. II 17, 21. Progr. des Gymnasiums zu Czernowitz 1901. S. 3—6.

Statt incredibili wird vermutet credibili, das sowohl dem Sinne besser entspreche, während „auf unglaubwürdige oder auf wunderbare Weise" nicht passe, als auch metrisch korrekter sei durch Beachtung der Cäsur vor dem Daktylus. Beide Bedenken scheinen uns unerheblich, das vorgeschlagene credibili aber geradezu störend und unverständlich.

86. Fr. Kreppel, Der Cyklus der Horazischen Römeroden. I. Teil. Kaiserslautern 1902/3.

Die reiche Literatur über c. III 1—6 hat die verschiedenartigsten Auffassungen über Zusammenhang und Zusammengehörigkeit dieser sog. Römeroden zutage gefördert. Unter den neueren Beiträgen wäre außer den in den letzten Jahresberichten erwähnten noch nachzutragen:

87. Jurenka, Zur Würdigung der Römeroden (Philol. 57. Bd. S. 289—306), der von vornherein auf die Aufstellung eines alle Teile durchdringenden Grundgedankens verzichtet und für größere lyrische Gedichte eine freiere Ideenassociation annimmt.

Kreppel mustert alle diese Ansichten der Reihe nach und bietet so einen willkommenen Überblick über die ganze umfangreiche Literatur dieser 6 Oden. Pealkamps und Gruppes Versuche oder vielmehr Verirrungen werden abgelehnt. Gegenüber der vorzüglichen Überlieferung des Textes müsse die Annahme so umfassender Interpolationen, wie sie zur Herstellung eines einheitlichen Gedichts im Sinne Gruppes als notwendig befunden wurden, als ganz unbegründet und unhaltbar erscheinen. Am meisten habe Plüß für die Frage geleistet, und zwar dadurch, daß er zunächst jede einzelne der 6 Oden genau untersucht wissen wollte und erst auf diese Untersuchung hin ein zuverlässiges Urteil über die Gesamtheit dieses Cyklus für möglich hielt. Diesen Weg schlägt auch der Verf. ein: nach einer Auseinandersetzung über das Metrum, dessen Gleichartigkeit immerhin als starkes Argument für die bewußte Anordnung und Zusammengehörigkeit auffallen muß, sucht er zuerst eine möglichst deutliche Vorstellung von dem Wesen eines jeden der 6 Gedichte zu gewinnen. Behandelt werden die 2 ersten Oden. In c. III 1 ist Strophe 1 nicht Motto oder Einleitung zum ganzen 3. Buche, wie Rosenberg u. a. meint, sondern nur zu den 6 Oden. Strophe 1 und 2 stehen allerdings weiterhin in keinem innern Zusammenhang; dagegen ist ein solcher vorhanden zwischen der 2. Strophe und dem Folgenden, wenn auch zugegeben werden müsse, daß die ganze Ode auch ohne die Verse 5—8 fertig wäre. Die genannten Verse dienen als besondere Auszeichnung des ersten Gedichts, als dekoratives Beiwerk, gewählt, um unter dem Bilde Jupiters den Kaiser Augustus zu preisen. Die mit Quodsi (v. 41) eingeführte Schlußfolgerung geht nicht nur, wie gewöhnlich angenommen wird, auf die letzten Strophen, sondern auf das ganze Gedicht. Der einheitliche Zusammenhang wird dann lauten:

Nachdem in feierlicher Einleitung (5—8) Jupiter und unter seinem Namen Augustus gepriesen ist, wird gezeigt, daß, wie alle Herrscher dem Jupiter, so alle Menschen der Necessitas unterworfen seien (9—16). Aber trotz dieser Gleichheit der Necessitas gestaltet sich das Leben doch ganz anders für die Gottlosen (impia cervice v. 17), Unzufriedenen,

als für denjenigen, der sich fromm zu bescheiden weiß. Denn dieser wird auch in engen Verhältnissen glücklich sein, jener dagegen trotz seines Reichtums ein ruheloses Leben führen (17—40). Da wird es nicht schwer sein zu wissen, für welche Lebensweise man sich zu entscheiden hat (41—48).

C. III 2 führte bekanntlich zu scharfen Kontroversen über den Begriff virtus und über den des fidele silentium. Nach K. ist alles, was im ersten Teil am tüchtigen Römer gerühmt ist, vollkommen dem Begriff virtus entsprechend, auch wenn der Name selber nicht vorkommt. Der Begriff virtus aber umfaßt sowohl fortitudo wie auch das fidele silentium: beides sind also nur „die beiden Koeffizienten der virtus" (S. 43). Im mittleren Teile der Ode (Str. 5) wird uns eine weitere Art der virtus geschildert, wie sie sich zeigt, ihre Stellung zu innerpolitischer Tätigkeit: der tugendhafte Mann muß überhaupt auf jede Amtsbewerbung verzichten. Weshalb? weil die altrepublikanischen Ämter ihren inneren Wert verloren haben und der Tatendrang auf das weite Feld kriegerischer virtus zu verweisen ist. „Wie Augustus unabhängig von der schwankenden Volksgunst könnt ihr ja doch nicht ins Staatsleben eingreifen: also verzichtet ganz darauf. Ihr habt ja im Felde Gelegenheit genug eure Tüchtigkeit zu beweisen."

Eine Äußerung dieser Tüchtigkeit ist nun aber auch fidele silentium. Auch mit diesem ist auf das öffentliche Leben abgehoben: Während früher Gespräche über Staatsangelegenheiten für den echten Patrioten interessant und notwendig waren, gilt jetzt nicht etwa nur für die Beamten die Verpflichtung, die Amtsgeheimnisse zu wahren, sondern für jeden Bürger, sich böswilliger und lärmender Kritik zu enthalten.

Der ganze Gedankengang wäre also:

Im Felde möge sich die virtus zeigen zum Schrecken der Feinde, dort soll sie sich Lorbeeren holen; auf tätige Teilnahme am Regiment des Staates aber muß und kann sie jetzt verzichten. Aber freilich, noch weiter muß die Enthaltsamkeit reichen: auch fürwitzige Reden über Staatsangelegenheiten muß man lassen, sonst folgt schlimme Strafe.

Die Arbeit bricht mit der 2. Ode ab.

Eine in wesentlichen Punkten von K. verschiedene Auffassung vertritt der folgende, hochbedeutsame und ganz neue Perspektiven erschließende Aufsatz, der wohl auch für die Fortsetzung der eben besprochenen Arbeit wird herangezogen werden müssen:

88. A. von Domaszewski, Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte. Rhein. Mus. N. F. 59. S. 302—310.

Grundmotiv des Odencyklus III 1—6 ist das Lob des Augustus; die Beziehung auf ihn gibt den einzelnen Liedern Einheit. Augustus erscheint als der Träger der nationalen Tugenden, durch die er einst zur Unsterblichkeit eingehen soll. Die auf- und abwogenden Bilder des Festgesangs sind eingeschlossen, wie von einem Rahmen, durch die Paränesen des 1. und 6. Gedichts. Jede Tugend, die an Augustus gepriesen wird, ist Gegenstand einer Ode: c. 2 gilt der virtus, c. 3 der iustitia, c. 4 der clementia, c. 5 wieder der virtus, aber in einer bestimmten Färbung; die 6. Ode beginnt mit dem Lobe der pietas.

Das einigende Band aber, das virtus, iustitia, clementia und pietas verbindet, ist Augustus und er selbst ist es auch, der im Monumentum Ancyranum, wo er von Begründung des Prinzipats handelt, den Schlüssel gibt zur richtigen Deutung.

Mon. Ancyr. 6, 13—23 erwähnt Augustus unter den ihm vom Senat erwiesenen Ehren, daß ihm ein Ehrenschild aufgerichtet wurde: clupeus aureus in curia Iulia positus, quem mihi senatum populumque Romanum dare virtutis clementiae iustitiae pietatis causa testatum est per eius clupei inscriptionem. Nach v. D. hat nun Horaz zum Preise jener feierlichen Aufrichtung des Ehrenschildes diese Oden gedichtet. Zunächst handelt c. 2, 17—24 von der virtus und zwar in dem Sinn, daß Augustus das imperium consulare nicht erst durch besondere Wahl seitens des Volkes, sondern kraft seiner Amtsgewalt als Princeps und ohne Beschränkung der Dauer führte. Eine repulsa sordida ist also ausgeschlossen. Wenn Hor. dann fortfährt: virtus recludens immeritis mori etc., so verheißt er damit dem Träger der virtus die Unsterblichkeit. Darin liegt die sichere Beziehung auf Augustus. Aber mit feinem Takte vermeidet H. den Namen desselben zu nennen, indem er als allgemeines Gesetz hinstellt, daß der zur Herrschaft befähigte Mann die Herrschaft als eine Pflicht ausübt, der der höchste Lohn wird. Der Übergang von der virtus zur fides ist unmittelbar nicht deutlich. Allerdings wurde die Verfassung, d. h. die acta Caesaris Augusti von allen Bürgern beschworen; aber die eigentümliche Fassung v. 25 est et fideli tuta silentio merces ist auf den Treubruch des Cornelius Gallus zu beziehen, von dem es bei Dio 53, 23 heißt: πολλὰ καὶ μάταια εἰς τὸν Αὔγουστον ἀπελήρει, und auf dessen tragisches Schicksal auch die mystische Feierlichkeit weist, mit der die Vergeltung eingeführt wird.

Der iustitia (III 3, 1—16) ist Unsterblichkeit verheißen, die gleiche Verheißung kehrt wieder in der Rede der Juno (v. 31—36); den Schwerpunkt dieser Ode bildet das Verbot, Troia wieder aufzubauen. Antonius hatte gewagt, den Sitz römischer Herrschaft nach Asien zu

verlegen; Augustus Sieg bei Actium festigte dagegen den römischen Charakter des Staates.

In den auf die clementia gehenden Worten (4, 37—42) ist der Anklang an die Worte des Augustus (Mon. Anc. 3, 22 ff.) besonders deutlich; seine Humanität hebt er auch sonst hervor (Mon. Anc. 1, 13 —15). Auch hier fehlt nicht in dem 4. Gedicht (v. 66 f.) die Verheißung der Unsterblichkeit. Nicht nur im religiösen Eingang der 1. Ode (v. 6 f.), sondern auch im Titanenkampfe wird das Ringen des Augustus gegen eine empörte Welt bezeichnet. Ihr gegenüber ist Augustus der Schöpfer einer neuen Ordnung des orbis Romanus. Damit beginnt auch die 5. Ode (v. 1—4). Der Eingang des die clementia behandelnden 4. Gedichts bildet den Mittelpunkt des ganzen Cyklus: hier empfängt Hor. die göttliche Weihe als Sänger der Taten des Augustus.

Das 5. Gedicht gilt dem nach römischer Anschauung mit der virtus untrennbar verbundenen honos: im Gegensatz zu den ehrvergessenen Soldaten des Crassus ruft der Dichter die einsame Gestalt des Regulus hervor, der alles an seine Ehre setzte. Die in c. 6 behandelte pietas findet im Mon. Anc. 4, 17 f. ihre Begründung.

Im Gegensatz zu den lichtvollen Bildern der augusteischen Tugenden stehen nach v. D. die ganz dunkel gehaltenen Paränesen der Einleitung und des Schlusses. Sie zeichnen den Zustand der wirklichen Welt, den erst die Tugenden des Princeps überwinden können. Die erste Paränese ist an die pueri gerichtet, zur Einfachheit der Lebensführung mahnend, die zweite, an die Mädchen gerichtet, fordert Reinheit der Sitten; beides, damit ein kriegerisches Geschlecht heranwachse. Diese Folgerung aus der ersten Paränese bildet den Anfang von c. 2 (1—3). Dagegen ist die gleiche Folgerung in die 2. Paränese eingeschoben (c. 6, 33—44). Wie sehr Augustus gerade das letztere Ziel verfolgte, berichtet Sueton, Aug. 89, wozu Mon. Anc. 2, 13 verglichen werden muß bezüglich der von ihm zur Hebung der Moralität gemachten Versuche durch Verbreitung entsprechender Schriften. Auf die Rede des Metellus, von dessen orationes de prole augenda Sueton a. a. O. spricht, könnten einzelne Züge der Paränese direkt eine Anspielung sein (c. 6, 45—48), sowie der Rede des dort gleichfalls genannten Rutilius bei Horaz c. 1, 33—46 und 41—48 entspricht.

Zum Schlusse verweist v. D. darauf, wie das vom Dichter in den Römeroden noch als ersehnt Bezeichnete sich 10 Jahre später als vollendet erweist: in c. s. 56—60 kommen Fides, Pax, Honos, Pudor, Virtus als verwirklicht vor.

89. R. Sabbadini, c. III 5 (Rivista di filol. XXX 3).

S. zeigt, daß der erste Teil dieses Gedichts sich mit den Parthern, der zweite (13—56) mit dem Heldentode des Regulus beschäftigt. Eine solche, allerdings sehr einfache Gruppierung des Inhalts trägt zum Verständnisse nichts bei, ist aber auch nicht zutreffend; denn die Erwähnung der Parther im Anfange der Ode kann nicht als ein konstitutives Moment bei der Inhaltsangabe angesehen werden. Dazu werden sie viel zu flüchtig berührt.

90. P. Fossataro, Horatiana: c. III 7, 10. Bollettino di filolog. class. 1904. S. 87—89.

Als Beispiel dafür, daß bei H. oft dasselbe Wort in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden muß — ein Thema, worüber P. Cauer, Wort- und Gedankenspiele bei Horaz, gehandelt hat, s. Jahresber. 1892—96 N. 53 — führt F. den Ausdruck ignibus c. III 7, 10 an: „verbo ignibus, et quo Gyges incensus sit et quo petatur, amorem indicavit." Demnach ist zu verstehen 1. ‚eodem igni accensa est, qui te incendit' (d. h. ‚quem tu amas, eundem amat'). 2. ‚accensa est quo tu igne ex iure tuo ardes' (d. h. ‚tua extitit aemula'). Auch epod. 14, 13 bezeichne ignis 1. die Helena, die Liebe, zu der sie den Paris entflammte, und 2. den Brand Trojas.

91. Ch. Knapp, On Horace, Odes III 30, 10—14 (class. rev. XVII 1903. S. 156—158.

Die meisten Erklärer betonen, daß in der Stelle:

> Dicar, qua violens obstrepit Aufidus
> Et qua pauper aquae Daunus agrestium
> Regnavit populorum, ex humili potens,
> Princeps Aeolium carmen ad Italos
> Deduxisse modos —

die mit qua beginnenden Sätze nicht mit Dicar, sondern mit ex humili potens verbunden werden müssen. K. hält letzteres für unrichtig, aus sachlichen Gründen, da Horaz' literarische Laufbahn überhaupt nicht in Apulien begonnen und dort sich abgespielt hat, sondern mit Rom und dem Sabinergut verbunden ist, aber auch aus sprachlichen Erwägungen (Syntax, Wortfolge und Rhythmus).

92. T. Johnstone, Horace, ode IV 4 and the second Aeneid. Hermathena Nr. XXVII 1901. S. 343—352.

Horaz hat diese Ode unter dem Einfluß der Lektüre des 2. Buches von Virgils Aeneide gedichtet, wofür einzelne bemerkenswerte Anklänge angeführt werden.

93. Weitere Beiträge zur Erklärung der Sat. und Epist. gibt J. in derselben Zeitschrift Nr. XXVIII und XXIX.

94. J. J. Hartmann, Ad carm. IV 7, 21 (Mnemosyne XXIX 1901. S. 100 ff.).

Anstatt: Cum semel occideris et de te splendida Minos fecerit arbitria, non, Torquate, genus . . . wird vorgeschlagen . . . et de te, splendide, Minos fecerit arbitria, non Torquate, genus . . .

95. E. Ensor, On Horace, Odes IV 8, 13—22 (The class. rev. XVII 1903. S. 256—258.)

Nachdem E. die verschiedenen Einwände gegen die zuletzt von Verrall und Stanley (Journal of phil. XVII, XXIV und XXV) behandelten angeblichen Verstöße zusammengestellt, schlägt er vor, v. 20 zu lesen: Calabrae: Pieridum. Durch diese Änderung wird v. 18 eius hinfällig, das nur mit Rücksicht auf das als Accusativ betrachtete laudes korrigiert worden ist. Statt dessen schreibt er eum. Die Worte v. 15 post mortem ducibus sind Glossen zu bonis (v. 14); non celeres fugae verletze die Geschichte und sei ebensowenig echt wie v. 17. Laudes Calabrae sind aber the direct praise of a great man by a poet . . . I am inclined to think that by the epithet „Calabrae" Horace denoted himself as well as Ennius. Die ganze Stelle lautet also dann mit Ausmerzung von v. 15 und 17:

„Non incisa notis marmora publicis,
per quae spiritus et vita redit bonis,
reiectaeque retrorsum Hannibalis minae
illum, qui domita nomen ab Africa
lucratus rediit, clarius indicant
laudes quam Calabrae: Pieridum neque
si chartae sileant quod bene feceris,
mercedem tuleris."

96. S. Sudhaus, Jahrhundertfeier in Rom und messianische Weissagungen. Rhein. Mus. N. F. 56. S. 37 ff.

Verf. bespricht S. 49 ff. die Frage, ob bei der bekannten Ähnlichkeit zwischen ep. 16 und Virg. Ecl. 4 dem Horaz oder dem Virgil die Priorität gebühre. Nach seiner Ansicht hat Virgil dem Horaz nachgedichtet. Das Horazische Gedicht falle 40, während die Ekloge des Virgil nach dem Vertrage von Brundisium anzusetzen sei.

97. R. Thiele, Horaz und sein Säkulargedicht. Erfurt 1900.

Ohne in eine Erörterung der über das carmen saecul. vorgetragenen Hypothesen einzutreten, gibt der Verf. in populärer Form für Nichtfachmänner, was zum Verständnis nötig ist: eine Übersetzung der bekannten Zosimusstelle und der Sibyllenweissagung, dann den Text mit einer Prosaübersetzung. Das Prozessionslied wurde so gesungen:

Str. 1 und 2 von Knaben und Mädchen zusammen vor dem Apollotempel auf dem Palatin; dann ging der Zug den clivus Palatinus hinab nach der via sacra und dem Forum entlang nach dem Jupitertempel auf dem Kapitol. Der ungefähr 1100 m lange Weg brauchte etwa 30 Minuten, und auf demselben wurden Str. 3—8 abwechselnd von Knaben und Mädchen gesungen; vor dem Jupitertempel Str. 9 und zwar v. 1 und 2 von Knaben, v. 3 und 4 von Mädchen; auf dem Rückweg Str. 10—15, endlich auf dem Palatin zum Schluß die 4 Schlußstrophen. Das Ganze ist frisch und anschaulich dargestellt und die Prozession durch eine Zeichnung veranschaulicht.

98. W. Vollbrecht, Das Säkularfest des Augustus. Gütersloh 1900.

Handelt über Ursprung, Bedeutung und Feier der ludi saeculares, dann vom Feste selbst. Über die Gliederung des carmen saeculare hat V. eine ähnliche Auffassung wie Vahlen. Die Worte der Inschrift eodemque modo in Capitolio werden entgegen der Ansicht Mommsens so aufgefaßt, daß das Lied zweimal, erst auf dem Palatin, dann auf dem Kapitol vorgetragen wurde. Über die Verteilung des Chors an die einzelnen Gruppen wird eine neue Erklärung vorgetragen. Darnach sei Str. 1 und 2 (προῳδός) vom Gesamtchor, 3 und 7 von den Knaben, 4 und 8 von den Jungfrauen, 5 und 6 vom Gesamtchor gesungen worden; von der μεσῳδός seien v. 33 und 34 von den Knaben, 35 und 36 von den Jungfrauen (anders Kießling) gesungen worden. Vom II. Teile wurde Str. 10 und 11 von den Knaben, 12 und 13 vom Gesamtchor, 14, 16, 18 von den Knaben, 15 und 17 von den Mädchen, 19 vom Gesamtchor vorgetragen.

99. L. Maccari, Osservazzioni ad Orazio (Primo saggio). Siena 1901.

Nachdem der Verf. nicht ohne eine gewisse begeisterte, warme Teilnahme am Charakterbilde des Horaz erst von der sog. „Rhipsaspidea" (c. II 7, 10) gehandelt (s. oben Nr. 10), glaubt er über die Verteilung der Chöre und Halbchöre beim Vortrag des carmen saeculare ganz bestimmte Fingerzeige geben zu können durch den Hinweis auf c. I 21, das eine Art Prototyp für das eigentliche Säkulargedicht sei.

100. S. Allen, On Horace, epod. 15, 1—10; and on Virgil, Aeneid. IX 339. (Classic. rev. XVI. 1902. S. 305 f.)

Anstatt v. 7 pecori lupus wird vorgeschlagen: pecoralibus, von pecoralia = Hürde. Ebenso konjiziert A. auch an der obengenannten Virgilstelle: pecoralia turbans st. per ovilia turbans.

101. C. Pascal, Horatius, epod. 16, 52 (Bollettino di filolog. class. IX 1902).

Hor. hat wohl hier in mißverständlicher Anlehnung an einen griechischen Dichter auf Vipern übertragen, was in der Vorlage von Skolopendren gesagt war.

Über denselben Vers handelt auch:

102. V. Ussani, Per un verso di Orazio. Bollett. di filol. class. IX 1903.

Epod. 16, 52 neque intumescit alta viperis humus ist zunächst an der handschriftlichen Überlieferung nicht zu rütteln. U. findet eine Reminiszenz bei Lucan II 397 f.: nulloque a vertice tellus — altius intumescit. Pascals Annahme, Hor. habe eine griechische Stelle (etwa wie bei Athen. VII p. 305 A) im Auge gehabt, wird abgelehnt; auch Nicand Ther. 387 f. könne nicht beigezogen werden. Bezüglich der Erklärung der Stelle pflichtet U. Kießling bei. Ob aber, wie er weiterhin meint, eine Anlehnung an das Gleichnis bei Homer (Il. III 33 ff.) vorliegt, kann um so weniger gesagt werden, als jenes homerische Gleichnis (bei Virgil Aen. II 379 f. nachgeahmt) in einem völlig anders gearteten Zusammenhang und ganz anderer Tendenz gebraucht wird.

103. M. L. Earle, Ad Horati Sermon. I 1, 15 ff. (Mnemosyne N. S. XXX 1902. S. 347.)

Verf. schlägt vor, v. 19 zu lesen: at, quis (= quibus) licet esse beatis . . anstatt atqui licet. Verkehrt.

104. P. Sandford, Notes on two passages of Horace (ep. I 1, 53—69 and sat. I 1, 88—109). Hermathena XXVIII 1902. S. 44—47.

Die Rede der Knaben v. 60 ist nach S. nicht zu schließen mit facies, vielmehr gehören die Worte: „rex eris . . . si recte facies: hic murus aeneus esto, nil conscire sibi, nulla pallescere culpa so zusammen, daß sie alle den Knaben zugeteilt werden. Wenn die Forderung des Dichters, kein Unrecht zu tun, an das Publikum gerichtet würde, müßte es nach S. nicht sibi sondern tibi heißen. — In sat. I 1, 88 sind die Worte: at (so liest S.) si cognatos — frenis dem Geizhals zuzuteilen. The miser's undervaluing of anything that costs nothing is a true and characteristic touch.

105. G. S. Hendrickson. Horace serm. I 4: a protest and a programme. Americain journal of phil. XXI 1900. S. 111—142.

106. Derselbe: Horace and Lucilius, a study of Hor. serm. I 10. Studies in honor of B. Gildersleeve. IX 151—168 Baltimore 1902.

Die landläufige Erklärung, wonach sich H. in der 4. Satire des

I. Buches mit seinen Kritikern auseinandersetzt und den Vorwurf der Schmähsucht zurückweist, lehnt der Verfasser in der ersten Abhandlung ab. Zwar habe H. in sat. I 2 einen bissigen Ton angeschlagen wie Luciius, aber das habe er bald, als seiner Natur zuwider, aufgegeben; ja s. I 3 plädiere er sogar für milde Beurteilung fremder Fehler und widerrufe so tatsächlich die in s. I 2 gezeigte Herbheit. Und da auch außer s. I 2 keine andere Satire dem Dichter bittere Feindschaft erregt haben könne, so müsse mit dem suspectum genus scribendi (v. 64 f.) etwas anderes gemeint sein als des Dichters eigene Satire. Das sei aber nichts anderes als die traditionelle, unter seinen Zeitgenossen verbreitete Auffassung der Satire überhaupt. Gegen diese erhebe Horaz seinen Protest: der bissige, aggressive Zug, wie ihn Lucilius habe, gehöre nicht zum Charakter dieser Dichtung. Und nun folgt seine eigene Auffassung oder sein Programm von v. 107 ab: nicht kränkende, erbarmungslose Kritik und herber, hämischer Witz, den Lucilius der alten Komödie entnommen habe, solle der Satiriker zeigen, sondern durch das mit Humor und feiner Beobachtung gezeichnete Bild des täglichen Lebens sich selbst unterhalten und vor allem auf die eigene sittliche Besserung dadurch hinarbeiten. Das letztere sei der eigentliche Zweck dieser Dichtungsart, nicht aber zu kränken oder die Schlechten zu verfolgen und zu brandmarken. Und auf diese, die eigene Besserung verfolgende Betrachtung des Lebens habe ihn schon sein Vater hingewiesen. Ein großes Auditorium suche und brauche er darum nicht, wie er denn auch seine Satiren nicht öffentlich vorlese usw.

Diese Auffassung ist nicht begründet. Vielmehr vertritt hier Horaz durchweg seine eigene Sache. Der Protest ist nicht gegen eine nur eben literarisch verbreitete Theorie oder irgend welche anderen Satirendichter, die Horaz verurteile, gerichtet, sondern gegen die ihm selbst direkt gemachten Vorwürfe. Nirgends tritt der von Hendr. konstruierte Gegensatz zutage. Auch die Behauptung, Hor. sei nach Versuchen in Lucilianischer Manier (wie s. I 2) zu gemäßigteren Ansichten gelangt und polemisiere deswegen nun in s. I 4 gegen Lucilius, trifft nicht das Richtige. Seine Kritik richtet sich nur (cf. v. 9: nam fuit hoc vitiosus) gegen die nachlässige, zu sehr aufs Vielschreiben verfallene Arbeitsweise seines Vorgängers.

In der zweitgenannten Abhandlung über das Gedicht s. I 10, dessen erste Konzeption Hendr. bald nach s. I 4 ansetzt, soll nachgewiesen werden, daß nach Ansicht des Horaz die literarische Kritik dem Lucilius ganz mit Unrecht alle die guten Eigenschaften der alten Komödie zuschrieb. Lucilius habe aber nur den beißenden Witz, das acre oder triste (tristi sermone v. 11 bedeutet nach Hendr. nicht den

Ernst, im Gegensatz zu iocoso, wie gewöhnlich erklärt wird, sondern den scharfen Witz) von der alten Komödie, dagegen fehle ihm die andere wichtige Eigenschaft, die urbanitas oder die Eigenschaft des εἴρων. Die Bitterkeit der Dichtung des Lucilius komme von dem herben und unliebenswürdigen Charakter des Mannes, aber sie habe — und das sei der Sinn von rerum dura natura in v. 57 — ihren Grund auch darin, daß Lucilius für seinen Stoff das heroische Versmaß wählte, eine für diese Dichtungsart noch ungefüge, neue und schwierige Form, während die Griechen im jambischen Trimeter ein für komische Stoffe weit brauchbareres, dem leichteren Konversationstone entsprechendes Maß hatten. Übrigens kehre Hor. nicht, wie gewöhnlich angenommen werde, mit fuerit Lucilius inquam (v. 64) zur Konstatierung der guten Eigenschaften des Lucilius zurück, sondern er wolle mit diesem Konzessivsatz gerade umgekehrt sagen, daß dem Lucilius diese Eigenschaften: comis, urbanus und limatus überhaupt ganz abgehen. So sei die ganze Satire I 10 eine energische Verurteilung des Lucilius, und zwar nicht nur wegen seiner lässigen Form, was schon s. I 4 geschehen sei, sondern auch wegen des Geistes, in dem seine Satire verfaßt sei. Erst später, in s. II 1, mildere Horaz dann sein scharfes Urteil über seinen Vorgänger, und er konnte das deswegen, weil er unterdessen selbst eine festere Position in der literarischen Welt gewonnen hatte. Während er s. I 4 und 10 rückhaltlos seinen Gegensatz zu Lucilius betone, bekenne er sich jetzt in s. II 1 als dessen Schüler.

In einem Exkurs sagt der Verf., daß mit rudis et Graecis intacti carminis auctor (s. I 10, 66) nur Lucilius gemeint sein könne. Genau dasselbe konstatiert auch Rasi (s. N. 115.).

107. John C. Rolfe, On the construction sanus ab. In classical rev. XVII 1899. S. 303 ff. und XIV 1900. S. 127.
handelt besonders über sat. I 4, 129. Auch s. 1 4, 26 sei zu lesen: ab avaritia.

108. J. Gow, The frog of Horace, sat. I 5 (The classic. rev. XV 1901. S. 117).

109. E. S. Shuckburgh, The frog of Horace, sat. I 5 (ibid. S. 166).

Die beiden Beiträge zeigen, wie sogar die beiläufigsten Bemerkungen in den Kreis der Horazforschung hineingezogen werden. Sat. I 5 wird bei Beschreibung der Reise nach Brundisium u. a. auch erwähnt, daß das Froschgequake die Nachtruhe der Reisegesellschaft gestört habe. Da nun, wie Gow festgestellt, in jener Gegend das Quaken der Frösche nur im Frühjahr gehört wird, so kann jene Reise nur im Frühjahr (37 v. Ch.) erfolgt sein.

Shukburgh kommt zum selben Resultat. Er citiert einen Brief Ciceros (Fam. VII 18), der vom 8. April datiert ist, worin gleichfalls diese Froschmusik erwähnt wird.

109. K. Meiser, Eine mißverstandene Horazstelle. Sat. I 6, 18 (Blätter f. d. Gymnasialschulwesen 1902. S. 355—357.)

In longe longeque remotos ist remotos passivisch aufzufassen, wie etwa: quos volgus longe removit. Horaz meinte: Was sollen wir tun, die das Volk so weit zurückgesetzt hat? Es ist kein Zweifel, daß diese Auffassung in den Zusammenhang vorzüglich paßt, zumal da das emphatisch wiederholte libertino patre natum zweifellos abzielt auf den dem Horaz wohl oft genug gemachten Vorwurf seiner geringen Herkunft und die daraus entspringende Geringschätzung.

111. A. Trendelenburg, Vortrag beim Winckelmannfeste 1898 der archäol. Gesellsch. z. Berlin (Archäol. Anzeiger 1898 S. 230—234. Berl. Phil. Woch. S. 311—315, 347—350).

Sat. I 8, 6 wird harundo gedeutet auf ein spitzes Rohr, das vertikal auf dem Kopfe des Priapus gesteckt habe, um die Vögel abzuhalten sich niederzulassen und die Statue zu besudeln. Ähnlich finden sich Metallstifte auf dem Scheitel von Statuen, die nach Fr. diesen nämlichen Zweck haben.

112. G. H. Lochner, Nugae. (Blätter f. das Gymnasialschulwesen 1901, S. 368 f.)

Gibt Parallelen zu s. I 1, 1. 9, 29. 71.

113. A. Kornitzer, Zu serm. I 9, 43 ff. Wiener Studien. Bd. XXII 1900. S. 222—228.

Die Worte paucorum hominum bis sanae gehören nach K. dem Horaz, nemo dexterius fortuna est usus bis zum Schlusse dem Schwätzer. Zu nemo dexterius f. e. u. muß nach K.'s Meinung quam tu ergänzt werden. Auf Maecenas könne dieser Satz nicht gehen, denn was würde der Schwätzer damit von ihm sagen wollen? Ihn interessiere ja nur, wie Horaz zu Maecen stehe. Dies ist unrichtig. Vielmehr interessiert ihn ganz allein, mit Maecen befreundet zu werden, illi proximus esse, wie es V. 53 heißt.

114. C. Wagener, Hodie tricensima sabbata. sat. I 9, 69. N. Philolog. Rundschau 1900. S. 553—558.

Verf. liefert den Beweis durch eingehende Heranziehung alles lexikalischen Materials, daß mit tricensima sabbata kein bestimmter jüdischer Feiertag gemeint ist, sondern ein beliebiger Sabbat, der zufällig mit dem Neumondsfest (tricensima) zusammenfällt. Man müsse tricensima sabbata als asyndetische Verbindung auffassen: „heute ist Neu-

mondsfest und Sabbat". Dieselbe Auffassung haben wir bereits im Jahresbericht 1887—89 unter N. 83 als Ergebnis der Untersuchung von Stowasser und Graubart (Zeitsch. f. öst. Gym. 1889) mitgeteilt.

115. P. Rasi. serm. I 10, 66: rudis et Graecis intacti carminis auctor (in Rivista di filol. XXXI, 1 S. 121—125).

Mit Unrecht haben nach Ansicht R.s Nipperdey und L. Müller bestritten, daß mit auctor Lucilius gemeint sei. (vgl. oben N. 106).

116. W. Kalb, Zu sat. II 1, 86: solventur risu tabulae (Blätt. f. d. Gymnasialschulwesen. 1900. S. 415—418).

Auf einem Pfälzer Gymnasiallehrertag 1898 wurde eine Erklärung gegeben, wonach Objekt des solvere die Klageformel sei d. h. das Schriftstück, das der Prätor in ihre nach Einvernehmung und unter Zustimmung des Klägers und des Beklagten von seinem Tribunal aus abfassen ließ; es enthielt die Behauptung des ersteren und die Gegenbehauptung des letzteren und sollte dem Richter dann bei der Gerichtsverhandlung dienen. Als Ort und Zeit der solutio d. h. der Eröffnung jener formula faßte Erman die eigentliche Gerichtsverhandlung und als Subjekt des solvere den in den tabulae bezeichneten index. Risu bedeutete dann „unter Lachen der Anwesenden". Diesen Grundgedanken greift K. auf; nur rückt er das solvere ins ius, vor das Tribunal, zurück. Allerdings bedeutet es dann nicht mehr die Eröffnung der formula, denn diese war noch gar nicht fertiggestellt; sie wurde auch überhaupt nicht fertiggestellt, denn der Prätor verweigerte das indicium, verweigerte die tabulae, die hier metonymisch für das iudicium stehen, das mit und in den tabulae gegeben wird. Was Horaz in die Formel zu seiner Verteidigung aufgenommen haben will, ist: sed bona si quis usw., aber zugleich spielt er auf 2 Rechtsgrundsätze an, die beide in dem Mißverständnisse von mala carmina = „schlechte Gedichte" ihre Grundlage haben, also juristisch hier eigentlich wertlos wären. Der eine ist der Satz: Ne bis in idem, der andere, an den allerdings nur das eine Wort Caesare erinnert, heißt: indicium solvitur vetante ... eo qui maius imperium in eadem iurisdictione habet. Er führt den Kaiser eigentlich gar nicht ernsthaft ein — und wird doch verstanden. Jetzt läßt er den Trebatius sagen: solventur risu. Ein Römer, der diese beiden Worte hörte, mochte als Subjekt die Zuhörer erwarten, die vor Lachen bersten. Statt dessen überrascht aber der Dichter: es folgt tabulae. Dies können nur diejenigen tabulae sein, an die der Leser schon vorher hatte denken müssen, nämlich die Klageformel. Also „die Tafeln bersten vor Lachen", aber der Leser versteht gleich, daß Horaz scherzt und meint: die tabulae, d. h. die Klageformel, wird zu nichte, solvitur iudicium:

nicht durch den Machtspruch des Kaisers, der alle iudicia solvere kann, sondern risu, d. h. dadurch, daß der Kläger die Lacher gegen sich hat. Am deutlichsten käme hiernach der Sinn zum Ausdruck, wenn man dies ἀπροσδόκητον im Drucke so zum Ausdruck brächte: solventur risu — tabulae.

117. A. Cartault, Horace, sat. II 3, 274 in Rev. de phil. XXVI 1902. S. 30 f.

In dem Verse: Quid cum balba feris annosa verba palato ist balba nicht genügend klargestellt. Worin liegt das Absonderliche, Undeutliche oder sonstwie Mangelhafte der hiermit bezeichneten Aussprache? Ist es freiwillig und gesucht, oder nur die Folge der fehlenden Zähne? Nach der Stelle bei Tibull 1, 2, 93 denkt man an das zärtliche Lispeln des verliebten Alten. Nach C. ist es eine Anspielung auf eine lächerliche und outrierte Aussprache, wie sie damals wohl in den Kreisen der galanten Gesellschaft Mode war und, namentlich bei Greisen, einen beelendenden Eindruck machen mußte.

118. Wölfle, Neuer Erklärungsversuch von Hor. s. II 7, 97 (contento poplite). Blätter für das Gymnasialschulwesen 1902. S. 515.

Davus spannt unbewußt sein Knie, weil er unwillkürlich die Stellung des Gladiators auf dem Plakate nachahmt.

Über das vielerörterte cessatum ducere curam ep. I 2, 31 handeln 2 Arbeiten:

119. W. C. F. Walters, Note on Horace ep. I 2, 31. (Classical review XVII (1903) S. 203.

Aus dem ursprünglichen cessatam ducere curam und der Glosse somno ist nach W. die Lesart cessatum ducere somnum entstanden. Cura ist dabei natürlich zu verstehen wie cutem curare, was vorhergeht, nicht im Sinn von anxiety. Für cessatus im Sinne von interrupted führt W. 2 Stellen aus Ovid an: Fast. 4, 617 cessata arva, und Met. X 6, 69: cessata tempora.

120. S. Allen, On Horace epist. I 2, 31. (Classic. review XVII N. 5 Juni 1903.)

Die Konjektur von Walters cessatam ducere curam finde sich schon bei Scaliger. Allen schlägt weiter vor: cessatam ducere cenam. Das überlieferte somnum ist nach seiner Ansicht aus der Glosse symposium entstanden.

121. W. S. Headley, On Horace, epistles I 7, 52 f. (The classical rev. XV 1901. S. 221).

Epist. I 7, 52 non laeve sei = „nicht unpassend". Der Dichter denke an Demetrius, den Sohn Philipps V. von Macedonien. Jedenfalls eine Annahme, die noch weit unwahrscheinlicher ist als die von L. Müller, der an den Konsul des Jahres 91, den wegen seiner energischen und anmutigen Beredsamkeit von Cicero gerühmten L. Marcius Philippus dachte. Warum soll denn aber hier nicht von einem ganz beliebigen Manne aus der römischen Gesellschaft die Rede sein? Jedenfalls ist nicht einzusehen, was für ein Gewinn durch die hier unterlegte Beziehung der Stelle erwachsen solle.

122. E. Groß, Beiträge zur Erklärung alter Schriftsteller, vornehmlich durch Hinweise auf die deutsche Literatur. Nürnberg 1902.

Auf Horaz geht S. 53—66. Verfasser bringt eine große Anzahl Parallelstellen aus der deutschen. englischen etc. Literatur (auch das Alte Testament enthält in seinen Sprüchen manchen Anklang). Dieselben sind, wie natürlich, bald mehr bald weniger dem Horazischen Gedanken konform. Da und dort läßt sich der Verf. auch auf die Erklärung einzelner Stellen (c. II 7, 10. ep. I 20, 24) näher ein.

123. H. Lucas, Recusatio. Festschrift für Vahlen. Berlin 1900. S. 318—333.

Daß die große Epistel II 1 an Augustus gerichtet ist, war auch schon die Meinung des Altertums, wie Sueton beweist. Aber der Eingang enthält eine formelle Schwierigkeit, die bisher nach L. nicht recht gewürdigt wurde. Die Worte: in publica commoda peccem, si longo sermone morer tua tempora sind von Krüger und Kießling unrichtig erklärt. Sie können nur bedeuten, daß Horaz seine Epistel nicht als an den Princeps gerichtet, nicht als auf dessen Wunsch abgefaßtes und seinen Erwartungen entsprechendes Werk bezeichnen will. Er weigert sich also, das Begehren des Augustus nach weiteren Sermonen (cf. die Suetonstelle: post sermones vero quosdam lectos usw.) zu erfüllen, aber indem er dies tut, gibt ein Gedanke den andern, und das Gedicht steht fertig da. Dieses Verfahren (Verf. erinnert an Marc Twain) entspricht einer eigenen besonderen Dichtgattung, die einige Verwandtschaft mit der Figur der praeteritio hat, nämlich der recusatio und ist Ausdruck großer Bescheidenheit: „Was Du verlangst, kann ich nicht leisten"; da er aber doch etwas gibt, so kann man weiter den Gedanken substituieren: „Nimm aber dafür hier, was in meinen Kräften stand."

Als weitere Beispiele dieser Form der recusatio führt L. an: ep. II 2, c. IV 2, wo maiore plectro (v. 33) nicht auf ein größeres episches Gedicht des Iullus Antonius, sondern auf ein lyrisches,

eine Begrüßungsode bezogen wird. Ferner c. I 6, wo dadurch, daß Hor. auf das nachdrücklichste Varius' dichterisches Talent, das allein der Aufgabe gewachsen sei, feiert, diese Ablehnung zugleich zu einer lyrischen Huldigung für Agrippa wird. Von den Epoden ist neben dem 11. Gedicht noch 14 hierherzunehmen, wo aber v. 17 carmen nicht auf die ganze Epodensammlung, sondern nur auf das folgende 15. Gedicht geht. Auch die Schlußode des 4. Buches enthält eine solche „Absage" oder recusatio. Mit den Worten: Phoebus volentem d. h. „als ich dies singen wollte, sagte Phöbus: Laß du die Finger davon . . ." stellt er bescheiden das in Abrede, was er in den 2 Gedichten (c. IV 4 u. IV 14) wirklich geleistet hat, nämlich die proelia und sonstige Kriegstaten (victae urbes) zu besingen. — Zum Schlusse zeigt L., daß die Form dieser recusatio, wie auch das 68. Gedicht Catulls beweist, auf die Alexandriner zurückgeht.

124. Br. Kruczkiewicz. Zu Horaz ep. II 1, 69—71. (Eos Bd. IX 1903. Heft 1. 2.

Die Worte: delenda carmina Livi sind als eine Behauptung des Orbilius zu fassen.

125. Fr. Nicolini, Per la data dell' epistola ad Pisones. Monteleone 1901.

Verf. will beweisen, daß die Ars poetica zwischen den Jahren 23 und 17 verfaßt ist. Seine Begründung kann aber nicht als stichhaltig erfunden werden. Schon gleich das erste Argument ist mißlungen. Aus a. p. 306 nil scribens ipse soll folgen, daß, da jedenfalls nur an lyrische Dichtungen bei scribens zu denken sei, entweder der Zeitraum von 23—17 oder von 13—8 in Frage komme: nur in diesen Jahren habe die lyrische Produktion geruht. Dagegen muß nun zunächst festgehalten werden, daß Horaz an dieser Stelle der ars poetica (305 ff.) nur konstatieren will, daß er zwar auf den Ruhm eines tragischen Dichters völlig verzichte, aber doch imstande sei, gute Lehren zu geben, wie man ein solcher wird. Von den Dichtern überhaupt konnte sich aber Horaz, der gefeierte Lyriker, der sich als solcher vorher c. III 30 geradezu unsterblichen Nachruhm selbst inauguriert, ganz unmöglich ausschließen. Auch das zweite Argument ist nicht durchschlagend: Ovids Bemerkung (Amores I 15, 19): Ennius arte carens etc. soll direkt abhängig sein von a. p. 258 ff., wo ihm derselbe Vorwurf operae celeris nimium curaque carentis gemacht wird. Da nun Ovids Amores 14 erschienen sind, könne die ars poetica nicht erst in den letzten der beiden angegebenen Lebensabschnitte des Dichters fallen, sondern müsse vor 14 veröffentlicht sein. Wohin würde man kommen, wenn eine derartige in einem einzelnen oder zwei

Worten bestehende Übereinstimmung des Urteils nicht beruhen kann auf ganz einfacher, spontaner Erwägung? Freilich sieht N. auch in Ovids vivam parsque mei superstes erit das Horazische non omnis moriar multaque pars mei vitabit Libitinam wieder, und in livor edax des Ovid das horazische imber edax! Weitere Argumente: Der a. p. erwähnte Kunstkritiker Maecius muß notwendig als noch lebend angenommen werden, nicht als bloßer Typus für einen scharfen Kritiker überhaupt, wie Bentley u. a. glaubten. Mag sein; aber ein zwingender Grund zu dieser Annahme ist absolut nicht aufzufinden. Und ist viel damit gewonnen, wenn der sonst etwa 85jährige Mann um 7 Jahre jünger gemacht wird? Daß die Erwähnung des Cascellius (a. p. 371) weniger zu rechtfertigen sei bei Annahme einer späten Abfassung, hält N. selbst für wenig beweiskräftig. Hauptargument für eine frühere Datierung der ars poet. bleibt die Stelle bei Sueton: post sermones vero quosdam lectos usw. N. irrt, wenn er meint, diese sei bis jetzt nicht viel beachtet worden. Kießling und alle, die in den letzten Jahren der chronologischen Frage näher getreten sind, stützen darauf ihre Ausführungen. Neuerdings hat bezüglich der Suetonstelle Kettner (s. oben N 46 S. 33) Stellung genommen; er setzt ep. II 2 im Gegensatz zu Kießling herunter, mindestens hinter das Jahr 13, nach Veröffentlichung des 4. Odenbuches, für die ars poet. gibt er zwar keine ausdrückliche Fixierung, hält aber jedenfalls den von Kießling aus der Suetonstelle gezogenen Schluß für unrichtig und scheint wohl auch die ars poet. wie ep. II 2 herunterzudrücken in die letzten Jahre. Für eine sehr frühe Abfassung derselben hat Nicolini jedenfalls nichts zwingendes beigebracht.

126. F. Gustafsson, Horatii bref om skaldekonsten tolkadt. Adjectae sunt adnotationes ad artem Horatii criticae. Helsingfors 1901.

Nach einer schwedisch geschriebenen Abhandlung über die ars poetica und einer Prosaübersetzung derselben werden in den adnotationes einzelne Stellen besprochen. Zunächst wird bezüglich der von Horaz benützten Quellen darauf hingewiesen, daß der von Porphyrio genannte Neoptolemos nur wenig in Betracht kommt. Großen Einfluß übte dagegen Plato, wie G. zeigt. Dann folgt eine Darlegung des Gedankenganges der ars poetica. Von den besprochenen Stellen sei erwähnt, daß G. v. 32 für imus eintritt; v. 92 für decenter, v. 101 für adsunt trotz Haupts und Weißenfels' entgegengesetzter Meinung; v. 104 wird male mit mandata verbunden; V. 294 ist perfectum verteidigt.

127. C. Weymann, Zu den Oden und Epoden des Horaz. Blätter f. d. Gymnasialschulwesen. 1900. S. 224—238.

Gibt eine wertvolle Ergänzung zu dem kritischen Apparat der Keller-Holderschen Ausgabe, indem er die Rubrik der 'loci similes' nicht unbeträchtlich erweitert, teils aus den Primärquellen, teils aus der neueren Literatur. Von S. 237 an folgt eine reiche Zusammenstellung derjenigen Stellen, wo, wie bei Horaz c. s. 2 (o colendi semper et culti), durch Nebeneinandersetzung von Gerundiv (seltener Gerundium) und Part. perf. pass. eines und desselben Verbums die Figur der annominatio gebildet wird, ein Hauptkunstmittel in der Diktion der Kaiserzeit.

128. Carl Weyman, Bemerkungen zu den lyrischen Gedichten des Horaz. Bl. f. das Gymnasialschulwesen 1902. S. 225—241 und 337—354.

W. fügt zur großen Ausgabe von L. Müller eigene Bemerkungen in sehr großer Zahl. Er ergänzt damit nicht nur seine wertvollen Beiträge zu den loci similes, die er zum Apparat der Keller-Holderschen Ausgabe geliefert hat, sondern gibt zu vielen Stellen auch recht beachtenswerte Erwägungen. So erscheint c. II 6, 7 die überlieferte Lesart modus durch die beigebrachte Parallele aus Valerius Flaccus IV 475 f. recht gut gestützt; ebenso c. II 11, 4 usum. Zu epod. 1, 29 hält W. die Variante superne (st. superni) für der Erwägung würdig. Die beigebrachten zahlreichen Parallelstellen sind im höchsten Grade dankenswert und zeigen die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Verfassers.

129. M. S. Slaughter, Notes on the collation of Parisinus 7900 A (American Journal of Philolog. XXIII S. 84—86) gibt für eine neue Auflage der Keller-Holderschen Ausgabe der Oden und Epoden eine große Anzahl von Lesarten, die dem Verf. bei einer neuen Kollation der oben genannten Handschrift beachtenswert erschienen sind.

130. W. Heraeus, Sprachliches aus den Pseudo-Acronischen Scholien (Rh. Mus. 58. 1903. S. 462—467).

Gibt aus dem Text von O. Keller eine Reihe von merkwürdigen Wortbildungen und Ausdrücken.

131. J. Tolkiehn, Textkritische Bemerkungen zum Horazkommentar des Porphyrio. (Wochenschr. f. kl. Philol. 1900. N. 39).

Zu c. I 1, 25 wird das Scholion als defekt bezeichnet und ergänzt: Manet sub Jove frigido (id est sub divo) ac per hoc sub caelo. — I 24, 19—20 Durum, sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas. Grata sententia. Für Grata hatte Gemoll vermutet: Graeca,

wogegen T. die überlieferte Lesart verteidigt. Gratus verwendet Porphyrio oft zum Ansdruck eines ästhetischen Urteils, während er Anlehnungen an griechische Autoren ganz wenig notiert. — I 28, 9—10 wird die Überlieferung: et factum Pythagoram id est (Petschenig: idem) comperisse . . verbessert in: et factum Pythagoram manifeste comperisse . .

132. F. Bücheler, Coniectanea. (Rhein. Musenm f. Philologie, N. F. LVII 1902 S. 321).

Zu c. I 2, 17—18 bemerkt Porphyrio: Ilia auctore Ennio in amnem Tiberim iussu Amnlii regis Albanorum praecipitata antea enim Anieni matrimonio inncta est. Die im Drucke hervorgehobenen Worte hat Panly sr. Zt. getilgt, sie sind ganz sinnlos. Bücheler vermutet: Antemnis, was höchst wahrscheinlich ist.

Bericht über die Literatur zu Catullus für die Jahre 1897—1904.

Von

Hugo Magnus
in Pankow bei Berlin.

I. Kurze Übersicht und Charakteristik der umfangreicheren Publikationen.

1. Catulli Tibulli Propertii carmina a Mauricio Hauptio recognita. Editio sexta ab Johanne Vahleno curata. Lipsiae 1904.

2. J. Vahlen, Beiträge zur Berichtigung der römischen Elegiker. I. Catullus. (Sitzungsb. d. Kgl. Pr. Ak. d. Wiss. 1904. S. 1067—1078. Sitzung vom 21. Juli.)

Die fünfte Auflage von Haupts zierlichem Büchlein erschien 1885, die vorliegende sechste ist die dritte der Vahlenschen Bearbeitung. Vahlen geht auf dem eingeschlagenen Wege vorsichtig weiter, immer bestrebt, auf festem Boden zu bleiben und nur da neues zu setzen, wo neues und sicheres gleichbedeutend schien. Immerhin sind der Änderungen nicht ganz wenige. Einige (so 64, 16 *illa, alia atque alia.* ebd. 109 *late quaevis cumque* ebd. 140 *nec haec mihi me*) sind schon früher vorgeschlagen (s. diese Zeitschr. 1898 II S. 210), andere werden in Nr. 2 verteidigt, für andere endlich wird spätere Begründung verheißen, die zweifellos (z. B. bei 64, 287 *Haemonisin* linquens *Doris* ebd. 320 *pellentes* vellera) viel Interessantes bringen wird.*)

Der umfangreichste und wichtigste Teil von Nr. 2 ist die Behandlung von c. 1, der Widmung an Cornelius Nepos, die nicht nur eine sehr gefällige Interpretation des vielbesprochenen Gedichtes bringt, sondern auch eine ganz neue Perspektive auf die Geschichte und Komposition des liber Catullianus eröffnet, die freilich nicht überall

---

*) Die Fortsetzung (Catullus II. Sitzungsber. vom 27. Juli 1905) konnte hier noch nicht berücksichtigt werden. [Korrekturnote.]

Beifall finden wird. Zum Schluß werden noch die zu c. 30, 4—5. 41, 7. 55, 13 f. 63, 5 vorgenommenen Änderungen begründet.

3. Catulli carmina recognovit brevique adnotatione critica instruxit R. Ellis. Oxonii 1904.

R. Ellis war ohne Zweifel für die neue 'Scriptorum classicorum Bibliotheca Oxoniensis' der denkbar geeignetste Catullherausgeber. Seine Ausgabe verdient denn auch allgemeine Beachtung. Sie tritt als gedrängtes Kompendium der Textgeschichte und Kritik, als praktische Handausgabe neben Schwabes Bearbeitung von 1886, doch so, daß beide künftig mit Ehren nebeneinander bestehen werden. Hat jene durch die vorgedruckten Testimonia, den Index verborum, so hat diese durch ihre umsichtige Verwertung dessen, was in den letzten zwanzig Jahren geleistet ist, eigentümliche Vorzüge. Die Abweichungen von Ellis' großen Oxforder Ausgaben der Jahre 1867 und 1878 sind, abgesehen von der viel kürzeren Fassung, recht bedeutend. Der Text ist ohne Anwendung der Kursive gleichmäßig gedruckt. Der Versuch strophische Responsion im Texte durchzuführen ist aufgegeben. Orthographie und Interpunktion ist sorgsam revidiert. In der Textgestaltung ist Ellis noch konservativer geworden, und oft zur hdsl. Lesart zurückgekehrt; Korruptelen und Lücken sind häufiger durch Kreuze und Sterne bezeichnet. Unklar bleibt, wenn zwischen 68, 40/41 ein Stern gesetzt wird. Dieser kann weder den Anfang eines neuen Gedichtes noch eine Lücke bezeichnen, denn in der Vorbemerkung zu v. 68 heißts mit erfreulicher Deutlichkeit: 'Videntur 1—40 non posse sic disiungi a ceteris ut per se integrum carmen faciant: sunt potius quasi prooemium quoddam quod et arte cohaereat cum 41—160 et iniuria ab his divellatur'. Die Abweichungen von der zweiten großen Ausgabe (1878) verzeichnet G. Schüler, N. PhR. 1905 S. 29. Aber auch neues im Verhältnis zu allen andern Ausgaben, absolut Neues, wird uns in Fülle geboten. Eine ganze Reihe von Stellen finden wir neu gestaltet — freilich mit sehr verschiedenem Erfolge. Noch mehr Neues bringt die Adnotatio critica durch Mitteilung eigener und fremder Konjekturen, durch Benutzung neuer Handschriften, namentlich des von Gardner Hale ans Licht gezogenen cod. Romanus (s. T. II und BPhW. 1905, 1237), den Ellis sehr hoch, ja neben G O stellt. Auch deren Lesarten sind vielfach revidiert. Was hat man nicht alles für Schlüsse aus der angeblichen Tatsache gezogen, daß unser Catullbuch in G O mit *Qui* dono beginne. Und nun liest Ellis (und seine Lesung wird ihm von drei andern Gelehrten bestätigt) in beiden *Cui* dono! Er hat durch dies kleine Buch seinen vielen Verdiensten um Catull ein neues hinzugefügt.

Folgende kleine Schrift des Verf. gehört zeitlich nicht mehr in

diesen Bericht, hängt aber so eng mit der Ausgabe zusammen, daß sie gleich hier besprochen werden muß.

4. R. Ellis, Catullus in the XIV. century. London 1905.

Gehandelt wird über die frühesten Spuren einer Kenntnis des Dichters, das Epigramm des Benvenuto Campesani de resurrectione Catulli, die Zitate bei Jeremias de Montagnone und in den Veroneser flores moralium auctoritatum (cf. Schwabe ed. 1886 Testimonia Nr. 61 und 63), bei Albertino Mussato (Schwabe Nr. 62), bei Pastrengo und Petrarca. Das meiste ist ja bei Schwabe a. O. schon verzeichnet, doch ist es dem gelehrten Verf. gelungen, für Mussato und Petrarca (namentlich aus dessen italienischen Gedichten) noch einige Nachträge beizubringen. In einem Exkurse tritt er im Gegensatz zu einer italienischen Publikation dafür ein, daß Mussato nicht nur die Tragödie Ecerinis, sondern auch den Achilles verfaßt habe. Ein von Phillimore zusammengestelltes Verzeichnis der Entlehnungen aus Properz in Petrarcas lateinischen Gedichten bildet den Schluß.

5. Poems of Catullus selected and edited by H. V. Macnaghten and A. B. Ramsay. London 1899.

Eine Auswahl für Schüler und Studenten. Weggelassen sind die anstößigsten Gedichte. In andern sind, um sie in usum Delphini zurecht zu machen, einzelne Stellen geändert. Dabei hat es im einzelnen an Takt gefehlt. Ein Gedicht wie 25 muß man entweder unterdrücken oder unkastriert mitteilen: anfangen *O Thalle, Thalle mollior* und v. 5/6 auslassen — das heißt Catullum tollere e Catullo. Um einen lesbaren Text herzustellen, sind ziemlich viel unsichere Konjekturen, darunter auch eigene, aufgenommen. Nicht zu billigen ist, daß diese nicht immer kenntlich gemacht werden. (62, 53 ist *bubulci* Konj. von Riese; 64, 282 *aperit* von Housman; 64, 309 *annoso* von E. Schulze.) Dem Texte folgen knapp gefaßte Anmerkungen, häufig bestehend in recht präzis gefaßten, treffenden Übersetzungen. Für das Verständnis schwierigerer Gedichte (wie c. 68) und Stellen reichen sie freilich bei weitem nicht aus. Auch ist die deutsche Wissenschaft nicht genügend berücksichtigt; dem Namen Schwabe begegnet man im ganzen Buche nicht.

Einige deutsche Anthologien, die Stücke aus Catull enthalten (Biese, Brandt, Schulze), sind in neuen Auflagen, andere (Feyerabend bei Velhagen u. Klasing, Hoffmann bei Köllner) in erster Auflage erschienen.

6. W. G. Hale, Der codex Romanus des Catullus. Hermes 34 (1899), 133—144.

Es handelt sich um den Cod. Ottob. 1829 der Vaticana, den Verf. zuerst herangezogen und verglichen hat (s. diese Zeitschr. 1899 II 233).

Er wendet sich in dieser Abh. gegen eine den Wert des Codex bezweifelnde Notiz von K. P. Schulze (Hermes 33, 511 f.) und bemüht sich nachzuweisen, daß dieser cod. R einst im Besitze des Coluccio Salutati († 1406) war, daß er bald nach 1375 geschrieben sei und demnach zu den ältesten Catullhandschriften gehöre, daß G wie R Abschriften eines Manuskriptes seien, das 'aller Wahrscheinlichkeit nach selbst eine Abschrift des verlornen Veroneser war.' Es würde demnach R unmittelbar neben G O rangieren. Der Beweis für die meisten dieser Aufstellungen ist freilich nicht erbracht und die angekündigte Kollation noch immer nicht erschienen.

7. J. Rassfeld, Die Stellung der Negation non bei Catull. Ein Beitrag zur Erklärung des 68. Gedichts. Höxter. 1898. Progr.

Verf. untersucht die Stellung der Negation *non* bei Catull und verwertet die Ergebnisse zur Erklärung des vielbesprochenen *non utriusque* 68, 39. Aus seinen Sammlungen ergibt sich, daß der Sprachgebrauch die Erklärung 'beides nicht' = keins von beiden eher widerrät als empfiehlt, daß vielmehr Cat. wahrscheinlich 'wie in den meisten Versen, so auch hier der Negation *non* die natürliche Stellung d. h. vor dem Beziehungsworte gegeben hat.'

8. U. Nottola, La funzione stilistica delle consonanze in Catullo. Bergamo. 1899.

Nützliche kleine Arbeit, die eine reiche Sammlung der Alliterationen bei Catull bietet und die einzelnen ordnet je nach den verschiedenen Zwecken, denen sie dienen sollten.

9. C. Morawski, Catulliana et Ciceroniana. Cracoviae 1903.

Verf. behandelt das Verhältnis Catulls zu Cicero, weist auf übereinstimmende und verwandte Wendungen hin, spricht im Anschlusse an den Ausgang von c. 63 über die bei den römischen Dichtern so beliebten Verwünschungen von Feinden und Neidern. Die Arbeit erfreut durch manche feine und treffende Bemerkung.

10. C. Cichorius, Zur Deutung von Catulls Phaselusgedicht. Beiträge zur alten Geschichte und griechisch-römischen Altertumskunde (Festschrift für O. Hirschfeld). Berlin 1903.

Verf. sieht in dem *limpidus lacus* 4, 24 den Apolloniasee in Bithynien, in dem *erus* v. 19 den Gastfreund, bei dem Catull zu Apollonia auf dem Wege von Nicaea nach Troas eingekehrt war. Die kleine Schrift ist sehr interessant und zeichnet sich (Verf. kennt die Gegend durch Autopsie und kommt dem Verständnis durch authentische Abbildungen zu Hilfe) durch anschauliche Darstellung aus. Die neue

Dentung ist dnrchans wahrscheinlich. Auf eine ganze Reihe guter Einzelbemerknngen (über den Phaselns als besondere Schiffsart, Bithynische Topographie, Apollonia am Rhyndakos als Seestadt und seine Wasserstraße znr Propontis) sei noch hingewiesen.

11 a nnd b. G. Schüler, De Catulli carmine LXII. Part. I. II. Stade 1899. 1900. Progr.

Geboten wird im ersten Teile dieser Abhandlungen eine deutsche Übersetzung des Gedichtes (Versmaß des Originales), eine Untersuchung über die Responsion, die Bestimmung, das Vorbild, die Lücken des Gedichtes, im zweiten ein kritischer nnd exegetischer Kommentar. Viel Nenes enthält die Arbeit nicht. Aber aus dem vorliegenden Materiale ist eine von Takt nnd Einsicht zengende Answahl getroffen. Ref. findet in keinem wesentlichen Pnnkte Anlaß znm Widersprnch nnd kann dieses nützliche Kompendinm der Erklärnng von c. 62 empfehlen.

12. U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Die Locke der Berenike (Reden und Vorträge, Berlin 1901).

Ein 1897 in Göttingen gehaltener, dnrch gelehrte Anmerkungen und einen Nachtrag über den 'Begleitbrief des Catnllns' vervollständigter Vortrag, wie nichts anderes geeignet in das Milien des Gedichtes 66 einznführen. Die Darstellung hat etwas von dem feinen Parfnm des Originales. Der Nachtrag schenkt nns sehr treffende nnd schöne Beiträge znr Charakteristik Catnlls nnd seiner Poesie, die man im Originale nachlesen muß. Ob jeder einzelne Zug des Bildes der Wirklichkeit entspricht, bleibe dahingestellt. Die Gedichte 35 nnd 63 werden z. B. so verwertet (S. 218): Catnll fühlte sich in Verona [wohin ihn angeblich der Vater nach dem Tode des Bruders zurückgerufen hatte] wie der Fisch anf dem Trockenen ... das einzige, was ihm geblieben war, war das Stndinm, der Dichterberuf, wie er ihn aufznfassen gelernt hatte. Anch der ließ sich in der Einsamkeit lange nicht so lustig betreiben. Am Comersee saß ein gleichfalls der modernen Dichtung ergebener Mann; mit dem freundete sich Catnll an; beide haben sich daran versucht ein sowohl dnrch das Versmaß wie dnrch den Stoff besonders schweres Gedicht des Kallimachos nachznbilden: Catnll hat das auch geleistet, nnd es ist formell sein gelnngenstes Kunststück geworden.' Die Übersetzungen von c. 65 und 66 sind kongeniale Verdeutschungen.*)

*) Ich setze die letzte Strophe von beiden her:
Wie ging's dem Mädchen, das den goldenen Apfel, geheimen Freiers Boten, fallen ließ? Im Busentuche lag er wohl verborgen; da tritt die Mutter ein, die arme Kleine springt artig auf, der Apfel poltert nieder, am

13. F. Kortz, Die Eigentümlichkeiten der Kallimacheischen Dichtkunst. Eine Studie zum Artemishymnus des Kallimachus und Catulls c. 66. Köln—Ehrenfeld 1902. Progr.

Die klar und gut geschriebene Abhandlung verfolgt und erreicht den Zweck, an der Hand des Artemishymnus und der catullischen coma Berenices in die Eigentümlichkeiten der kallimacheischen Kunst einzuführen. Sie gibt Text und prosaische Übersetzung von c. 66. Voran geht eine Einleitung, die vornehmlich auf Vahlens und Wilamowitz' Untersuchungen beruht. Dasselbe gilt von den folgenden Erläuterungen, die, dem Zwecke der Arbeit entsprechend, meist allgemein literarhistorisch gehalten sind, zuweilen aber auch auf Einzeheiten des catullischen Textes eingehen. — Wenn in v. 15 der Text nach Heyse *atque* parentum frustrantur *salsis* gaudia lacrimulis gestaltet und dies durch 'und sind es wirklich bittere Tränen, die sie, die erfrenten Eltern enttäuschend, vergießen' wiedergegeben wird, so scheint eine — natürlich unbewußte — Fälschung vorzuliegen: *salsae* sind die Tränen unter allen Umständen, aber 'ob sie 'wirklich bitter' sind, das ist eben die Frage.

14. G. Causa, Annotazioni su alcuni passi della Chioma di Berenice tradotta dal Greco in Latino. Carmagnola. 1900.

Meist mißlungene Versuche bisher verschmähte Lesarten der guten Überlieferung zu retten. Zu 45 wird dem Dichter folgender Vers zugemutet: Tum Medi prōrūpere novum marĕ, atque iuventus.

15. R. Cahen. Catulle 67. Rev. de Phil. XXVI (1902).

16. W. Kroll, Catulls 67. Gedicht. Phil. N. F. XVII.

Zwei wertvolle, von Scharfsinn und Methode zeugende Arbeiten, die das Verständnis des dunklen Gedichtes in wichtigen Punkten gefördert haben. Cahen klärt das Verhältnis zwischen den beiden domini der Tür, Balbus und Cäcilius, auf, stellt die Verteilung des Dialoges endgültig fest und sichert die Gestaltung von v. 5 *nato* servisse *maligne*. Dem schließt sich würdig Krolls Arbeit an, aus der hervorgehoben sei die Widerlegung der hdsl. Lesart *attigerit* als Potentialis in 20, und die Erklärung von virgo quod fertur tradita nobis.

Tag ist das Geheimnis: Scham und Reue flammt über ihre Wange hin (65, 19 f.).

Und du, wenn du zum Himmel, meine Fürstin, aufblickst am Nachtfest der Arsinoe, so denke mein, die einst die deine war, und spende reichlich mir von deinem Öle — Nein, stürzt ihr Himmel, Sterne tauscht die Plätze, zum Drachen steig' Orion: laßt mich wieder hinab zu meiner Königin (66, 89 f.).

17. J. Vahlen, Über Catulls Elegie an M' Allius. (Sitzungsber. d. Kgl. Pr. Akad. der Wissensch. 6. Nov. 1902.)

18. A. Kalb, De duodeseptuagesimo carmine Catulli. Ansbach 1900. 63 S. 8. Münchener Diss.

Mit gewohnter Feinheit analysiert Vahlen dieses schwierigste aller Gedichte Catulls, verteidigt lebhaft die Einheit, geht im einzelnen bei der Erklärung vielfach neue Wege. Kurz — vielleicht zu kurz — wird die Namenfrage behandelt: der Freund heißt M'Allius. Um zweierlei hat er den Dichter gebeten. 1. munera Veneris, 'recht körperlich und fleischlich zu verstehen' (Catull soll ihm die Lesbia abtreten; sie soll ihm Ersatz bieten für eine untreue Geliebte). 2. munera Musarum (alte Dichterwerke, die ihm Catull aus seiner Büchersammlung schicken soll). Beide Bitten lehnt Catull ab; *non utriusque* in v. 39 = neutrius. (Hierin bekennt sich Ref. als noch nicht überzeugt. Vgl. T. II). In diesem Augenblicke drängt sich bei dem Dichter die Empfindung mächtig vor, daß es bei der Ablehnung nicht könne bewendet bleiben (vgl. Häussner in dieser Zeitschr. oben S. 104), und er hebt von neuem an: Ich kann es nicht verschweigen, was mir Allius in meiner Not gewesen. Dieser große Dienst bestand darin, daß er (v. 67 f.) dem Dichter ein Haus zur Verfügung gestellt hatte, in dem dieser mit seiner Geliebten unter dem Schutze der Domina eben dieses Hauses sich zusammenfinden konnten. Und in communes amores sieht Vahlen den Hinweis darauf, daß auch Allius selbst, in ähnlicher Lage wie Catullus, in demselben Hause und unter demselben Schutze seine Geliebte zu empfangen pflegte. Vergleichungspunkt zwischen Lesbia und Laodamia ist das feurige, überwältigende Liebesverlangen beider. Die von Skutsch (s. diese Zeitsch. C I 1899 II S. 266) durchgeführte Responsion des Mittelstückes 41—148 lehnt Vahlen ab. Im Schlußabschnitte soll der Wunsch sitis felices et tu simul et tua vita eine Freundesmahnung an Allius sein: 'dazu daß beide ihr Glück genießen und es nicht verscherzen, soll die Erinnerung sie vermögen an Haus und Herrin, unter deren Schutz und Dach sie ihre Liebe gepflegt'.

Die zweite Arbeit bringt zwar nichts neues zur Erklärung des c. 68, stellt aber die umfangreiche Literatur fleißig zusammen und ist zur Orientierung sehr brauchbar. Verf. beginnt mit v. 41 ein neues Gedicht. Die Hauptergebnisse sind nach S. 52 folgende: Catullus . . respondet litterulis amici Malli, qui in vicino Galliae Cisalpinae oppido habitabat. Is gravi casu afflictus . . . Catullum oravit ut sibi et 'munera Veneris' et 'munera Musarum' vindicaret, i. e. 1. ut ad se veniret Verona, quod oppidulum severissimum laeto poetae animo ex ipso non posset placere, seque ad novos incitaret amores et 2. ut secum afferret

nova ipsius aliorumque poëmata. Cui respondet Catullus: 1. sibi fratris morte contristato nullam in 'studiis' amoris voluptatem esse ideoque se potius Veronae morari; et 2. quod poëmata attineat, se parvam tantum copiam secum habere, quia alia Romae remanserint. Ignoscat ergo, cum ita se res habeat, amicus, si non utrumque, sed alterutrum modo, poëmata illius unius capsulae, oranti mittat.'

19. Th. Birt, Zu Catulls Carmina maiora. Rh. Mus. N. F. 59 (1904).

20. Th. Birt, Zu Catulls Carmina minora Philol. N. F. XVII (1904).

Diese umfangreichen Abhandlungen bringen viel interessantes und anregendes, einiges plausible, und werden — mit Vorsicht und Auswahl benutzt — künftigen Erklärern des Dichters gute Dienste leisten. Nr. 19 behandelt Bau, Gedankengang und Zweck von c. 62 und 68 und bringt Konjekturen zu diesen Gedichten, sowie zu c. 63, 64 und 66. Sehr beachtenswertes steckt in den Bemerkungen zu 62 (so ist die Interpretation von *vesper* in v. 1 vielleicht richtig). Die gegen die Einheit von 68 gerichteten Ausführungen dagegen bringen den Chorizonten kaum etwas neues und werden die Unitarier nicht überzeugen. Die Konjekturen sind (vielleicht mit Ausnahme von 62, 60 *i* tu) alle abzulehnen. Der zweite Aufsatz enthält kritische und erklärende Beiträge zu den meisten kleineren Gedichten, spricht auch (namentlich von 467 an) über Umfang und Anordnung des liber Catullianus. Sehr hübsch sind (S. 436 f.) die Auseinandersetzungen über das Selbstgespräch bei Catull mit Anwendung auf c. 76, 8, 46, 51. Auch über c. 4 als Votivinschrift wird im Anschlusse an Cichorius' Deutung (Nr. 12) ansprechend gehandelt. Die textkritischen Bemerkungen sind auch hier am wenigsten gelungen.

21. K. P. Schulze, Beiträge zur Erklärung der römischen Elegiker. II. Prog. d. Werd. Gymn. zu Berlin. 1898.

S. 1/17 dieser Beiträge (über den ersten Teil vgl. diese Zeitschr. 1898 II S. 212) werden auf Grund fleißiger Sammlungen mehrere Catullstellen kritisch und exegetisch besprochen: 10, 9. 38, 5—8. 47, 2. 62, 28. 64, 38 f. 39, 11. 64, 53 u. 178. 66, 15 f. 76, 3.

Folgende Publikationen haben dem Ref. nicht vorgelegen:

22. G. Cupaiuolo, Saggio di critica Catulliana (65, 9/14. 19 f.: 101, 6 f. 116, 1/6; c. 64. 66) Legge 1899.

23. A. Dubois, Grammaticae in Catullum observationes potissimum ad ea pertinentes quae archaismi et hellenismi dicuntur Thèse. Paris 1903.

24. S. Piazza, Catullo, Cicerone ed i νεώτεροι. Epigrammi-satirico-letterari di Catulllo. Padova. 1897.

25. J. Davies, Catullus, Tibullus, Propertius New ed. London. 1898.

26. W. H. Kirk, ad Cat. 30, 4/5. In: Studies in honour of Gildersleeve.

II. Ergebnisse.

1. Literaturgeschichte.

Treffende Bemerkungen zur Charakteristik des Dichters und der drei merkwürdig unverbunden nebeneinander liegenden Seiten seiner Poesie, seines frischen Dichtertalentes, der schwülen Leidenschaft für Lesbia und seiner gelehrten Studien bei Wilamowitz Nr. 12, 213/222.

Gegen die angebliche Überschätzung Catulls durch Munro (Crit. and Eluc. of Cat. 227 f.) wendet sich W. Everett (Harvard Stud. in Class. Phil. XII 1901 7—17) in einem 'Catullus and Horace' betitelten Aufsatze. Catullus sei ἀκόλαστος, es fehle ihm an σωφροσύνη und ἐγκράτεια. 'To my eye and ear Catullus is guilty not only of personal but poetic impurity' (?). Würde denn aber Horaz, wenn dem wirklich so wäre, ein größerer Dichter? Vgl. zu der Frage diese Zeitschr. 1898 II 208. Verglichen werden nach Munros Vorgange Cat. 34 mit Hor. c. I 21 und Cat. 11 mit Hor. c. II 7 meist mit ungünstiger Beurteilung Catulls.

Über Umfang Anordnung und die einzelnen Teile des heutigen liber Catullianus spricht an verschiedenen Stellen Birt in Nr. 20. 'Daß Catulls Widmungsgedicht an Nepos nicht den Anfang seines „Buches“ bildete, sondern extra ordinem paginarum und vor der pagina prima stand, folgt daraus, daß man die Sammlung der Catullischen Gedichte im Altertum kurzweg nach dem Passer, das ist nach der zweiten Nummer bezeichnete' (p. 425). c. 14b sei nicht als Epilog zu einer aus den Gedd. 1—14 bestehenden Sammlung anzusehen (p. 466 f.). In den auf 68 folgenden kleineren distichischen Gedichten sei die ursprüngliche und echte Anordnung großenteils erhalten, indem benachbarte Stücke Bezüge zeigen oder aber zwei Stücke nahverwandten Inhalts der Abwechslung halber durch ein anderes getrennt werden . . . 'Sonach entbehren eigentlich nur die vierzehn Stücke 98/109 sowie 112 und 113 des Anzeichens einer planvollen Anordnung' (p. 471). Aber freilich kommt Verf. nicht ohne willkürliche Eingriffe zu diesem Ergebnisse; so will er 73, 6 quam modo *quae* (statt *qui*) lesen und dieses Epigramm auf Lesbia beziehen. Vgl. auch unten S. 122 zu c. 1.

Das Verhältnis des Dichters zur späteren ausgebildeten römischen Elegie wird gestreift in einem interessanten Anfsatze von F. Jacoby Rh. Mns. 60 (1905), 84/85. Hervorgehoben sei der Satz: 'Für mich ist die Tatsache, daß Catull keine subjektiv-erotischen Elegieen anf Lesbia geschrieben hat, immer einer der sichersten Beweise geweseu, daß es auch bei den hellenistischen Dichtern keine gab'.

Über Catulls Verhältnis zu Cicero spricht Morawski 9, 1 f. Es sei auffällig, daß Cicero den Dichter nie erwähnt. Verkehrten doch, abgesehen von c. 49, beide in demselben Kreise (vgl. Licinius Calvus Hortensius, Caelius Rnfus, Vatinius, Clodius nnd Clodia). Anscheinend hielt er ihn nicht für vollwertig. Und doch ist von beiden Catullus bei weitem der bessere Dichter (Einzelheiten ans Ciceros salebrosa et clanda carmina p. 617). Gemeinsam sind der Catullischen Poesie und der ciceronischen Prosa Wendnngen ans dem sermo cotidiauus (o rem ridiculam et iocosam = o rem miseram atque acerbam, o factum male auch bei Cic., quid est alid sinistra liberalitas — quid est alid capere pecunias, si hoc non est n. a.). Auch wirkliche Nachahmungen findet Verf. Er vergleicht Cat. 29, 11 f. mit pr. Rosc. Am. § 141. 137 und findet pro Marcello § 28 eine Nachahmnng von Cat. 11, 10 f. Beide Stellen scheinen dem Ref. bei aller Ähnlichkeit nicht beweiskräftig. — Eine ganze Reihe von Phrasen der späteren Poesie nnd Prosa (Florus: ut hodie Samninm in ipso Samnio reqniratnr, Ovid: qnaerit aqnas in aquis u. a.) werden auf Verr. II 3, 47 nt in uberrima Siciliae parte Siciliam qnaereremns zurückgeführt.

Über Furius Bibaculus bei Catull spricht W. A. Heidel Class. Rev. 1901 (XV) 215/217. Catulls Furius (c. 11, 16, 23, 24, 26) soll A. Furius Bibaculus ans Cremona sein. Sein Geburtsjahr wird anf 90 herabgerückt. Aus Tac. Ann. IV 34 wird gefolgert, er habe (um 44) Octavian angegriffen [?]. Das Epigramm auf Valerius Cato (Suet. De Gramm. XI Baehrens frg. 2) soll scherzende Nachahmung von Cat. 26, ebenso Catal. X (VIII), die bekannte Nachahmung des Phaselusgedichtes, von Furius Bibaculus verfaßt sein.

Neue Übersetzungen des ganzen Dichters sind dem Ref. nicht bekannt geworden. Einzelne Gedichte hat u. a. Birt übertragen: 55 in Deutsche Rundschau 1893 S. 370; c. 68, 1—40 in Nr. 19 a. E.; c. 29 in Nr. 20, 459. Zu Wilamowitz' Übersetzungen von c. 65 und 66 vgl. T. I S. 112. In gehobene Prosa ist c. 66 übersetzt von F. Kortz Nr. 13.

2. Metrik. Grammatik Sprachgebrauch.

E. B. Lease Class. Rev. 1901 (XV) 362 fügt zur Liste der Elisionen in der Diäresis des Pentameters 67, 44 [?]. 68, 10. 56 82.

90. 73, 6. 77, 4. 90, 4. 97, 2. 99, 12. 101, 4 noch folgende vier: 71, 6. 75, 4. 91, 10. 95, 2.

Über die Alliteration im weiteren Sinne handelt Nottola in Nr. 8. Er ordnet die zahlreichen einschlägigen Stellen von dem Gesichtspunkte aus, daß der Dichter bei Anwendung der Figur ganz verschiedene Zwecke verfolgte, daß sie also ganz bestimmte stilistische Funktionen zu erfüllen habe. Manche dieser Alliterationen ahmen bestimmte Laute nach, seien also onomatopoetisch, andere heben irgend einen hübschen Einfall, einen Scherz, eine Ironie, eine Antithese hervor. Andere sollen einen starken Affekt ausdrücken. Die meisten habe der Dichter gesucht, um die wechselseitige Beziehnng gewisser Wörter recht hervortreten zu lassen. Der Grundgedanke der kleinen Schrift ist entschieden richtig. Gegen die Einordnung der einzelnen Fälle ist natürlich manches einzuwenden.

3. Geschichte und Überlieferung des Textes.

Über die Frage, welche Spuren einer Bekanntschaft mit Catull in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. nachzuweisen sind, handelt Ellis Nr. 4, 9 f. Über das, was er selbst in seiner großen Ausgabe und Schwabe in seinen testimonia (ed. 1886) festgestellt hat, gehen etwa folgende Notizen hinaus. Albertino Mussato (+ 1329 vgl. Schwabe p. XIII) schreibt epist. XVIII Quod pater Oceanus fuerit, quod mater aquarum Thetis (so) et in liquidis exertas Naiadas undis nach Catull 88, 5/6 und 64, 13/14. Ebd. ep. 3 (*Eiusdem ad Rolandum indicem de placiola* in Holkham Mscr. 425 fol. 34): Tota superciliis nigrescent tempora toruis Inuidaque infundens obruet *ora rubor*. Deffer (?) enim tectam uelnti *sub ueste* salntem nach Catull 65, 21/24. In dem von den drei Freunden Mussato, Lovati, Bovatini verfaßten poetischen Sammelbande (publiziert von L. Padrin. Padua 1887) heißt es in Nr. XVI (auch von Mussato?) Tu *bene* quod *novi* — *bene velle potest* (Cat, 91, 3. 72, 8) und *tacita* quem *mente* gerebam (Cat. 62, 37). Auch die Zitate und Anklänge bei Petrarca (Schwabe p. XV) werden z. T. mit Hilfe von Nolhac, Pétrarque et l'humanisme wesentlich vermehrt, und zwar nicht nur in seinen lateinischen, sondern auch in den italienischen Schriften. Es handelt sich hier wahrscheinlich um Jugendgedichte Petrarcas. Vgl. Son. 288 (Mestica p. 472) mit Cat. 76, 1. Ebenso Son. 62 (p. 129 M.) = Cat. 61, 154. Son. 285 (p. 463 M.) = Cat. 64, 55 (zum ganzen Sonett Cat. 30). Sestina I (p. 25 M.) = Cat. 7, 7/8. Trionf. di Amore II 185 (p. 551 M.) = Cat. 68, 17/18. Son. 177 (p. 304 M.) = Cat. 70, 4. Ellis glaubt mit Recht, daß Petrarca selbst im Besitze eines eigenen, vollständigen Catullexemplares war.

Auch M. Manitius (Phil. NF 1902, 458/60) bringt einige Zitate oder doch Erwähnungen des Namens aus späten resp. mittelalterlichen Schriftstellern bei. Sie sind spärlich gesät und meist schon in Schwabes Ausgabe v. 1886 p. VII f. verzeichnet. Neu ist die Beziehung von Venantius Fortunatus Carm. VI 10, 6 (ed. Leo p. 150) et per *hiulcatos fervor anhelat agros* auf Cat. 68, 62. Conrad von Mure aber (saec. 13) kennt Cat. wohl nur aus Ovid, wenn er (Repertorium vocab. exquisitorum, ed. Basileae, Berthold, ca. 1470) sagt: Catullus poeta multa scripsit de lascivia et amore und dann Ov. trist. II 427/429 folgen läßt.

E. T. Merrill, Class. Rev. 1901 (XV) 116/117 weist darauf hin, daß aus den Worten in Traversaris Tagebuch über seine Tätigkeit in Verona . . 'Plurima ibi erant uolumina mirae uetustatis, quae singulatim discussimus omnia; nihil tamen fere praeter quam consueueramus inuenimus' nicht mit G. Voigt, Wiederb. d. klass. Altert.[3] I 439, gefolgert werden dürfe, der alte Veronensis sei damals schon verschollen gewesen.

Ganz interessant spricht über das Verhältnis unserer führenden Handschriften G O zum verlorenen Veronensis J. P. Postgate, Class. Rev. XIII (1899) 438/39. Gewisse Diskrepanzen zwischen O und G finden angeblich ihre Erklärung dadurch, daß die Schreiber Korrekturen, Varianten, Glossen am Rande oder zwischen den Zeilen von V verschieden deuteten. So 23, 2 V wahrscheinlich cimex al' neque nec araneus darans O cimex al' neque, G durch Mißverständnis cimex aı̄al (= animal) neque. 95, 18 V at populus ut tu timido, danach O at populus ul' tu timido, G richtig at populus tumido. Ähnlich 22, 15. 39, 4. 61, 232 (bonei). Weniger glaublich ist, daß 64, 139 in G nobis (= nob') eine aus 140 hierher geratene Korrektur non haec (= nōh') zu nec haec sei, oder gar, daß 64, 353 messor in O und cultor in G etwas mit dem deutschen 'Messer' und dem lateinischen 'culter' zu tun habe. Dem Ref. wenigstens erscheint seine frühere Erklärung, daß man in *messor* ein Abirren auf das folgende demetit zu sehen habe, viel einfacher.

Mehrfach erörtert ward die Frage, ob wir in einer von W. G. Hale ans Licht gezogenen Handschrift (Ottob. 1829) der Vaticana eine erstklassige, auf eigenem Wege aus dem alten Veronensis geflossene Textesquelle zu sehen haben. Der Entdecker hatte sie (Nr. 6) bejaht. Nach Pater Ehrles gewichtigem Zeugnisse bezeichnet die Eintragung '73 Carte 39' auf der oberen rechten Ecke der ersten beschriebenen Seite die Hs als einstiges Eigentum des Coluccio Salutati († 1406). Aber der Nr. 6, 137—138 versuchte Beweis, daß cod. R bald nach 1375, also etwa gleichzeitig mit G (nach S. 139 sogar früher) geschrieben, also völlig unabhängig von G O sei, und daß dies auch durch

innere Gründe bestätigt werde, ist nicht gelungen. Folgende Stellen sollen erweisen, daß R keine Mischhandschrift, vielmehr von G O unabhängig sei: 72, 2 prime O, per me G, pre me (richtig) R. 61, 169 (176) hac tibi O G, ac tibi (richtig) R. 68, 91 frater (fratri richtig) O G, frater al' fratri R. 50, 20 resposcat O reposcat (richtig) G, reponat R. Offenbar tun sie das nicht. An den drei ersten war vor allem glaublich zu machen, daß es sich bei den richtigen Lesarten von R nicht um Konjekturen von Itali handelt (die übrigens unabhängig voneinander wiederholt gemacht sein können), ferner daß sie gerade aus R in die ς übergegangen sind, daß er selbst also nicht unter sie, die ς, gehört. An der dritten Stelle, die im alten Veronensis anscheinend lautete ne penas ne messis resposcat ate lantete, sind *reposcat* wie *reponat* Emendationsversuche, der zweite beruhend auf unrichtiger Verbindung und Deutung von ate. Ob der Schreiber von R dies *reponat* selbst versuchte oder aus andern ς nahm, ist eine für die Klassifikation der ς ganz interessante, aber für die Entscheidung, ob R als primäre Textesquelle anzusehen, bedeutungslose Frage. Vielmehr war diese Entscheidung allein durch den Nachweis möglich, daß R, wenn auch nur in wenigen Fällen, bessere dem echten näher kommende, durch Konjektur nicht findbare Lesarten biete als alle andern Hss (insbesondere G). So ist denn auch die Vermutung, G sei nicht eine direkte Abschrift von V, sondern G R seien aus einer und derselben Abschrift von V (= α) geflossen, seien also Brüder, bis jetzt unbewiesen. Jedenfalls ist es irrig daraus, daß R 133 Doppellesarten, G nur 93 zähle, Schlüsse auf die Selbständigkeit und direkte Provenienz der Hs aus V zu ziehen. Es mußte gerade umgekehrt die Provenienz aus V nachgewiesen und aus ihr vermutet werden, daß diese Varianten sich schon im Veronensis befanden. Ein zwingender Schluß wäre übrigens selbst dann nur für die gestattet, welche auch in G O stehen und in allen 3 Handschriften sicher von erster Hand herrühren. Vgl. über die Frage diese Zeitschr. 1898 II S. 228/232. An der einzigen Stelle, die wirklich für die Hypothese des Verf. zu sprechen schien (102, 2 ab antiquo O G R ab amico R^2 ς) muß ein Irrtum vorliegen. Nach Ellis (Nr. 3) ausdrücklichen Angaben z. St. und praef. p. VIII hat R gar nicht ab antiquo, sondern mit den ς ab amico. Vielleicht beruht sogar dies amico in R auf echter Tradition. Wenn in V ein undeutliches ab amico stand, so sind amico und antico-antiquo eben nur zwei verschiedene Leseversuche. So schien es nach Hales Ausführungen, als dürfe man die Erwartungen nicht hoch spannen, als könne namentlich unser Text auch nicht an einer einzigen Stelle aus R verbessert werden. Auch befremdete einigermaßen das Ausbleiben der seit 1896 verheißenen großen Publikation des Entdeckers, die außer der vollständigen Kollation von

R, die Lesarten der übrigen bekannten Handschriften enthalten und diejenigen von 4 neuen vatikanischen Manuskripten (Pal. 910, Ottobon. 1550 und 1799, Urb. 641) zufügen sollte. Gegen Hales Aufsatz polemisiert auch K. P. Schulze, BPhW 1899 Sp. 442/445. Es werden hier folgende (übrigens sehr verschieden zu beurteilende) Stellen verzeichnet, an denen die La. der ς gegenüber O G R 'gut' sei: 11, 6, 25, 5. 37, 5. 39, 3. 44, 4. 45, 13. 62, 45. 1, 2. Doch sieht die Sache seit dem Erscheinen von Ellis neuer Catullausgabe (Nr. 3) wieder hoffnungsvoller aus. Eine vollständige Kollation von R wird uns freilich auch hier nicht beschert, obwohl er eine solche schon im J. 1897 angefertigt hat, s. Hermathen. Vol. XII 18 ('Non sum ausus omnia vulgare, ne inventi sui gloriam auctori viderer praeripere' praef. p. IX). Aber was er in seiner Praefatio und Adn. crit. mitteilt, genügt immerhin, um den Standpunkt einfacher Ablehnung in diesem Stadium der Frage dringend zu widerraten. Es muß schon stutzig machen, daß ein so vorsichtiger Forscher wie Ellis, der mehr Catullhandschriften gesehen hat als irgendeiner, mit voller Entschiedenheit für R eintritt: 'In universum vere mihi videtur de R indicasse qui eum anno 1896 primus in lucem protulit, Americanus, Gulielmus Gardner Hale. Censet enim huic codici sive propter aetatem (circa 1400) sive propter lectiones quae in eo reperiuntur optimae, primarium locum neque G neque O inferiorem attribuendum esse' praef. p. IX. Was Ellis ebd. anführt, um sein Urteil zu stützen, ist durchaus nicht alles beweiskräftig. Aber daß R manche ganz oder fast singuläre Lesarten mit G O, andere mit O allein gemeinsam hat, ist nicht zu bezweifeln. Ähnlich stehts mit den Varianten, die R gegenüber der gesamten sonstigen Überlieferung eigentümlich sind. Manche (wie 4, 4/5 sine-sine und 97, 8 meientis. 47, 4 preposuit) können Konjekturen sein, andere sind simple Schreibfehler (66, 59 numine) oder orthographische Unarten (61, 159 homine), die wahrscheinlich nur dem Schreiber von R zur Last fallen. Aber wieder andere (4, 20 uocare^{t} ura 66, 63 ad flāma u. a.) machen den Eindruck der Echtheit. Vor allem ist anscheinend 49, 7 omnium (R solus) patronum (G R viele ς) nicht nur richtig, sondern (der Gedanke an Interpolation ist ja hier ganz ausgeschlossen) auch echt. Und das ist wahrlich nichts Kleines. Wie viel Stellen hat man denn aus G und O verbessert? Es wäre sehr zu wünschen, daß Hale sein Wort endlich einlöste und das vollständige Material der Öffentlichkeit übergäbe.

R. Ellis hat übrigens selbst in italienischen Bibliotheken nach neuen Catullhandschriften geforscht und erstattet über die Ergebnisse Bericht in Hermath. Vol. XII 18/21. Ein Mskr. der Universitätsbibliothek zu Bologna (Bon. 2744) und eins von Brescia (Bibl. Querini

A VII 7) scheinen ihm wertlos und sind es nach den mitgeteilten Varianten. Dagegen wird über die in der Bibl. Malatesta zu Cesena aufbewahrte Catullhandschrift eher zu ungünstig geurteilt. Ellis bezeichnet die wenigen notierten Lesarten als 'not of any remarkable value; the date is against this' (die Hs ist nämlich 1474 datiert). Aber eine Handschrift, die 11, 3 *Litus ut.* 14, 14 *misti*; 16, 12 vos *quod*; 25, 12 *minuta*; 27, 5 *quo lubet*, 66, 54 die Korruptel *Arsinoes gloridos ales equis* bietet (64, 287 *cloris*; 65, 12 *legam* sind wohl simple Lesefehler), Lesarten, die nicht Konjekturen der Itali sein können, muß trotz ihrer Jugend aus einer alten wertvollen Vorlage geflossen sein, die den übrigen ς ganz oder fast unbekannt war. Es würde sich daher lohnen, die Hs vollständig zu kollationieren und alles ganz oder fast singuläre zu veröffentlichen.

3. Kritik und Erklärung.

c. **1.** Das Widmungsgedicht an Cornelius Nepos wird eingehend behandelt von Vahlen Nr. 2. 1/9. In Nr. 1 war der Schluß so ediert:

> Quare habe tibi quidquid hoc libelli;
> Qualecumque *tuo patrone verbo*
> Plus uno maneat perene saeclo*)

Dies wird dahin gedeutet, daß Nepos in einem eigenen Gedichte auf Catull (*tuo verbo* also = um einen Ausspruch von dir zu zitieren; *verbo* = verbis, voce, dicto?) mit dem Verse plus uno maneat perenne saeclo eine neu erschienene, umfangreichere Dichtung von diesem (61? 64? 66?) angekündigt und gepriesen habe (coll. c. 95 u. a.), den nun wieder Catull zitiere. Aber schon früher (v. 5 iam tum) habe Nepos n seinen chronica (iam tum cum aususes-chartis also nicht bloße Zeitbestimmung) der Dichtungen seines Landsmannes Catullus, den er nachweislich ausnehmend schätzte (Nep. Att. 12. 4), mit einem anerkennenden Wort gedacht — und zwar vereinzelter Dichtungen, wie sie dem Historiker gerade zu Gesicht gekommen waren, nicht einer Sammlung. Aus dieser wiederholten ehrenden Erwähnung erkläre sich solebas in v. 3. Diese neue Sammlung nun, in deren Widmungsgedichte Cat. bescheiden auf die anerkennenden Worte seines Gönners, die früheren

*) *tuo, patrone, verbo* nach W. Fröhners Konj. Warum die den Vokativ einschließenden Kommata im Texte fehlen, ist für den Ref. nicht ersichtlich. Kommt übrigens die Konj. mit drei Änderungen dem überlieferten *quod patrona virgo* wirklich so nahe, daß kein Bedenken bleibt? Jedenfalls ließe sich, wenn sie richtig wäre, *quod* eher auf eine über der Zeile stehende interpretierende Glosse zurückführen.

und die späteren, hinweise, habe sehr wohl die größten und kunstreichsten Gedichte, die Catull geschaffen, umfassen und ihm doch gestattet sein können — man muß Vahlens geistvolle und einleuchtende Begründung nachlesen — zu sagen 'du warst ja immer der Meinung, daß an meinen Sächelchen etwas wäre'. In keinem Falle werde man doch jenes catullische Gedicht, dem die Verse des Cornelius, deren letzten uns Cat. aufbewahrt hat, galten, von der jetzt überreichten Sammlung ausschließen wollen! Aus alledem ergibt sich für Vahlen der Schluß, daß c. 1 nicht nur das Widmungsgedicht einer Sammlung kleinerer lyrischer Gedichte sei, weder der ersten 60 noch der ersten 14 Nummern, sondern wahrscheinlich (dies wird nicht scharf formuliert, ergibt sich aber aus dem Zusammenhange) der ganzen heute handschriftlich vorliegenden Sammlung. Die Hypothese wird voraussichtlich viel erörtert werden, ist sie doch geeignet, wenn sie durchdringen sollte, in den herrschenden Anschauungen über die Geschichte des heutigen liber Catullianus sowie des antiken Buchwesens eine förmliche Revolution hervorzurufen. Alles ist so fein und schön erdacht, daß man ungern manche Fäden des kunstvollen Gewebes sich lösen sieht. Die Hypothese beruht auf einer unsicheren, selbst sprachlich nicht ganz einwandsfreien Konj. neben der offenbar andere Möglichkeiten Platz haben. Daß jene erste günstige Beurteilung catullischer Dichtungen durch Nepos in dessen Chronica schriftlich fixiert gewesen, der Satz iam tum-chartis also nicht bloße Zeitbestimmung sei, ist Vahlen einzuräumen. Aber jene ehrenvolle Erwähnung war doch nur der erste äußere Ausdruck einer schon damals bei Nepos vorhandenen hohen Wertschätzung catullischer Poesie, jenem ersten können viele andere in mündlicher Rede, in Briefen usw. gefolgt sein: das wäre dann auch tu solebas putare. Gewiß hat Vahlen darin recht, daß man den bescheidenen Ausdruck *nugae* nicht pressen dürfe, aber dann wird doch auch die Möglichkeit näher gerückt, daß Cat. den Wunsch am Schlusse 'aus eigenem' ausgesprochen haben könne. Daß alle Bemühungen, eine zweite mit dem Worte passer anhebende catullische Sammlung aus Martial zu deduzieren verfehlt sind, zeigt Vahlen einleuchtend. Aber dem Satze 'Eine andre Sammlung aber als diese mit dem Widmungsgedicht an Cornelius an der Spitze hat das Altertum nicht gekannt' fehlt mindestens die Einschränkung 'unseres Wissens'. Endlich ständen wir, wenn wirklich unsere catullische συλλογή identisch wäre mit dem einst vom Dichter edierten und dem Cornelius gewidmeten libellus, hinsichtlich des Umfanges, des Inhaltes, der Anordnung vor einem Unikum, für das jede Analogie fehlt.

c. 2, 8 f. schreibt E. M. Thompson Amer. jour. of phil. XXI (1900), 78. Et solaciolum sui doloris *Quaerit*, *quo* gravis acquiescat ardor.

Birt (Nr. 20, 426/427) wiederholt die in dieser Zeitschrift CI 233 skizzierte Lesung und Erklärung des Ged. ohne Neues zu bringen. — Hinter 10 ist nach M. L. Earle Rev. de Phil. 27 (1903), 270 ein auf dasselbe Wort wie 11 (puella) endigender Vers ausgefallen. Das neue mit diesem 10b beginnende Gedicht umfaßte also 4 Verse.

c. 3, 11/12. Birt a. O. 429/430 verteidigt ansprechend das überlieferte qui nunc it per iter t. *illud*, unde negant r. q. mit der Erklärung 'der jetzt jene Straße im Orcus durchwandert, von welcher, wie man sagt, niemand wiederkehrt'. Im Vorbild (Theocr. 17, 120) wie in allen Nachahmungen fehle ein dem illuc entsprechendes Wort.

c. 4. Eine neue sehr ansprechende Deutung gibt Cichorius in Nr. 10. Die gewöhnliche Erklärung, dass Catull auf dem gepriesenen Phaselus von Bithynien durch Po und Mincio bis in den Gardasee gefahren sei, ist schon früher angefochten worden. S. diese Zeitschr. 1899 II 234. Aber diese Angriffe mußten wirkungslos bleiben, solange sie nichts positives an Stelle der Vulgata setzten. Das ist nun Cichorius gelungen. Nach Hinweis auf die Schwierigkeiten, welche die Beziehung auf den Gardasee und die Person des Dichters als *erus* mit sich bringt, fragt Verf., in welchem der drei Länder, die der Dichter nachweislich gekannt hat (Italien, Bithynien, Troas) sich ein See mit den gleichen eigentümlichen Verhältnissen finde, wie unser Gedicht sie zeigt. In Betracht komme nur der Apolloniasee in Bithynien 25 km westlich von Prusa. Abfluß des Sees zur Propontis ist der breite und wasserreiche Rhyndakos, der, wie in gelehrter, auch auf Autopsie beruhender, Darstellung nachgewiesen wird, vom Altertum bis in die Gegenwart mit grösseren Fahrzeugen bis Apollonia befahren worden ist. Wenn Catull von Nicaea nach Troas reiste, mußte ihn die große Straße nach Apollonia führen, und er wird hier, genau eine Tagereise von Prusa entfernt, die Gastfreundschaft eines Einwohners in Anspruch genommen haben. 'Mit diesem und anderen, etwa Reisegefährten oder sonstigen Reisenden, in frohem Kreise vereint, sieht der Dichter am Seeufer den Phaselus liegen, der, wie man glauben möchte, etwa seinem Gastfreunde selbst gehört, und er erzählt nun der versammelten Gesellschaft all die Schicksale des Schiffes.' Das Gedicht würde hiernach in den Frühling des Jahres 56 fallen und wenige Wochen nach c. 46 und der Abreise von Nicäa, kurz vor c. 101 und dem Besuche des Grabes in Troas verfaßt sein. Wunderlich bleibt bei dieser sonst sehr ansprechenden Deutung nur dies, daß der einem Einwohner der Binnenstadt Apollonias gehörige, für Fluß- und lokale Küstenschiffahrt bestimmte (vgl. Cat. 4, 6/9. Cichorius p. 468, Abb. 4 S, 478 ebd.) Phaselus das adriatische Meer befahren haben soll. Wird wirklich durch die Identifizierung des

limpidus lacus (4, 24) mit dem Apolloniasee die des erus (4, 19) mit dem Dichter ausgeschlossen?

Den Ausführungen von Cichorius schließt sich in der Hauptsache an Birt Nr. 20, 453/458, weicht aber in einigen Einzelheiten ab. Aus der Anrede *hospites* (sie ist in der Epigraphik typisch und ständig, und der Stein, sei es Grabstein oder Votivstein, ist es, der im Lapidarstil den „Wanderer" oder „Fremdling" anredet) wird wohl richtig geschlossen, daß das Phaselusgedicht eine Votivinschrift ist oder sein will; es sei entweder die Übersetzung und Nachdichtung einer solchen, die Catull in Apollonia tatsächlich im Tempelhof der Castoren gesehen hatte, oder es sei freie Dichtung und fingiere nur eine solche Inschrift zu sein. Die Einführung des phaselus als redende Person (ait phaselus) erkläre sich ebenfalls aus dem Gebrauche in Weihinschriften (wie Anth. 6, 49 χάλκεός εἰμι τρίπους u. a.), aber auch daraus, daß der Grieche seine Schiffe gern personifizierte und zu Lebewesen erhob; auch die Argo konnte reden. Der phaselus hat sogar Hände, *palmulas*, die er ins Meer taucht (v. 4, 17). Für das seltsame quem habuit hospes *Serenus* in den Schol. Bernens. z. Verg Georg. IV 289 (p. 971 Hagen) wird konjiziert hospes *seu erus*.

c. **5**, 4/6 soles occidere et redire possunt nobis; cum neunundfünfzigste zu interpungieren und una = 'die gemeinsame' nach Birt Nr. 20, 433/434. (? Der Gedanke ist: soles redire possunt, nos non possumus).

c. **6**, 9 et *hoc* (= huc) et *illo* Ellis Nr. 3. Adn. — 12 *Flavi*, stupra valet nihil tacere Birt Nr. 20, 463. — nam nil *verpa* valet, nihil tacere Ellis Nr. 3.

c. **8.** Über die Selbstanrede Birt Nr. 20, 442 (vgl. unten zu c. 76). — 14/15 cum rogaberis *nulli*. Scelesta, *nempe* quae tibi manet vita! Birt ebd.

c. **10**, 7. M. L. Earle, Rev. de Phil. 27 (1903), 271 schreibt quid esset *nam* Bithynia = quidnam esset B. Derselbe interpungiert und schreibt:

v. 9f. Respondi — id quod erat — *mihi* neque *ipsi* nec *quaestoribus* esse 59.

Nach Schulze 21, 1 soll dagegen in der hsl. Lesart nihil neque (*nec in* nach neque angeblich in den Text geratene Variante) ipsis nec praetoribus esse nec cohorti) das erste *neque* steigernd = ne-quidem sein. Sinn also: Bithynia ad tantam redacta est inopiam, ut ne ipsi quidem praetores, nedum cohors, aliquantum ibi lucri facere possint. Man würde dem gern beitreten, wenn es nur möglich wäre neque von folgendem nec-nec zu trennen.

14 f. quod illic natum dicitur esse comparasti, ad lecticam homines interpungiert Earle Rev. de Phil. 1903 (27), 271.

26 f. istos, *commodulum* volo ad Sarapim Macnaghten Nr. 5.

28 f. istud quod modo dixeram me habere Objekt zu paravit und fugit me ratio Parenthese — nach Earle Rev. de Phil. 1903, 271.

c. 11, 11 horribiles *quoque* ulti-mosque Britannos E. M. Thompson Americ. journ. of. philol. XXI (1900), 79. horribilem *fretum* ulti — mosque B. (das seltene *fretus* = fretum glossiert durch aestum) W. Everett Harvard Stud. in Class. Philol. XII (1901) p. 13.

c. 12, 9 *diversus* puer 'his idea of pleasantry is different' Macnaghten Nr. 5, 98.

c. 17, 3 *hastuleis* stantis Ellis 3 Adn. 6 '*Salisubsuli* kann nur pluralisch als Gesellschaft von Springern interpretiert werden.' Also die alte Konj. *Salisubsulis* richtig nach Birt Nr. 20, 464.

c. 21, 9 *atqui si* faceres Ellis Nr. 3

c. 22, 11 *aberrat* ac mutat Ellis ebd. Adn. — 13 aut si quid *adpetitius* videbatur Birt Nr. 20, 464. Doch s. diese Zeitschr. CI (1899), 237. — 14 *strictius* oder *crispius* Ellis 3 Adn.

c. 23, 10 *fata* inpia mit codd. = 'murder by a relative' coll. Hor. c. II 13, 5f. Macnaghten Nr. 5.

c. 25, 5 cum *laeva* munerarios *offendit* oscitantes Ellis 3 Adn.

29, 8 haut *idonius* Ellis Nr. 3 Adn. ('pro comparativo accipiendum'). 15 quid *istam* (sc. mentulam) alit Postgate Class. Rev. 1899 XIII 294. 16 parum expatravit *aut* parum helluatus est Birt 20, 459. 20 *eatne* Gallica ultima et Britannica? Postgate ebd. *ruina* Galliae *est*, *erit* Britanniae Ellis Nr. 3 Adn. 23 Eeone nomine *o bis improbissimi* E. M. Thompson Amer. journ. of Phil. XXI (1900), 79. — *urbis ob luem suae* Ellis Nr. 3 Adn.

c. 30, 4/5 nicht mit Lachmann an den Schluß hinter 12 zu stellen nach Vahlen Nr. 2, 10.

c. 31, 13/14 gaudete vos quoque, o *meae* (od. *albidae*) lacus undae: ridete quidquid est domi cachinnorum. (quidquid-cachinnorum Obj. zu ridete = lacht so sehr ihr könnt; domi est wie öfter bei Plautus z. B. Rud. 292). So E. A. Sonnenschein Class. Rev. 1898 (XII) p. 360/361. Dagegen S. G. Owen ebd. 407.

O *Lydiae* lacus undae. 'Catullus sees in the Lago di Garda true Lydian or golden waters, not less precious than those of the *Lydius* aurifer amnis Tib. III 3, 29'. Macnaghten Nr. 5.

c, 36, 9 puella *uicit* Ellis Nr. 3 Adn.

c. **37**, 10 *cocionibus* Ellis ebd.

c. **38**, 2 malest me hercule *mi* et laboriose Ellis Nr. 3 Adn. — 5/8. aliocutio = Trost in der Trauer um einen Verstorbenen. Dieser Verstorbene ist der Bruder [Warum?]. Auf ihn (*amores* mit Possessivpronomen bei Cat. = geliebtes Wesen) bezieht sich sic meos amores? (sc. curas oder neglegis). Verglichen wird Ovid trist. I 8. Schulze 21, 6/7.

39, 11 *parcus* Umber richtig (zur Bezeichnung eines Gebirgsvolkes von Bauern) nach Schulze 21, 12/13. So zitiert auch Petrarca in seinem Handexemplare des Vergil z. Georg. II 192 fol. 29 (coll. De Nolhac Pétrarque et l'Humanisme p. 140) nach E. T. Merrill Class. Rev. 1898 (XII) p. 354. — *spurcus* Umber Ellis 3 Adn.

c. **41**, 7/8. Fröhlichs Konj. nec rogare, qualis sit, solet *aes imaginosum* empfohlen von Vahlen 2, 9. Ohne Zweifel sehr verlockend — aber genügt das dem Sinne nach propinqui, amicos medicosque convocate!? — nec rogate qualis: *sic olet aes imaginosum* Ellis Nr. 3 Adn.

c. **44**, 7 *exspui* (expui Scaliger) tussim Ellis Nr. 3.

c. **45**, 5 quantum *quist pote* Ellis ebd. Adn. —

8 Amor, sinistra *amanti*, dextram 'Love in the lovers left' Macnaghten Nr. 5.

c. **46**. Zerfällt nach Birt Nr. 20, 444/45 in zwei zu sondernde Gedichtteile, wie durch das zweifache iam in 1/2 und 6/7 markiert wird. Die Verse 1/6 spricht angeblich der Genius (s. zu c. 8 und 76).

c. **47**, 1/2 Porci et Socration, duae sinistrae Pisonis — scabies famesque — mundi (*mundi* als Adj. zu *Pisonis*). 'Man kann kaum verkennen, daß der Piso mundus bei Catull vielmehr ein immundus ist und dem lutulentus Caesoninus und seinen sordes bei Cicero genau entspricht'. Birt Nr. 10, 462/63.

Dagegen empfiehlt Schulze 21, 7/8 Büchelers scabies famesque *mundae*. Aber das Oxymoron ist hier schwerlich am Platze (vgl. Riese z. St.).

c. **48**, 4 nec *umquam* inde *reor* satur futurus (Konstr. wie 4, 2) Birt 20, 435.

c. **49**. P. H. Damsté (Mnemos. N. S. XXX 1902, 394/96) billigt die von J. J. Hartman in einer dem Ref. unbekannt gebliebenen Arbeit (De Kring van Catullus door, Onze Eeuw I. 4 p. 765) vertretene Deutung des Gedichtes: 'Catullus optime novit quid de se ac de sociis suis Cicero sentiret . . . Gloriatur autem se inter pessimos illos poetas numerari, novum novi temporis cantorum genus. Simulatque ei causa aliqua offertur cur ad Ciceronem mittat epistolium, facere non potest quin pauca iocetur de sententia quam de se suisque dixerit orator insignissimus'. (Vgl. dazu des Ref. Bemerkungen in dieser Zeitschr.

1887 II S. 248). Er sucht dann die Chronologie des Gedichtes dadurch zu bestimmen, daß Catullus mit den Worten quot sunt quotque fuere, Marce Tulli, quotque post erunt auf die Worte Ciceros pro Mur. c. XIII extr. nunc nihil de me dico, sed de iis *qui in dicendo magni sunt aut fuerunt*, die damals angeblich in aller Munde waren, anspiele und sie scherzend widerlege. Das Gedicht sei also bald nach der Rede pro Murena Ende 63 oder Anfang 62 geschrieben. —

Auf dasselbe Gedicht kommt Morawski 9, 4/5 zurück. Wenn er hervorhebt, daß die Übertreibung quot sunt quotque fuere quotque post aliis erunt in annis bei Catull nur noch in den humoristischen Gedichten 21 und 24 vorkomme und an den Gebrauch derselben Wendung bei Cic. epist. XI 21, 1 hominis nequissimi omnium, qui sunt, qui fuerunt, qui futuri sunt erinnere, so kann man das zugeben, ohne die Alternative 'sunt qui poetam severa fronte versus effudisse opinentur, quo gloriam Ciceronis augeret, sunt alii, qui venena et lusum in epithetis prima facie splendentibus latitare contendant et fel mellibus esse suffusum' anzuerkennen. Es fragt sich vielmehr: sind die Verse bösartig und verletzend oder sind sie harmlos gemeint? Für die 'ironische' Deutung tritt mit Hinweis auf den βέλτιστος λογοδαίδαλος bei Plat. Phaedr. 266 D ein Birt Nr. 20, 463. —

2 quot *fueruntque* Ellis 3 Adn. — 7 quanto tu optimus *omnium's patronum* Ellis ebd. im Texte wahrscheinlich richtig nach cod. R. (s. oben S. 121).

c. 51. Eigentümliche Deutung der Schlußstrophe bei Birt Nr. 20, 446: 'der Genius faßt den Schwärmenden hier am Ohre; er zwingt ihn, die Übersetzung des Sapphogedichtes unfertig, wohlgemerkt unfertig, abzubrechen, indem er abrupt das Mahnwort hinwirft „hör auf solch schwülem Spiele der Leidenschaft nachzugeben." Wer erkennt hier den sorgenden Ton aus c. 8 und 76 nicht wieder? Derselbe Genius fordert den Tod des Dichters in c. 52. — 8 nihil est super mi *Vocis et artis* ergänzt Macnaghten Nr. 5. — Zu 13 f. bemerkt jetzt Ellis 3 Adn. 'nullo modo possunt cum 12 cohaerere. Itaque indicavi lacunam'.

c. **55**, 9 *ain*? te sic Ellis Nr. 3 Adn. —

Der Einschub der zehn hinter 58 erhaltenen Verse nach v. 13 und nicht nach v. 14 vorzunehmen nach Vahlen 2, 11. An seiner in dieser Zeitschr. 1898 II 214 zurückgewiesenen Auffassung im übrigen festhaltend vermutet jetzt Birt Nr. 21 447/48 zu v. 11 Quaedam inquit: Nudum redde *amicum*. Ebd. 450 gestaltet er 58b als selbständiges Gedicht so:

Non custos si fingar ille Cretum,
Non si Pegaseo ferar volatu,
Non Ladas ego pinnipesve Perseus,

Non Rhesi niveae citaeque bigae,
<Non non inveniam tuas tenebras.>
Adde huc plumipedas volatilesque
Ventorumque simul require cursum.
Quos *si tu*, Cameri, mihi dicares sq.

c. **57.** 10 rivales *socii et* puellularum trotz des singulär nachgestellten und von Haupt verworfenen et verteidigt von Birt ebd. 461. Da die beiden Sünder sich einesteils mit Weibern einlassen (socii puellularum wie socius tori und dergl.) anderenteils aber mit ihnen rivalisieren und sich als Weiber gebrauchen lassen (rivales puellularum), so hieße es vollständiger simul et rivales et socii puellularum.

c. **61,** 42 *et citatior* ad suum Ellis Nr. 3 Adn. — 125 (132) satis *domi* (domini O) ebd. — 210 (217) *ex* (et O gremio) ebd.

c. **62.** 1. Verhältnis zu griechischen Originalen.

Die Spuren der Nachahmung Sapphos stellt noch einmal zusammen Schüler 11a, 12/18. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß Cat. nicht verschiedene griechische Muster vor Augen hatte (dagegen spricht die keusche Reinheit und Einfachheit des Gedichtes), sondern nur die Sappho und zwar ein einziges Lied der Sappho. Übrigens habe er nicht wörtlich übersetzt, sondern frei bearbeitet, und so sei mancher römische Zug wie das Gleichnis von der Rebe in das Bild gekommen. Ref. stimmt dem zu. Selbst in c. 66, den expressa carmina Battiadae, handelt es sich nicht um eine eigentliche 'Übersetzung' in modernem Sinne.

2. Bestimmung und Voraussetzungen des Liedes.

Ebenfalls nach Schüler 11a, 11 f. erwarten Jünglinge und Jungfrauen die Neuvermählten im Hause des jungen Ehemannes. Ein Chorführer und eine Chorführerin sprechen 1—4, 6—9, der Intercalaris wird einmal (v. 5) von den Jünglingen, einmal (v. 10) von den Mädchen gesungen. Der Chorführer spricht 11/18 und 59/65, die Jünglinge singen den intercalaris (19 und 66).

Anders denkt sich Birt (19, 408 f., 414 f.) die Situation. Das Gedicht sei kein eigentliches Epithalam, sondern (von 20 an) ein Hymenäus im Hofe des Hauses der Brauteltern gesungen. Dem eigentlichen Hymenäus vorauf gehe ein Einleitungsteil, dessen Szene noch der Speisesaal selbst sei, in dem die iuvenes und die innuptae an gesonderten Tischen gespeist haben. Das Mahl sei beendigt, man nehme im geschlossenen Raume, dem cenaculum, wahr, daß es dunkel wird (vesper adest v. 1). Darauf fühlen sich die Hochzeitssänger an ihre Pflicht gemahnt: es wird spät, jetzt muß unser Lied beginnen. Die Braut habe an dem Mahle, wenigstens zuletzt, nicht teilgenommen. Da

bei ihrem jetzt zu erwartenden Kommen (v. 4) das Lied beginnen solle, so würde sie bei v. 20 eingetreten sein. Alle diese Ausführungen verdienen entschieden Beachtung.

3. Responsion.

G. Schüler 11a, 6/10 entscheidet sich für folgende Responsion:

Prooemium	Proodus	Concertationis strophae	Epodus
5 i. + 5 p.	9 i.	α 6 p. + 6 i.	9 i.
		β 8 p. + 8 i.	
		γ 11 p. + 11 i.	

Er erkennt also den nur im Thuanens erhaltenen v. 14 nec mirum. penitus quae tota mente laborant an, statuiert dementsprechend nach 61 den Ausfall eines Verses, glaubt, daß die Lücke nach 32 durch 7 Verse der Mädchen und 2 der Jünglinge auszufüllen sei. Dieser Sachverhalt darf jetzt als ziemlich sicher gelten (vgl. diese Zeitschr. 1898 II 216). Die Schwierigkeit, welche darin liegt, daß die Annahme einer Lücke in der Epodus durch Sinn und Zusammenhang absolut keine Stütze findet, wird dadurch etwas gemindert, daß auch nach 41 der Ausfall eines Verses, den der Sinn nicht fordert, unzweifelhaft ist.

Birt (19, 422) dagegen ordnet so (über die vorausgesetzten Textesänderungen und Ergänzungen s. unten S. 131 f). Der Intercalaris ist dabei nicht mitgerechnet.

I Vorbereitender Teil: 4 i. + 4 p. + 8. i.

II Der Hymenäus: 5 p. + 5 i. + 5 p. + 5 i. + 10 p. + 10 i.

III Epodos: 7 i.

Verf. verzichtet also darauf, Responsion zwischen dem dritten Teile und der Schlußstrophe des ersten herzustellen. Denn nichts weise darauf hin, daß in jenem ein Vers ausgefallen sei; vielmehr lehre uns unser Gedicht, daß numerische Entsprechung der Versgruppen nur da sich einstelle, wo die Strophen auch in Sinn und Wortlaut auf einander Bezug nähmen; dieser fehle aber hier. Darin, daß beim Einsetzen des Hymenäus (v. 20) plötzlich die Folge wechselt, sofern die Mädchen zuerst singen, die Jünglinge antworten, findet Verf. (S. 413) mit Recht eine Begünstigung des männlichen Halbchores, der das Schlußwort und in Wahrheit das letzte Wort erhalten solle: 'Denn wer ein Hochzeitslied dichtet, dessen Sympathie steht pflichtgemäß auf Seiten dessen, der die Ehe will.' Diese Parteinahme des Dichters für die iuvenes zeigt sich, wie fein dargelegt wird, auch in Einzelheiten. Die erste Strophe spricht der Chorführer der iuvenes, die zweite die Chorführerin der Mädchen, die Schlußworte wiederum des ganzen Gedichtes (in denen 'der nüchterne Ton erziehender Überlegenheit herrscht') der Chorführer.

Mit Unrecht aber schließt offenbar Verf. aus den Anreden iuvenes und innuptae in 1 und 6, daß Chorführer und Chorführerin selbst nicht iuvenis und innupta seien.

4. Einzelheiten zur Kritik und Erklärung.

1 vesper adest = 'der Abend ist da'; so Birt 19, 407/411 mit ansprechender Begründung. Derselbe schreibt in der Parallelstelle Varro 61. VII 50 itaque dicitur 'alterum vesper' *id est* quem dicunt Graeci διεσπέριον = und so sagt man auch alterum vesper (der andere Hesperus = Morgenstern), das ist der Stern, den die Griechen διεσπέριος (= Hesperus in doppelter Funktion) nennen.' Ein Anklang an Catull liege also nicht vor. Ferner ist nach Birt ebd. der Vok. iuvenes zum ersten Kolon vesper adest zu beziehen und danach (cf. v. 6) stark zu interpungieren. 1/2 vesper-tollit. Nach Birt ebd. ist Olympo = am Himmel; lumina angeblich = Augen: 'so schlägt in unserem Gedicht der Abend die Augen auf, wenn die Sterne erscheinen'. (Seltsamer Ausdruck, der die sonst ansprechende Erklärung unsicher macht.) —

7 *noctifer* = vesper, der Abend, der die Nacht bringt nach Birt 19, 411. — Oetaeos ostendit u. *imbres* (= codd.) richtig nach Birt ebd. 412: imber sei der Tau, der im Süden dick und schwer wie Regen stürze. Für den Olymp trete hier in der Bedeutung Himmel der Oeta ein (coll. Verg. ecl. 8, 30 Ciris 350 Culex 203). Also 'der Abend zeigt schon den Tau, der wie Regen vom Himmel stürzt'. —

8 *sidereus* (f. sic certe si) als Adj. z. noctifer Birt ebd. — 9 *visere* richtig nach Schüler 11a, 7 f. Sinn 'sie werden singen, was des Aufmerkens wert ist'. Durch Stellen wie Aen. IV 490. Hor. sat. II 8, 78 soll glaublich werden, daß Romani verbo ,visere' quoque de aurium sensu usi sint. Ähnlich Birt a. O.: 'quod *vincere* par est wäre ὕβρις; „den wir versuchen müssen zu besiegen", das wäre das Richtige gewesen. Warum also nicht *visere*? *visere* ist das Kennenlernenwollen.' Vgl. übrigens diese Zeitschr. 1899 II 249.

12 *requirunt* mit secum = wiederholen für sich und in 14 *penitus* mit tota nach Schüler a. O. S. 8. — 20 *fervet* crudelior Birt 19, 415. 22 Zu retinentem nicht se, sondern complexum matris zu ergänzen (coll. 64, 118) nach Schüler 11a, 10. — 28 Sinn nach Birt 19, 415 'quae, quamquam antea pepigerunt, tamen non prius innxerunt quam tuus ardor se extulit'. — 'Es bedeutet viri die Väter der Braut und des Bräutigams und parentes die Mütter', Schulze 21, 8. Gewiß unrichtig: Weder kann viri Väter bedeuten, noch so im Gegensatze zu *viri* parentes = Mütter stehen, noch haben die Mütter hier etwas zu suchen. —

Die auf 32 folgende Strophe der puellae, von der nur eine Zeile

übrig ist, und die folgende der iuvenes werden von Birt a. O. 415/417 so ergänzt und gestaltet:

Puellae: 32 Hesperus e nobis, aequales, abstulit unam.

32a <*Nocte latent fures: furtum tegit Hesperus ille,*
32b *Quo rapit invitam sponsus fulgente puellam.*
32c *Invitae rapimur, nolentibus insidiantur.*
32d *Hesperium vitale, optate ardescere Eoum.*>

Juvenes: 34 Nocte latent fures, quos idem saepe revertens,
35 Hespere, mutato comprendis nomine Eous.
33 Namque tuo adventu vigilat custodia semper.
36 At libet innuptis ficto te carpere questu,
37 *Questu* si carpunt, tacita quem mente requirunt.

Wunderliche Mißgriffe. Eine Widerlegung der von den puellae vorgebrachten Beschwerden verlangt der Sinn, nicht eine, wenn auch 'lustige und stark ironische' Zustimmung.

Den nach 41 ausgefallenen Vers ergänzt Birt 19, 417 ganz unwahrscheinlich so: *mulcetque ipse rubens auras fragrante galero.* — 54 *ulmo marito* in V richtig nach Birt a. O. 418: 'der Ulme als ihrem Eheherrn verbunden'. — 55 *ac(c)coluere* in T richtig nach Birt a. O. 419/420: 'das Rind auf der Weide ist der Anwohner des schattenden Baumes'. Der in die Ulme rankende Wein bilde hohe Laubengänge mit breitem Schatten, der von Ackersmann und Vieh im Sommer ersehnt sei.

58 cara viro *manet* et Birt a. O. 419 (dies manet ist aber dem manet in 47 durchaus nicht adäquat!). Über *minus* (hier = non) spricht E. Wölfflin Archiv f. lat. Lexikogr. 13 (1904), 438 und vergleicht si minus, quo minus = quin. —

60 f. Die Schlußstrophe mit dem Mahnwort an die Braut legt Birt a. O. 420 dem Chorführer, den er sich als reiferen Mann vorstellt, in den Mund und schreibt gefällig in 60 *I* (= entschließ dich jetzt zu gehen) *tu nec* pugna (coli. 61, 166 f., 183). Schüler 11b, 18 liest *at tu nec* pugna. Aber die Verweisung auf Kühner II 417 hilft nichts. Denn überall (abgesehen von nec-nec, neque enim u. ä.) heißt nec mit Imper. eben 'und nicht'. — 64 tertia patri, pars est data tertia matri Schüler a. O. 19. tertia pars patri data, pars data tertia matri mit G Birt a. O. (um eins der fünf *est* zu eliminieren).

c. **63**, 5 für die Vulg. devolsit *ilei* acuto sibi *pondera* silice tritt ein Vahlen 2, 11. Ref. bekennt sich noch nicht überzeugt, denn diese La. gibt zwar eine (übrigens nicht die einzig mögliche) Erklärung des hsl. iletas acuto (ilei mit Dittographie und gleichzeitiger Entstellung der ersten Silbe von acuto), führt aber in dies Gedicht erhabensten

Stiles den unedlen und vulgären Ausdruck pondera (zu deutsch 'das Gemächte') ein. — 37 *languore* Ellis Nr. 3 Adn. —

53 et earum *humilia* adirem Birt 19, 423. —

77 *lentumque* (lenumque O) pecoris hostem. E. T. Merrill Class. Rev. 1898 (II), 354. — 58 remota huc ferar Ellis 3 Adn. —, 68 *egon hic* (= ego qui talis fui) ebd. — 78 age *ferocem feriat furor animum* ebd. — 85 *gressum* adhortans r. incitat Birt 19, 423.

Der Schluß des Gedichtes dea magna, dea Cybebe verrät nach Morawski Nr. 9, 14 f. 'venustum et ad iocos proclivem animum Catulli', ist angeblich ein ἀπροσδόκητον vergleichbar mit den Schlußworten nach der Rede des Alfius bei Horaz: 'Subridens videlicet poeta lusum suum sollemnibus verbis vestivit, quae in carminibus precationum erant usitata'. Ref. glaubt, daß damit Ton, Stimmung und Charakter des Gedichtes völlig verkannt wird. Die Verse sind bitterernst gemeint: sie sind der Ausdruck des kalten Grausens vor der furchtbaren Gottheit, das den Leser fassen soll. Nur mit dieser Auffassung stimmen auch die vom Verf. selbst in dankenswerter Fülle gebotenen Nachweise für derartige exsecrationes bei den römischen Dichtern.

c. **64**, 15 *illa* (*at quanam alia?*) viderunt E. Harrison Class. Rev. 1900 (XIV) 128. — 38 f. die überlieferte Versfolge verteidigt von Schulze 21, 8. — 53 cedentem celeri cum classe tuetur. 'Theseus ist nicht mit einem Schiff nach Kreta gefahren, eine Flotte begleitete ihn.' Schulze ebd. Schwer glaublich, da Theseus doch nicht als Königssohn nach Kreta kommt. Auch die Situation in 241 f. verliert bei dieser Erklärung an Anschaulichkeit. Und 171 utinam ne Gnosia Cecropiae tetigissent litora puppes ist ein ganz allgemein gehaltener Wunsch. Vgl. Vahlen, Berl. Lektionskat. Sommer 97 S. 8/11. — 83 nec *munera* portarentur = Leichenzüge und nicht bloß Gaben (!) F. Paetzolt, Progr. d. Berl. Luisen-G. 1905 S. 32. 109 lateque *effunditur* obvia frangens Macnaghten Nr. 5 (ähnlich früher C. F. Hermann late qua funditur). — 122 eam *devincta tenet dum* Ellis 3 Adn. — 132 *auersam*, perfide Ellis ebd. —

178 *Idaeosne* empfohlen von Schulze 21, 12. *Dictaeosne* J. Woltjer Mnemos. NS. 29 (1901), 219/20, coll. Nonn. Dion. 33, 374. Callim. hymn. Dian. 199 Ciris 300 (*Dictaeos* ward angeblich glossiert durch *Cydoneos*, daraus verstümmelt *Ydoneos* in V). —

184 nullo *laeta* est Birt 19, 423. —

195 *pias* audite Ellis Nr. 3 Adn. —

247 *in Minoida* Ellis ebd.

290 *fletuque sororum* Birt 19, 423. —

350 cum *in gremium* canos solvent Birt 19, 424. —

351 *putriaque* liest mit Heinsins M. L. Earle Rev. de Phil. 1903, 271. —

359 *caecis* angustans Ellis Nr. 3 Adn. —

384 parcae praesentes; namque interpungiert Earle Rev. de Phil. 1903, 271.

c. **65**. Zur Charakteristik dieses Begleitschreibens von c. 66 bemerkt Wilamowitz Nr. 12, 220: 'Catull wollte die Einleitung mit dem Gedichte in Einklang setzen, also kallimacheisch dichten, und mag das ausgefallen sein wie es wolle: das Stilgefühl war richtig . . Und wie in der Locke erhabene und schalkhafte Partien abwechseln, so setzt Catull an den Schluß eine Partie so lose mit dem Gedanken verbunden, daß viele Erklärer sich gar nicht haben damit abfinden können'.

c. **66**. Treffliche Einleitung und Charakteristik bei Wilamowitz 12, 195. — 7 caelesti *numine* verteidigt von Canssa 14, 2 als Abl. causae entweder zu folgendem clare oder zu vidit. — 9 Nach Wilamowitz 12, 208 legte Berenike die Locke, wie aus 9 und 37 hervorgehe, im Pantheon zu Alexandria nieder, aus dem sie dann von dem Strauß entführt wurde. Quam *cultrix*, illa dearum Birt 19, 424. — 11/12 novo *avectus* hymenaeo vastatum finis *Assyrios ierat* 'in der Tat ist Ptolemäus gleich nach der Hochzeit hinweggereist: a novo hymenaeo avectus est' Birt ebd. 426. — 15/16 *atque* parentum . . . falsis lacrimulis verteidigen Schulze 21, 13/16 und Canssa 14, 2. Durch *falsis* werde (so Schulze) ein subjektives Urteil eingeschaltet = 'durch Tränen, die ja doch nur erheuchelt sind'. Aber die zitierten Stellen passen alle nicht: *atque* ist und bleibt mit *odio* (= wirklich ein Greuel) unvereinbar. Wilamowitz 12, 210 A. sagt zwar: Ganz undenkbar ist also, daß die Tränen der Brautnacht falsch waren', aber nach v. 18 und Wilamowitz' eigener Übersetzung 'doch auf mein Wort, ernst sind sie nicht gemeint' waren sie in der Tat falsch. Sinngemäss Birt 19, 425 atque parentum *frustrant non* falsis. Freilich ist die Änderung *anne* in der Vulg. leichter und die Alternative deutlich genug (Ov. met. III 465 roger anne rogem?). — 21 das hsl. *et* in und 23 *penitus* richtig nach Canssa 14, 3/4 und Birt 19, 426. Dieser faßt richtig 21/23 als zusammenhängenden Fragesatz und findet *cum* durch *tum* in 24 bestätigt. Aber nicht richtig ist die Verteidigung des *et* 'und hast du sodann, hernach etwa nicht' usw. Denn 19 kann mit nichten sagen 'das habe ich an meiner Königin in ihrer Hochzeitsnacht erfahren' — das geht aus 20 hervor. Gedanke also: daß der Königin Tränen in der Hochzeitsnacht nicht echt (falsae) waren (18), beweisen ihre leidenschaftlichen Klagen, als später der geliebte Gatte in den Krieg zog. Über *et* in der ungläubigen Frage = und da solltest du damals nicht

das Scheiden des Gatten, sondern des Vetters beklagt haben s. diese Zeitschr. 1899 II 261. — 27. Statt des hsl. facinus *quam* zu lesen facinus *quum* nach Caussa 14, 6. — 32 *abisse* volunt Ellis 3 Adn. — 42/43 qui se ferro postulet esse parem *illi quo* eversus mons est Birt 19, 427. —

52 f. 'Der Vorgang ist ganz anschaulich geschildert. Die Locke liegt im Pantheon; da kommt der Strauß, der gar nicht fliegen, sondern nur laufen kann und dessen Flügel nur zum Laufe nicken, nutant. Er läuft mit der Locke durch die Nacht nach dem Zephyrion der Arsinoe Aphrodite (Cypridos 54; denn Locridos beruht auf einem geographischen Schnitzer) bei Kanopos (wovon es kein Κανώπειος gibt, also 58 *Canopitis* litoribus, wie fundus Tiburs 44, 1). Die Verstirnung der Locke ist Sache der Göttin; daß das frischgeschaffene Sternbild aus dem Wasser aufgetaucht ist wie es die Sterne tun, steht 63'. Wilamowitz 12, 212. Vgl. über die Stelle Kortz Nr. 13, 39/41 — 63 ad *fana* deum Ellis Nr. 3 Adn. — 59 *hic autem vario* ne (57/58 ipsa suum litoribus als Parenthese) Th. Kakridis Class. Rev. 1903 (XVII), 252. *hic dii vario* ne (coll. δῖος αἰθήρ) Macnaghten Nr. 5. — 70 lux *aufert. . . . restituens* Ellis 3 Adn. — 77/78 omnibus *una exspersa* unguentis milia Ellis ebd. — 80 nunc *post* unanimis (mit Bezug auf 82 quam) Birt 19, 428. — 90 *castis* luminibus (= oculis!) J. Paetzolt Progr. d. Berl. Luisen.-G. 1905 S. 32. — 91/92 unguinis expertem *vestri noli* esse *tuum* (?) me Ellis 3 Adn. unguinis expertem non *verbis* esse tuam me, sed potius largis *effice* muneribus 'betätige es nicht nur in Worten, daß ich, die ich bisher der Salbe entbehrte, dein Haupthaar bin, sondern tu dies vielmehr durch reiche Salbopfer' (? Aber effice!) Birt 19, 428. largis *effice* muneribus, sidera *cur iterent* Macnaghten Nr. 5. Doch vgl. Ellis ed maior[2] z. St. Die Negation *non* in dem hsl. *non siris* verteidigt durch Ovids aut *non* tentaris aut perfice, Hor. sat. II 5. 91 epist. I 18, 72. Cic. Att. 14, 3. Sen. quaest. nat. I 3, 3 u. a von H. C. Elmer Class. Rev. 1898 (XII), 203.

c. **67.** Wichtige Beiträge zur Erklärung liefern R. Cahen in Nr. 15 und W. Kroll in Nr. 16. Die Anrede der Tür in v. 1 iocunda viro, iocunda parenti ist nach Cahen allgemein gehalten und hat keine Beziehung auf Personen des Gedichtes: 'toutes sont chères au mari dont elles gardent la femme; au père dont elles gardent les enfants'. Balbus (v. 3) und Caecilius (v. 9) sind Vater und Sohn; jener ist identisch mit dem senex in 4 und 6, mit dem pater in 23, dieser mit dem impotenten vir in 20, dem gnatus in 23 und sonst. Folglich ist (das weist Verf. a. O. S. 174 f. trefflich nach) in v. 5 die Vulg. *voto* servisse *maligno* zu ersetzen durch die Konjektur Froehlichs

nato servisse *maligne* (*maligne* O). Ebenso überzeugend wird dargetan. daß auch 31/36 der Tür gehören (non solam in 31 und sed in 35 muß dieselbe Person sprechen u. a.). Daß die von vielen vermißte Fortsetzung des primum (v. 19) ganz korrekt in 31 f. folgt, hat Ref. schon früher (s. diese Zeitschr. 1899 II 265) betont. Den Ausdruck Veronae *meae* (34), der Unheil angerichtet hat, erklärt Verf. gut: 'elle ne vent pas apparemment désigner l'endroit d' où viennent les planches dont elle est faite, mais celui où elle remplit l'office qui seul lui donne une personnalité, une âme'. Der Sachverhalt wäre also (nach S. 179) folgender: 'Catulle s' attaque à un citoyen de Vérone, Caecilius . . . Ce Caecilius, qui résidait autrefois avec sa femme à Brescia, pays d' origine de celle-ci, revint s' établir à Vérone dans la maison paternelle après la mort de son père Cécilius Balbus . . . Un curieux fait part à la Porte des reproches à elle adressés par la voix publique . . . ce début nous apprend qu' à Vérone aussi le ménage était décrié. La Porte soucieuse de se disculper, fait valoir que la réputation de sa maîtresse date du temps où elle vécut à Brescia, jeune fille, puis jeune femme: on y parle d' un inceste commis avant le mariage par la fiancée et son futur beau-père, et de trois adultères commis après . . . Les noces elles-mêmes avaient eu lieu dans la maison paternelle du marié à Vérone (dies offenbar wegen 19); puis il était retourné à Brescia, patrie de sa femme'. Bis auf den hervorgehobenen Satz alles sehr ansprechend. Abzuweisen ist die S. 176 f. nicht hinreichend begründete Umstellung des Distichons 21/22 Languidior tenera-tunicam hinter 26, zumal sie selbst Inkonvenienzen im Gefolge hat, indem sie das Glied seu quod iners sterili semine natus erat (26) über Gebühr belastet und die Fortsetzung der Rede durch 27 kaum gestattet. Die Konj. des Verf. et quaerendus *ei* unde foret, welche die fehlende Verbindung herstellen soll, kann mit der Vulg. et quaerendus *is* (is fehlt in V) nicht konkurrieren, sie ist paläographisch schwieriger und metrisch bedenklich, sie imputiert endlich ganz unglaublich dem jungen unzulänglichen Ehemanne, daß er sich selbst um gütige Stellvertretung bemüht und gerade an den eigenen Vater gewandt habe. Noch eine zweite Konj. ist durch die Umstellung veranlaßt: in 23 *illi eius* (illi altes Adv. = là-bas d. h. in Brixia) statt *illius*. Dieser so (übrigens in kaum verständlicher Weise) hineingetragene Begriff 'ailleurs' ist aber nach v. 19 ganz überflüssig und gerade mit des Verf. Annahme, die Hochzeit sei im Veroneser Stammhause gefeiert worden, schlecht vereinbar.

Auch Kroll (Nr. 16) tritt für *nato-maligne* in 5 ein und weist überzeugend nach, daß in 20 der überlieferte Potentialis *attigerit* weder dem Sinne noch der Grammatik gerecht wird. Die Konj. der Itali

attigerat sei wahrscheinlich richtig.*) Auch die Deutung des virgo quod fertur tradita nobis in 19, das in Verbindung mit 6 der Erklärung große Schwierigkeiten bereitete, wird wenigstens zur Hälfte richtig sein: man hielt die junge in das Haus des verstorbenen alten Balbus einziehende Frau des Sohnes für jungfräulich, weil dieser nach 20f. untauglich war zu der Ehe Werken. Aber Verf. bezieht diese Jungfräulichkeit gar nicht auf die Ehe mit dem Sohne des Balbus; die junge Frau sei vor dieser schon einmal verheiratet gewesen, und wegen der Impotenz des ersten Gatten habe man sie fälschlich für eine virgo gehalten, als sie sich dem Sohne des Balbus vermählte. Und so bedeute denn auch in 20 vir prior 'der erste Gatte.' Bedenklich scheint auch die Annahme, daß Cäcilius in 9, der jetzige Besitzer des Hauses, nicht identisch sei mit dem Sohne des Balbus. Wir hätten dann folgende Gruppen von Persönlichkeiten zu unterscheiden: 1. den ungenannten impotenten vir prior der moecha und seinen hilfreichen Vater. 2. den Vater Balbus und dessen Sohn, der gleich nach dem Tode des Alten zweiter Ehemann (5/6. 19) der moecha wird. Diese beiden Persönlichkeiten bleiben Schemen ohne einen einzigen individuellen Zug. 3. Cäcilius, der jetzige Besitzer des Stammhauses der Balbi in Verona. Von ihm gilt dasselbe. Daß es sich so verhalte, ist nicht unmöglich, aber weder wahrscheinlich noch für die Wertschätzung des Gedichtes zu wünschen. Es würde viel an Geschlossenheit der Komposition und an Interesse für die Leser (die Veroneser wie die heutigen) verlieren: Vater Balbus und Sohn bleiben nach dieser Deutung ganz unbehelligt, angegriffen werden ein ungenannter Vater und Sohn, die mit dem Thema probandum der Tür gar nichts mehr zu tun haben, eingeführt wird eine neue ganz gleichgültige Person Cäcilius, die einen sonst durch nichts angedeuteten, die ganze Situation trübenden und verwirrenden Besitzwechsel des Hauses voraussetzt. Sind nicht zwei Menschen von Fleisch und Blut mit menschlichen allzumenschlichen Eigenschaften ausgestattet ein dankbareres Angriffsobjekt als jene fünf Puppen? Auch was Verf. im einzelnen gegen die Identifizierung des Sohnes vom alten Balbus mit dem Cäcilius in 9 und dem unzulänglichen Ehemann in 20 einwendet, überzeugt nicht ganz. Freilich scheint gegen jene Identifizierung zu sprechen, daß nach 6 die gegeißelte moecha erst nach dem Tode des alten Balbus sich mit dessen Sohne verheiratet und in das Familienhaus eingezogen, nach

*) Läßt sich aber *attigerit* nicht als Futurum exactum halten? Der Dichter kleidet eine Behauptung, die er für ganz sicher hält, ironisch in die Form der Vermutung. Ähnlich das einfache Futur bei Ov. Met. II 702 sub illis montibus *erunt*, et erant sub montibus illis. Über das absolute Futurum exactum im Hauptsatze Kühner Gr. II 114.

19/24 aber schon **vor der Hochzeit** von eben jenem Schwiegervater Balbus, der zur Zeit der Hochzeit tot ist, entjungfert sein soll. Aber das läßt sich vereinigen durch die Annahme, daß die Hochzeit in Brixia stattgefunden und das junge Paar eine Zeitlang dort gewohnt hatte. Daß man von der jungen Frau, als sie später nach dem Tode des Alten mit ihrem Manne nach Verona in das Stammhaus zog, hier munkelte, sie sei noch Jungfrau (19), ist (so trefflich **Kroll** 16, 143) auf die von der ianua als notorisch (fertur in 19) hingestellte Tatsache zurückzuführen, daß der Sohn des Balbus impotent war. Das war gewiß schon sehr pikant, aber die Wirklichkeit war, wie die ianua nach ihrem peremptorischen falsum est weiter berichtet, noch viel pikanter. Daß vir prior in 20 = 'der erste Gatte' bedeute, ist nicht eben wahrscheinlich. Denn die Tatsache, daß der erste Mann der später verwitweten oder geschiedenen Frau mit dem sie in Brixia gelebt hatte, impotent gewesen war, konnte in Verona nicht gut so allgemein bekannt sein, daß diese Frau hier ohne weiteres für unberührt und jungfräulich galt. Ebenso verliert die Bosheit, mit der das Unvermögen des Schwächlings geschildert wird (21 f.), sehr an Aktualität, wenn es sich wirklich um eine längst von der Bühne abgetretene Persönlichkeit handelt. Möglich, daß *prior* = prius ist (wie Tib. I 4, 32), aber wahrscheinlicher ist der Sinn 'nicht der Mann war (wie man erwarten sollte) **der erste**, der sie berührte, sondern dessen eigener Vater.' Und wenn dagegen (so **Kroll** a. O. 142) eingewendet wird, der Mann solle nach des Dichters Intentionen die junge Frau weder vor noch nach anderen, er solle sie doch überhaupt nicht berührt haben, so geht das aus des Dichters Worten nicht hervor: berühren konnte er sie wohl, nur nicht zuerst (27 quaerendus is unde foret **nervosius illud, quod posset zonam solvere virgineam**). Endlich soll Vers 5 ita Cäcilio placeam, cui tradita **nunc** sum gegen die Identifizierung sprechen. Das tut er nun in keinem Falle. Denn die Möglichkeit, daß dieser Cäcilius, der jetzige Besitzer des Stammhauses, verschieden ist von dem Sohne des alten Balbus, dem ersten und einzigen Gatten der moecha, bleibt ja bestehen, wenn er mit dem impotenten Ehemann identisch ist. Aber wahrscheinlich ist auch das nicht. Mit v. 9 antwortet die Tür auf den soeben (v. 7/8) ausgesprochenen Vorwurf und sagt: 'so wahr es nicht richtig ist me mutatam in dominum veterem deseruisse fidem — ich bin unschuldig!' Vielleicht hat die Tür bei dieser Beteuerung nicht das beste Gewissen und ist sich bewußt manchen moechus herein und hinausgelassen zu haben (geredet ward dergleichen in Verona nach v. 5), aber das wird sie hier, wo sie sich als schuldlos hinstellen und den Nachweis führen will, daß alles schlimme schon früher in Brixia passiert sei, nicht zugeben! Und nunc weist mit nichten auf die unmittelbare Ver-

gangenheit hin (Kroll a. O. 141), sondern steht im Gegensatze zu 4 olim. Der Zusatz cui tradita nunc sum motiviert also lediglich die Beteuerung der Tür, daß ihr an der Anerkennung des Cäcilius, als ihres jetzigen Herrn, viel gelegen sei. Dazu erwäge man noch eins. Wenn wir in der Geschichte des Veroneser Familienhauses 3 Perioden unterscheiden: das Regiment des alten Balbus, zweitens das des Sohnes und Gatten der moecha, endlich das eines gewissen Cäcilius, so verliert das Gedicht viel an Straffheit und Geschlossenheit. Wir müssen dann annehmen, daß unser junges Ehepaar aus dem Stammhause fortgezogen und dieses in den Besitz eines ganz gleichgültigen, durch nichts charakterisierten neuen Herrn übergangen sei. Wenn aber der Skandal, dessen Schauplatz das Haus war, der Vergangenheit angehört, wieviel verliert dann das Gedicht an aktuellem Interesse! Sollte es Catull nicht geschrieben und vielleicht als Pasquill an die bewußte Tür geheftet haben, als der Skandal auf seinem Höhepunkte war und das unerfreuliche Paar im Hause wohnte? — 22 numquam *se in* mediam Ellis Nr. 3 Adn.

c. **68**. Über die einzigartige Stellung des Gedichtes in der antiken Literatur treffende Bemerkungen bei F. Jacoby Rh. Mus. 60 (1905), 84/85. — In den unter Nr. 17, 18, 19 charakterisierten Publikationen werden folgende mit der Einheitsfrage (diese Zeitschr. 1898 II 267 f.) in Verbindung stehenden Punkte erörtert:

1. Der Name des Freundes. Vahlen (17, 1 Anm.) hält an Lachmanns Hypothese fest: der Freund heiße Manius Allius, in 66 sei gegen O mit den andern Hss. *Manius* zu schreiben. Kalb (18, 4/14) liest in v. 11 und 30 Malli; in 41, 50, 66, 150 Allius resp. Alli. Ebenso Birt 19, 448.

2. Das Unglück des Freundes. Vahlen (17, 2) sagt darüber: 'Das Mißgeschick selbst bezeichnet Catull vermutlich mit den Worten des Briefes, in denen Allius geklagt hatte, daß weder die heilige Venus den Verlassenen im unvermählten Bett in weichem Schlafe ruhen lasse noch die Musen mit einem süßen Lied alter Dichter ihn erfreuen, wann sein Geist angstvoll schlaflose Nächte durchwacht.' Aber ein bescheidener Zweifel wird gestattet sein: wird wirklich durch das zweite Glied das Mißgeschick selbst und nicht vielmehr seine Folgen bezeichnet? Und wenn das so ist, muß man dann nicht das erste, dem zweiten koordinierte, Glied, (quem neque sancta Venus sq.) ebenso verstehen? Kalb (19, 14/20) schließt aus der Ähnlichkeit der Bilder, in denen Cat. von des Freundes und seinem eigenen Unglück redet (v. 3 und 13), auf Ähnlichkeit des Unglücks: 'Mallium igitur dico aeque ac Catullum funebrem casum questum esse, sive cognatus eius sive notus aliquis carusque mortem obierat'. Man sieht, hier bleibt nach wie vor alles im Dunkel.

3. Die Bitte des Freundes. Daß Allius nach v. 10 (muneraque et musarum hinc petis et Veneris) um zwei verschiedene Dinge gebeten hat, erstens munera Veneris, zweitens munera musarum wird weder von Vahlen noch von Birt bestritten und darf als gesichert gelten. Überraschend ist die Deutung der munera Veneris bei Vahlen (17, 3/6). Allius, der einst die Liebesfreuden Catulls und der Lesbia mit Rat und Tat begünstigt hatte (67 f.), kommt jezt, tief betroffen von dem Verlust seiner Geliebten, und sucht bei Catullus Trost und Ersatz in eben derjenigen, deren Liebe er einst dem Dichter zugänglich gemacht habe — d. h. er bitte, Catull solle seine älteren Ansprüche aufgeben und ihm die Lesbia abtreten. Motiviert war dieses Ansinnen angeblich in dem epistolium des Allius damit, daß ja Catull in Verona vermutlich ein neues Liebesverhältnis angeknüpft und daher von seiner Liebe in Rom sich abgewendet habe, daß anderseits Lesbia ohnehin ihm nicht treu sei und vielen Lebemännern ihre Gunst schenke. Diesen Sinn nämlich hätten die Worte (v. 28/29) quod hic quisquis de meliore nota frigida deserto tepefactet membra cubili = während hier (*hic* = in Rom) jedweder von besserer Sorte sich die frostigen Glieder in dem (von Catull) verlassenem Bette (bei Lesbia) wärme. Durch diese Interpretation würde offenbar die resignierte Betrachtung v. 135 f. über Lesbias Untreue schön motiviert. Und doch zweifelt Ref. noch, ob dies die endgültige Lösung des Rätsels ist. Eine Vermutung des Allius, daß Cat. in Verona 'ein neues Liebesverhältnis angeknüpft habe' ist nirgends angedeutet. Und nun das Ansinnen selbst. Daß es für modernes Empfinden häßlich und verletzend ist, erweist natürlich nicht seine Unmöglichkeit (die Paralleien Prop. I 5 und II 34 überzeugen freilich nicht). Aber die Annahme hilft über die Hauptschwierigkeit nicht hinweg. Inwiefern enthält denn die (v. 11 f.) geschilderte tiefe, gemütliche Depression das Motiv für die Ablehnung gerade dieser Bitte des Freundes? Wie könnte der Dichter diese munera Veneris mit den Worten verweigern: ignosces igitur, si quae mihi luctus ademit, haec tibi non tribuo munera, cum nequeo (v. 31)? Der luctus würde ihm ja gerade den erbetenen Verzicht auf die Geliebte erleichtern, hat er ihm doch Sinn und Stimmung für Liebesfreuden geraubt: tota de mente fugavi haec studia atque omnes delicias animi. Mit dem luctus um den Bruder kann also die Erfüllung gerade dieser Bitte des Allius mindestens ebensogut motiviert werden wie mit der Anknüpfung eines neuen Liebesverhältnises zu Verona. Um die Ablehnung zu begründen, konnte ein Gedanke ähnlich dem in 135 f. ausgesprochenen dienen. Da uns nun einmal das epistolium des Allius nicht erhalten ist, werden wir ja zur Gewißheit über die Sache nie kommen — würden es vielleicht auch dann nicht, wenn es erhalten wäre. Wie, wenn es auch nicht

mehr enthielt als was 5/6 und 10 hesagen, die Klage 'selbst der heiligen Venns Freuden bringen mir nicht süßen Schlaf' und die bittende Frage 'kannst du mir nicht helfen, daß ich werde, was ich einst war'? Das wäre in der Tat eine Bitte um munera Veneris! Gegen Vahlens Dentung bringt Birt (19, 444) manches heachtenswerte vor und stellt ihr (S. 445) die seinige (vgl. diese Zeitschr. CI 268) gegenüher: die erbetenen munera Veneris seien eine pnella, ein scortum, mit dem sich Allins die einsamen Nächte verkürzen wolle. Nichts spricht für diese häßliche Deutnng. Ja, wer sie adoptiert, verwickelt sich in große Schwierigkeiten hinsichtlich der Ortsfrage. — Über die munera äußert sich Vahlen 17, 6/7 so: Allius habe vermutlich erwartet, der Dichter Catull werde ihm mit einer Anzahl alter Dichtwerke aus seiner Büchersammlnng aufwarten, mit denen er in schlaflosen Nächten sich unterhalten könne. Aber Catull könne auch diesem Wnnsche nicht entsprechen; nach Verona habe ihn nur ein und das andere Bnch hegleitet, mit denen dem Freunde vermutlich wenig gedient wäre. Auch hier sind dem Ref. Zweifel gebliehen. Wie konnte Allins aus Rom an Catnll nach Verona schreihen und um alte Dichtwerke aus dessen Bibliothek bitten? Wie das erste Anliegen, so mnßte auch das zweite ein solches sein, das nnr der Dichter, er allein, hefriedigen konnte. Und wenn den Allius alte Dichtwerke (veterum scriptorum mnsae) nicht frenen (v. 7), warnm sollte er sich von Catull ebensolche ausbitten? Sollten nicht die veterum scriptorum musae, die ihn nicht freuen, und diejenigen munera musarum, die er sich wünscht, zwei verschiedene Dinge und zwar die letzten solche Gedichte sein, die allein Catullns geben konnte, d. h. Gedichte von ihm selbst, oder doch aus seinem Freundeskreise? So wird auch die Verkoppelung mit mnnera Veneris verständlicher. Man sieht, inwiefern nach des Ref. Ansicht die Interpretation von Kalb (19, 34). 'Mallins Catullo scripserat, 1. ut novorum amorum suscipiendorum causa ad se veniret, 2. secnmque afferret recentia carmina ipsius aliorumque' znviel und somit unrichtiges sagt. — Über die typische Form der recusatio hei den Dichtern s. Lucas, Festschrift f. Vahlen. Berlin 1900, S. 318 f.

4. Die Ortsfrage.

Wo weilte Catull nnd wo der angeredete Freund, als c. 68 (resp. 68a) entstand? Vgl. diese Zeitschr. 1899 II 269 f. Birt 19, 445 wiederholt seine frühere Behauptung, Mallius schreibe ans Verona an Catull nnter der irrtümlichen Adresse Rom. Dieser antworte aus der Einsamkeit, etwa von einem seiner Landsitze, wohin ihn der luctns getrieben. Der 'einfache, keine weitere Fortsetzung duldende' Inhalt von 68a sei also: 'Dein Brief ist mir hierher nachgeschickt [?!]; bin leider

in Traner; kann mich daher nicht mit Liebesgeschäften abgehen; auch meine Bibliothek ist mir hier nicht zur Hand. Verzeih also.' Um diese Deutnng anch nnr möglich erscheinen zu lassen, wird eine Interpretation von 27/28 versncht, die gerade das, was noch festzustehen schien, ins Wanken bringt. Man soll Veronae scribis Catullo verbinden nnd verstehen 'was das anbetrifft, daß dn zn Verona an Catull schreihst, es sei doch für ihn eine Schande, daß hier' usw. (19, 447). Dies scheitert an der nnwahrscheinlichen nnd gezwnngenen Verbindnng *Veronae scribis*, an der nnmöglichen Bedeutnng von *hic* (das nnr aus dem Sinne des Dichters gesprochen sein kann), endlich an der Roheit und Geschmacklosigkeit des Gedankens. Was heißt denn 'es ist für ihn (Catnll) eine Schande, daß hier (in Verona) alle feineren Herren der Venns entbehren'? Verf. bleibt die Antwort schnldig, aber aus seiner Deutnng der mnnera Veneris = pnellae, scorta ergiht sich als einzig mögliche die: Catull ist der ihm obliegenden Verpflichtung, für die Veroneser Bordelle frische, appetitliche, den Herren de meliore nota zusagende Ware an Weiberfleisch zu liefern, infolge seines lnctns nicht nachgekommen! Es ist wahr, 'die damaligen Anschaunngen in diesen Dingen differierten von den unserigen', aher das Gewerhe eines leno und einer lena galt anch lm Altertnme, galt anch nnserem Dichter (vgl. c. 103) als nnanständig nnd ehrlos. Ein derartiger Akt von Selbstprostitntion wäre nnerhört. — Vahlen 17, 4 hezieht *hic* auf Rom, von wo Allins seinen Brief an Catullns sende. Ref. hekennt sich ehrlich als nicht überzengt und glanht, daß für nnhefangene nnd einfache Anschauung die Beziehung auf Verona nicht abzuweisen ist. Ferner scheint der Erklärung Vahlens, 'es sei schimpflich für C. in Verona zn sein, während hier (in Rom) jedweder von hesserer Sorte sich die frostigen Glieder ln dem verlassenen Bette wärme' (v. 28/29). Birts Beobachtung (De Catulli ad Mallinm epistnla. Ind. lect. Marburg 1890 p. XI) im Wege zu stehen, daß tepefactet in 29 keineswegs Erwärmnng oder gar Liehesglut, sondern das Lauwarme bedentet, das dem Blute des zur Liehe Unfähigen oder von ihr Ausgeschlossenen eigen ist. Nach Kalb endlich (18, 47) schreiht Mallins aus einer ansehnlichen Stadt Oberitaliens nnweit Verona (so früher Sonny, s. diese Zeitschr. 1899 II 270).

*5. Die Deutnng von *non utriusque* in 39.

Nach Vahlen (17, 7/8) negiert *non* nicht bloß das *utriusque*, sondern ist bestimmt, den ganzen Satz zn verneinen = quod tibi non petenti copia facta est utriusqne petiti, also non ntrinsqne = keins von beiden, nicht = nnr eins von belden. Dieselbe Anschaunng ward schon früher vertreten (vgl. diese Zeitschr. 1899 II 269) und wird jetzt wieder (19, 435—441) ausführlich hegründet von Birt, im Gegensatze zu

Raßfeld, der, Hörschelmann folgend, in Nr. 7 für die Interpretation 'nur eins von beiden' eingetreten war. Birt wie Raßfeld suchen und finden Stützen ihrer Auffassung in Catulls Sprachgebrauche. Es ist einzuräumen, daß Birts Erklärung sprachlich möglich ist (cf. 61, 148. 63, 62. 64, 158. 66, 128). Und Raßfelds Bedenken gegen diesen emphatischen Gebrauch des *non*, dies, daß die Verse 1/40 — gleichviel ob selbständiges Gedicht oder einleitendes Begleitschreiben — nur 'versifizierte Prosa' seien, wird von Birt 19, 440 richtig mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß sie, wo der Gegenstand es erfordert, sich allerdings zu dichterischem und emphatisch-rhetorischem Ausdruck erheben; die Negation sei hier (wie durch 66, 28 und Prosabeispiele illustriert wird) durch das Rel. quod attrahiert. Anderseits wird durch alle Stellen Birts die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß sonst in der Syntax non uterque entweder beide Wörter zusammengehören (vgl. Ov. ars II 683) oder durch andere getrennt sind (vgl. Mart. IV 78, 6. Hygin. de lim. p. 109, 1. Anth. lat. 633, 14 R). Dazu kommen sonstige Schwierigkeiten. Durch 33 scriptorum *non magna* est copia apud me kann die runde Ablehnung der zweiten Bitte kaum begründet werden, sondern nur eine einschränkende und den Wünschen des Freundes nicht voll entsprechende Gewährung. Der Gedanke in 33 f. ist also dieser: . . . 'Denn daß ich nicht viele Bücher bei mir habe (und also auch deinen anderen Wunsch nicht so wie ich es möchte und du es dir wohl denkst, erfüllen kann), ist nicht der luctus in Schuld, sondern haben andere Gründe veranlaßt' (so etwas abweichend von Vahlen 17, 1030). Dem entspricht ja auch der Tatbestand: um munera musarum hatte Allius gebeten, ein munus musarum erhält er in c. 68 wirklich. Dem Dichter beliebt es in stolzer Bescheidenheit, das Gegebene als minderwertig gegenüber dem Erbetenen hinzustellen und den Abstand zwischen Bitte und Gabe mit besonderen Umständen zu entschuldigen — vielleicht im Herzen überzeugt, daß Allius anders darüber dachte. So kommt man doch wieder auf non utrinsque = nur eins von beiden zurück. Im übrigen ist zu betonen, daß die Entscheidung über diesen Punkt für die Einheitsfrage und die Gesamterklärung des Gedichtes ganz ohne Belang ist: das Enkomion des Allius ist ebensogut verständlich, wenn der Dichter beide Bitten rund abschlägt, als wenn er eine ganz ablehnt und die andere mit solchen Einschränkungen und Modifikationen gewährt, daß die Gewährung einer Ablehnung ähnlich sieht.*)

*) Auch Ref. hatte früher in seinem Aufsatze (N. Jahrb. 1875, 849/854) über c. 68, der, wie doch in historischem Interesse einmal festgestellt werden muß, den Anstoß für die ganze neuere Literatur des Gedichtes gegeben hat, die erste Auffassung vertreten. Ebd. 851 'Cat. selbst

6. Das Enkomion des Allius 41/148.

Behandelt und im einzelnen durch viele, treffende Bemerkungen erläutert von Vahlen 17, 8—18. Der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden wird so aufgezeigt (S. 9): „Der Dichter hat dem Freunde beide Bitten abgeschlagen, allein in dem Augenblick, da er abschließen will, drängt sich die Empfindung mächtig vor, daß es bei der Ablehnung nicht könne bewendet bleiben, und er hebt von neuem an: ‘ich kann es nicht verschweigen, sondern möchte es der ganzen Welt erzählen, was mir Allius in meiner Not gewesen’. Losgelöst von dem Vorangegangenen, wird für das Besondere in dieser Wendung an die Musen kaum eine befriedigende Erklärung zu geben sein.“ Die Ausführungen über die beiden Gleichnisse (57 f., 63 f.), über die in 67 f. gezeichnete Situation, über die Laodamiaepisode, über und gegen die von F. Skutsch (s. diese Zeitschr. 1899 II 266 f.) befürwortete Responsion in dem Mittelstück, — alles das muß bei Vahlen nachgelesen werden.

7. Der Schlußabschnitt (149—160).

Vahlen 17, 18—20. Zu quod potui wird bemerkt: „Die Beziehung dieses Gegensatzes auszudeuten wird denen nicht leicht sein, welche die Verse 1/40 abtrennen: sie werden dazu so wenig imstande sein, als es ihnen gelingen wird, den Eingang von v. 41 non possum reticere ohne Vorhergegangenes zu erklären.“ In dem Wunsche (155) sitis felices et tu simul et tua vita et domus ipsa in qua lusimus et domina findet Vahlen schön den Gedanken ‘dazu, daß beide ihr Glück genießen und es nicht verscherzen, soll die Erinnerung sie vermögen an Haus und Herrin, unter deren Schutz und Dach sie ihre Liebe gepflegt . . . Fassen wir aber die guten Wünsche Catulls in dem angedeuteten Sinne auf, so würde Catull, wie er zwar nicht munera musarum, die Allius wünschte, aber doch auch ein munus musarum dem Freund dargebracht, so auch zwar nicht die munera Veneris, die Allius begehrte, aber doch auch ein munus Veneris in einer Weise vermittelt haben, die dem Freunde willkommen sein mußte’.

8. Einzelheiten.

6 ‘caelibe streng im eigentlichen Sinne zu verstehen: Allius ist nicht vermählt und liegt desertus, weil die Geliebte ihn verließ’. Vahlen 17, 2 A. Doch vgl. 6, 6 viduas noctes. — 18 quae dulcem *pueris*

---

sagt es übrigens mit deutlichen Worten, daß er dem Freunde nicht das Erbetene gibt, weil er nicht kann, dafür aber etwas anderes, was er kann’. Also in dubiis libertas!

Kalb 18, 36 A. Doch s. BPhW 1900 Sp. 1546. — Nach 40 das Zeichen * bei Ellis Nr. 3. Soll es hier, wie sonst, eine Lücke anzeigen? Denn in der Einheitsfrage hat Ellis seinen Standpunkt nicht geändert. Vgl. die Vorbemerkung zu c. 68 'Videntur 1—40 non posse disiungi a ceteris ut per se integrum carmen faciant: sunt potius quasi prooemium quoddam quod et arte cohaereat cum 41—160 et iniuria ab his divellatur'. — 57 f. und 63 f. Die beiden Gleichnisse sind nach Vahlen 17, 10 nicht zu verbinden und dienen nicht demselben Gedanken. Das erste gehöre zum Vorhergehenden (Vergleichungspunkt sei nur rivus muscoso prosilit e lapide, alles andere Ausführung), das zweite zum Folgenden: hier (das hsl. *hic* also nicht in *ac* zu ändern; vgl. diese Zeitschr. 1899 II S. 272), d. h. in dem oben gezeichneten Zustande war mir Manius eine Hilfe, wie wenn vom Sturme geschüttelten Schiffern unerwartet ein linderer Lufthauch kommt. — Der nach 46 ausgefallene Hexameter nach Birt 19, 428 etwa so zu ergänzen *notescatque magis vivus volitetque per ora*. — 61 das hsl. *basso* (= pingui, crasso) 'so plebejisch es scheint' richtig nach Birt a. O. — 67 f. 'Allius stellte dem Catull ein Haus zur Verfügung, in welchem seine Geliebte, eine vornehme Dame Roms, unter dem Schutz der domina des Hauses mit dem Dichter sich zusammenfände. Und communes, das grammatisch mit amores verbunden, aber die Beziehung auf die Personen enthält, nehme ich als einen Hinweis darauf, daß auch Allius selbst, in ähnlicher Lage wie Catullus, in demselben Haus und unter demselben Schutz seine Geliebte zu empfangen pflegte'. So trefflich Vahlen 17, 11. Dagegen ersetzt Birt 19, 431 f. in längerer Darlegung communes durch *cōeuntes*.

85 (coniugio) quod *scibat* . . . abisse. Diese Konj. Lachmanns (Hss. scibant) mit Recht verteidigt von Vahlen 17, 12: darauf, daß Laodamia wußte, was unabwendbar sei, komme es an. — 94/96 ohne Grund athetiert von Kalb 18, 60; nach 93 soll ein Pentameter ausgefallen sein. — 91/100 diese vom Tode des Bruders handelnden Verse sollen nach Skutsch (s. diese Zeitschr. 1899 II 266) das Mittelstück des ganzen Enkomion 41/48 sein, in dem strophische Responsion herrsche. Vahlen, 17, 15/17 lehnt das ab, weil der Tod des Bruders gar nicht der Mittelpunkt des mit 41 beginnenden lyrischen Ergusses sei, der vielmehr ganz andere Ziele verfolge, und weil angeblich die beiden Gleichnisse 57/72 nicht (wie ein symmetrischer Bau des ganzen Stückes voraussetze) zusammengehören. — 91 *qualiter et nostro* Ellis Nr. 3. — 128 quam *cum* praecipue Ellis ebd. — 139 coniugis in culpa flagrantem *custodibat* Birt 19, 429 f. mit der Erklärung: freilich [?] auch Juno schente sich nicht [?], und bei der offenkundigen Schuld des Gatten bewachte sie ihn, so oft er in Liebe entbrannte (flagrantem). In 142 wird ebd. *tale* für tolle

konjiziert und der Pentameter ingratum tremuli tale parentis onus (ohne Annahme einer Lücke) als Parenthese mit 141 atqui—aequom est verbunden — ohne daß eine innere Verbindung besteht! Ebensowenig wie dieser Mangel ist in der Paraphrase das *tamen* (143) beachtet. Die Behandlung der ganzen Stelle ist verfehlt. *flagrante* (od. *flagranti*) *excanduit* ira Postgate Class. Rev. 1899 XIII 295/296. — *fraglantem* Ellis Nr. 3. — 147 f. *unus Quo* lapide illa *dies* c. notat Ellis ebd. Adn. — 156 domus *ipsa* in qua gut verteidigt von Vahlen 17, 19. Wenn Cat. wünsche 'seid glücklich, du zugleich und deine Liebe', so zeichne ein sich anschliessendes 'und das Haus selbst, in dem wir unsere Liebe gepflegt' einen angemessenen Fortschritt — domus in *qua olim* Ellis ebd. — 157 verteidigt Vahlen 17, 20 seine Konj. *dum* qui . . . *aufert*, a quo sunt primo omnia nata bono = 'seid glücklich, du und deine Liebe, so lange es euch vergönnt ist'. Dem Ref. scheint der Ausdruck noch immer s. Jhb. d. Phil. V. IX 262 ZGW 1883) seltsam und ohne rechte Parallele. Birt a. O. 430 sehr unwahrscheinlich et qui principio *quam terriculam* dedit aufert. Auf die Frage, wer dieser geheimnisvolle Gönner sei, wird geantwortet: 'Vielleicht ist an den ianitor, vielleicht ist gar im Scherze an den Haushund [!] gedacht'.

c. 71. 1 si *quoi iure* bono *scortatorum* obstitit hircus (*quoi* mit dem schon von Ellis vermuteten *scortatorum* zu verbinden) Birt 19, 468.

c. 75. Nicht mit 87 zu verbinden; es dient vielmehr als Vorbereitung zu dem großen ergreifenden c. 76. In 1 Huc est mens deducta mea sq. gehört mea zu mens. So nach Birt 19, 469.

c. 76. Behandelt von Birt ebd. 436/42. Anknüpfend an die ungewöhnliche Selbstanrede mit Namennennung wird vermutet, daß geradezu ein Zwiegespräch zwischen dem leidenschaftverzehrten Dichter und einem zweiten höheren intelligenten Ich vorliege. Diese Stimme der Vernunft sei bei einem römischen Poeten der Genius. Die Deutung ist sehr ansprechend — setzte man dem Genius ja doch sogar Statuen. Aus dieser Anschauung heraus erklärt Verf. in 12 auch das *dis invitis*: 'Es ist ein kundiger und den Überirdischen nahestehender Geist, der dem Dichter den Götterwillen offenbart und dies spricht.' Besonders wirksam sei ein solches Zwiegespräch in 13 und 14. Erst von 17 an habe der Dichter allein das Wort. Dasselbe Prinzip der Erklärung wird auf c. 8 (v. 5 nobis = Catull und sein Genius), 46, 51, 52 angewendet.

3 die doppelte Negation nec foedere nullo als archaisch verteidigt von Schulze 21, 16/17 mit Berufung auf 48, 4 und 87, 3, wo einmal mit der guten Überlieferung, einmal gegen sie dieselbe Redeweise herzustellen sei. — 4 *nomine* abusum Ellis Nr. 3 Adn. — 5 manent

tum in longa mit O gehalten von Birt ebd. 440 coll. Gell. I 3, 2. — 10 Quare *dic* cur te iam amplius Birt ebd. — 11 quin tu animum offirmas *aegrum instinctumque* reducis Birt ebd. 441. — 14 die alte Konj. *Quae* mihi subrepens richtig nach Birt ebd. Aber die Bedenken gegen die Vulg. schwinden, wenn man *ut* als Ausruf und *torpor* als Subjekt faßt.

c. **79** nach Birt Nr. 19, 469/70 ein dramatisches Gespräch zwischen Catull und irgendeinem gleichgültigen Interlocutor (nach Art so mancher epigrammatischer Dialoge in der palatinischen Anthologie). Ebenso 89. 4 *notorum* näml. saviorum nach Birt ebd. = nicht einmal drei von den (aus c. 5 und 7) berühmten Küssen.

c. **80**, 4 *de* molli Ellis Nr. 3 Adn.

c. **81**, 5 *quid* tibi nunc cordi est? Quem tu praeponere nobis andes, et — facias? ebd.

c. **83**, 5 *qua* multo acrior est *re* ebd.

c. **84**, 2 *hinsidias-insidias* ebd.

5 Liber (auonculus *éist*) ebd.

c. **90**, 6 *fomentum* ebd.

c. **92**, 3 totidem mea erklärt von A. Sonny Archiv f. lat. Lexikogr. 11 (1900), 132 = die Erscheinungen sind bei mir dieselben. 'Der Lateiner hebt dort, wo es eigentlich nur auf die qualitative Übereinstimmung ankommt, gern auch die quantitative hervor, weil dadurch die Identität stärker ausgedrückt wird.' coll. Hor. sat. II 3. 298 totidem verbis = wörtlich bei Cic. fin. 2, 31, 100. Brut. 96, 328. Ov. a. a. III 461.

c. **93**, 2 *ne scierim* utrum (?) Ellis Nr. 3 Adn.

c. **95** 9/10 hält F. Leo Hermes 38, 305 mit Statius für ein vollständiges Epigramm, bezieht dieses auf den grammaticus et poeta, qui solus legit ac facit poetas und ergänzt ansprechend parva mei mihi sint cordi monumenta *Catonis*. — *monimenta* Ellis Nr. 3.

c. **99**, 11 *infausto* miserum Ellis ebd.

c. **107**, 5 atque *inopinanti* Ellis ebd. Adn. — 7/8 magis *istac Optandam* vita ebd.

c. **108**, 4 *excerpta* auido ebd.

c. **110**, 2 pretium *quod* facere i. (pretium facere = to set a price coll. Plaut. Pers. 586 u. sonst) E. T. Merrill, Class. Rev. 1898 (XII) p. 355.

c. **112** behandelt A. Sonny, Archiv f. lat. Lexikogr. 11 (1900), 132/33. Das erste *multus* = einflußreich, mächtig (ohne Analogie, doch griech. πολύς). Das zweite *multus* homo = multi homines. Das dritte *multus* = lästig, zudringlich. Der Hexameter nicht durch est qui, sondern

durch *umquam* zu ergänzen. Sinn angeblich: Du bist, Naso, ein einflußreicher Mann; doch seltsam, wenn du auf dem Forum erscheinst, geleitet dich nie eine große Menschenmenge. Das liegt daran, daß du multus homo in anderem Sinne bist: du bist ein zudringlicher, frecher Schandbube. — 1 homost *cui Descendis* Ellis Nr. 3. Adn. — 2 *nullus* es et pathicus ebd.

c. **114**, 6 dum *domi* ipse egeat ebd.

c. **116**, 7 contra *post* tela ista tua evitabimus *astu* Macnaghten Nr. 5.

Bericht über die Literatur zu Phädrus und Avianus für die Jahre 1899—1903.

Von

Professor Dr. **H. Draheim**
in Friedenau.

Havets Phädrusausgabe (s. Jahresberichte für Altertumswissenschaft 1899, II Band CI S. 142) ist nachträglich von Fr. Heidenhain in Neue philologische Rundschau 1900, Nr. 5 S. 105—110 und Nr. 6 S. 121—128 besprochen worden.

Fr. Heidenhain findet ebensoviel zu tadeln wie zu loben: der kritische Apparat sei, wenn auch nicht vollständig, so doch sehr reichhaltig und wertvoll, aber die Behandlung tendenziös und ein Beweis dafür, daß Frankreichs Schulen alle Selbständigkeit des Denkens ertöten. Dieses harte Urteil wird nicht gerade dadurch bestätigt, daß L. Havet ebenso unermüdlich wie geistvoll an dem überlieferten Texte seines Dichters weiterarbeitet.

Revue de philologie XXIV (1900), 2 S. 143 schreibt er: Sur le nom d'un protecteur de Phèdre et sur le nom de Phèdre lui-même. Mit Lucian Mueller ist anzunehmen, daß der Gönner des Phädrus nicht Eutychus sondern Eutyches geheißen hat. Das e des Vokativs ist alsdann lang und der Revue de philologie 1896, S. 182 besprochene Vers (III Epil. 2) hat zu lauten: Primum, Eutyche, ne videar tibi molestior. Hierin findet L. Havet eine Bestätigung für seine Annahme, daß auch der Dichter sich nicht Phädrus sondern Phäder genannt hat.

In Revue de philologie XXIV, 4 S. 293 macht L. Havet eine größere Anzahl Vorschläge zur Verbesserung des Textes. I 15: In principatu commutando saepius Nil praeter dominum cives mutant pauperes; I 22, 5: Gratum esset; iam dedissem veniam supplici; I 30, 7 Sit statio separ ac diversum, inquit, genus; II 5, 25: Multo maiores alapa mecum veneunt; II ep. 5: Quoniam occuparat, alter ne primus foret, Ne solus ille studui, quod superfuit; III prol. 15 Mutandum tibi

propositum est ut vitae genus Intrare si Musarum limen cogites; III 6, 9: Ubi non tricandum est, ultro currendum scio; III 7, 25: Age, siquo est animus, est an non licentia? III 15, 10: Idne illa scivit, niger an albus nascerer? IV 9, 2: Reperire effugium alterius quaerit malo; IV 18, 7: Nimiaque cuncti se hilaritate extollere; IV 19, 12: Propulsi sero fustibus vadunt foras; V 4, 12: Paucis temeritas est bono, est multis malo; V 5, 33: Et cum doloris vocem naturae exprimit; App. V 6: Ostendit hominum id sine spe finis miserias; App. VI 1: Utilius populis quid sit dic, Phoebe, obsecro; App. IX 3: Nullamque ut significaret esse illi parem; App. XI 9: arte si te diceres Superasse et animo qui esset melior viribus; App. XVI 6: Postquam esurire coepit felum societas; App. XXI 11: At tibi pro hoc male sit, ales, inquit, pessime; App. XXX 11: Ubi non sum in campo posta, sed susum volo.

Von anderer Seite werden Havets Textänderungen angegriffen. In Revue de philologie XXV 1 S. 43 verwirft J. L. die Konjektur Cum canis ferret carnem (I 4, 2) und rechtfertigt das überlieferte Dum mit Konjunktiv; es sei final und der Satzbau folgender: Canis, per flumen, carnem dum ferret (s. v. a. ut auferret), natans, Lympharum in speculo vidit simulacrum suum. Sehr eingehend behandelt Niccola Festa den Text in: Studi italiani di filologia classica VI (Henrico Weilio s.), Firenze-Roma 1898, S. 257—270 (Note al testo di Fedro). I 3 (4 Havet), 2: Suoque in habitu potius, wie S. Herzog in Wochenschrift für klassische Philologie XIV 1897, S. 211; I 4 (5 H.), 4: Aliamque praedam maiorem ferri putans; I 9 (10 H.), 3: fletus edentem; ib. 9: mortis in solatium (mit Qui modo beginnt alsdann die Rede); I 15 (16 H.), 2: mores ist nicht zu ändern; ib. 10: dum ist nicht zu ändern; I 30 (31 H.), 7: unechte Randbemerkung; II 4 (37 H.), 7: paratur forsan ohne Komma; ib. 19: se replevit ist nicht zu ändern; ib. 27: Felique et ist nicht zu ändern; II 5 (38 H.), 19: Caesar remque (Pithou); ib. 19 sq.: intellegit, Is ut putavit, esse; ib. 25: alapae certe (Gude); II 6 (39 H.), 14: Indocta vafris aquila verbis paruit; III 5 (49 H.), 1: inultos; III 5 (50 H.), 5: Sed istum timeo ist nicht zu ändern; ib. 9: Jam ist für Nam zu setzen und der Vers vor V. 8 zu stellen; III 19 (63 H.), 7: En quidam; IV 10 (87 H.), 5: Aliis, simul delinquunt, censores sumus; IV 16 (66 H.), 6: Pares dum non sint vestrae fortitudine; IV 22 (72 H.), 10: Simul ist s. v. a. simulac; hinter mari ist ein Komma zu setzen; ib. 21 sq.: das Komma ist nicht hinter maximus, sondern hinter ipso zu setzen; V 2 (92 H.), 10: Nunc conde ferrum, et linguam pariter, futtile; im folgenden Verse ist ut konsekutiv; 4: exciso ist nicht zu ändern; V 5 (95 H.), 20: multis onerant ist nicht zu ändern; ib. 21: Hominem atque; ib. 26: Jam favor

mentes tenet Et derisuros non spectaturos fides; V 7 (100 H.), 17: Et incipiebat circum Princeps ingredi; ib. 18: Aere seducit precibus; ib. 34: Rogare populus huic coronas aestimat; App. IV (108, 109 H.), 22: facile ipse (Perotti), dazu en oder hic; ib. 23: initio (Müller); ipse consentio ist Glosse von mecum convenit; 24: es muß ipsa veritas heißen, tempore ist s. v. a. χρόνῳ, mit der Zeit; App. XII, 7 ist nicht Epimythion, sondern Rede des Esels; App. XXII, 2 (127 H.): Rogari coepta; rem für se; Babrios (III 8) verstand κατειπεῖν (Aesop. 17, Halm) als denuntiare, Phädrus als aperire, patefacere.

The Classical Review XIII, 2 (März 1899) S. 135 W. G. Headlam vergleicht Phaedrus Append. IX. mit Plutarch Περὶ πολυπραγμοσύνης 3 p. 516 D (ἐν κοπρίῃ μία κριθή) und Clem. Alexandr. p. 271, 24 (δίκην ὀρνίθων κεκορεσμένων τὰ τοῦ βίου σκαλεύουσαι κόπρια), ferner mit Burckhardt Arabic Proverbs 510 (ed. 2 p. 184): They said to the hen 'Eat and do not scatter (the corn) about' — 'I cannot leave of my habits' she replied.

The Classical Review XV, 7 (Oktober 1901) S. 362: J. P. Postgate vermutet Phaedr. IV 7, 20 impium.

Vandale, Qua mente Phaeder fabellas scripserit, ist nachträglich beurteilt von H. de la Ville de Mirmont: „geschickt geschrieben, aber nicht überzengend“ (Revue des études anciennes 1900, II, 3, S. 273 f.). Eine Schrift von C. Urbano, De Phaedri fabulis et Horatii satyris hätte nach dem Urteil von L. V. ungedruckt bleiben sollen (Rivista di filologia XXVIII, 4 S. 622 f.).

Auf Phädrus wird gelegentlich auch von Ed. Norden hingewiesen (Vergilius Aeneis Buch VI erklärt von Ed. Norden. Leipzig 1903, Teubner). Antro remugit (Aen. VI 99) wird S. 151 verglichen mit Phaedrus App. VI. 4 (mugit adytis): es sei bei solchen Übereinstimmungen zwischen Phädrus und Vergil als gemeinsame Grundlage die lateinische Tragödie anzusehen, die Phädrus meist parodierend stark benutzt habe. Ein anderes Beispiel ist Quassatque fulmen Phaedr. IV 17 (19), 23, worauf Ed. Norden S. 276 bei der Stelle lampada quassans (Aen. VI 587) verweist. S. 319 wird Vergils incanaque menta (Aen. VI, 809) mit Phaedr. IV 8, 10 zusammengestellt.

Der wichtigste Beitrag zur Erklärung des Dichters ist enthalten in:

Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts V. 1902, S. 1—8, mit drei Abbildungen. E. Bormann und O. Benndorf, Äsopische Fabel auf einem römischen Grabstein (Villa Dianelli bei Empoli am Nordufer des Arno). Der Stifter des Erbbegräbnisses ist C. Gavius Asper, sein Bruder heißt L. Gavius Mansuetus, das Denkmal, auf welchem die Fabel von Fuchs und Storch (Phaedr. I 26; Aes.

H. 34, Plut. Quaest. conv. I, 1, 5 p, 614 E. in zwei Szenen dargestellt ist, stammt vielleicht noch aus der Zeit des Augustus — also auch der des Phädrus. Benndorf vermutet in der Darstellung der Tiere eine Beziehung auf die durch ihre Beinamen charakterisierten Brüder*) und führt als gesicherte Fabelillustrationen noch folgende zwei an: 1. Silbermünze von Torone bei Imhoof-Blumer und O. Keller, Tier- und Pflanzenbilder VI, 7 (Kranich, der den Schnabel in die Mündung einer Oinochoë steckt), 2. Römische Lampe von Vindonissa bei O. Jahn, Altertümer aus Vindonissa IV, 9 S. 109 (Rabe auf einem Baume, davor der Fuchs als Vogelsteller mit Leimruten); er weist ferner darauf hin, daß die auf dem römischen Grabrelief dargestellten Tierszenen sehr ähnlich in einer illustrierten Äsophandschrift (Cod. Voss. lat. 8° no. 15 saec. XI. in Leiden, beschrieben von G. Thiele, De antiquorum libris pictis 37 sqq.) wiederkehren.**)

Die Textausgaben und Übersetzungen gehören auch in diesem Zeitraume wieder dem Ausland an.

Phaedrus. Fabularum Aesopiarum libri. Recensione e note di C. L. Bertini. Torino 1898, G. B. Paravia e C. 104 p. 16. L. 0,70.

Phaedrus. Favole, con introduzione, note e vocabulario del prof. P. Rotta. Milano 1898, stab. tip. casa edit. dott. Francesco Vallardi. VI, 76 p. 16 L. 1.

Besprochen von L. Valmaggi in Bollettino di filologia classica VI, 2 S. 29—33.

Phèdre, fables. Texte latin, soigneusement revu et annoté avec diverses notices et un lexique à l'usage des classes par Hilaire Vandaele (Collection Cartault). In-12. Paris 1899, Colin et Cie. Cart. Fr. 2,25.

Besprochen und warm empfohlen von J. Haust in: Revue de l'instruction publique en Belgique XLIII 1, p. 33 f.

Phaedri fabulae Aesopiae. Edition nouvelle avec notice, commentaire et lexique par E. Chambry. Paris 1900, V. Lecoffre. 216 p. 12.

Besprochen; Berliner philologische Wochenschrift 1902 Nr. 14 S. 445 von Fr. Müller, der diese Art der Schulinterpretation als ein

*) Redendes Wappen ist eine Maus auf dem Grabstein eines M. Gravius Amphion Mus (Gatti im Bullettino della C. a. di Roma XXXII. 3, S. 188).

**) Einen neueren Fund mit der Darstellung von Fuchs und Storch, zwei rotfigurige Vasen aus einem Grabe im Ager Faliscus, beschreibt L. Cantarelli im Bullettino della Commissione archeologica comunale di Roma XXXII, 3 S. 286.

pädagogisch-didaktisches Muster bezeichnet; Bulletin Belge 1900 Nr. 7 S. 219 von Léon Halkin, der es bemängelt, daß Kommentar und Übersetzungen sich nicht in angemessenen Grenzen halten.

Corpus poetarum Latinorum, edidit J. P. Postgate. III 3. Phaedrus, by J. Gow.

Fr. Vollmer (Berliner philologische Wochenschrift 1900 Nr. 42 S. 1291—1294) findet diese Ausgabe ebenso wertlos wie andere der Sammlung. A. E. Housman (The Classical Review XIV, 9 S. 465—469) berichtigt einige Versehen in Band III des 'nützlichen Werkes'.

The Classical Review XV, 1 (Februar 1901) S. 77 f. verteidigt J. Gow seine Lesung Phaedr. V 10, 7 (latrans) gegen E. Housman (The Classical Review XIV, 9 S. 465 ff, Besprechung von Postgate, Corpus poetarum Latinorum III).

Phaedri fabulae, recensuit ac notis illustravit J. Lejard. X. editio. Paris 1901, Poussielgue. XVI, 160 p. 18. Fr. 0,80.

Fedro, Le favole, per cura di Carlo Costa. I. Testo (p. XI, 87). II. Commento (p. 193). Firenze 1901, Le Monnier.

Besprochen: Rivista di filologia XXXII, 2 S. 338 f. von G. Ferrara, der das Buch eine brauchbare Schulausgabe nennt.

Favole, con commenti e vocabulario di E. de Michele. Napoli 1902.

Besprochen von G. Trifogli in La Cultura XXI, 12.

Phaedrus. A selection, edited by R. H. Chambers (Illustrated classics). G. Bell. 1900. 18mo. Sh. 1,6.

Phaedrus, The fables of books I and II, edited with introduction, notes and vocabulary by J. H. Flather (Cambridge series for schools and training). London 1902, C. J. Clay. 82 p. 12. Sh. 1,6

wird von E. T. in: Revue critique 1902 Nr. 14 S. 278 für mangelhaft erklärt, dagegen von Fr. Müller als für Anfänger ausreichend anerkannt (Berliner philologische Wochenschrift 1904 Nr. 9 S. 282).

Favole, tradotte da P. Lori. Milano 1897, tip. d. soc. edit. Sonzogno. 104 p. 16. L. 0,25.

Prof. G. Giurdanella Fusci dottore in lettere e filosofia Babrio Le sue favole e il loro rapporto con le Esopiane e con quelle di Fedro e di Aviano Modica Tip. Editrice Carlo Papa 1901. p. 141. L. 2,50.

Es wird zuerst Name, Vaterland und Leben des Babrios behandelt, dann Einteilung, Inhalt, Sprache und Metrik seiner Fabeln; darauf folgt die Erörterung der Beziehungen zwischen Äsop und Babrios, Babrios

und Phaedrus, Babrios und Avian. Das Ergebnis ist, daß Phaedrus den Äsop einfacher widergibt, Babrios ihn mehr dichterisch ausschmückt, Avian aber lediglich die Babrianischen Fabeln zugrunde gelegt hat. Eine hinzugefügte vergleichende Tabelle der Fabeln weist die Beziehungen nach ohne ein neues Ergebnis. Die Bibliografia S. 137—141 ist sehr unvollständig. Besprochen von G. Setti in: Rivista di Storia antica VI 3/4 S. 434—436.

Mit der äsopischen Fabel und den Schicksalen der Fabeln des Babrios beschäftigt sich auch M. Marchiano. Seine Schrift, Le favole esopiche, wird als wertvoll anerkannt von V. Costanzi in: Rivista di filologia XXVII, 4 S. 612 f. Seine zweite Schrift Babrio, Fortuna dei suoi mitiambi, età e patria del poeta (Torino, E. Loescher) bespricht D. Bassi ebenfalls anerkennend in Bollettino di filologia classica 1900 Nr. 8 S. 172 f. Andere Besprechung Rivista di Storia antica V, 1 S. 137—145 (L. A. Michelangeli). Zu erwähnen ist außerdem

H. Christoffersson, Studia de fabulis Babrianis. Lund 1902, Moeller. 178 p. M. 3,50.

Das merkwürdigste Schicksal, das dem Babrios widerfahren ist und das bei der Besprechung der lateinischen Fabelliteratur besonders in Betracht kommt, ist die Verwendung seiner Fabeln als Übersetzungsstoff für angehende Lateiner.*) Ein Bild davon gibt M. Ihm, Eine lateinische Babriosübersetzung (Hermes XXXVII, 1 S. 147—151) auf Grund der im zweiten Bande der Amherstpapyri von B. Grenfell und A. Hunt (1901) herausgegebenen lateinischen Übersetzung dreier Babriusfabeln (Nr. XXVI). Es sind die Fabeln XI, XVI und XVII, griechisch und lateinisch mit einigen Lücken. Es fehlt XI 8 griechisch und lateinisch, der griechische Text bricht ab mit V. 9; ferner das Lateinische von XVII und XVI 1 f. Die Besprechung von F. B. (Literarisches Zentralblatt 1901 Nr. 43) charakterisiert das schlechte Latein, welches vielleicht einiges lexikalisches Interesse hat. Die Worte Ην δὲ ληίων ὥρη καὶ καλλείκαρπος ἐλπίδων πλήρης sind — beispielsweise — übersetzt Erat autem tempus sectilis Et pulcheri fructus spaearum sorsus. Zu dieser Stelle bemerkt A. Klotz in: Archiv für lateinische Lexikographie XIII, 1 (13. Oktober 1902) S. 117: vielleicht sei das sorsus ein Partizip zu sorbere wie mulsus zu mulcere.

Zu Avian liegen zwei Beiträge vor:

Rheinisches Museum LVII, 1 (1902) S. 167 f.

P. v. Winterfeld, Zu Avianus, behandelt das Alter der Fabeln

*) Ich erinnere an die Wachstafeln aus Palmyra (Jahresber. LXXXIII S. 182).

und den Wortlaut des Anfangs der Vorrede. Der überlieferte Text ist mehrfach geändert worden, während der rhythmische Satzbau dies durchaus verbietet. Die Rhythmik ist in den Hauptsätzen tadellos, nur die mittleren Satzschlüsse 'Aesopum noveris' und 'videre fecimus' sind weder rhythmisch noch quantitierend, was jedoch keine Bedenken erweckt. Diese Beschaffenheit der Vorrede weist auf die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts als frühesten Zeitpunkt. Vgl. Unrein, De Aviani aetate (Jena 1885).

Philologus LXI, 4 S. 627 ff. (1902).

M. Manitius, Zu römischen Schriftstellern im Mittelalter (Fortsetzung). Beiträge zu Catonis Disticha, Optatian und Avian. Kardinal Humbert in der Schrift Adversus Simoniacos III 30 (Lib. de lite, I, 236) zitiert die 5. Fabel Avians mit prosaischer Paraphrase, darin aber wörtlich den Vers Forsitan ignaros imitato murmure fallis. 'Die Lesart ignaros ist sonst nicht bezeugt, wohl aber fallis'.*) Mico gibt im Florilegium (ed. Traube) drei Verse aus Avian: V 5 (getuli forte) = v. 172, XXIX 15 (lieo) = v. 78 und XXXIV, 15 (est effata cicada) = v. 83.

Hiermit sind wir im Mittelalter angelangt und wenden uns nun zu Romulus und der mittelalterlichen Fabeldichtung.

Neue philologische Rundschau 1901 Nr. 14 S. 313—316. C. Wagener, Zu Romulus III, 14 (Axt und Bäume). Die überlieferte Lesart 'sumpsit homo manubrium abhastatum securi' (oder 'accepit h. m. apta secure') ist falsch, wie Wölfflin, Archiv für lateinische Lexikographie IV S. 324 bereits bemerkte (s. Jahresberichte für Altertumswissenschaft LIX S. 111; 1889); Herzogs Vorschlag adaptatum bedenklich, da das Supinum in der späten Latinität nicht gebräuchlich ist. Es wird konjiziert 'aptata secure' (oder 'securi').

De generibus et libris paraphrasium Phaedrianarum scripsit C. M. Zander. Lundae 1897. Typis expressit E. Malmstroem. 42 p. 4.

Besprochen von L. Havet, Revue critique 1897 Nr. 45 S. 311—315. Es handelt sich um Ademar von Chavannes (Anonymus Nilantii), Codex Weissemburgensis und Romulus. Ein Teil ihrer Quellen ist Aesopus ad Rufum, späte Paraphrase, sehr alt ist andrerseits die Re-

*) Gerade die Lesart ignaros steht in einer Handschrift, die sonst keine Besonderheiten zu enthalten scheint, Codex CVIII. c. 10 der Biblioteca Municipale di Reggio nell' Emilia. Sie gehört dem 13. oder 14. Jahrhundert an, die Vorrede fehlt (Le favole di Aviano trascritte secondo il codice della Biblioteca Municipale di Reggio-Emilia da Adolfo Levi. Reggio-Emilia, Stabilimento tipo-litografico degli Artigianelli 1897).

daktion, welche einem Teile der Fabeln Ademars zugrunde liegt. Aus jener Paraphrase stammen die Fabeln 2. 3. 4. 7. 9 usw., aus der alten Redaktion 1. 5. 6. 8. 10 usw. Aesopus ad Rufum diente zur Anordnung, der alte Text zur Ergänzung.

The Isopo Laurenziano Edited with notes and an introduction treating of the interrelation of Italian fable collections by Murray Peabody Brush. Presented to the board of University studies of the John Hopkins University for the degree of Doctor of philosophy. Baltimore, June 1898. Columbus, Ohio. Printed by the Lawrence Press Co. 1899. VIII, 187 p. 8.

Herausgabe der italienischen Fabelsammlung Isopo in dem Codex Laurentianus Pluteus XLII, 30 S. 30—48, mit ausführlicher Einleitung, in welcher nachgewiesen wird, daß der Handschrift ein älteres Original aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugrunde liegt, welches sich an die Fabelsammlung der Marie de France anlehnt.

Diese Fabelsammlung ist herausgegeben von Karl Warnke:

Die Fabeln der Maria de France. Mit Benutzung des von Ed. Mall hinterlassenen Materials herausgegeben von Karl Warnke (Bibliotheca Normannica, herausgegeben von Hermann Suchier, VI). Halle, M. Niemeyer, 1898. XIV und CXLVI und 447 S. 8. 16 M.

Besprochen: Göttingische gelehrte Anzeigen 162 (1900) Nr. IX, S. 705—712 von W. Cloetta, der die außerordentliche Leistung anerkennt. Eine Untersuchung über die Quelle der Fabeln, als welche Marie eine durch König Alfred aus dem Lateinischen übersetzte englische Fabelsammlung angibt, fehlt und zwar mit Recht. Erwiesen wird, daß drei lateinische Sammlungen als Vorlage benutzt sind, darunter der Romulus Roberti, ferner die Mischle Schualim von Berachjah ha Nakdan und ein italienischer Isopo. Zweifelhaft aber scheint dem Rezensenten, ob die chronologische Bestimmung richtig ist, daß Marie 1160—1170 die Lais, 1170—1180 die Fabeln und 1190 das Fegefeuer gedichtet habe.

Dantes references to Aesop by Kenneth McKenzie (Hale University, New-Haven, Connecticut): Seventeenth Annual Report of the Dante Society, Cambridge, Mass. 14 p. Boston, Ginn and Co. 1900.

Bei Dante finden sich zwei Anspielungen auf die Fabeldichtung, Inferno XXIII, 4 und Convito IV, 30. In der ersten Stelle ist die Rede von dem Frosch und der Maus; der Kommentar eines Anonimo Fiorentino (Ed. Fanfani, Bologna 1866) verweist mit Recht auf den Anonymus Neveleti (Aesopus latinus), den wahrscheinlich auch der ältere Kommentator Benvenuto mit der Bezeichnung Parvus libellus quo latini utuntur meint. In der anderen Stelle bezieht sich Dante auf die

Fabel vom Hahn, der eine Perle (margarita) findet, come dice Esopo poeta nella prima favola; wahrscheinlich entlehnte Dante auch dies dem poetischen Äsopus, obwohl bei diesem nicht margarita sondern iaspis steht; möglicherweise kannte er auch den Text des Romulus, der margarita hat. Margaritas ante porcos heißt es Matth. VII 6. — In einem Dante zugeschriebenen Sonett Quando il consiglio wird auf die Krähe angespielt, die sich mit fremden Federn schmückt; hier liegt mündliche Überlieferung zugrunde, wie auch in dem Sonett Di penne di paone e d' altre assai, welches Chiaro Davanzati zugeschrieben wird (A Sonnet ascribed to Chiaro Davanzati and its place in Fable Literature by Kenneth McKenzie, in: Publications of the Modern Language Association of America XIII, 2).

Auch nach Polen fand die römische Fabel den Weg; davon handelt

A. Brückner, Les versions polonaises des fables d'Esope (Bulletin International de l'Académie des sciences de Cracovie 1901 Nr. 9).

Mit den Quellen der französischen Fabelliteratur beschäftigen sich zwei Programmabhandlungen.

Siegmund Scholl, Guillaume Tardif und seine französische Übersetzung der Fabeln des Laurentius Valla. Programm des Kgl. humanistischen Gymnasiums Kempten 1903. 22 S. 8.

Ernst Günther, Die Quellen der Fabeln Florians. Wissenschaftliche Beilage zu dem Programm des Kgl. Gymnasiums zu Plauen i. V. 1900 (Progr. Nr. 581). 34 S. 4.

Der französische Fabeldichter Florian, welcher die von Lafontaine behandelten Fabeln vermied, nennt als seine Quellen Äsop, Bidpaï, Gay, Iriarte und deutsche Fabulisten. Der Spanier Iriarte († 1791) hat alle seine Fabeln selbst erfunden, wahrscheinlich auch der von Lessing in den 'Briefen die neueste Literatur betreffend' (3. Br.) kritisierte Engländer Gay. Von deutschen Dichtern kommen Gellert, Lichtwer und Lessing in Betracht; Bidpaï, der indische Äsop, war dem Dichter wahrscheinlich in der von Cardonne 1778 vervollständigten Übersetzung Gallands bekannt, der griechische Äsop aber durch die Mythologia Aesopica des Nevelet (1610). Außer den genannten Quellen hat er Richer, La Motte, Camerarius u. a. benutzt und auch aus Phaedrus geschöpft. I, 5 Les Serins et le Chardonneret enthält denselben Gedanken wie Phaedrus III 15 Canis ad agnum; noch näher kommt IV, 16 Les deux Chauves der Phaedrusfabel V 6 von den beiden Kahlköpfen, deren einer einen Kamm findet.

Zum Schluß nenne ich Abhandlungen allgemeinen Inhalts, die sich mit der Fabel beschäftigen und dabei die lateinische Fabelliteratur berühren.

Michele Marchianò, L'origine della favola greca e i suoi rapporti con le favole orientali. Trani, 1900. V. Vecchi. XII, 514 p. 16. 7 L.

Besprochen in: Rivista di filologia XXIX, 3 S. 503—506 von V. Costanzi, welcher das Werk trotz seines Wertes als ergänzungsbedürftig ansieht. Anch Léon Job (Revne des étndes grecqnes 1901, XIV S. 406 f.) erkennt den Wert des fleißigen Bnches als Repertorium an, dagegen nicht die These des Verfassers vom Ursprnng der Fabel in Griechenland. Dentsche Literatur-Zeitnng 1902 Nr. 10 S. 601 enthält nnr eine Inhaltsangabe. Andere Besprechnngen: Rivista di Storia anticha V p. 639—641 von E. Breccia; La Cnltnra XX, 9 von J. T. Stickney.

G. B. Zoppi, La morale della favola (tempi antichi e medievo). Milano 1903. 264 p. 8. 2,50 L.

Pädagogisches Archiv 1902. II S. 110—116.

A. v. Meß, Der Rabe und der Fuchs in der Bearbeitnng von Krilóff, Lafontaine nnd Phaedrns. Man vergleiche M. Ewert, Über die Fabel Der Rabe und der Fnchs, Berlin 1894 (Jahresb. LXXXIII, S. 192).

H. T. Archibald, Die Fabel bei Archilochos, Herodot, Livins, Horaz. Vortrag auf dem Meeting der Philological Association of the Pacific Coast, December 1901, zu San Francisco (notiert in Proceedings of the Thirty-fonrth annnal Session of the American Philological Association. II, 9)

Bericht über die Literatur zu den rhetorischen Schriften Ciceros aus den Jahren 1903 und 1904 (1905).

Von

Georg Ammon in München.

Vorbemerkung.

Die Abgrenzung der Berichte nach den Jahren läßt sich nicht so äußerlich und schablonenhaft vollziehen, daß nicht 1902 und 1905 gestreift werden, z. B. wenn von einer Auswahl der Text 1904, der Kommentar dazu 1905 erschien oder wenn mehrere Schriften für eine Frage (Attizismus, Handschriften, Rhythmus, Rechtsfälle, Fortleben u. ä.) zusammenzufassen sind. Leider waren etliche ausländische Schriften hier nicht zu haben; andere sind so spät eingegangen, daß sie nicht in der Fassung des ganzen Berichtes gebührend berücksichtigt werden konnten.

I. Vorläufer Ciceros; literarische und politische Verhältnisse.

1. A. Cima, L'eloquenza latina prima di Cicerone. Saggio storico-critico. Roma, 1903.

Rez.: Riv. di stor. ant. N. S. VIII 1 p. 186—188 von A. Wolff. Rev. de l'instr. publ. en Belge XLVII 2 p. 104—105 v. P. Thomas. BphW 1904 S. 1480—1481 v. W. Kroll.

Bei der Wanderung durch die unabsehbare Galerie der etwas uniformen Büsten und Statuen der römischen Redner, die in Ciceros Brutus Platz gefunden haben, drängen sich dem wißbegierigen Besucher so viele geschichtliche, persönliche, rhetorisch-technische Fragen auf, daß er die Ciceroni von Kommentatoren oft vergeblich um Aufklärung angeht.*)

*) Vgl. W. Kroll in der Besprechung des Buches Cimas, der nachdrücklich betont, daß uns für die zahlreichen dunklen Stellen im Brutus ein tiefgreifender Kommentar viel mehr nottut als Auszüge und Paraphrasen.

Kundige und verlässige Führer wie Martha, Marx, Norden haben das Verständnis des Brutus in jüngster Zeit gefördert. Der kundigsten einer, Antonio Cima, sucht durch zwei sich ergänzende Arbeiten die wichtigsten Teile der römischen Geistesgeschichte noch mehr zu klären: einmal durch die Aufhellung der geschichtlichen Bedingungen, unter denen sich die römische Beredsamkeit entwickelte (von Cato bis Cicero), dann durch eine geordnete und gesichtete Sammlung der Fragmente der Redner. Die erste Arbeit liegt seit zwei Jahren als ein gehaltreiches, gefälliges, gut ausgestattetes Buch vor; die Fragmente, schon länger zur Drucklegung bereit, wie der Verfasser mitteilt, sind noch nicht erschienen.

Der an sich reiche Geist der Römer — diesen Gedanken entwickelt die Einleitung — ist bei ihrer Neigung zum rein Nützlichen und Praktischen zur Schöpfung einer selbständigen Kunstprosa so wenig geeignet wie zur Begründung der übrigen Literaturgattungen. Erst durch Griechenland angeregt, entwickelt sich die Redekunst in Rom. Die kritisch-polemische Umrißzeichnung dieser Entwickelung, wie sie im Brutus Ciceros vorliegt, müssen wir zu einem Vollgemälde auszugestalten suchen. Nahezu die Hälfte des Buches c. 1—6 (S. 17—94) befaßt sich mit der markanten Gestalt des alten Cato, seinen Zeitgenossen und Gegnern, während in weiteren zehn Kapiteln andere epochemachende Erscheinungen (die Gracchen, Crassus und Antonius, Sulpicius und Cotta, Hortensius u. a.) nicht mit den vollen Farben gemalt werden, die sich aus der Gesamtheit der Ciceronianischen Schriften gewinnen ließen. Das geschichtliche Milieu bildet den Hauptteil der anziehenden Darstellung, selten unterbrochen durch kritische Erörterungen (wie über die Fannier, über Scaurus); diese finden in zahlreichen Noten ihre Unterkunft.

Bei den chronologischen Untersuchungen über Cato im ersten Kapitel wird den Worten Nepos' und der Bedeutung des Liber Annalis des Atticus, die eben durch den Aufsatz von Münzer in volles Licht gestellt ist, nicht gebührend Rechnung getragen. Dagegen bietet die Analyse der aus Livius, Gellius u. a. zusammengetragenen Hauptgedanken der bestimmbaren Reden Catos (laudatio funebris, apud equites, de sumptu suo u. a.) einen Einblick in die seltene Rührigkeit und politische und moralische Festigkeit Catos. Diese bestätigen auch die Reden nach seiner Zensur, von denen besonders die Fragmente aus der Rede de Ptolemaeo minore contra Thermum, de Macedonia liberanda und der für die Rhodier hervorgehoben seien sowie die geschickte Behandlung der literarischen Kontroverse zwischen Tiro und Gellius. In der zusammenfassenden Würdigung des Cato (S. 91—94) wird mit Recht betont, daß

dieser nicht erst im Alter mit der griechischen Sprache und Literatur bekannt wurde. Die Zeitgenossen, bzw. Gegner des Cato treten weniger scharf hervor (Q. Metellus Macedonicus de prole augenda); das Verhältnis des jüngeren Africanus zu Laelius wird im wesentlichen in den Ciceronianischen Proportionen und Wendungen ausgedrückt; genauer ausgeführt ist der historische Hintergrund zu der causa Mancini.

Für die Gracchen hat Cicero zeitlebens keinen rechten Maßstab gefunden und seine Angaben — auch in den nichtrhetorischen Schriften — zu einem einheitlichen Gesamtbild der demokratischen Redner zu vereinigen ist nicht eben leicht. Cima verfährt gerecht und verständnisvoll — auch in der Würdigung der Briefe der Mutter —, aber gegen Cato gehalten fällt die Behandlung der Gracchen etwas ab. Die Gegnerschaft des Tubero bezieht sich wahrscheinlich nicht auf C. Gracchus (Cima S. 125), sondern wie Martha, dessen Ausgabe Cima überhaupt für seine Darstellung vielfach hätte verwerten können, zu Brut. § 117 dartut (s. Lael. 37) auf Tib. Gracchus. Wenn Cima (S. 112) in dem Urteil Ciceros Brut. § 103 f. Utinam in Ti. Graccho Caioque Carbone talis mens ad rem publicam bene gerendam fuisset, quale ingenium ad bene dicendum fuit: profecto nemo his viris gloria praestitisset und et Carbonis et Gracchi habemus orationes nondum satis splendidas verbis, sed acutas prudentiaeque plenissumas einen Widerspruch findet, so ist zu betonen, daß prudentia weder politische noch juristische Klugheit heißen muß, sondern sehr wohl διάνοια (Gedanken, Inhalt, Gescheitigkeit) bedeuten kann,*) was in dieser schablonenhaften Beurteilung ganz gut paßt. Daß die Kommentatoren die auf Fannius bezügliche Inschrift nicht ganz unbeachtet ließen, beweist Marthas Note zu Brut. § 99; aber Martha unterscheidet nicht wie Cima den Konsul Fannius (M. F.) vom Schwiegersohn des Laelius. Wenn uns aus der Rede des C. Scribonius Curio (de incestu), eines namhaften Zeitgenossen der Gracchen, das Fragment erhalten ist (Cic. de inv. I 80) „Ut Curio pro Fulvio: Nemo potest uno aspectu neque praeteriens in amorem incidere", so beweist eine Stelle des auct. ad Herenn. (II 20, 33), der wie Cicero, aber subtracto nomine den Gedanken als vitiosa dispositio ankreidet, daß der locus communis schon vor Cicero der schulmäßigen Behandlung unterlag. In dem Urteil über Carbo und Scaurus schlägt Cima den Mittelweg zwischen Sallust und Cicero ein; die minder bedeutenden Zeitgenossen der Gracchen finden bei Cima wie im Brutus Ciceros nur eine flüchtige Betrachtung. Wärmer und voller wird natürlich die Darstellung

*) z. B. pro Rosc. Am. § 61 calliditatem et prudentiam (§ 69 § 70 u. ö.).

bei Crassus und Antonius, bei Catulus, Cäsar Strabo, Cotta, Sulpicius. Doch hätte das rein Geschichtliche — z. B. Gesandtschaften des Jugurtha, Vorstoß der Cimbern (S. 166), auch die Selbstbiographie des Rutilius und Scaurus — sich wohl in engeren Grenzen bewegen und so Raum für kritische Fragen abgeben können, besonders über den Einfluß der Philosophen und Grammatiker, über die lateinischen und griechischen Schulen, wie solche durch die Schriften von **Marx, Thiele, Norden, Hirzel, Kroll** u. a. angeregt sind. In dem Edikt vom Jahre 92, welches die uneinigen Zensoren Crassus und Domitius Ahenobarbus doch gemeinsam erließen (anders Marx), sieht Cima eine Bevorzugung der griechischen Bildung gegenüber der minderwertigen lateinischen (Plotius). Die Ideal- und Realbilder des Crassus und Antonius lassen sich selbst nach Ciceros Angaben schärfer herausheben, als es bei Cima geschieht. Besondere Beachtung verdient aber seine Behandlung der sullanischen Zeit (Drusus, Cinna, Philippus). Dagegen erleidet das meisterliche Helldunkel, daß Cicero dem Bilde seines Freundes und Rivalen Hortensius verlieh, durch jede moderne Übermalung eine Einbuße.

Die letzten Seiten des Buches handeln auch von dem Einfluß der griechischen Schulen, rhetorischen Schriften und oratorischen Leistungen auf die Entwickelung der römischen Beredsamkeit. Das Gebotene ist etwas dürftig und wenig greifbar. Wer unter den geschichtlichen Bedingungen des Wachstums der Kunstrede nicht bloß die äußeren Geschehnisse in der Stadt, in der Provinz, auf dem Forum, im Senat, im Lager begreift, sondern auch die geistigen Vorgänge im Theater, in den Hörsälen der Philosophen, in den Schulen der Rhetoren und Grammatiker, in den Lesezirkeln, in der fortschreitenden Mischung der Dialekte und Herausbildung der römischen Schriftsprache: der wird Lücken im Buche Cimas finden. Bildet sich doch Cicero an Ennius, Pacuvius, Caecilius nicht weniger als an Cato und den späteren Rednern; der Einfluß der Philosophen auf Gedanken und Form der Rede wird seit der Philosophengesandtschaft (155 v. Chr.) breiter und tiefer (Panaetius, Carneades, Clitomachus, Antiochus, Posidonius, Philo, Charmadas u. a.); das bezeugen besonders Ciceros philosophische Schriften und Briefe, das bezeugen die Fragmente Philodems. Bezüglich der Fragen über Rhetoren, ihre Methode und Tradition empfiehlt es sich die von Marx (proleg. ad Herenn.) gewiesenen Wege weiter zu begehen. Auf die Bedeutung des auf den Landgütern auch vor Cicero gepflegten συμφιλολογεῖν und συμφιλοσοφεῖν sowie den Umfang der Bibliotheken und der Lektüre (z. B. der jüngere Cato wird in einem Haufen von stoischen Büchern angetroffen) hat auch die Erforschung der Beredsamkeit zu achten. Dann haben auch die Kunstmittel, Metaphern, Figuren, Perioden, Rhythmus, Witz, ἐνθυμήματα etc., ihre Geschichte,

deren weitere Erforschung sich auf Nordens Schultern stützen kann; so urteilt Cicero über (den historischen) M. Crassus: nullus tamen flos neque lumen ullum (Brut. 233). In der Übersetzung der Fragmente, die das Lesen des Buches Cimas wohl vielen angenehm macht, kommen gar manche Schönheiten der Originale nicht zum Ausdruck. Schließlich ist die kritische Schablone selbst, nach der Cicero die großen und kleinen Redner wertet und die Martha (Brutusausgabe p. XXI) als trop uniformément technique bezeichnet, nach ihren Teilen und ihrer Provenienz zu untersuchen.

Tritt so das „Technische" in dem Buche Cimas zurück, so kann es um so mehr als ein reicher und verlässiger Sachkommentar zu den rhetorischen Schriften Ciceros, besonders zum Brutus dienen. Mit besonnenem Urteil benützt Cima die ausgedehnte Literatur (Mommsen, Lange, Jordan, Meyer, Berger-Cuchevel etc.) und behandelt die Fragen methodisch und klar, bietet auch nebenher manche Berichtigung und Belehrung (z. B. des Irrtums Quintil. II 15, 8 oder die Konjektur pollucta licentia zu Sall. Iug. 15, 5). Schade, daß nicht ein alphabetischer Index manche solche ἕρμαια vor Vergessenheit schützt.

Zu dem Abschnitt über allgemeine politische und literarische Verhältnisse sind nachzusehen die Abhandlungen von Kroll „Cicero und die Rhetorik" (Nr. 5), von Schlittenbauer „Über die Tendenz von Ciceros Orator" (Nr. 17), von Marchesi über den Orator (Nr. 18), von Münzer „Atticus als Geschichtschreiber" (Nr. 13), auch Schwartz „Charakterköpfe" Nr. 14), Bruns „Vorträge" (Nr. 19).

Ferner die mir nicht zugängliche Arbeit

— 2. L. Galante, Studi su l'Atticismo. Florenz, 1904.

II. Die einzelnen Schriften.

1. De inventione.

3. M. Wisén, De scholiis rhetorices ad Herennium codice Holmiensi traditis. Accedunt annotationes in Ciceronis de inventione libros criticae codicis Corbeiensis nitentes collatione, quae adiecta est. Holmiae 1905. Dissert. von Upsala.

Die Dissertation von M. Wisén erhebt sich nach Umfang und Inhalt über das Durchschnittsmaß solcher literarischer Erstlingsfahrten. Der erste Teil oder der Hauptteil ist dem Kommentar der Herenniusrhetorik gewidmet, der zweite der Jugendschrift Ciceros de inventione, welche in jenem Kommentar wie sonst öfters (wohl zutreffend) als prior rhetorica (S. 65) oder vetus (S. 42) bezeichnet wird.

Auf einen gedruckten Kommentar, nämlich in der editio Veneta 1481, hatte schon Marx in seiner Ausgabe aufmerksam gemacht; auch mehrere Exemplare des Druckes von 1483 der Münchner Staatsbibliothek bieten einen solchen; voransgehen die rhetorici veteres (= de inv. I II), ebenfalls mit reichem Kommentar. Wilsén, der zuerst die Scholien nach dem um 1475 von Johannes Paulain aus Laon geschriebenen Stockholmer Kodex (h) studierte, verglich erst später die editio Veneta und nach der Drucklegung des Kommentars h zu Buch I und IV auch mehrere Manuskripte in Italien, deren Inhalt sich mit h vielfach berührt; aber nicht deckt, auch unter sich weichen die Kommentare vielfach ab [ein Mediceo-Laurentianus s. XIII, ein Kod. der bibl. Naz. centr., der bibl. Riccardiana und Strozziana in Florenz, schließlich in der bibl. comunale zu Perugia]. Die diesbezüglichen Auseinandersetzungen Wilséns S. 92—95 klären ihr Verhältnis und ihre Entstehungsgeschichte nicht genügend; am besten kann er die Lücke selbst ausfüllen. In dem jungen Stockholmer Kodex fließen die Wässerlein der Kommentare von Marius Victorinus und Grillius (4. Jahrh.), der öfter genannt wird, bis auf Laurentius Vallensis, Guarino und Omnibonus zusammen. Belege aus Cicero, Vergil, Horaz, Lucan, Sueton, besonders aber aus Quintilian sind häufig, die Wilsen S. 10—23 auf ihre Verlässigkeit untersucht. Auch die „rubricae" der Hss H P B weisen nach der Richtung, woher die Bestandteile von h abzuleiten sind. Ich habe nach den von Wilsén mitgeteilten Erläuterungen zu Buch I S. 33—42 und Buch II S. 42—92, wo sich Wort- und Sinnfiguren in der von Cicero u. a. beklagten schulmäßigen Art breit machen, den Eindruck, daß eine meist dreifache Fassung vorliegt; eine eng an das Altertum sich anschließende, in gutem Latein etwas „deklamatorisch" gehaltene (das häufige describitur autem erinnert an das λέγεται δὲ für die Angabe rhetorischer Vorschriften im 3. Buch der aristotelischen Rhetorik), eine mittelalterliche, mit scholastischer Färbung (essentialia, intellegibilis, identitas, curialis, praedicator), eine humanistische mit Anklängen an die modernen romanischen Sprachen (participare, epilogare, augmentare, exemplificare; per exellentiam, econtro, insimul). Natürlich finden sich öfter auch mehr oder weniger Umdeutungen. Interessant sind die Schwankungen über Zählung der Bücher der rhet. ad Herenn. (2 oder 4 oder 5 oder 6; vgl. meinen Aufsatz in den Bayer. Gymn.-Bl. 33 [1897] S. 410) sowie die Tatsache, daß der Kommentar öfters Wörter oder Lesarten erklärt, die der daneben stehende Text nicht enthält; dies ergibt wie einige italienische Hss einen deutlichen Fingerzeig für die selbständige Existenz des Kommentars. Hier ist noch manches zu klären. Im einzelnen haben die Anmerkungen nicht durchaus gleich hohen Wort, so ist willkommen, was über apologus I 6 § 10 oder über Lucans sonderbare Personifi-

kation IV 53 § 66 (Roma venit ad undam Rubiconis etc.), anderes erscheint minderwertig. Der von Wilsén gebotene Text macht den Eindruck der Verlässigkeit und enthält einige ansprechende Verbesserungsvorschläge. S. 53 sollte es heißen κόμμα a κόπτω statt κόπτειν, weil nach dieser Ergänzung der Text wie in ähnlichen Fällen mit der ersten Person incido fortfährt; in dem Münchener Exemplar (1483) fehlt hinter „articulus graecae" das Verbum κόπτω, wie überhaupt die meisten graeca.*) Das griechische Urwort für conclusio heißt doch wohl συμπέρασμα von συμπεραίνω (häufig bei Aristoteles), nicht σύμπλασμα (S. 66). Bezüglich der Wortneubildungen hielt es Octavian wie sein Adoptivvater Cäsar (vgl. M. Pomponius Marcellus bei Suet. gr. 22): Zu I 9, 15 neque nove. Secundum sententiam Octaviani, qui scribens ad quosdam suos nepotes iussit novitates vocabulorum non secus evitandas esse, quam solent scopulos (?) a navigantibus. Quale esset, si vellemus dicere: „Decreta senatus nullo modo curo" et diceremus: „Dephe et gerusia susque deque fero". Quia dephe significat decretum, gerusia senatum, susque deque fero negligo. Für dephe ist doch wohl psephe = psephoe zu lesen und an erster Stelle fero mit dem Akkusativ psephos et gerusiam zu konstruieren. Auch IV 27, 37 Occupatio (statt occultatio) est μετάνοια vel poenitentia etc. ist nicht in Ordnung; auch in dem Münchener Exemplar (III B.) steht Occupatio metania penitentia. S. 41 in carcerem correctus scheint nur Druckfehler für correptus.

Der zweite Teil der Dissertation Wilséns S. 96—130 gibt eine Vergleichung des Codex Corbelensis zu Cicero de invent. in St. Petersburg, den er nach Stockholm sich schicken ließ. Marx hat ihn in seiner Ausg. der Rhet. ad Herenn. beschrieben und gewürdigt. Wilsén bezeichnet ihn nach Weidner mit R, nicht mit C wie Marx.

In nicht wenigen Fällen findet die Lesung Friedrichs (ed. Teubn. 1884) eine neue Stütze, so I 7, 9 genus et finem et officium; I 10, 14 numerus constitionum duplicatur. An verschiedenen Stellen benutzt Wilsén geschickt die Lesarten des Corbeiensis, um einen besseren Text zu gewinnen: so I 17, 25 quod genus strepitus acclamatio, ein Asyndeton, oder I 23, 33 ne cuius genus posueris, eius sic utare aliqua diversa ac dissimili parte, ut ponas in eadem partitione oder I 24, 35 comis officiosus pudens patiens oder II 28, 83 quam sit ille promeritus. Öfters befindet er sich im Einklang mit E. Stroebel, der über den V(aticanus) im Philol. 1886 gehandelt hat und wie wenige Forscher mit der Überlieferung der libri rhetorici Ciceros vertraut ist, vgl. Jahresb. CV (1900) S. 218 ff.; so II 42, 122 quae assolent (für solent).

*) Nebenbei bemerkt, hat diese Ausgabe die Figuren bis zur conclusio dem liber tertius zugesellt, der liber quartus beginnt mit der Pronominatio (IV 42).

In orthographischen Dingen, die in der Handschriftenforschung leider einen ungebührlich breiten Raum einnehmen, unterlag C(orb.) verschiedenen Einflüssen: h' = autem teilt er mit V S, der Abl. Sing. der Komparative lautet meist auf i, Akkusativ-m wird weggelassen oder verkehrt gesetzt; Schwankungen wie proemii—praemii—qneqne—audatia —repperire—tutella sind vereinzelt kaum zu notieren, ähnlich in Fremdwörtern: clitemestra, olimpia, peripatheticis et theofrasto, tebae (öfters cartag., vgl. Cic. or. 160). Neue Formen wie apologam S. 102 (für apologum) oder ascenserit S. 105 dürften bei Vorsichtigen kaum eine freundliche Aufnahme erhoffen.

Ein künftiger Herausgeber der Jugendschrift Ciceros wird an Wilséns Kollation sowie an seinen Emendationsversuchen willkommene Unterstützung finden; schade, daß nicht ein Index die Benutzung erleichtert.

3a. J. Lebreton, Sur un manuscrit de Cicéron de inventione. In der Rev. de Philol. XXVIII, 1904, S. 33—40.

Lebreton beschreibt die Handschrift D 3, 36 in der Bibliothek des Trinity College zu Dublin. Sie stammt aus dem XI. Jahrh. (nicht XIV.) und enthält de inv. p. 120, 30 Friedrich bestiis praestare bis 218, 26/27 producendo (Friedrich in testis loco producentem; die Dubliner Hs bietet intemptantis loco producendo). Nach Lebretons Ansicht nähert sie sich der Klasse β c (Bernensis und Casselanus), doch so, daß sie nicht selten zu der Klasse P (Parisinus), H (Herbipolitanus), V (Vossianus LXX) neigt, über die Ströbel im Philol. XLVII, 1889, gehandelt hat. Von Eigentümlichkeiten der Schreibweise des D seien nach Lebreton notiert: dampno, calumpnia, navim und navi (immer). Als besonders beachtenswert hebt Lebreton selbst folgende Lesarten heraus: aliquando 126, 20 Fr. (besser als aliqnam); quaeritur om. 142, 13; et partibus et in 146, 9; quod non rei solum (Stellung!) 147, 36; quae controversia est 155, 9; ut si quis cum aliqui deliberent bellum gerant an non . . . demonstret vor aut si . . . instituetur oratio 166, 36—167, 3 (auch in einem Florentiner Kodex, worauf Ströbel hingewiesen hat); ac de reprehensione quidem haec 167, 21; generis et diversae 178, 3; cum ex singulis 189, 7; quid cuique officii, iuris . . sit 207, 6 wohl dem cuiusque vorzuziehen. Auch Abweichungen wie inquid für inquiet 129, 15 oder ad summam rei publicae für ad summam rempublicam 132, 10/11 verdienen Beachtung.

Die von Lebreton im Anschluß an seine Erörterungen in der Rev. de Philol. S. 36—40 mitgeteilte Kollation macht den Eindruck solider Verlässigkeit. An einigen Stellen ist mir aber doch ein Zweifel

aufgestiegen. Zu 127, 27 Fr. wird notiert retulerint für rettulerunt; lautet das vorausgehende gleich konstruierte Verbum animadverterint oder animadverterunt? Steht wirklich 198, 30 Grais de Grais und nicht Grai de Grais? 218, 2 tribunus militem und nicht tribunum militem? Die zahlreichen orthographischen Abweichungen hätten zum Teil wenigstens in Gruppen besprochen werden können: so hii für ii, his für iis, auch idem für eidem; die Bevorzugung des e (vor i) in describamus, descriptione u. ä., selbst deductione fälschlich für diductione (129, 17); Dittographien eines Buchstaben wie in nec causae quidem für ne causae quidem oder si quis sacrum für si qui sacrum. Ziemlich häufig sind auch Umstellungen, wie 158, 29 mater est satietatis, noch häufiger die Änderungen der Tempora. Wenn uns die Klausel appellabimus für appellamus, intellegemus für intellegimus, inferetur und demonstrabitur für das Präsens geboten wird, so möchte man nach einem rhythmischen Grund suchen, aber die entgegengesetzten Änderungen intellegimus für intellegemus, sumitur und conceditur für das Futur, selbst reperientur (129, 27) für reperiuntur lassen die Willkür durchscheinen. Nicht höher zu werten sind wohl Besonderheiten des D wie potissime für potissimum (129, 26), Hermacreontis für Hermocreontis (146, 18), amphitrionas für amphictyonas (198, 22). Wieweit Fehler des D, z. B. concluderis für conclnseris (158, 2), ac facta (für facti) quidem controversia (124, 8), aliam (für illam) rem, de qua agitur (124, 26), cognoscatur für ignoscatur (127, 2), descriptio für de scripto (128, 25), Formen wie disceptio oder mensurui (für menstrui), im Dienste der Handschriftenforschung bei de inventione zu verwerten sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

4. S. Brandt, Handschriftliches zu Cicero De inventione. Philologus N. F. XVI (1903), S. 620—622.

Der Kodex 229 der Stadtbibliothek von Avranches enthält ein verschlagenes Doppelblatt fol. 191 und 192 mit einem Fragment von de n v. und zwar nach Friedrichs Ausgabe S. 133 Zeile 16 von exordiri bis S. 148 Z. 19 quam tuus. Die Hs aus dem XII. Jahrh. stimmt meist mit den von Friedrich benutzten Hss (c, β, S, P); so 133, 36 risu renovatur mit c, ebenso 134, 31 satis dictum est. Die verderbte Stelle 147, 6 lautet im Fragment so: factum quem populus romanus ob id quod. Zeile 8 ist autem vorhanden. S. 148, 7 ist xeno fontis für Xenophontis geschrieben.

2. De oratore.

5. W. Kroll, Studien über Ciceros Schrift De oratore. Rhein. Mus. LVIII, 1903, S. 552—597.

Als eine Art Auszug oder Umguß dieser Studien haben wir in populärerer Fassung:

5a. W. Kroll, Cicero und die Rhetorik. Neue Jahrb. XI, 1903, S. 681—689.

Gegenüber den Kleinschulmeistern der Rhetorik, den griechischen noch mehr als den minder wichtigen lateinischen, läßt den Staatsmann und Senator Cicero sein Selbstbewußtsein zum schroffen Ausdruck kommen (Rh. Mus. l. l. S. 572). Aber aus dem mächtigen Strom der Schultradition kann auch er sich nicht reißen; nur sind die trockenen rhetorischen Partien mit anregenden philosophischen Erörterungen verschlungen — wie Hirzel in seinem „Dialog", so hat vor kurzem (D. Lit.-Z. 1902) v. Wilamowitz in der Anzeige von Schwartz' „Charakterköpfen" dem Gespräch „Vom Redner" uneingeschränktes Lob gespendet. — Diese stellenweise besser, als bislang geschehen, auf ihre Quellen zurückzuführen, ist das Ziel der Aufsätze Krolls, der dabei in ausgiebigstem Maße die philosophischen Schriften heranzieht. Den einseitigen Kennern der Rhetorik ist der Besuch dieses weiten Gebietes angelegentlich zu empfehlen; identifiziert doch Cicero selbst nahezu die Tätigkeit des rechten Redners (de omnibus rebus copiose et ornate dicere) mit der des echten Philosophen (de maximis quaestionibus copiose ornateque dicere, Tusc. I 7) und kehrt nur nach Bedarf die eine oder andere Seite seines Doppelwesens hervor. Im dritten Buch „Vom Redner" ist in die Lehre vom ornate dicere ein Exkurs eingeschoben (III 54—143) mit dem Gedanken, daß der rechte Redner das copiose dicere, die Ausstattung durch eine allgemeine philosophische Bildung, den besseren Teil zu seinem ornate mitbringt, nicht aber der Philosoph zu seinem copiose das ornate. Diese Partie über das Verhältnis der Philosophie zur Rhetorik führte H. v. Arnim auf Philon von Larisa zurück (vgl. Tusc. II 9), nach Kroll verdankt Cicero die Gedanken einem anderen Lehrer, dem Schüler und Nachfolger Philons, dem Antiochos von Askalon, der aber dem Atticus, wie es scheint (de leg. I 54) enger befreundet war als dem Cicero. Wie Philon, abweichend von Charmadas (de or. I 84), so habe Antiochos, um die vornehme römische Kundschaft sich zu erhalten, Rhetorik und Philosophie verbunden und bei seiner Neigung zur Oberflächlichkeit nicht nur unter Verdammung der Skepsis des Arkesilas enge Beziehungen zum Περίπατος und zur Στοὰ eingegangen, sondern zeige auch in seinen rhetorischen Vorträgen oft ein verschiedenes Bild [wobei die Stelle Acad. pr. II 69—70 mehr in den Vordergrund zu rücken war: quamvis fuerit acutus, ut fuit <Antiochus>, tamen inconstantia levatur auctoritas]. Drei Dinge seien es gewesen, mit denen der Askalonite in

die praktische Rhetorik eingreifend weniger die Theorie als seinen Schüler Cicero gefördert habe: die Behandlung der θέσεις (der allgemeinen Fragen) im Gegensatz zu den ὑποθέσεις (den konkreten Einzelfällen), die Bedeutung der Affekte für den Redner (ira, αὔξησις cohortatio, consolatio u. a.) und eine Vertiefung der Topik, der inventio; auch den Topika Ciceros, die dieser bekanntlich auf einer Seefahrt für den jungen Juristen Trebatius flüchtig hinschrieb, liege eine Bearbeitung des Gegenstandes durch Antiochus zugrunde (nach Wallies); ihre Verwandtschaft mit de or. II sei unverkennbar. Diese Gedanken, welche hauptsächlich mit Stellen aus dem IV. und V. Buch de fin. gestützt werden, weiter verfolgend (Rhein. Mus. l. l. 576—597) spürt Kroll Antiocheischen Partien in de or. I, II und III nach, so I 17 scientia rerum und sonst über allgemeine Bildung, auch die Forderung juristischer Kenntnisse (I 105 ff.), die Äußerung gegen die Affektlehre der Stoiker und über ihren „hölzernen“ Stil; über die rechte Benutzung der bona corporis und externa (II 342); selbst die Aberkennung des ἐπιστήμη-Titels der Rhetorik, die dem Antiochus eine virtus ist, und der Kern der Lehre von der actio (Buch III) gehe auf Antiochus zurück. Aber sein Einfluß war nicht nachhaltig — selbst auf Ciceros Praxis nicht, mehr auf seine Theorie; „Antiochos mit seinem Ideal einer umfassenden Bildung, seinen Thesen und seiner Topik ist im Vergleich zu ihr <der Jahrhunderte alten Tradition> eine ephemere Erscheinung geblieben“ (Rhein. Mus. a. a. O. S. 597). Krolls ungemein sachkundige und vielseitige Erörterungen lassen nicht selten des Verfassers eigene Zweifel durchblicken und ist der Leser ein etwas skeptischer Herr, dann schüttelt er wie bei den Ergebnissen ähnlicher Quellenuntersuchungen den Kopf. Mir scheint die Forderung einer universellen Bildung, besonders juristischer Studien, denen Cicero bei den Muciern u. a. obgelegen*) (Brut. 306), einer für Massen berechneten Vortragsweise und Behandlung der Affekte so viel Persönliches, so viel aus Ciceros Lebensgange in sich zu schließen, daß ich nicht an einen bestimmenden Einfluß des bildungsverwandten Askaloniten denken möchte. Wohl hat dieser auf Ciceros philosophische Schriftstellerei nachhaltig, doch auch nicht so überwiegend gewirkt, wie angenommen wurde, vgl. meine Besprechung von R. Hoyers Schrift, welche ihn für die Offizien als Hauptquelle ansieht, in den Bayer. Gymn.-Bl. XXXV, 1899, S. 621—624. Für die rhetorischen Schriften weist uns die Vergleichung mit Dionys von Halikarnaß auf ältere Quellen, besonders Theophrast [περὶ λέξεως, περὶ ὑποκρίσεως, περὶ γελοίου — darüber Arndt (Nr. 6); recht oft benutzt Cicero in den philosophischen Schriften Theophrasts de beata vita, de

*) Vgl. Rev. de Philol. 28, 1904, S. 538 f.

divitiis u. a.]; dann möchte ich den Angaben Ciceros hier so wenig wie anderwärts von vornherein mißtrauen, so außer der häufigen Angabe, daß Peripatetiker und Akademiker sehr viel, die Stoiker wenig, die Epikureer nichts für die Rhetorik, für das ornate et copiose dicere, geleistet haben, der bestimmten Äußerung Tusc. II 9 Philo, quem frequenter audivimus etc. und der Darlegung des wohldurchdachten Kampfprogramms des Charmadas, des Vorläufers Philos in der Akademie, gegen den Rhetor Menedemos (vgl. Rhein. Mus. l. l. 563, 578) de or. I 84—87. Aus dem Negativen ergeben sich die positiven Aufgaben für Philosophen, die wie Philon und Antiochos Besseres an Stelle der öden Rhetorik setzen wollten [Politik, Ethik, Psychologie, Logik, Redegewalt]. Der Geist des temperamentvollen Karneades, zu dessen Bildnisse Cicero in Athen mit den Studiengenossen die Spaziergänge machte, wirkt in den beiden Schülern fort, in Kleitomachos und Charmadas, doch verschieden: Clitomachum eadem dicere, Charmadam autem eodem etiam modo dicere (Cic. or. 51). Die Trostschrift Kleitomachos' an seine karthagischen Mitbürger hatte Cicero (Tusc. III 54) gelesen (daher die Partien über consolatio?). Auf den Einfluß des Polyhistors Poseidonios (und durch diesen des den vornehmen Römern akklimatisierten Stoikers Panaitios) weist Kroll selbst hin (Rhein. Mus. a. a. O. S. 565, S. 584). Ihm haben es die Erforscher der Geschichte der Redekunst überhaupt zu danken, daß er die Frage nach den philosophischen Quellen so nachdrucksvoll in den Vordergrund gestellt hat.

Zu den Quellen des Dialogs „Vom Redner" II 216—289.

Eine Quellenuntersuchung, Text-Analyse und Erklärung zu De or. II 216—289 bildet das interessante Kernstück der Bonner Dissertation von

G. E. Arndt, De ridiculi doctrina rhetorica. Kirchhainii Lusatorum (1904).

Schon bei der Herleitung der Doktrin von Aristoteles, zu dessen Rhetorik der catalogus Coislinianus als willkommene Ergänzung die Theorie für die Komödie bietet auf dem Wege über Theophrastos und Demetrios (περὶ ἑρμηνείας) hat der Verfasser Anlaß die durch Cicero und Quintilian vertretene römische Darstellung des γελοῖον heranzuziehen.

Im 2. Kapitel legt Arndt kurz Ciceros Lehre (de or. II 216—289) dar und glaubt die Übereinstimmung mit dem catalogus Coislinianus erwiesen zu haben (p. 35). Auch der Auctor ad Herennium, der I 10 bei der Insinuatio-Partie sich über das ridiculum kurz äußert, habe aus der gleichen griechischen Quelle geschöpft (indirekt aus Theophrast oder Demetrius Phaler.); die meisten Beispiele rührten — das ist ja

klar — von Cicero selbst her. Diese Quellenanalyse erscheint mir sehr unsicher. Einmal sind bei allen diesen rhetorischen Dingen die Abweichungen viel mehr zu betonen als die Übereinstimmungen, dann wird nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß der vielbelesene Cicero noch andere Schriften könne herangezogen haben, z. B. περὶ καθήκοντος oder προσήκοντος, in welchen wie bei Cicero die Grenzen für das Lächerliche gezogen waren (vgl. Cic. or. und Hor. poet. über das decorum), oder περὶ παθῶν, in denen wie bei Quintilian das Lächerliche im Anschluß an die Affekte behandelt war, oder περὶ ὑποκριτικῆς (ὑποκρίσεως), in denen wie bei Quintilian XI 3,73 der Ausdruck des Komischen erörtert war, schließlich in Monographien über die Figuren (περὶ σχημάτων). Weist doch Quintilian (VI 3, 70) ausdrücklich darauf hin, daß die Sinnfiguren (figurae mentis, σχήματα διανοίας) Stoffe für das γελοῖον liefern. Und hätte Arndt beim auct. ad Herenn. Umschau gehalten und sich nicht auf I 10 beschränkt, so würde er im 4. Buch unter den Figuren — Wort- und Sinnfiguren — zum Teil sogar wörtliche Übereinstimmung mit Ciceros Lehren gefunden haben: imago, effictio, notatio, supralatio, sub oculos subiectio (IV 60), occultatio, exsuscitatio*) u. a. Das wäre ein Kapitel für sich. Ein ebenso wichtiges Kapitel, nämlich das Quantum der mündlichen Lehre, entzieht sich der Behandlung.

Ich kann von dieser Überzeugung ausgehend auch den Satz Arndts, das Ergebnis des 3. Abschnittes der Dissertation, Quintilian habe in VI 3 außer Cicero und Domitius Marsus, der sehr sorgfältig de urbanitate schrieb, keine weiteren Quellen, wenigstens keine griechischen, benutzt (S. 62), nur als gewagt bezeichnen. Beruft sich der Rhetor doch bei der Behandlung des Vortrags, in der immer der Mime und Possenreißer vom Redner geschieden werden, auf Plotius, Nigidius und Plinius (XI 3, 143). Und die sorgfältige Gegenüberstellung Ciceros und Quintilians bei Arndt ergibt, wie dem Verfasser nicht entgangen ist, eine Menge von Abweichungen.

Von Einzelheiten sei S. 33 die Verbindung Cic. de or. II 254/5 Quae genera percurram equidem mit dem Vorausgehenden — Elters Konjektur genera <post> percurram — und der Beginn des neuen Absatzes mit Sed scitis herausgehoben.

7. E. Jobbé-Duval, Explication du Nr. 173 du livre 1 du „De Oratore“ de Cicéron. Rev. de Philol. 28, 1904, S. 537—577.

In dem Aufsatz wird eine Seite der rhetorischen Schriften Ciceros behandelt, welche den der Handschriftenforschung und literarischen Interpretation zugewandten Philologen meist etwas fremd ist: die Stellung

*) Auch collatio (Quint. V 11, 23 nach Cicero) findet sich ad Herenn. IV. 60.

Ciceros zum römischen ins civile oder spezieller die Machtbefugnisse der Centumviri nach Cicero. Nachdem kurz die juristische Ausbildung Ciceros besprochen, wendet sich der Verf. der causa centumviralis zu. Die Befugnisse der centumviri, die von den Tribus (35 × 3 = 105) gewählt waren, werden von Cicero (I 173) als sehr umfassend hingestellt, aber schon vor Beginn des Prinzipats habe sich eine Verengerung vollzogen, sodaß causa centumviralis zusammenfalle mit causa hereditaria. Abweichend von Cujas und Mommsen nimmt der Verf. eine nach Epochen fortschreitende Verengerung der Kompetenz der Centumviri an (S. 549, 577). Die reichen Literaturnachweise erleichtern es dem juristischen Fachmann dem Verfasser auf den verschlungenen Pfaden zu folgen. Ich kann das nicht; aber seine Auffassung des Zusammenhangs des § 173 in De oratore I erscheint mir als richtig.

— 7a. T. Sinko, De Romanorum viro bono. Cracoviae 1903. 52 S. gr. 8°.

Über die Ansichten Radermachers und Schölls von der Bedeutung des vir bonus in der Catonischen Definition des Redners ist im vorigen Jahresbericht CXVII S. 143 f. kurz berichtet. Sinko, dessen Abhandlung ich nur aus der im ganzen anerkennenden Besprechung Friedrich Cauers in der Woch. f. klass. Philol. 1905 S. 1198—1200 kenne, zeigt die (6) Stufen in der Entwickelung des Begriffs vir bonus von der ältesten Zeit bis in die Anfänge des Christentums auf, wo die homines boni zu den viri boni im Gegensatz gestellt werden. Für uns kommt hier das rednerisch-philosophische Ideal des Crassus-Cicero, das Quintilian und Plinius, später mit strahlendem Nimbus umgaben, in Betracht. Der stoische Einfluß auf die Füllung des Begriffes bonus ist m. E. im De oratore anzuerkennen und die volkstümliche Indentifizierung von bene und beate vivere wird besonders im 5. Buche der Tuskulanen mit stoischen Waffen bekämpft und die Unabhängigkeit der Güte von den „Gütern“ nachdrücklichst betont.

De Oratore. Text.

8. E. Courbaud, Sur le „De oratore“ I 1, 3; I 2, 5; I 3, 11. In den Mélanges Boissier. Paris, 1903, p. 137—142.

Courbaud, der inzwischen (1905) mit De or. I eine Ausgabe der rhetorischen Schriften Ciceros eröffnet hat, verteidigt mit Recht I 3 die nicht streng logische Anführung der 3 Abschnitte aus Ciceros Leben statt der einen Periode nach dem Konsulat. „Un orateur n'est pas un logicien“, ganz treffend. Cicero opfert die Logik oder richtiger gesagt die pedantische Denkakribie nicht selten dem Satzbau und Rhythmus. Ebenso I 5 quoniam quae . . exciderunt . . digna, ohne

sunt, das Thiele neuerdings fordert.*) Die Fälle, wo besonders im Anschluß an einen Relativsatz eine andere Konstruktion einsetzt als die vorausgehende Konjunktion verlangte, sind gar nicht so selten (s. Ammon zu Tusc. I 28). Von der gleichen Auffassung, daß der klare Hauptgedanke über ein untergeordnetes Anakoluth hinweghelfen müsse, ausgehend, verwirft Courband I 11 Stangls Einschaltung poetarum <et oratorum>; Cima hatte das schon Riv. di filol. 1900 getan (vgl. meinen Bericht CXVII 1903 S. 145).

De Oratore. Ausgaben.

— 9. A. S. Wilkins, Rhetorica, Vol. 2, 1903, Clarendon Press.

Rez.: WklPh 1903 S. 95—98 von Th. Stangl, der in der eingehenden Besprechung eine Reihe von nicht zutreffenden Angaben und haltlosen Konjekturen aufzeigt und die Nichtbeachtung der nach 1893 fallenden kritischen Beiträge beklagt. Ferner rez. Hermathena XXVIII, p. 246—251. Athen. 3947, p. 781 und 3981 p. 206. Bofícl. XII S. 35 v. Valmaggi.

10. A. C. Firmani, Ciceronis de oratore libri tres. Torino, 1903.

Rez.: Boficl X, 4, p. 77—80 von S. Consoli.

Über das 1. Bändchen s. Bericht CXVII S. 146 f.

— 11. V. Bétoland, De oratore dialogi tres. Edition classique, publié avec des arguments et des notes en français. Paris, 1903.

— 12. R. Kühner, 3 Bücher vom Redner. Übers. und erklärt. 3. Auflage. Berlin 1903.

3. Brutus.

Quellen des Brutus.

Wie viel Cicero der reichhaltigen Bibliothek seines Freundes T. Pomponius Atticus sowie den historischen Schriften desselben verdankt und wie sich im „Brutus“ und in den zeitlich benachbarten Schriften (Cato, Tusc., Lael. u. a.) Chronologie und Genealogie breit machen, nicht selten auf Kosten des jeweiligen Themas, ist schon oft angemerkt worden (von Naumann, De fontibus et fide Ciceronis, von Jules Martha in seiner Ausgabe des Brutus 1892 p. XIX sq., vom Ref. in der Besprechung des Cato Mai. von Sommerbrodt Bayer. Gymn.-Bl. 35, 1899, S. 486 und im Bericht CXVII S. 149 und von anderen.

*) Bei dieser Gelegenheit sei auf die Lesart a nobis exciderunt in dem alten Kommentar zur Herenniusrhetorik (I 1) verwiesen.

Die Bedeutung der historischen Schriftstellerei, vornehmlich des liber **annalis** des Atticus für Ciceros Schriften, insonderheit für dessen Brutus beleuchtet in einer trefflichen Abhandlung

13. F. Münzer, **Atticus als Geschichtschreiber.** **Hermes** 40, 1905, S. 50—100.

Angeregt durch Ciceros Bücher „Vom Staate" (51 v. Chr.) verfaßte Atticus, praktisch wie er war, einen Abriß der Geschichte, (ca. 47 v. Chr.) dessen kurze Charakteristik durch Nepos bekannt ist. Cicero urteilt Brut. 15: ille <annalis> habuit et nova mihi quidem multa et eam utilitatem, quam requirebam, ut explicatis ordinibus temporum uno in conspectu omnia viderem. Und Cicero nützte ihn im Brutus so aus, daß sonst verwandte Partien von De or. und Brutus hier ein anderes, bestimmteres, verifiziertes Aussehen erhalten, z. B. Perikles, Lysias. Oft hat er die Angaben des Atticus, der das Jahr 753 seiner Chronologie zugrunde legt, mit denen des Accius, des Varro u. a. zu vergleichen. Für besonders wichtig halte ich Münzers Nachweis, daß das Hilfsbüchlein des Atticus auch **nichtrömische** Geschichte berücksichtigte, insbesondere einen kurzen Abriß der Geschichte Athens und dabei der **attischen** Beredsamkeit für die historische Zeit bot (S. 78 ff. vergleicht Münzer de or. II 92—95 mit Brut. 26—37). Die richtige Deutung Brut. 28 ex **Attici** (nicht Atticis) monumentis potest perspici (S. 82), die mir wie wohl vielen nicht neu ist, entlarvt doch manche textkritische Verstiegenheit. Wo Cicero auf vorgeschichtliche Beredsamkeit zu sprechen kommt, begibt er sich der Führung des Annalis, berührt sich aber da (nämlich Nestor, Lykurg, Solon u. a. als Redner zu betrachten) mit den Quellen des **Philodemos** περὶ ῥητορικῆς, was Münzer entgangen zu sein scheint. Wie aus verschiedenen Stellen der Schriften Ciceros, den Summanden, die Summen der Anleihe, die der Redner bei dem reichen Atticus macht, sich zusammensetzt, besonders das genealogische Element, wird an verschiedenen Beispielen geschickt gezeigt, für die zahlreichen Einzelberührungen aber auf **Naumann** verwiesen. „Wo Cicero in seinen spätesten Schriften, sagt Münzer a. u. S. 92 richtig, aus bloßer Freude*) an historischen Namen und Zahlen von seinem Thema abschweift, wo er mühelos den Zeitabstand zwischen verschiedenen historischen Tatsachen berechnet, wo er mit der Abstammung und den Magistraturen einzelner Persönlichkeiten genauer Bescheid weiß, als man bei bloß allgemeiner historischer

*) Oft darf man ein dankbares „honoris causa nomino" dahinter erblicken wie in den etymologischen für Varro. Bayer. Gymn.-Bl. XXXV 1899 S. 486.

Bildung erwarten kann, überall da ist die Vermutung berechtigt, daß er diese sichere Kenntnis von Daten dem Atticus verdankt." Münzer verfolgt das nicht im einzelnen; besonders reich an solchen Parallelen zum Brutus sind die Tuskulanen, wo Cicero z. B. Servius Tullius (I 38) halb ernst halb scherzend als seinen gentilis bezeichnet (vgl. de leg. II 3), während er Brut. 62 die Abstammung vom Konsul des Jahres 500 M'. Tullius ablehnt.

Auch die älteren genealogischen Arbeiten des Atticus über die Junier sowie die über die Ämilier und Fabier, deren Verbindung mit den Corneliern aufgedeckt wird unter Verwendung interessanten genealogischen und archäologischen Materials, wirkten auf Cicero nachhaltig; von den jüngeren (nach dem Annalis) ist die über die Marceller hervorzuheben.

14. E. Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte. 5 Vorträge. Leipzig, 1903.

Das für weitere Kreise bestimmte Buch bietet in seinen letzten beiden Nummern „Polybios und Poseidonios" und „Cicero", die nach U. v. Wilamowitz-Moellendorffs Urteile, D. Lit.-Z. 1902 Sp. 3219, wissenschaftlich am höchsten stehen, auch für den Fachmann viele Anregungen, besonders zu Ciceros Brutus.

Brutus-Ausgaben.

— 15. Brutus. Expliqué littéralement par E. Pessoneaux et traduit en français par J. L. Burnouf. Paris 1903.

— 16. V. d'Addozio, Il Bruto di Cicerone annotato . . da V. d'Addozio. Palermo, 1904.

Rez.: RStA N. S. VIII, p. 566—569 von P. Rasi.

4. Orator.

Die Tendenz des Orator.

Daß die großen rhetorischen Werke Ciceros, De oratore, Brutus, Orator, im Grunde vornehmlich persönlichen Motiven, d. h. der Darlegung und Verteidigung seiner rednerischen Eigenart, ihre Entstehung verdanken, ist an sich natürlich und einleuchtend — ἄνθρωπος μέτρον πάντων — und ist zu wiederholten Malen ausgesprochen worden, so bezüglich des Brutus von Franz Müller in dem Colberger Programm (1874) „Brutus de claris oratoribus, eine Selbstverteidigung des M. Tullius Cicero", für De oratore von Marx und Norden (vgl. Jahresb. CV, 1900, S. 223 ff.), für den Orator selbst von Hans Bauerschmidt

(s. Bericht ib. S. 234 f.). „Cicero merkte," sagt U. v. Wilamowitz-Moellendorff, „daß er den attizistischen Pedanten die Asiaten nicht preisgeben durfte, ohne selbst sowohl seine eigene Stellung wie das hohe Ideal seines Redners zu gefährden;" vgl. darüber Jahresb. Bd. CV (1900) S. 210 und Bd. CXVII (1903) S. 141. Ich habe dort auf den schroffen stilistischen Gegensatz zwischen Cicero und Cäsar hingewiesen, welch letzterer hinter den attizistischen Vorkämpfern*) steht. Gerade das rhythmische und melodische Element, in welchem Ciceros natürliche Kraft wirkt und dessen Klärung und Verfechtung das Kernstück des orator bildet, hatte von jener Seite Angriffe erfahren, indem z. B. Brutus den Lieblingsschlußrhythmus Ciceros — ∪ — — ∪̄ (morte vicerunt, archipirata, μηδὲ τοξεύῃ) — nach Zielinskis Tabellen 23,3% aller Klauseln in den Reden — als unschön bezeichnete (Quint. IX 4, 63); Cäsar hatte schon als praetextatus sich über den Singsang beim Lesen lustig gemacht: Si cantas, male cantas; si legis, cantas (Quintil. I 8, 2).

Eine eingehende Studie widmet der Frage

17. S. Schlittenbauer, Die Tendenz von Ciceros Orator im 28. Suppl.-Band der Jahrb. f. Phil. 1903 S. 181—248.

Rez.: WklPh 1903 S. 827 f. von O. Weißenfels. BphW 1904 S. 427—430 von W. Schmid.

Ihm bietet die Schrift nicht bloß das subjektive Idealbild des Redners, wie man im Anschluß an Ciceros eigene Worte § 7 in oratore fingendo talem informabo, qualis fortasse nemo fuit und ähnlichen behauptet hat, sondern der Orator ist in höherem Grade subjektiv, er ist das Produkt eines literarischen Streites und stellt seinem Charakter und seiner Komposition nach eine polemische Tendenzschrift dar, gerichtet gegen alle Feinde der Ciceronianischen Beredsamkeit, besonders gegen die „Neuattiker" und deren Verbündete unter den Grammatikern (Analogisten). Nächste Absicht Ciceros ist, die Angriffe dieser literarischen Widersacher abzuweisen und ihnen gegenüber seine Vorzüge ins rechte Licht zu stellen (Abschn. I und II); seine weitere Absicht ist den Brutus von der Schar der Attiker zu trennen und für seine Anschauungen zu gewinnen (a. a. O. S. 184). Beides ist von dem Referenten u. a. früher ausgesprochen (s. Bericht CV S. 209; vgl. Marchesi [Nr. 18] S. 200), aber, so viel ich weiß, noch nirgends in so umfassender und nachdrucksvoller oder, wenn man will, einseitiger Weise wie von Schlittenbauer dargelegt worden.

*) Der Lehrer Cäsars, der Gallier Gnipho, und der Grammatiker Ateius Philologus, der Sallust in seiner Schriftstellerei unterstützte, vertreten die Analogie und Subtilität (Suet. gr. 15 und 22, Quint. I 6, 23).

Nach kurzer Andeutung der politischen Wandlung wird der Gegensatz zwischen Asianismus und Attizismus übersichtlich meist auf Grund der früheren Arbeiten (Norden, v. Wilamowitz, Curcio, W. Schmid u. a.) dargestellt. Die attische Tradition in Pergamum findet — nebenbei bemerkt — heutzutage wenig Gläubige. Cicero habe in dem Kampf eine vermittelnde Stellung eingenommen. Von den Attizisten (Calidius, Curio, Cornificius, Caelius Rufus, Brutus, Asinius Pollio u. a.), welche an Begabung und Temperament verschieden, in der Anfeindung des gefeierten Cicero einig sind, werden unter Benutzung auch der beiden Seneca, besonders Calvus, Pollio und Caelius, gut skizziert. Der Gegensatz zwischen Cicero und Cäsar war schärfer zu beleuchten. Daß auch Ciceros Freund Titus Pomponius dem Lager der Attizisten nahestand,*) deutet sein Beiname an — ὑπεράττικος und Ἀττικωτάτη für Attica, die Tochter des Atticus, sind wohl dahinzielende Wortspiele —, ferner der Grundzug in der Atticusvita des Nepos, die elegantia, und, was bei Schlittenbauer fehlt, die Freundschaft mit dem elegantissimus poeta seit Lucretius und Catullus**), nämlich L. Julius Calidus (Nep. Att. 12, 4); ebenso war vielleicht dieser Vertreter der jungen cicerofeindlichen Dichtergeneration und Nepos selbst der neuen Strömung zugekehrt; die Freundschaft hindert da ebensowenig wie bei Varro, der selbst einen Hegesias schön fand (ad Att. XII 6). Die Angriffe richteten sich gegen Ciceros Ausdruck und Komposition, gegen die ἐκλογή und σύνθεσις ὀνομάτων. Von den Attizisten unterscheidet sich Cicero durch sein philosophisch-rhetorisches Ideal, in welchem der rechte Redner und der rechte Philosoph eine Einheit bilden, welches ruht auf den philosophischen Disziplinen der Ethik (Politik), Logik und Physik im Verein mit der Kenntnis des Rechts und der Geschichte — Geographie nicht zu vergessen! — Aber diese Seite seiner Eigenart kehrt er im Orator nicht so hervor wie im De oratore,***) weil sich die Geschosse der verschieden schattierten Attizisten, welche teils dem Lysias, teils

---

*) Wenn in seinem Annalis, wie Münzer (s. o.) darlegt, ein Abriß der attischen Beredsamkeit stand, so hat er die Imitationsbewegung selbst stark gefördert.

**) Daß Ciceros Verhältnis zu Catull ein gespanntes war, sucht Cas. Morawski, Catulliana et Ciceroniana (Cracovine 1903) nachzuweisen (WklPh 1903 Sp. 654 f. Schulze).

***) Auch Burgess, Epideictic Literature (Chicago 1902) hebt diese Verbindung S. 218 nicht genügend hervor, worauf G. Lehnert in seiner Besprechung Berl. Ph. W. 1903 S. 1542 hinweist. Auch betont W. Schmid in seiner Besprechung der Arbeit Schlittenbauers mit Recht, daß der Orator nicht den Inhalt des De or. wiederholen, sondern nur Partien berichtigen und vervollständigen wollte (a. a. O. S. 429).

dem Hyperides, teils sogar dem Historiker Thukydides folgten, nicht auf diese Seite des Redners richteten. Quint. XII 10, 20—26 macht darauf aufmerksam, daß die griechischen Muster bei der Nachahmung durch die Römer die Stilfrage entzündeten; vgl. die weitschauenden Ausführungen darüber von Alfr. Croiset, Mél. Boissier 1903 p. 145 s. Auch hatte Brutus in seinem Schreiben nur den besten Stil (optima species et quasi figura dicendi, or. 1) kennen zu lernen gewünscht. Die inventio und dispositio werden darum im orator kurz abgemacht, (oder der prudentia des Brutus überlassen § 44 n. 51), die actio zwar den temperamentlosen Attikern wie Calidius und Brutus gegenüber gebührend betont, aber doch nicht weiter verfolgt. Am gewichtigsten sind die trennenden Momente auf dem Gebiete der λέξις. Der dreifachen Aufgabe des Redners, dem probare, delectare, flectere entsprechen drei Redegattungen; den Attizisten erschien das probare oder docere als die Hauptsache, sie waren docti und wollten im Kreise der docti sprechen wie die Jungpoeten. Cicero sieht seine Hauptaufgabe im flectere und unterschätzt das delectare nicht (also mehr die Auffassung des Isokrates, daß das πείθειν notwendiges Erfordernis sei); das wichtigste ist dabei das decorum, der feine Takt, an der rechten Stelle die rechte Tonart zu wählen: Is est eloquens, qui humilia subtiliter et alta graviter et mediocria temperate potest dicere.

Er benötigte für seine Zwecke anderer Mittel als die einseitigen Attiker, für das movere die großen allgemeinen Gesichtspunkte, das θετικώτερον (seine Behandlung der θέσεις), das ἦθος und πάθος; für das delectare alle Mittel, welche das Ohr bezaubern, welche die voluptas aurium — „il piacere del orecchio" — erzeugen: nämlich wohltönende Wörter und Wortformen, selbst auf Kosten der Sprachrichtigkeit — in dem römischen Streit um Analogie und Anomalie befürwortet Cicero wie später Horaz den usus, die bessere consuetudo —, dann die gorgianischen Figuren (ἀντίθετα πάρισα παρόμοια etc.) nebst anderen lumina sententiarum et verborum, die meist von selbst rhythmisch fallen, schließlich das Mittel der Rhythmisierung selbst (in Perioden, Kola, Kommata). Dieses Hauptstück des orator führt auch Schlittenbauer in seiner Analyse des Inhalts übersichtlich vor. Wenn sich Cicero rühmt, über die numerosa oratio mehr geschrieben und in ihr Besseres geleistet zu haben als irgendein Redner oder Schriftsteller vor ihm, so ist er damit nach dem tatsächlichen Befund m. E. im vollen Recht: auch in den Rhetorenschulen gehörten die rhythmisch-metrischen Fragen nicht zu den καθημαξευμένα παραγγέλματα und wenn der auct. ad Herenn., wie H. Bornecque Mélanges Boissier 1903 p. 73—79 dartut, Klauseln rhythmisch gestaltet, so sind das Anfänge; bei Cicero haben wir Vollendung. Aber es wird von Schlittenbauer mit

gutem Grund betont, daß das Selbstlob vielfach nur Notwehr des Angegriffenen ist; hier sind die zahlreichen Zeugnisse der philosophischen Schriften noch zusammenzustellen und zu prüfen, so Tusc. II 5.

Der III. Abschnitt (S. 239—247), der uns die vergeblichen Versuche Ciceros zeigt, den ganz anders gearteten jungen Adressaten für sein stilistisches Ideal zu gewinnen, wird eine ziemlich anschauliche Charakteristik des Brutus als Stilisten gegeben. Zu ergänzen wäre dieses Bild wieder aus den philosophischen Schriften: so charakterisiert Cicero Brutus' Schrift De virtute als accuratissime scriptus (Tusc. V 1), so deutet er die stilistischen Mängel des von Brutus hochgeschätzten Cato wiederholt an: Parad. 1 Cato perfectus mea sententia Stoicus et ea sentit, quae non sane probantur in vulgus, et in ea est haeresi, quae nullum sequitur florem orationis neque dilatat [das Zenonsche Bild von der Faust = Dialektik] argumentum, sed minutis interrogatiunculis quasi punctis quod proposuit efficit. Für die lentitudo in der actio solite, worauf hinzuweisen war, jedenfalls der oft erwähnte P. Rutilius Rufus dem Brutus ein warnendes Beispiel sein. Richtig bemerkt Schlittenhauer, daß die Polemik sich immer mehr verschärft (vgl. das Gleiche im Bericht Bd. CXVII 1903 S. 141): vom Brutus zum Orator, von diesem zu de opt. gen. or., hierher ist auch die markante Stelle Tusc. II 3 f. zu ziehen: Quamquam non sumus ignari multos studiose contra esse dicturos; quod vitare nullo modo potuimus, nisi nihil omnino scriberemus. Etenim si orationes, quas nos multitudinis iudicio probari volebamus (popularis est enim illa facultas et effectus est audientium approbatio) — sed si reperiebantur non nulli, qui nihil laudarent, nisi quod se imitari posse confiderent, quemque sperandi sibi, eundem bene dicendi finem proponerent et cum obruerentur copia sententiarum atque verborum, ieiunitatem et famem se malle quam ubertatem et copiam dicerent, unde erat exortum genus Atticorum iis ipsis, qui id sequi profitebantur, ignotum, qui iam conticuerunt ab ipso foro irrisi: quid futurum putamus, cum adiutore populo, quo utebamur antea, nunc, minime nos uti posse videamus (in der Philosophie). Damit sind die Hauptmotive des Orator nachträglich (44 v. Chr.) noch einmal präzisiert. Daß aber Cicero den nahen Verfall der Beredsamkeit in dem Mangel an begabten Köpfen sah, wie Schlittenhauer annimmt, nicht in politischen Verhältnissen, darf man aus dieser Stelle und ähnlichen nicht schließen. Als Resonanzboden der Beredsamkeit gilt wie dem Verfasser des Dialogus de oratoribus so auch Cicero das freie Volk, die geläuterte Republik.

Die tüchtige Arbeit Schlittenhauers hat den polemischen Charakter des Orator eingehend, verständnisvoll und mit Nachdruck dargelegt; daß Cicero trotzdem der Schrift den Anstrich gab, als suche er den

Idealredner wie in anderen Werken den Idealweisen, war ein Gebot der künstlerischen Schöpfung und steht nach seinen vielfachen Hinweisen außer Zweifel. Schlittenbauer bietet auch nebenher mehrfach Aufklärung und Anregung zu weiterem Forschen — so die richtige Deutung ad fam. XII 18 S. 246 —. Seine Darstellung ist ebenso kenntnisreich wie frisch und oratorisch belebt. Sie mag besonders den Anfänger beim Betreten des trockenen Gebietes der Rhetorik einen erquickenden Luftzug verspüren lassen.

Einheit der Schrift Orator.

Schlittenbauers Abhandlung über Tendenz des Orator enthält nicht ex professo, aber faktisch eine Verteidigung der Einheit der Schrift. Die Ansicht Curcios, der Orator setze sich aus drei Stücken zusammen, nämlich a) de optimo genere dicendi und c) de numerosa oratione, welche beide auf Anfragen des Brutus sollen geantwortet haben, und b) dem Mittelstück de oratore perfecto, das Cicero nach Curcio für die Verbindung der beiden anderen und zum Zweck der Veröffentlichung schrieb, wurde im Bericht Bd. CXVII 1903 S. 141 abgelehnt, bei aller Anerkennung der Analyse des Kritikers. Eine eingehendere Widerlegung unternimmt ein weiter ausgreifender, mit der Abhandlung Schlittenbauers vielfach zusammentreffender Aufsatz eines anderen italienischen Gelehrten, der inzwischen eine Ausgabe des Orator veranstaltet hat, Marchesi in Verona.

18. C. Marchesi, L'Oratore di M. T. Cicerone. In: Atene e Roma VI, 1903, Nr. 54—55 S. 184—200.

Der Bewegung um die Einheit der Sprache im Quattrocento in Italien an Kraft und Ausdehnung kaum vergleichbar ist — so leitet Marchesi ein — der Kampf um den Attizismus in Rom, das den Vorteil der Spracheinheit gesichert genießt. Der Kampf, ein Epilog zu den vielgestaltigen Polemiken in Griechenland, spielt sich hier in der Praxis zwischen Rednern ab: er dreht sich um Stilcharaktere. Ausgehend von dem Satze des Gellius XI 18,18 über Catos Rede: Eaque omnia distinctius (nämlich mittels der Wort- und Sinnfiguren und Metaphern) numerosiusque (durch Rhythmisierung) fortasse an dici potuerint, fortius atque vividius potuisse dici non videtur gibt Marchesi im Anschluß an „Brutus“ und „De oratore“ einen kurzen klaren Überblick über die Entwicklung der römischen Beredsamkeit von der kraftvollen Naturwüchsigkeit der Gedanken bis zur Durchdringung von Gedanke und Form (Anfänge des Überwiegens der Kunst bei Lepidus — weiter über Antonius und Crassus — Hortensius zu Cicero). Zu einseitig unter

Nichtbeachtung des distincte dicere, einem Hauptteil des ornate dicere, sieht Marchesi in dem „periodare“ die Haupteigentümlichkeit Ciceros. „Da Ortensio in poi, schreibt er p. 186, la lingua, per opera di Cicerone, progredisce, progredisce sempre, si affina, si amplia, si perfeziona, si stilizza: e il periodo si svolge ampio e sonoro, e l'orazione segue morbida e scorrevole tutte le pieghe del pensiero, che va pomposo di quel magnifico apparato verbale. In questo era il grande artificio della lingua Ciceroniana. Il popolo seguitò a parlar la sua lingua e tra gli oratori furon coloro che in nome della schiettezza (Reinheit) e della serietà finsero di non voler seguire quel trionfo della parola latina, quel cesarismo linguistico ciceroniano. In realtà erano i deboli: costoro furono gli atticisti.“

Diese, meist junge Aristokraten, wollen, unbekannt mit dem kämpfereichen Forum, eine Kultur der Aristokratie und eine ihr angemessene Redegattung für enge Kreise begründen. Das Bild, welches uns ihr Gegner Cicero entrollt, ist historisch treu; dafür zeugen auch Dionys von Halikarnaß und Quintilian. „L'oratore attico cura soltanto l'eleganza, la purezza della lingua, la chiarezza e si dà molto pensiero della convenienza. Quanto alla sostanza egli bada ad essere sottile e profondo nei concetti e può ricorrere alle facezie e a' sali oratori.“ Ihre Ideale (Lysias u. a.) sind bekannt. Hinsichtlich des Beginnes der Fehde ist auch Marchesi der Anschauung, daß sie kurz nach der Publikation des Dialogs „Vom Redner“ eingesetzt habe und zwar in der Korrespondenz der Gegner. Die Persönlichkeiten verfolgt Marchesi nicht weiter. Von den zwei Streitschriften Brutus und Orator streift Brutus mehr nebenher den Ausdruck, den Vortrag und die Imitation (Brut. 319), weist aber im Prinzip die ganze neue Richtung auf Grund der historischen Betrachtung und seiner persönlichen Stellung am Schluß derselben ab. Die letzte große literarische Schlacht schlägt Cicero im Orator, dessen Tendenz von Marchesi ähnlich wie von Schlittenbauer beurteilt wird. Die Widerlegung der Hypothese Curcios geschieht zuerst durch eine kurze, die Einheit aufzeigende Inhaltsanalyse: Così dovrà parlare l'oratore, schließt er mit Cicero S. 196, quell' oratore che io ti ho presentato, o Bruto, come fornito di una grande cultura, conoscitore profondo degli affetti umani, artista ne' movimenti del corpo e nella scelta delle parole, dialettico, filosofo (zweierlei?), politico, dicitore ornato e appassionato, dovrà finalmente così disporre le sue espressioni, ch' esse giungano come una musica, come un' armonia dalle diverse tonalità a cui l'orecchio degli uditori si abandoni completamente.“

Dann werden die einzelnen Angriffspunkte besprochen: Das Unbestimmte der Forderung des Brutus, Ciceros Hast bei Abfassung, die Unmöglichkeit von Fußnoten Gebrauch zu machen, so daß Marchesi mit

Sabbadini or. § 37—43 als große Parenthese bezeichnen möchte. Daß sich Cicero zuerst an Brutus, dann an die Leser wendet, hat an sich nichts Auffälliges und erhält durch das gleiche Verfahren des Dionys von Halik., Quintilian u. a. Analoga. Und den Übergang vom Ton des index zu dem des magister motiviert er selbst (§ 141 u. 174). Die Partie über Rhythmus war ihm eine vitale Sache; sie mußte um jeden Preis an die rechte Adresse und zugleich unter das Publikum gelangen. Nach der Form kann man den Orator mit Marchesi eine Art journalistische Polemik, in der vielleicht einzelne früher bearbeitete (numeri) oder anderswoher entlehnte Dinge (Figuren, genera dicendi) untergebracht wurden, nach dem Inhalt als Ciceros rhetorisches Testament bezeichnen, dessen Erbe anzutreten Brutus nicht geeigenschaftet war. Den konglutinatorischen Charakter teilt der Orator mit anderen Schriften dieser Zeit oder mit der theoretischen Schriftstellerei Ciceros überhaupt.

Anhangsweise sei verwiesen auf

19. J. Bruns, Vorträge und Aufsätze, München 1905. Nr. 8: Die atticistischen Bestrebungen in der griechischen Literatur. S. 194—216.

Besonders S. 200—204, wo die praktischen Bedürfnisse der studierenden Jugend Roms und der Sieg des Attizismus dargestellt wird.

20. Th. Schiche, Zu Ciceros Briefen. Wissenschaftliche Beilage des Friedrich-Werderschen Gymnas. zu Berlin. Berlin 1905.

Schiche bespricht hauptsächlich die Chronologie der Briefe des Jahres 46 und 45. Daß der Orator geschrieben sei statim Catone absoluto (or. § 35) stehe mit ad fam. XVI 22, 1 Ego hic cesso, quia ipse nihil scribo, lego autem lubentissime nicht im Widerspruch; aber ad Att. XII 6a Müll. (Oratorem legas) könne nicht lange nach Vollendung des Orator (Nov. 46) geschrieben sein, da Cicero die bekannte Korrektur Eupolis für Aristophanes wünschte und rechtzeitig erreichte (S. 17 ff.)

Textkritik.

Gegen die Überschätzung der Mutili zum de oratore hat sich W. Kroll im Rhein. Mus. LVIII 1903 S. 552 scharf geäußert; ebenso in der Besprechung von Cornband Cic. de or. 1 im Lit. Zentr. 1905 Nr. 26. Für den Orator sucht einen Halt zu bieten

21. H. Bornecque, Le texte de l'orator. In der Rev. de Phil. XXVII 1903 p. 154—157.

Von den Zeugnissen der Alten (Quintilian, Aulus Gellius, Nonius Marcellus, Rufinus, Julius Viktor) nähert sich der gebotene Text 16mal dem der mutili (A), 18mal dem des L (POF). Nach den Satzschlüssen (clausulae)

beurteilt verdient A den Vorzug, dem sich, wie Stangl früher betonte, F nähert. Damit ist, wie Bornecque selbst sieht, für die Entscheidung nichts gewonnen. Wichtig sind nur wenige Fälle, wie § 168 quid in his hominis (hominibus A) simile sit nescio, wo doch nur das von L und Gellius gebotene hominis paßt, ebenso hat § 137 saepe ut irrideat nur L das Richtige, nicht A (redeat).

22. F. Heerdegen, De locis quibusdam qui in Ciceronis „Oratore" sunt emendandis. In: Mélanges Boissier, Paris 1903.

Heerdegen, der 1884 eine gediegene Ausgabe des Orator veröffentlichte, möchte jetzt or. 22 lesen: Horum singulorum generum quicumque vim singulis <aetatibus> consecuti sunt, magnum in oratoribus nomen habuerunt, sehr ansprechend, aber <in> singulis ist einfachere Emendation und auch sinngemäß. § 33 specie dispares <vi> prudentiae coniunguntur. § 170 quod fit etiam ab antiquis, sed plerumque casu suapte natura für saepe natura, an sich hübsch, aber das Substantiv, auf das sich suapte beziehen sollte, ist nicht recht klar, eher vielleicht sequente natura, aber ich glaube, die „inepta lectio": plerumque casu, saepe natura ist gar nicht so sinnlos, wenigstens in der Vorstellung Ciceros: gedankengemäße Wortfügungen fallen rhythmisch ohne alles Zutun des Sprechenden durch reinen Zufall*) — und diesen Begriff läßt Cicero hier und im „Brutus" zu —, oder sie fallen rhythmisch infolge des natürlichen rhythmischen Gefühls des Redners, was eher Gesetzmäßigkeit als Zufall zu nennen ist.

An Heerdegens Ausgabe anknüpfend bespricht einige Stellen des Orator kenntnisreich, klar und anregend

23. S. Reiter, Textkritisches zu Ciceros „Orator", Jahresbericht des K. K. deutschen Staatsgymnasiums in Prag — Königl. Weinberge für 1902/03 S. 1—18 des Separatabdruckes (S. 19—20 bringt „Noch einmal ‚elementum'").

§ 4 Quod si quem aut natura sua aut illa praestantis ingenii vis forte deficiet aut minus instructus erit etc. Reiters Auffassung der Worte (Naturanlage und geistige Kraft einerseits, Ausbildung andrerseits) und die Kritik der Emendationsversuche ist treffend, aber sein Vorschlag sua vel illa zu schreiben bringt eine unnötige Änderung; schon die Stellung aut . . . deficiet und das einmalige Verbum (deficiet nicht ausreicht) schließen das erste Glied (Begabung) zusammen, vgl. de or. I 113 naturam atque ingenium ad dicendum vim adferre maximam; dann verbindet aut bei Cicero nicht selten etymologisch oder

*) Vgl. Dionys. Halic. π. συνθ. p. 122 R ἀγνοίας . . . ἔστι τὸ κατορθοῦν πολλαχῇ vom zufällig schönen Rhythmus.

sinnverwandte Begriffe (vgl. Phil. XIII 36 moderate aut humane esse facturos; de leg. I 51 propter damna aut detrimenta, Lael. 48 et truncum aut saxum aut quidvis generis eiusdem), schließlich ist sua‿aut illa rhythmisch besser als süā vĕl illa. § 10 cetera nasci occidere, fluere labi nec diutius esse uno et eodem statu, gut interpungiert, jedenfalls nichts zu ändern. I 16 Quid dicam de natura ... copiam? <quid> de vita ... potest nach längerer Erörterung zum Teil nach Sandys. Fraglich. Meines Erachtens erfordert der Relativsatz, welcher die Bedeutung der Physik hervorhebt: cuius cognitio magnam orationi (so zu lesen) suppeditat copiam als Gegenstück zur Ethik auch einen Relativsatz: die Änderung potest für posse gibt die schlechte Klausel — — ∪ — ∪ —, während intellegi posse (—) — ∪ — — ∪ der üblichste Schlußrhythmus (archipirata) ist. Demnach möchte ich selbst auf die Gefahr zu hundert Vorschlägen noch einen überflüssigen zu machen — de vita . . . intellegi posse könnte nämlich Anakoluth sein, entstanden aus der ἀπὸ κοινοῦ-Stellung der Worte de vita — so lesen: Quid dicam de natura . . copiam? de vita . . de moribus? quorum quidquam sine multa earum ipsarum rerum disciplina aut dici aut intellegi posse? Der Infinitiv hängt ab von einem aus Quid dicam leicht sich ergebenden „an dicam" mit negativem Sinn. Paläographisch ist quorū neben morib' und quidquam durch eine Art Haplographie von quid dicam nicht zu ferne gelegen. — § 20 schlägt Reiter vor vehementes, uberes (für varii), copiosi, graves, vgl. aber Brut. 198 tum ab exemplis copiose, tum varie. § 23 Demosthenem, quem *videmus* accommodari ad eam quam sentiam eloquentiam.

23a. L. Havet, Cicero, Orator 153, et Ennius. In der Rev. de Philol. XXVIII (1904) S. 219—220.

Havet verwirft die Änderungen Heerdegens und Leos und schlägt vor nasargenteis, palmet‿crinibus, tectecfractis, indem er das Ausstoßen von is aus metrischen Gründen auch in diesem Beispiel annimmt, nicht eine orthographische Lizenz (tecti für tectis). Interessant sind seine Bemerkungen, besonders die über die sprachlichen Extravaganzen des Ennius (do, gau, cael, famul); gleichwohl erscheint mir die geistreiche Konjektur nicht nötig.

24. M. L. Earle, Cicero or. 30. In: Rev. de Philol. XXIX, 1905 (1.) p. 32.

Den Vorwurf schwerverständlicher Ausdrucksweise, den Cicero or. 30 den eingelegten Reden des Thukydides macht, möchte Earle durch die Umstellung einschränken: Ipsae illae contiones multas ita habent obscuras abditasque sententias vix ut intellegantur. Wozu das?

25. A. Gandiglio, Zu Cic. or. 161. In: Boll. di filol. XI 7 (Jan. 1905) p. 159—161.

Cicero will mit diesen Worten (or. 161) nicht, wie Piazza u. a. annehmen, die Elision des s auch für seine Zeit empfehlen, sondern nur den jungen Dichtern zu verstehen geben, daß solche Verse, wie sie Ennius und Lucilius machten, darum noch nicht schlecht und ungenau seien, weil darin s elidiert wird. Über Ciceros Stellung zu den neuen Dichtern, den docti, vgl. unter Schlittenbauer (o. S. 176 f.).

26. L. Radermacher, Interpretationes Latinae, Rhein. Mus. N. F. LX, 1905, S. 241—255.

Radermacher bietet auch zum Orator mehrere beachtenswerte Verbesserungsvorschläge, so § 68 (S. 254) nonnullorum voluntate (statt voluntati) unter Verweisung auf Philodem. Ich würde gleichwohl mit anderen voluptati vorziehen: Ihre Aufgabe, das delectare, erfüllen die Dichter für einige mehr durch Wohllant als durch Inhalt. § 124 narrationes . . explicatae dilucidae.

27. H. Bornecque, Les clausules métriques dans l'Orator. In: Rev. de Philol. XXIX, 1905, p. 40—50.

Bornecque, über dessen Abhandlung Les lois métriques de la prose oratoire d'après le Brutus der letzte Bericht S. 151 ff. handelt, hat seine Studien eifrig fortgesetzt (an Florus und Minucius Felix im Musée Belge 1903, im Rhein. Mus. N. F. 58, 1903, S. 371—381: „Wie soll man die metrischen Klauseln studieren?") und sie nun auch der Schrift zugewandt, welche über ein Drittel ihres Umfangs der Frage widmet, dem Orator — Zielinski hat diesen nicht zur Grundlage seines Klauselgesetzes gemacht —. Bornecque berücksichtigt die stark interpungierten Einschnitte . : ; ? ! nach der Ausgabe von F. Heerdegen unter Vergleichung der von A. S. Wilkins und bezeichnet ähnlich wie Zielinski (V L P), auf den ich gleich hernach zu sprechen komme, die bevorzugten, angängigen und gemiedenen Klauseln mit R(echerché), T(oléré) und E(vité).

Von den Worttypen — ferant, nondum, videar, ferantur, dicerent, dicendi, memoriam, videantur, ferentibus, ferebantur, polliceor, polliceri, mendacium, maiestatem — erscheinen nach den Tabellen als die bevorzugten mendacium (172 mal) und dicerent (109) und polliceri (90), wobei meist ein Brechen (Biegen) des Rhythmus stattfinde, also der kretische und ditrochäische Schluß; und zwar übersteigt die Häufigkeit um das sechsfache den durch die lateinische Sprache selbst gebotenen Bestand; am meisten gemieden ist der Typus mĕmŏrĭăm (1 mal). Das stimmt in der Hauptsache auch zu den Statistiken von Zielinski. Die clausula heroica, die sich in der Rosciana 9 mal findet, freilich an meist schwach interpungierten Stellen, habe Cicero im Orator den Attizisten zuliebe

gemieden; sonst aber die Klauseln weniger sorgfältig bearbeitet, auch mit Rücksicht auf die Attizisten (?). Für die höhere Kritik, ob der Orator aus mehreren Teilen zusammengeschweißt (Curcio) oder ein einheitliches Werk ist (Marchesi), bietet die oratorische Klausel keinen Halt, für die niedere Kritik wird sie von Bornecque oft benutzt.

Ausgaben des Orator.

— 28. C. Aubert, Orator. Nouvelle édition, publié avec une notice, un argument analytique et des notes. Paris, 1903.

— 29. C. Marchesi, l'Oratore commentato al uso delle scuole. Messina, 1904.

III. Auswahlen aus den rhetorischen Schriften.

30. P. Verres, Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. Münster, 1902.

30a. Reeb, Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für den Schulgebrauch. Text. Bielefeld und Leipzig, 1904.

Rez. WklPh 1905 S. 455 f. v. O. Weißenfels.

31. R. Thiele, Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schiften. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig—Wien, 1904.

31a. — Schülerkommentar zur Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften. ib. 1905.

Rez. WklPh 1904 Nr. 23 S. 627—629 v. Weißenfels. Riv. di Filol. XXXVIII, 2 S. 409 f. v. G. Ferrara.

IV. Einzelne Fragen.

Ciceros Lehre und Praxis.

a) Topik.

Cicero hat in seiner Jugendschrift de inventione oder richtiger in den libri rhetorici (veteres) die inventio für alle genera theoretisch behandelt. Ac mihi quidem, sagt er I, 9, videtur coniuncte agendum de materia (das γένος δικανικόν, συμβουλευτικὸν und ἐπιδεικτικὸν) ac partibus. Quare inventio, quae est princeps omnium partium, potissimum in omni causarum genere, qualis debeat esse, consideretur. Auch in den späteren Schriften hat er an der zusammenfassenden Behandlung der Topik, wenn er eine solche gibt, festgehalten, wiewohl im einzelnen sich manche Verschiedenheiten leicht aufzeigen lassen. Ein Versuch, dem Redner bei der praktischen Betätigung seiner Vorschriften nachzugehen, würde die inventio auf allen Gebieten zu verfolgen haben. Auf die Gerichtsreden beschränkt sich die Königsberger Dissertation

32. Fr. Rohde: Cicero, quae de inventione praecepit, quatenus secutus sit in orationibus generis iudicialis. Regimontii Borussorum, 1903.

Die L. Jeep gewidmete Arbeit zeichnet sich mehr noch als durch Umfang und äußere Gefälligkeit durch ihren Gehalt vor dem Durchschnitt der Dissertationen aus; sie liefert einerseits zu Ciceros Topik in De inv. u. a. rhetorischen Schriften einen sachlichen, andrerseits zu den Gerichtsreden einen rhetorischen Kommentar. Man darf freilich das „quae praecepit“ nicht pressen zu einem quae ipse praecepit, sondern muß sich gegenwärtig halten, daß Cicero im wesentlichen die traditionelle Schultheorie wiedergibt — gerade bei der Topik — und daß die aus seinen Reden zusammengesuchten Beispiele zum auct. ad. Herenn. und zu anderen Rhetoriken nicht minder gut passen und daß umgekehrt manche Vorschrift der Theorie Ciceros in seiner Praxis keinen Beleg findet. Aber wertvoll bleibt eine solche Zusammenstellung trotzdem, zumal wenn sie mit solcher Sorgfalt vorgenommen ist.

Rohde gliedert die Auffindung des Stoffes nach folgenden 8 Abschnitten mit zahlreichen Unterabteilungen: I. De constitutionibus, II. De exordio. III. De narratione, IV. De partitione, V. De confirmatione, VI. De reprehensione, VII. De conclusione. VIII. Qui loci in singulis constitutionibus adhibeantur.

Sein Verfahren ist dieses: Er stellt die topischen Regeln zunächst zusammen, de inv., de or., part., top. u. a., prüft und vergleicht sie, auch mit denen anderer Theoretiker (Cornificius ad Herenn., Quintilian), mustert dann die Reden durch und bietet in kurzer, klarer Inhaltsangabe die Belege, z. B. die loci für das benevolos — attentos — dociles facere, oder die 14 loci für die conquestio (p. 138—144). Dabei benutzt Rohde fleißig und geschickt die Fingerzeige der Scholien und die neuere Literatur, aus der für die vorliegende Frage besonders hervorzuheben ist die Königsberger Dissertation von Wilhelm Heinicke „De Ciceronis doctrina, quae pertinet ad materiam artis rhetoricae et ad inventionem“ (1891). Darum klärt die gehaltreiche Arbeit an ihrem Teil nebenher auch manche andere Frage.

b) Rhythmus.

Es seien hier im Anschluß an Bornecque (Nr. 27) noch drei Werke notiert, die in anderem Zusammenhang eingehender zu besprechen sind und auf die ich selbst im nächsten Bericht noch zurückzukommen hoffe.

33. Th. Zielinski, Das Klauselgesetz in Ciceros Reden. Grundzüge einer oratorischen Rhythmik. Leipzig, 1904. Auch im Philologus IX. Suppl. S. 589—811.

34. F. Blass, Die Rhythmen der asianischen und römischen Kunstprosa. Leipzig, 1905.

35. J. May, Rhythmische Analyse der Rede Ciceros pro S. Roscio Amerino. Leipzig, 1905.

Über die gesteigerten Bemühungen, den Rhythmus der alten Kunstprosa zu erforschen, handelt der Bericht Bd. CV (1900) S. 227—232 und S. 244—250, ferner Bd. CXVII (1903) S. 151—153.

Einen klaren Überblick über die verschiedenen Richtungen gibt

36. De Jonge, Les théories récentes sur la prose métrique en latin, im Musée Belge 1902, S. 262—279.

Er sieht besondere Richtungen in Wuest, E. Müller, Bornecque, Zielinski, W. Meyer.

Von den zwei Hauptwegen, nämlich die rhythmischen Gesetze im Anschluß an die Lehre der Alten oder unabhängig von ihnen aufzufinden, schlägt Zielinski, der über die Hälfte von Ciceros Reden ins Russische übersetzt hat, den zweiten ein. Cicero habe ungemeine Begabung für rhythmischen Ausdruck, aber seine Theorie, die in kleineren Abschnitten „zur Geschichte der Frage" z. B. S. 19, S. 89 und sonst kurz angedeutet wird, sei unselbständig, unklar und verfehlt. Zielinski hat die Klauseln der Reden Ciceros geprüft, an die 18 000 Schlüsse (bis auf 8 Silben), ein Umfang der Untersuchung, der seinesgleichen sucht und den Verfasser berechtigt, wiederholt vom „Raubbau" anderer zu sprechen. Kein Wunder, wenn er gelegentlich ausruft: „Das Buch über den konstruktiven Rhythmus, der den ganzen Satz (ev. Periode) berücksichtigt, soll ein anderer schreiben." Die Klausel zerfällt ihm in die Basis*) z. B. die Grundform — ∪ — und in die Kadenz z. B. — ∪, bis zu 5 Silben; die genaue metrische, prosodische und typologische Untersuchung der Satzschlüsse oder richtiger Abschnitte bei Interpunktionen ergeben eine Anzahl von Gruppen (etwa 40) von mehr oder minder guten Klauseln, (128 Formen zu 8 Silben), die in Tabellen mit Prozentangabe der Häufigkeit ihres Vorkommens vorgeführt werden: z. B. von den bevorzugten Klauseln (Verae) für die Form — ∪ — — ∪ archipirata oder elaborarent oder morte vicerunt — dieses die üblichste Cäsur —, 4184 Fälle oder 23 % aller Klauseln, mit den 4 verwandten

— ∪ — — ∪ —,
— — — — ∪ —,
— ∪ — — ∪ — ∪,
— — — — ∪ — ∪

*) Dionys. Hal. gebraucht βάσις (συν. ὀν. p. 157 R) nicht vom Schluß.

sogar 60 %; von den erlaubten (Licitae), die als Ciceronisch von Quintilian angemerkte Klausel esse videatur — ∪ | ∪ ∪ — ∪ mit 772 Beispielen oder 4,3 %, die übrigen licitae mit den 16 Klauseln verwandten Charakters (andere Auflösungen, Umstellungen) 26,5 % aller Schlüsse der Reden. Für die gemiedenen (Malae), gesuchten — zum Zwecke besonderer Wirkung — (Selectae) und verpönten (Pessimae) bleibt ein kleiner Rest (6,1 %. 5,2 %. 1,4 %), unter diesen die vielgenannte clausula heroica — ∪ ∪ — ∪ mit kretischem Anlauf, also — ∪ — | — ∪ ∪ — ∪ = 0,6 %.

Faßt man nur die letzten zwei Füße ins Auge, wie Cicero gewöhnlich tut, so ist seine Bemerkung, der üblichste Schluß sei Dichoreus (— ∪ — ∪) und Kretikus (— ∪ —) durch Zielinskis Statistiken nicht als oberflächlich erwiesen.

Die Theorie Ciceros ist durch Verschmelzung des metrischen Prinzips (die Silben zu messen und zu zählen nach dem Bestand der Sprache, in der gegebenen Reihenfolge, wie Ephoros und andere Isokrateer taten: πούς = ῥυθμός) und des rhythmischen (Messung der Zeitdauer — ∪ ∪ = — —; — ∪ — = ∪ ∪ ∪ —) getrübt, abgesehen von dem akzidentellen Rhythmus der Antitheta und Perioden, den Cicero richtig fühlt, aber nicht erklärt. Quintilian bezeugt (IX 4, 52), daß die Schultheorie das einfache Zählen der Silben als das Praktischere bevorzugte (Schlußsilbe des Wortes anceps bei Cicero und Dionys. Hal.). Zielinski berücksichtigt in seiner Klauseltheorie sowohl das metrische als das rhythmische Prinzip (Auflösungen und Umstellungen), auch das von Bornecque vertretene: daß ein bestimmter Worttypus wie ferant oder andi die Wahl des vorausgehenden Wortes bestimme, das typologische, kommt zu seinem Rechte, sodaß in den V, L, M, P, S-Klauseln die Cäsuren berücksichtigt werden: indicaretur (α), non oportere (β), morte vicerunt (γ), civitas possit (δ), restituti sint (ε). Cicero sagt von diesem nichts (s. Blass Rhythmen S. 112). Bei Zielinski wird nur der Gedanke Bornecques so ergänzt: „weil dieses (Schlußwort) vorzugsweise dasjenige Schema enthält, wodurch jenes (vorangehende Wort) zur bestmöglichen Klausel ergänzt wird“ (Zielinski S. 247). Im ganzen steht Zielinski dem metrischen Standpunkt, den hauptsächlich Jul. Wolff (De clausulis Ciceronianis) vertritt, näher. Auch deckt sich nach seiner Anschauung der oratorische Akzent mit dem poetischen (auch nach Dionys. Hal.), nicht zu betonen iudícia, benefícia; der vulgäre Akzent geht in rascher Entwickelung andre Bahnen. „Unter dem Einfluß des Satzrhythmus kann die den Hauptakzent tragende Silbe auf einen Nebenakzent beschränkt bleiben und eine nebentonfähige tonlos werden“ (S. 238). Ich kann dieses Tonwandelgesetz und viele andere Gesetze, welche das Buch aus dem Klauselgesetz ableitet, nicht

verfolgen; jedenfalls sind hier interessante Probleme und Wege zu ihrer Lösung gezeigt und in unserer schulmäßigen Aussprache bedarf vieles einer Berichtigung. Um so erfreulicher ist es, wenn das Klauselgesetz in der Hand der niederen und höheren Kritik zweierlei bekundet: daß unsere Ciceroüberlieferung gut genannt und daß die Ausgabe von C. F. W. Müller als die beste — gerade wegen ihres abwägenden, eklektischen Verfahrens — angesehen werden kann. Im einzelnen ergeben sich nach dem Klauselgesetz die Dehnung fuissē scio n. ä., deesse einsilbig (anders praeesse), pre(he)ndo, mihi und mi, nihil und nil, reccido, redduco, relliquus; assecla, deverticlum, spectaclum, aber periculum; der gen. indici u. ä., Eigennamen schwankend (i, ii); Adjektiva — il; egō; Formen wie fuerimus — fueritis stets lang; auch surpere (für surripere), cottidie, gratiis, postum neben positum. In der höheren Kritik spricht das Klauselgesetz für die Echtheit mancher angezweifelter Reden, so der pro Marcello.

Zielinskis Buch ist frisch und zugkräftig geschrieben, sodaß der Leser seine Zweifel zurückdrängt und über manche spinose Partie hinwegkommt. Für die rhetorischen Schriften Ciceros müßte der Gehalt des hervorragenden Werkes erst ausgeschöpft werden; eine Geschichte der Theorie (Isokrates, Aristoteles, Ephoros, Theophrastos, Cicero etc.) hat der Verfasser nicht schreiben wollen. Wenn eine solche einmal vorliegt, wenn auch das Buch vom konstruktiven oder durchgehenden Rhythmus, das Sinn, Ethos, Wohlklang, kurz alle Faktoren in ihrer Wirkung aufdeckt (vgl. Dionys. Hal. π. συνθ. p. 24 R) und den Klauseln ihre rechte Proportion zuweist (vgl. Zielinski S. 224), seinen kompetenten Verfasser gefunden hat, dann dürfte die Brücke zwischen dem Tatsachenmaterial, das Zielinski in Menge aufzufahren und zu ordnen begonnen hat, und der Theorie Ciceros, des Dionys von Halikarnaß u. a. nicht so schwer zu schlagen sein, als es gegenwärtig scheint.

Eine eingehende Inhaltsübersicht über Zielinskis Werk gibt

A. Clark, in Class. Rev. XIX, 1905, Nr. 3 (April) S. 164—172.

Der tüchtige Cicerokenner kommt zu dem Schluß: „that whatever the ultimate explanation of his (Zielinskis) law may be, it is a very valuable instrument which cannot be neglected by any critic; while it enables every reader to discover fresh charms in Ciceronian prose.“ Der letzte Grund wird wohl dieser sein: Was wir in der Prosa sprechen, bewegt sich im ganzen in jambischem Rhythmus; das Anhalten wird durch Umkehrung — ◡ oder durch Unterdrückung der Kürze fühlbar gemacht: (◡) — ◡ — — ◡̄, wobei etwas wie Brechung oder Biegung empfunden wird. Freilich geht das nicht uno tenore fort, sondern die Sprache der Völker und die einzelnen sind da verschieden. „Das quantitative Verhältnis der langen und kurzen Silben ist es, welches der Sprache den Charakter gibt,“ sagt Zielinski S. 5 mit Recht.

Als eine Art Gegenstück zu Zielinski kann man das neue Buch von Fr. Blass (Nr. 34) betrachten, der unter seinen vielseitigen Studien nun ein Menschenalter hindurch auch den rhythmischen Fragen der Kunstprosa sein scharfes Auge zugewandt hat. Aber es ist nicht auf eine Polemik gegen das Klauselgesetz zugeschnitten, sondern weit umfassender angelegt, sodaß es uns die Theorie und Praxis Ciceros im großen historischen Zusammenhang der hellenistisch-römischen Zeit wenigstens streckenweise vorzuführen geeignet ist. In der Praxis folgt Cicero, dem in der Rhythmisierung der Rede L. Crassus u. a. vorangingen, den Asianern, deren Eigenart, prosodischen Reim der Klauseln, Hegesias begründet hat. In der Theorie mengt er vieles bei aus der Lehre vom attischen Rhythmus, d. i. der unauffälligen Wiederkehr größerer oder kleinerer rhythmischen Einheiten in allen Teilen der Wortfügungen. Die Unklarheiten, die Blass bei Cicero, besonders im Orator findet, möchte ich eher als Widersprüche bezeichnen, die sich aus der Zusammenkoppelung grundverschiedener Theorien notwendig ergeben, s. o. S. 189. Mit Recht schärft Blaß neueren Forschern das metrische Gewissen, wenn sie u. a. — — — — gleichsetzen wollen — ∪ — ∪; Cicero folgt im Grunde doch wie andre Rhetoren den Metrikern. Daß Cicero die Bedeutung der Worttypen nicht kennt, wird von Blass gebührend hervorgehoben. Aber es reimt sich wohl nicht, wenn dieser dem Verfasser des Klauselgesetzes, dessen Subtilitäten sich nur des Urhebers eigener Kopf zurechtlegen könne, vorrückt, daß er die Theorie Ciceros fast ganz beiseite geschoben habe, und wenn er selbst wegen des Hin- und Herschwankens oder der absichtlichen Dunkelheit der Erörterungen Ciceros dem Orator desselben Valet sagt, um sich an die Praxis des Redners zu halten.

Blass analysiert u. a. Partien der Miloniana, z. B. 23

> Quam ob rem, iudices, ut aliquando
> ad causam crimenque veniamus |
> si neque omnis confessio facti est inusitata |

etc. so, wie etwa Cicero selbst oder Dionys die Gliederung vornehmen würden. Und das ist eine einfache und sicherlich nicht die schlechteste Analyse. Dazu deckt aber Blass überall die Responsion auf. Ein häufiges Entsprechen ist nicht zu leugnen. Für die Perioden und Gorgianischen Figuren möchte ich diese Responsion aber zunächst nicht von den beabsichtigten Rhythmen herleiten. Blass sagt selbst S. 2: „Weder ist die rhythmische Gliederung an die Satzgliederung gebunden noch ist sie von dieser einfach unabhängig.“ Die Rhythmen der Römer sind gegen die der Griechen (selbst eines Paulus und Barnabas) gehalten viel einfacher, eintöniger; doch wechselt Cicero weit mehr ab

als Spätere. Verschiedene rhythmische Entwickelungsstufen in der Praxis des Redners erkennt Blass nicht an. Die Rhythmen fallen — und darin stimmt Blass mit Zielinski, May u. a. überein — bei der Konstitnierung des Textes aller Reden schwer ins Gewicht.

Wenn Blass S. 134 die Befürchtnng äußert, eine Analyse der Rede pro S. Roscio Amerino möchte sich nicht so leicht vollziehen wie die der späteren Reden, so hat J. May mit seiner genanen Gliederung der Rosciana (Nr. 35) diese Besorgnis zerstreut. Das Verfahren Mays, welcher der rhythmischen Theorie Ciceros besonders eingehende Studien gewidmet hat, beweist aufs neue (wie früher A. du Mesnil u. a.), daß die Fingerzeige der Alten zum Auffinden verborgener Schönheiten nicht wertlos sind.

Vgl. meine Besprechung der Arbeit Mays in den „Südwestdeutschen Schulblättern" 1905 Nr. 9 S. 322—324.

Alphabetisches Verzeichnis.

Bericht über die Literatur zu den römischen Annalisten in den Jahren 1893—1905

von

Hermann Peter in Meissen.

Der diesmalige Bericht wird sich, schon nm nicht zn wiederholen, was bereits von anderen Mitarbeitern in dieser Zeitschrift besprochen worden ist, innerhalb der für den vorigen (in Bd. LXXVI S. 98—118) gezogenen Grenzen halten, sich also auf die literargeschichtliche Behandlnng beschränken und die Untersuchungen über die Qnellen der erhaltenen Historiker und Biographen nur dann in seinen Bereich aufnehmen, wenn sie für die Erkenntnis der Annalisten selbst irgendeinen bedentenden Ertrag abwerfen; im besten Fall dienen sie meist nur znr Vervollständigung der Charakteristik der uns vorliegenden Autoren. Ich mache allein mit Soltans Buch über Livius eine Ausnahme, das den Anspruch erhebt, abzuschließen, indem es „aus einer Fülle von Spezialnntersuchnngen über römische Quellenkunde das Fazit zu ziehen nnd eine gesicherte Grundlage für eine Geschichte der römischen Annalistik zu gewinnen sncht.“ Doch begnüge ich mich mit einer Übersicht und glaube damit einer Aufzählnng seiner in verschiedenen Zeitschriften nnd Programmen verstreuten Vorarbeiten überhoben zu sein, anch einer Berichterstattnng über sein früheres Bnch „Livius' Qnellen in der III. Dekade“ (Berlin 1894), da er ihre Ergebnisse in jenem selbst rekapituliert, um anf ihnen weitere anfzubauen. Eine Kritik würde von der Aufgabe dieser Zeitschrift zu weit abführen.

W. Soltau, Livius' Geschichtswerk, seine Kompostion und seine Quellen. Ein Hilfsbnch für Geschichtsforscher nnd Liviusleser. Leipzig 1897.

Der Verf. ist streng methodisch vorgegangen. Die Ergebnisse von Nissens Untersnchungen gelten ihm als unumstößlich; er nimmt

mit ihm an, daß in der IV. und V. Dekade Livius für die Verwicklungen Roms mit Makedonien, Syrien und den hellenistischen Staaten Polybius fast ausschließlich benutzt hat, nur zum Teil für die Verhandlungen in Rom, überhaupt nicht für die spezifisch römischen Ereignisse, und sieht nun seine Aufgabe darin, für die von den Polybianischen Stücken leicht zu sondernden annalistischen bestimmte Gewährsmänner zu ermitteln. Da hierfür äußere Anhaltepunkte fehlen, untersucht er sie „nach ihrer eigentümlichen äußeren und inhaltlichen Beschaffenheit", unterscheidet ausführlichere Kriegsberichte und hauptstädtische chronikartige Angaben, die teils vom stadtrömischen Gesichtspunkte aus in einem trockenen Lapidarstil über Komitien, Triumphe, Prodigien usw. gemacht und bis zur Ermüdung ausgemalt werden, und leitet die Kriegsberichte von Claudius Quadrigarius, die kürzeren Angaben, „die das pontifikale Jahrbuch so gut wie unverfälscht wiedergeben," von Calpurnius Piso, die anderen von Valerius Antias ab; denn für die IV. und V. Dekade kämen nur diese drei Annalisten in Betracht. Eine Tabelle (S. 43—46) verteilt die Kapitel dieser fünfzehn Bücher unter Polybius und die drei Annalisten, gleiche fassen die Ergebnisse der nächsten Untersuchungen zusammen.

Für die dritte Dekade stellt S. Polybianische Bestandteile nicht in Abrede, wohl aber des Polybius direkte Benutzung*), dies besonders deshalb, weil die Kontamination eines annalistischen Berichts mit dem Polybianischen, wie er sie für Livius XXI 31—38; 52—56, 58—61 anerkennt, schon ein lateinischer Autor vor ihm (und zwar Claudius) vorgenommen haben müsse (s. d. vorigen Bericht S. 107 f.). Daher besteht die abschließende Tabelle aus zwei Rubriken „Polybianische" und „direkte Quellen", unter welchen neben Claudius am häufigsten Cölius erscheint, für den er besonders chronologische Erwägungen und den Vergleich mit erhaltenen Fragmenten und mit den nach seiner Meinung von ihm abhängigen Berichterstattern Appian, Dio und Plutarch (in d. Biogr. des Fabius) sprechen läßt. Von den Vorstellungen aus, die sich S. so von diesen beiden Annalisten gebildet hat, zerlegt er die übrigen Bücher der dritten Dekade, indem er noch den Valerius Antias hinzufügt, der die Cölianische Erzählung gekannt, mit ihr die offiziellen Berichte verbunden und sie in willkürlicher Weise umgestaltet habe.

Damit ist der Übergang zur ersten Dekade gebahnt, in der

*) Gegen diese und andere Behauptungen Soltaus ist das Wölfflin gewidmete Buch von H. Sanders 'Die Quellenkontamination im 21. und 22. Buche des Livius' (Berlin 1898) gerichtet, der zu der alten Lachmann-C. Peterschen Ansicht zurückkehrt.

ihm den pontifikalen Charakter vor allen Valerius Antias und Piso, die junge Annalistik Licinius Macer und Älius Tubero vertreten, allerdings nicht so, daß sie sich scharf gegeneinander abheben, da einerseits Antias die pontifikale Überlieferung der sagenhaften Vergangenheit frei rhetorisch behandelte, anderseits wenigstens Tubero auf die ältesten Annalisten wie Fabius und Piso zurückgriff; auch der Gegensatz zwischen Antias und Piso, wie er in den späteren Büchern gefunden war, verschiebt sich: nicht die Verschiedenheit in der Bearbeitung der Stadtchronik trennt sie hier; die Eigenart des Piso wird durch seine strenge Sachlichkeit und Kürze und durch die Angabe von Intervallen in der älteren römischen Geschichte, nicht von Eponymen, und danach die Abhängigkeit einzelner Abschnitte des Livius bestimmt. Treffend betont S. das Heraustreten der Familiengeschichte einzelner berühmter Geschlechter in der ersten Dekade, besonders ihrer zweiten Hälfte, die der Licinier, Fabier, Decier, Quinctier, Servilier u. a., die er durch Vermittlung ihrer Annalisten auf ihre Laudationes zurückführt. Mit der zweiten Pentade erhält Claudius seinen Platz neben den jüngeren Annalisten Macer, dem Volksmann, dem Livius die demokratische Darstellung der Verfassungskämpfe, und Tubero, dem Optimaten und Antiquar, dem er die in dieser Richtung gefärbten Stücke verdankt (s. Liv. IV 23, 1). Diese Grundgedanken leuchten ein, lassen sich aber in der Zuweisung des einzelnen an bestimmte Namen, wie sie Soltau versucht hat, nicht so einfach durchführen; selbst für das 10. Buch, wo der Boden verhältnismäßig noch am sichersten ist (Soltau in Fleckeis. Jahrb. 155 S. 639 ff.), muß er einräumen, daß Livius noch einen vierten Annalisten, nämlich Valerius Antias, benutzt hat, und zwar diesen teils direkt (S. 124), teils wieder durch Tubero, der den Fabisch-Licinischen Bericht aus den Familienpapieren der Valerier durch ihn ergänzt habe; darauf verteilt S. die Lobreden auf die gefeierten Geschlechter unter die einzelnen Annalisten; die Quinctier, Servilier, Furier, Valerier, Papirier und auch die Decier fallen Tubero zu, die Volumnier, Scipionen und Fulvier Claudius, die Licinier und Fabier Macer, ohne daß aber diese Scheidung überall hätte festgehalten werden können; denn die Fabische Tradition ist nach Soltaus Meinung auch von Tubero ausgeschrieben worden (S. 119—121), was an und für sich sogar wahrscheinlich ist, aber eine Zuteilung der aus ihr stammenden Nachrichten an den einen oder anderen von vornherein aussichtslos macht. Weniger zuversichtlich bewegt sich S. innerhalb der vier übrigen Bücher der zweiten Pentade; die Quellen sind hier nach seiner Annahme die gleichen; ebenso in den Büchern II—V, nur daß in diesen bis zum Beginn der gallischen Katastrophe (V 36) anstatt Claudius Piso erscheint; chronologische Untersuchungen, der Vergleich mit Dionys (Kap. 18 S. 184

—189) und die Beobachtung der Fugen haben ihn hier bei seinen Aufstellungen wesentlich unterstützt. Endlich sieht er das erste Buch als einen Auszug aus Antias an, mit größeren Einlagen namentlich in der ersten Hälfte aus Tubero, „welchem neben Antias teils ältere Quellen wie Piso, teils die Varronischen Forschungen zugänglich waren."

Das Buch schließt mit einem Kapitel über die Arbeitsweise des Livius und mit 'Grundlinien einer Geschichte der römischen Annalistik', denen eine Übersicht der den einzelnen Annalisten zugewiesenen Kapitel vorausgeschickt ist; für 2000 glaubt er, allerdings nicht überall mit gleicher wissenschaftlicher Sicherheit, die direkte Herkunft festgestellt zu haben (Philol. 57 S. 346). Hier kann ich ihm, selbst seine nicht festgelegte Voraussetzung der Benutzung von höchstens je vier Annalisten einmal zugegeben, nur zu einem kleinen Teil beipflichten und vertausche vielfach seine Sicherheit nur mit Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit, aber sooft auch die Namen der Auctores mit einem oder mehreren Fragezeichen zu versehen und obgleich die Fugen bei Livius nicht so deutlich zu erkennen sind, wie S. glaubt, so hat er doch gewisse Typen derselben genau formuliert, für weitere Forschungen reiche Anregung gegeben und durch scharfsinnige Kombination fruchtbare Beiträge zur Beurteilung der Arbeitsweise des Livius und des Inhalts seiner Berichte geliefert.*)

Lehrreich für die Geschichtsfälschung in Nachsullanischer Zeit ist

Ed. Schwartz, 'Notae de Romanorum annalibus'. Göttinger Progr. 1903,

der an einem einzelnen Beispiel ausführt, wie Dionys von einem uns unbekannten Rhetor oder Annalisten, der, um die Geschichte des Jahres 500/254 auszufüllen, eine Verschwörung von verarmten Schuldnern und Sklaven zur Wiederherstellung der Herrschaft der Tarquinier nach dem Muster der Catilinarischen breit dargestellt hatte, eine Erdichtung übernommen hat (V 53—57), nachdem er außer der Verschwörung der Söhne des Brutus schon eine von Sklaven im J. 501/253 kurz berichtet hatte, die sich bei einem Vergleich mit der dritten unzweifelhaft als deren Vorlage erweist. S. Berl. philol. Wochenschr. 1904 S. 10 ff.

*) Die Marburger Dissertation von G. Jung (1903) 'Beiträge zur Charakteristik des Livius und seiner römischen Quellen (Cölius Antipater, Valerius Antias, Claudius Quadrigarius)' will in einzelnen Abschnitten aus der Zeit der punischen Kriege die Selbständigkeit des Livius gegenüber Polybius und den Annalisten zeigen und damit die Unzuverlässigkeit des Livius, soweit er nicht mit Polybius übereinstimmt.

Annales maximi.

Die Untersuchung über sie war von mir und Seeck (s. vor. Ber. S. 102 f.) durch Hervorhebung der bis dahin noch nicht genügend beachteten Worte *notare consueuerat — gesta per singulos dies* bei Servius (z. Verg. Aen. I 373) neu angeregt worden; sie waren von mir mit den Acta diurna oder amtlichen telegraphischen Depeschen verglichen, von Seeck als Marksteine innerhalb des Kalenders bezeichnet worden. Eine Übersicht über sie gab Cichorius bei Pauly-Wissowa I S. 2248—2255 und führte sie unter Beistimmung von Wachsmuth (Einleit. S. 618 f.) und z. T. von Schanz (Literaturg. I² S. 25 f.) dahin weiter, daß die Vermerke auf der Kalendertafel, da sie Teuerungen, Sonnen- und Mondfinsternisse aufnahmen, nicht zu der Mitteilung von Tagesereignissen an das Volk bestimmt sein konnten, sondern dem praktischen Bedürfnisse der Priesterschaft dienen sollten. Die Ausdehnung ihrer Veröffentlichung auf 80 Bücher (von dem gallischen Brand an) durch den Pontifex maximus P. Mucius Scävola (in der Zeit der Gracchen) erklärt er durch die Aufnahme der vollständigen Kalendertafeln. Mit Recht macht aber dagegen W. Soltau ('Die Entstehung der a. m.' im Philol. LV S. 257—276) geltend, daß für die Veröffentlichung der Tafeln mit dem gleichen Grundschema kein Zweck abzusehen sei, und folgert aus Ciceros (de orat. II 12, 52) *ab initio rerum Romanarum*, daß sie bis zur Gründung der Stadt zurückgereicht haben müßten, also die Zeit bis zum Beginn der priesterlichen Aufzeichnung ergänzt worden sei, und zwar die der Könige aus antiquarischen Erörterungen der Amtsvorgänger oder Vorfahren, die folgenden Jahre aus Akten mannigfacher Art. Neben der Tafel aber, die seit ca. 300 v. Chr. zu Anfang jedes Jahres weiß getüncht, ausgehängt und im Laufe desselben mit kalendarischen, sakralen und religiösen Notizen beschrieben worden sei, um das Volk auf seine Pflichten hinzuweisen (*potestas ut esset populo cognoscendi* Cic.), habe der Oberpriester, so vermutet er weiter, etwa seit 249 ein Jahrbuch geführt, um dem historischen Interesse zu genügen. Ich wüßte nicht, inwiefern diese ohne Beweis hingeworfene Ansicht dazu verhelfen sollte, die Ausdehnung der veröffentlichten Annales zu erklären. Eine Gruppierung der *per singulos dies* verzeichneten Ereignisse bei der Veröffentlichung nach dem Inhalt, z. B. der Prodigien, nimmt auch Soltau an und zieht selbst aus der zweiten Pentade des Livius Abschnitte aus, die deutlich eine zwiefache Fassung nach Form und Inhalt verraten, eine kürzere im Lapidarstil mit Angaben, die mit dem Priesterkollegium in engerem Zusammenhang standen, Reste der ursprünglichen Aufzeichnung, und eine aus der Rekonstruktion stammende erweiterte, für die Amts- und Triumphverzeichnisse, Familienarchive und dgl.

(er fügt sogar kurze Berichte älterer Annalisten hinzu) den Stoff lieferten. Zu derselben Ansicht ist L. Cantarelli in einer mir unbekannt gebliebenen Schrift 'Origine degli a. m.' (Torino 1898) von Soltau unabhängig gelangt und auch L. Wülker ('Die geschichtliche Entwicklung des Prodigienwesens bei den Römern', Lpz. Diss. 1903, S. 50—70) schließt sich ihr in einer klaren und übersichtlichen Behandlung für ihren zweiten Teil an, nur ebenfalls unter Ablehnung des Jahrhuchs, während er über Wesen, Inhalt und Zweck wie Cichorius urteilt. Von einem in Bremen auf der Philologen-Versammlung 1901 gehaltenen Vortrag Bormanns ist bis jetzt nur ein Exzerpt in den 'Verhandlungen' S. 105 erschienen; er hat die Tafel als einen 'kirchlichen Anzeiger' der Priester, die A. m. als einen Auszug aus den Acta des Priesterkollegiums gedeutet. Der Gesamtrichtung der großen römischen Geschichte von Pais entspricht es, wenn er (Storia Rom. I 1 p. 27 ff.) die Veröffentlichung des Mucius Scävola eine orthodoxe Geschichte nennt, offiziell zum Teil schon in früherer Zeit gefälscht sogar durch Zuziehung griechischer Schriftsteller und des Ennius, um gefälschten Urkunden Glaubwürdigkeit zu verleihen; doch hat er gerade hier das Material nicht genügend beherrscht (s. Wülker S. 62). Durch eine andere Vermutung hat Enmann ('Die älteste Redaktion der Pontifikalannalen' Rh. M. LVII S. 517—533) die Entstehung der A. m. zu erklären versucht. Soweit hält er an der früheren Ansicht fest, daß der Oberpontifex anfangs die jährlich wechselnden Holztafeln 'nicht für die Sonderzwecke seines Kollegiums, sondern zum öffentlichen Besten, zur Bekanntmachung und Beurkundung chronologischer, allmählich aber immer reicher werdender historischer Daten verfaßte', eine Fortentwicklung des *(inter)calare*. Die erste Vereinigung derselben aber verlegte er im Anschluß an Mommsen (Röm. Gesch. I [9] S. 463) in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts, verbindet damit die Ergänzung der Geschichte nach oben hin, der Königsgeschichte aus der ätiologischen Dichtung und die der folgenden Jahrhunderte aus derselben und aus einzelnen echten Resten und stellt als den Redaktor den ersten plebejischen Pontifex maximus (253/501) Tiberius Coruncanius (cos. 280/474) hin. Es wäre so die Erklärung dafür gefunden, daß beim Beginn unserer Kenntnis die römische Geschichte schon in einer festgeordneten Fassung uns entgegentritt, leider schwebt nur die Vermutung völlig in der Luft.

Die Zahl der Fragmente hat R. Maschke ('Das älteste Fragment der Stadtchronik', Philol. LIV S. 150—161) um die Erzählung des Plinius n. h. 33, 17—20 über den Schreiber des App. Claudius Cn. Flavius vermehren wollen, indem er sie auf Valerius Antias und durch diesen auf die A. m. zurückführte, nicht mit Glück, wie Münzer

(Quellen des Plin. S. 225 ff.) ihm nachgewiesen hat (Relliq. I p. CCI und 131).*)

Den Einfluß der A. m. auf die gesamte römische Geschichte legt nach einigen allgemeinen Bemerkungen über ihr Entstehen und das Verhältnis der *historia* (*le genre*), die *annales* (*l'éspèce*) und die *res gestae* (*histoire pragmatique*) zueinander Ph. Fabia ('La règle annalistique dans l'historiographie Romaine' im Journal des Savants 1900 p. 433—442) in kurzen Zügen dar: 'La règle ann. ne peut être brisée que par la substitution de la biographie à l'histoire'; er erkennt aber auch seine Vorzüge an und findet sie besonders in der *fidelité machinale*.

Q. Fabius Pictor.

Der schmerzliche Verlust, den unsere Wissenschaft durch den Tod von A. von Gutschmid erlitten hat, hat sie zwar noch vor dem Anfangsjahr dieses Berichts getroffen; gleichwohl werden die Ansichten, die er über streitige Probleme aus dem Gebiet der Anfänge der römischen Geschichtschreibung ausgesprochen hat, einen Platz in ihm beanspruchen können, da sie erst im J. 1894 im fünften Band seiner kleinen Schriften von Fr. Rühl aus seinen Vorlesungen über die Geschichte der römischen Historiographie (S. 512—535) veröffentlicht worden sind. Ihren Begründer läßt G., und zwar erst nach dem zweiten punischen Krieg, griechisch infolge der Unbeholfenheit der Muttersprache schreiben (nach Schwegler) und seine Annalen von Ser. Fabius Pictor übersetzt werden, der von Cicero Brut. 21, 81 *iuris et litterarum et antiquitatis bene peritus* genannt wird und ihm allein bekannt gewesen zu sein scheint (s. auch Münzer a. O. S. 189 ff.); ihm gehörten auch fr. 1 und 12 wegen ihrer griechischen und etruskischen Kenntnisse an. Von Wichtigkeit ist für die Beurteilung des alten Fabius bekanntlich sein Bericht über die Jugendgeschichte der Zwillinge Romulus und Remus, den Dionys von Halikarnaß nach seinen eigenen Worten vor sich gehabt hat, während der mit ihm im wesentlichen übereinstimmende Plutarch ihn so einleitet (Rom. c. 3): Τοῦ δὲ πίστιν ἔχοντος λόγου μάλιστα καὶ πλείστους μάρτυρας τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος ὁ Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθηκε. Gutschmid will nicht bezweifelt wissen, daß Diokles vor Fabius schrieb, trotzdem hat noch in neuester Zeit W. Christ ('Griech. Nachrichten über Italien' in den Sitzungsber. d. philos.-hist. Kl. d. Bayer. Ak. der

*) Um G. Amatucci, gli Ann. max. Rivista di filol. class. XXIV 2 p. 208—238 habe ich mich umsonst bemüht.

Wiss. 1905 H. I S. 115—122) aus einem Vergleich der Legende bei Dionys und Plutarch auf das höhere Alter des Römers geschlossen (so außer anderen auch Schwartz bei Pauly-Wissowa V S. 797 f.). Ich beziehe das ᾧ nicht auf Diokles sondern auf λόγου und glaube dadurch die Schwierigkeit beseitigt zu haben.

Daß Polybius trotz seiner Polemik Fabius benutzt hat, wird allgemein angenommen, auch von Gutschmid (S. 517); genauer hat die Grenzen für die Geschichte des ersten punischen Krieges Fr. Reuß (Philol. LX S. 102—148) zu bestimmen unternommen (I 20—24, 7; 25, 5—30, 4; 32—36; 36—37, 4; 39, 2—6; 40—41, 4; 49—51), allerdings mit dem unrichtigen Ausgangspunkt der Übereinstimmung mit Eutrop und Orosius, besonders in Zahlangaben, die nach seiner Meinung, wenn auch nicht direkt, auf ihm beruhten. Sogar bei Livius wird des Fabius unmittelbare Benutzung von Soltau ('Fab. P. u. Liv.' Phil. LVII S. 345 f.) in Abrede gestellt, von F. Luterbacher, wie mir scheint, mit Recht, (unter Betonung des *inuenio* II 40, 10, ebenda S. 510 f.) wieder behauptet.

Die Vermutung von Arnims, daß die Quelle seines interessanten Ineditum Vaticanum wegen der Berührung mit Diodor Fabius sei (s. vor. Ber. S. 105) ist durch eine besser begründete von Wendling (Herm. 28 S. 334—354) ersetzt worden; nach ihm geht der Inhalt auf Posidonius zurück.

Die Zahl der Fragmente der Fabier ist durch die neue Serviusausgabe von Thilo vermehrt worden (z. Än. V 73): *Fabius Helymum regem in Sicilia genitum Erycis fratrem fuisse dicit.*

L. Cincius Alimentus.

Gegen die Ansicht von Hertz, Mommsen u. a., daß die unter dem Namen eines L. Cincius überlieferten antiquarischen und staatsrechtlichen Schriften nicht von dem alten Historiker, dem Zeitgenossen des Fabius Pictor, sondern von einem jüngeren L. Cincius herrühren (s. Relliq. I p. CIIII sq.), hat L. Cohn (in den Neuen Jahrb. V S. 323—342) — nach einer späteren Erklärung (S. 516) stammen seine Gründe aus Neumanns Vorlesungen — das Anrecht des Alimentus auf die antiquarischen Schriften durch den Hinweis auf nur kurze Zeit später erschienene ähnliche Literaturwerke wiederherzustellen und den jüngeren Cincius, der in die letzte Zeit der Republik oder in die des Augustus verlegt worden war, aus der römischen Literaturgeschichte wieder zu streichen versucht, ohne aber alle Gründe der Gegner zu entkräften. Besser ist ihm dies mit der (Mommsen-)Plüßchen Hypothese

gelungen, daß die griechische Chronik des Alimentus gar nicht von ihm selbst, sondern erst von einem Nachfahren in lateinischer Überarbeitung veröffentlicht worden sei; auch in einer erneuten Behandlung (N. Jahrb. V S. 640 f.) hat ihr Urheber sie nicht retten können.

M. Porcii Catonis origines.

Die Gelehrten scheinen über die von Teuffel und mir ausgeführte Ansicht einig geworden zu sein, daß sich der Titel Origines ursprünglich allein auf die für sich publizierten drei ersten Bücher bezogen habe und dann nach Herausgabe auch der nächsten vier, wohl erst nach seinem Tode, unverändert geblieben sei (so Gutschmid, Wachsmuth, Schanz). Genauer hat K. J. Neumann (Herm. 31 S. 528) für die Veröffentlichung der ersten drei Bücher das Jahr 168 (ungefähr) angesetzt, für die Inangriffnahme der anderen vier die Zeit nach dem Besuch Karthagos durch Cato im Jahr 157. Weiter nehmen nach anderen Mommsen, Jordan, Schanz (I^2 S. 126) an, daß Cato die Zeit von der Vertreibung der Könige bis zum ersten punischen Krieg übersprungen und nur eine Zeitgeschichte geplant habe, während Gutschmid (S. 519 f.) wie ich sich für einen Zusammenhang der beiden Teile ausgesprochen und daraufhin die Ökonomie der Origines klargelegt hat. Nepos, so meint er, konnte in seiner Inhaltsangabe jene Zeit außer acht lassen, „weil ohne Zweifel die Origines italischer Städte im 2. und 3. Buch bei Gelegenheit der Unterwerfung oder Bekriegung derselben mit Rom zur Sprache kamen“.

Für das Nachleben der Origines ist namentlich Varro von Bedeutung gewesen; daß sogar Virgil ihre Gründungsgeschichten oder -sagen italischer Städte durch seine Vermittelung kennen gelernt hat, ist von R. Ritter erwiesen worden (Dissert. Hal. XIV p. 329—423).

Der Vollständigkeit wegen will ich noch erwähnen, daß Ribbecks mit feinem Verständnis warmherzig geschriebener Aufsatz 'M. Porcius Cato als Schriftsteller' aus dem Neuen Schweizerischen Museum I 1861 S. 7 ff. in seinen Reden und Aufsätzen S. 236—258 wieder abgedruckt worden ist.

Zu fr. 56: Statt *Sextius* vermutet R. Ritter (a. a. O.) *Sueius;* gemeint sei der Freund des Varro M. S. (Ribbeck, Röm. Dicht. I 308), derselbe, aus dessen epischer Dichtung zwei Bruchstücke Macrobius VI 1, 37; 5, 15 anführe; s. Varro de l. l. VII 104.

Zu fr. 84: Soltaus Vermutung (s. vor. Ber. S. 109 f.), daß, weil Polybius wie Cato den ersten punischen Krieg auf 24 Jahre berechnet, dieser zu seinen Quellen gehöre, weist Fr. Reuß Philol. LX S. 126—128 mit Recht zurück.

L. Calpurnius Piso.

Mit genaueren Nachweisen der Benutzung seiner Annalen haben sich namentlich Soltau und Münzer beschäftigt; der erstere hat im Philologus LVI S. 118—129 ('Der Annalist Piso') ihn zunächst zur Hauptquelle für die Geschichte der Königszeit in Ciceros De republica neben Polybius gemacht und, um sein Ansehn bei Cicero im allgemeinen zu erweisen, sogar seinen Namen für den des Libo in ad Att. XIII 30, 3; 32, 3 (auch bei Appian b. c. III 77) eingesetzt und in Fortführung eines früheren Aufsatzes ('Die annalistischen Quellen in Livius' IV. und V. Dekade', Philol. 52 S. 664—702) bei Livius Spuren von ihm als dem Vertreter der alten Annalistik in ziemlichem Umfang erkennen wollen (eine Übersicht 'Livius' S. 206 f., dagegen Luterbacher Philol. LVII S. 511), allerdings nicht immer in reiner Form, sondern schon verquickt mit der jüngeren.

Münzer nimmt für den älteren Plinius im 5. Kapitel seiner Quellenuntersuchungen (S. 199—233) zwar in der Königsgeschichte ein Nachschlagen bei Piso selbst an, sonst aber als Mittelquelle Varro, der eine kulturgeschichtliche Darstellung auf Piso und Antias so aufgebaut habe, daß er für seine Nachrichten über die Amtstätigkeit der Zensoren und über die Triumphe jeden für seine Zeit heranzog, 'der er selbst am nächsten stand und teilweise noch angehörte', wie er auch die Bekanntschaft des Plinius mit Cassius Hemina durch Varro vermittelt sein läßt. Ich fühle mich hier auf festerem Boden als bei Livius. In einem früheren Aufsatz hatte Münzer (Herm. XXXI S. 308—312) das Jahr 751 (= 1 ab u. c.) als das Gründungsjahr der Stadt nach Piso bestimmt.

C. Fannius.

Sein Geschichtswerk ist für die Geschichte der Gracchen von großer Bedeutung und ist deshalb von ihren Darstellern in den Kreis ihrer Untersuchungen hineingezogen worden, zuletzt von E. Kornemann ('Zur Geschichte der Gracchenzeit. Quellenkritische und chronologische Untersuchungen'. 1. Beiheft zu Lehmanns Beiträgen zur alten Geschichte. 1903); nachdem nämlich E. Meyer (in der Festschrift zur 200jähr. Jubelfeier der Universität Halle 1896, vgl. E. Schwartz Gött. gel. Anz. 1896 S. 792—811) drei Überlieferungen über die Gracchen unterschieden hatte, die in den großen Hauptzügen übereinstimmen, aber in der Schuldfrage auseinandergehen, bezeichnet er die Annalen des Fannius als den Ausgangspunkt derjenigen Tradition, die 'in den lateinischen Quellen und stellenweise auch bei Plu-

tarch zutage tritt', behauptet jedoch, 'daß keine der späteren Quellen sie direkt benutzt hat, nicht einmal Cicero', und sucht die Vermittelung in den Annalen des Q. Hortensius Hortalus, deren Kenntnis freilich bei Cicero nur auf einem zweimaligen *audire ex H.*, einem *dixit H.* und *de bono auctore acceperam* beruhen würde. Ich verweise zur Beurteilung auf Fr. Cauer in der Berl. philol. Wochenschr. 1905 S. 599 ff.

C. Sempronius Tuditanus.

Zitiert wird von ihm, dem Konsul des J. 129, nur ein Werk Magistratuum libri, den Platz unter den Geschichtschreibern verdankt er den unter seinem Namen überlieferten Fragmenten, soll ihn nun aber nach der Untersuchung von Cichorius verlieren ('Das Geschichtswerk des S. T.' Wiener Stud. 1902 Bd. XXIV S. 588—599). Für die ersten vier seiner sechs Fragmente ist die Zurechnung zu einem antiquarisch-staatsrechtlichen Werk wahrscheinlich oder möglich, vielleicht auch für das 5., in dem 6. ist die Lesart οἱ περὶ Τουδιτανόν nur Konjektur, die Handschriften lesen οἱ περὶ τονιτατόν oder τουιτανόν, wofür Cichorius οἱ περὶ τὸν Ἀντίαν vermutet (ich οἱ περὶ τὸν Τίτον, d. h. Livius).

C. Coelius Antipater.

Einen die gesamte Literatur beherrschenden und sie kritisch sichtenden Überblick hat Gensel bei Pauly-Wissowa IV S. 185—194 gegeben, seine Stellung in der Geschichte des lateinischen Stils hat ihm Norden (Kunstprosa S. 176 f.) angewiesen, der unter unbedingter Billigung der Wiedereinsetzung des handschriftlichen *Coelius* (für *Lucilius*) im Auctor ad Herennium IV 12, 18 durch Fr. Marx (*quo in uitio est Caelius, ut haec* [traiectio uerborum] *est: 'in priore libro has res ad te scriptas Luci misimus, Aeli'*, s. Prolegg. ad auct. ad Her. p. 136 sqq.) ihn unter die Anhänger der ἔμμετρος λέξις der Asianer zählt.

Das viel erörterte Verhältnis des Cölius zu Livius in der dritten Dekade hat auch in den letzten Jahren nicht geruht. Soltau hat es wiederholt dahin zu bestimmen versucht, daß Livius zu Anfang nur Claudius Quadrigarius und Cölius, der nach Fabius, Silen und Cato gearbeitet habe, dann in zunehmender Ausdehnung Antias kontaminiert habe, besonders in den zwei Büchern über Livius und in dem Zaberner Programm von 1894; hier findet man das 21. und 22. Buch auf seine drei Autoren verteilt, in dem letzten Buch von 1897 die vermeintlichen Cölianischen Stücke aus der ganzen dritten Dekade gesammelt. S. traut also die Verarbeitung des Polybius mit römischer Überlieferung zwar dem Annalisten Quadrigarius, auf den er die unbestreitbar Poly-

bianischen Bestandteile bei Livius zurückführt, zu, aber nicht diesem selbst. Dagegen hat wieder Jung (s. oben S. 196) die unmittelbare ausgiebige Benutzung des Griechen neben den drei genannten Annalisten an einzelnen Beispielen vertreten. Gefördert ist die Lösung der Frage nicht.

In den Serta Harteliana (S. 204—207) hat Ad. M. A. Schmidt 'Zum Sprachgebrauch des L. Coel. A.' seine sprachlichen Eigentümlichkeiten nach dem üblichen System zusammengestellt (Formenlehre, Syntax, Lexikalisches, Stilistisches) und die alliterierenden Verbindungen, Anaphora, Monotonie in kurzen Sätzen hervorgehoben; bei den wenigen wörtlich überlieferten Fragmenten kann auch der Ertrag nur dürftig sein.

M. Aemilius Scaurus.

E. Pais ('I Frammenti all' autobiografia di M. Em. S. e la lex Varia de maiestate' in den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei. Vol. X p. 50—60) schließt aus dem Zitat seiner Autobiographie bei Valerius Maximus (fr. 1) auf ihre weitere Benutzung durch ihn da, wo er sich mit seiner Person beschäftigt, besonders III 7, 8, an welcher Stelle er ein Stück aus einer Rede gegen Q. Varius zitiert, erklärt die von Asconius p. 20 etwas abweichende Fassung und verwertet dies zur Charakteristik des Verfassers und seines Werkes.

P. Rutilius Rufus.

Ein neues Fragment würden wir gewonnen haben, wenn Flemisch den Anfang des Textes des Granius Licinianus (*Rutilius memorat* et q. s.) sicher ergänzt hätte; er ist aber zu lückenhaft überliefert, um eine solche Konjektur darauf zu bauen.

Q. Lutatius Catulus.

Mit seiner und seiner Umgebung Schriftstellerei hat sich R. Büttner in einem besonderen Buche beschäftigt ('Porcius Licinus und der literarische Kreis des Q. L. C.' Lpzg. 1893), S. 172—184 mit den Memoiren, die nach seiner Meinung nur dem Dichter A. Furius den Stoff zu einem Epos darbieten sollten (so auch nach meiner in Fleckeisens Jahrb. Bd. CV [1877] S. 749 ff. ausgeführten Ansicht; der Verf. hat den Aufsatz übersehen), und S. 185—193 mit 'den *communes historiae* des Lutatius und Lutatius Daphnis', die er als 'gemeinsame Forschung' erklärt.

A. Solari ('L. C. nella narrazione della guerra Cimbrica in Plutarco Mar. 23—27' in den Atti del congresso internazionale di

scienze stor. Vol. II Sez. I p. 365—373) nimmt nicht Sulla als Mittelsperson, durch die Plutarch die Kenntnis der Memoiren des Catulus erhalten habe, an, wie dies meist geschehen ist, sondern Posidonius, der jetzt immer mehr als Quelle Plutarchs in den Vordergrund tritt (auch bei Müllenhoff in der deutschen Altertumskunde II S. 126—189, der die Quellenfrage über den deutschen Krieg sehr gründlich erörtert hat, und E. Kind 'Quaestt. Plut. capita tria ad Marii et Sullae uitas pertinentia' Lpz. Diss. 1900); bewiesen aber hat es S. nicht.

L. Cornelius Sulla.

C. Vitelli, 'Note ed appunti sull' autobiografia di L. C. S.', Estratto dagli Studi Italiani di Filologia classica (Vol. VI [1898] p. 353—394)

behandelt, sich wesentlich an Busolt in Fleckeisens Jahrb. 141 S. 321 ff., 405 ff. anschließend, das Verhältnis des Plutarch, Appian und Sallust zu der Autobiographie Sullas und will beweisen, daß sie nur von dem letzten unmittelbar benutzt sei; für Plutarch vermutet er als unmittelbare Quellen Posidonius, Strabo und Livius. Gründlicher als er hat die Lösung der Frage Kind (s. ob.) in Angriff genommen, sich aber auf den Jugurthinischen Krieg beschränkt.

Q. Claudius Quadrigarius.

Gegen Holzapfel (Berl. phil. Wochenschr. 1895 S. 491) und Zielinski (Lit. Zentralbl. 1895 S. 658 f.) hat Soltau im Philologus LVI S. 418—425 seine Ansicht über Cl. Q. als Vermittler zwischen Polybius und Livius in der III. Dekade verteidigt und, um einen ihrer Einwände zu beseitigen, außer den Annalen noch ein zweites von Livius über die Scipionenfeldzüge benutztes Werk angenommen, 'in welchem Claudius in mehr äußerlicher Weise eine rhetorische Bearbeitung mancher Abschnitte des Acilius und Polybius in der Form von Laudationen zur Verherrlichung der Claudier, Fulvier und der Familie des Africanus gab'. Er hat diese Vermutung in seinem Buch über Livius S. 101 f. wiederholt, aber bei anderen, soviel ich weiß, keinen Beifall gefunden. Seine Ansicht über das Verhältnis des Cl. zu Livius s. ob. S. 203 f. Als Spuren des an den griechisch schreibenden Acilius sich anlehnenden Geschichtswerkes des Cl. noch in dessen Fragmenten hat Holzapfel (Fleckeis. Jahrb. 151 S. 128) *uiaticum* und *commentationes* = συναλλαγάς bezeichnet.

Valerius Antias.

Münzer ('Zu den Fragmenten des V. A.' Herm. XXXII [1897] S. 469—474 und Rivista di storia ant. IV 1899 p. 51—61) hat an

dem Mißverhältnis Anstoß genommen, daß schon das 22. Buch ein Ereignis des J. 137 behandelte und die nächsten (wenigstens) 53 nur 60 Jahre; daher hat er die Zitate aus späteren Büchern für verderbt erklärt und den Umfang des Werkes auf höchstens 30 Bücher beschränkt. Das Mißverhältnis erkennt Holzapfel ('Sull' età di V. A.' Rivista IV 1899 p. 51—60. 456—466) an, nicht aber die Verderbnis in den Zitaten und dehnt lieber das Werk bis zum Tode Cäsars aus; deshalb habe Cicero im J. 52 in der Aufzählung der römischen Annalisten (de legg. I 2, 6 ff) ihn noch nicht nennen können. Die Ökonomie der Annalen hat indes Gutschmid (V 526—531) aus dem Anwachsen des Stoffes erklärt; nach fr. 60 sei er im 45. Buche erst bis zum J. 110 gelangt, habe also, wenn er das 22. mit dem J. 133 schloß, je ein Jahr in einem Buche dargestellt und wenn so weiter, das J. 80 im 75. oder, wie es wohl angemessener sei, das J. 78 als das letzte im 77. Buche. Die Kriegsgeschichte habe drei Bücher gefüllt, nach den Zitaten aus dem 13. und 22. B. von dem elften bis zum zweiundzwanzigsten je ein Lustrum ein Buch. In seiner Charakteristik hebt er die euhemeristische Anschauung des Antias, die Sorglosigkeit in der Chronologie, die Fälschung und Übertreibung in den Zahlen teils aus Nationaleitelkeit, teils aus Effekthascherei, die Bevorzugung der Kriegsgeschichte hervor, macht auf eine gewisse Malice gegen den älteren Africanus aufmerksam, kurz, er ist keineswegs geneigt, ihn mit den übrigen Annalisten auf eine Stufe zu stellen, was man hat tun wollen. Es hat also C. Pascal recht, wenn er in dem zweiten Aufsatz seiner Studi Romani (Turin 1896) und nach erneuerter Bearbeitung in den Studi sugli scrittori latini (Turin 1900) p. 63—120 die Ansicht derer bekämpft, die, sobald Livius in den Zahlen übertreibt oder Valerier über Gebühr verherrlicht, seine Erzählung auf Antias zurückführen. Soltau läßt sich in der Tat bei der Bestimmung des Verhältnisses des Livius zu ihm von einer Voraussetzung leiten, die nicht so sicher erwiesen ist, wie er glaubt, nämlich, daß er der Hauptrepräsendant jener Annalistik sei, welche sich an die pontifikale Historiographie der Annales maximi anschloß. Aber darin muß man wieder ihm (Wochenschr. f. klass. Phil. 1898 S. 376 ff.) und Holzapfel (Berl. Wochenschr. f. kl. Phil. 1896 S. 1590 ff.) beipflichten, daß auch Pascal mit der Beschränkung der Benutzung des Antias auf die Zitate des Livius über das Ziel hinausgeschossen hat, und dem ersteren auch darin, daß seine Behandlung der Überlieferung des Scipionenprozesses ein Rückschritt gegen Mommsen bedeutet. Immerhin hat er mit seiner übersichtlichen Zusammenstellung des Materials die zukünftige Beschäftigung mit Antias wesentlich erleichtert.

Einlagen aus ihm in des Plinius naturalis historia hat Münzer

(Quellenuntersuch. S. 233—238) vermutet, an seiner 'starken' Benutzung durch Plutarch hält Gutschmid 'mit Sicherheit' fest (S. 531).

L. Cornelius Sisenna.

Den Umfang seiner Historien bestimmt Schanz I² S. 198 auf die Zeit vom Tode des Drusus, mit dem Sempronius Asellio geendet, bis zu dem Sullas und nennt sie die erste losgelöste selbständig gewordene Fortsetzung.

Für die Herstellung der Ordnung, in der seine von Nonius erhaltenen Fragmente in den Historien aufeinander folgten, hat nach anderen W. M. Lindsay (Rhein. Mus. 57, 200) einige Beiträge geliefert und danach die Buchzahl von fr. 9 und 117 in III, von fr. 104 in IV geändert.

Cali, 'La vita et le opere di L. C. S.' (Catana 1894) habe ich mir nicht verschaffen können.

C. Licinius Macer.

Für seine Verurteilung als eines demokratischen Tendenzfälschers durch Mommsen (s. d. vor. Ber. S. 116 f.) ist in der letzten Zeit nur Wachsmuth (S. 629 f.) eingetreten. Gutschmid (S. 531—535 und Schanz I² S. 194 f.) kehrt zu der früheren Ansicht zurück, nach der er die von ihm zitierten libri lintei wirklich eingesehen hat und erklärt sein Buch 'für einen schnell hingeworfenen Abriß, reich an neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten, gemacht unter Anlehnung an das unförmige Werk des Gellius, von einem geistreichen Mann'. Soltau (in Fleckeis. Jahrb. 155 S. 409—434 und 639—652 und in dem letzten Buche S. 105—116) behandelt ihn mit Tubero zusammen als die wichtigsten Quellen für die ständischen Kämpfe in Rom und als die eigentlichen Vertreter des Opus oratorium. O. Bocksch hat in seiner Dissertation ('De fontibus libri V et VI ant. Rom. Dionys. Hal. quaestiones uariae' in den Leipz. Stud. XVII p. 165—174) durch solide Forschung die Spuren des L. als einer der wichtigsten Quellen in den genannten Büchern des Dionys zu erweisen gesucht, der ihn aber nicht ausgeschrieben, sondern frei bearbeitet habe; dabei habe ihm Valerius Antias eine Unterlage geliefert.

Q. Aelius Tubero.

Soltau (Herm. XXIX S. 631—33) will dem Vater L. die von mehreren Schriftstellern zitierten Historien zusprechen und beseitigt den Sohn Q. bei Livius IV 23, 3 *Valerius Antias et Q. Tubero* durch die Konjektur *Antias atque Tubero* (wie schon Unger in Fleckeis.

Jahrb. 143 S. 321); es bleibt aber immer noch *Quintus Tubero* bei Sueton Caes. 83 übrig, dessen Zitat c. 56 ein historisches Werk nahe legt. Cicero, auf den Soltau sich stützt, spricht auch nur (ad Quint. fr. I 1, 3, 10) von der Beschäftigung des Vaters mit der Geschichtschreibung (*praesertim cum scribat historiam*), Veröffentlichung ist nicht bezeugt (so Schanz I² S. 196 f. Klebs bei Pauly-Wissowa I S. 537. Pais St. R. I 2 p. 683). Seine Vermutungen über die Benutzung durch Livius in der ersten Dekade hat Soltau durch die Übersicht in dem letzten Buche über Livius S. 211 zusammengefaßt. An eine Berichtigung der urkundlichen Forschung des Macer denkt wegen seiner Verbindung mit Tubero bei Livius Gutschmid S. 533.

[illegible]

[illegible]

[illegible]